

Ein Lebensbild

EIN LEBENSBIID

Pfarrer

Johann Christoph Blumhardt

Ein Lebensbild

von Friedrich Zündel, Pfarrer

xxxxxxxxxxxxxxxx

MMXIII

LEIBNIZ VERLAG · ST. GOAR

Blumhardt-Zündelsches Handbuch zum Neuen Testament, Bd. I
Englische und Russische Ausgabe von diesem Band in Vorbereitung

www.blumhardt.com

??

*Herausgegeben in Zusammenarbeit mit der
Johann Heinrich Dräger Stiftung*



1. Auflage, 1. Tsd.

© 2013 by Leibniz Verlag, D-56329 St. Goar
www.leibnizverlag.de; Lektorat und Korrektur:

Adalbert Töpfer und Hans-Henning Mey

Schrift: StplGaramond/Linotype; Satzerstellung: Leibniz Verlag

Gesamtherstellung: Druck- und Verlagsges. Bietigheim GmbH

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbest. Papier: Alster 1,3fach

??

ISBN 978-3-931155-33-9 Hln. oder kart. -???

INHALT

Vorwort zur Neuauflage	9	
Vorwort	22	Seiten sind von anderem Buch, nicht aktuell für dieses Buch
Erster Teil: Das Werden		
Erster Abschnitt: Einleitendes und Jugendzeit		
Kapitel 1. Der heimatliche Boden	27	
Kapitel 2. Geburt – Erste Jugend	42	
Kapitel 3. Die Hochschule	53	
Zweiter Abschnitt: Der Kandidat		
Kapitel 4. Dürrenz	27	
Kapitel 5. Basel	42	
Kapitel 6. Iptingen	53	
Zweiter Teil: Möttlingen		
Erster Abschnitt: Einleitung und Anfangszeit		
Kapitel 7. Möttlingens frühere Pfarrer	27	
Kapitel 8. Amtsantritt – Hochzeit – Erstes Wirken	42	
Zweiter Abschnitt: Der Kampf		
Kapitel 9. Krankheit der Gottliebin Dittus	27	
Dritter Abschnitt: Die Erweckungszeit		
Kapitel 10. Die Bußbewegung	27	
Kapitel 11. Die Wunder	27	
Kapitel 12. Predigt, Hoffnungsgedanken	27	
Kapitel 13. Blumenlese aus Blumhardts Schriften über die Hoffnungsgedanken	27	
Kapitel 14. Gottesdienst und christliche Gemeinschaft	27	
Vierter Abschnitt: Privatleben. Allgemeiner Beruf		
Kapitel 15. Der Privatmann	27	
Kapitel 16. Übergangszeit	27	

Dritter Teil: Bad Boll

Erster Abschnitt: Geschichtliches

Kapitel 17. Bad Boll	27
Kapitel 18. Geschichte des Hauses	42
Zweiter Abschnitt: Der Pfarrer in Bad Boll	
Kapitel 19. Der Hausvater	27
Kapitel 20. Der Seelsorger	42
Kapitel 21. Gebetserhörung	53
Kapitel 22. Der Prediger	53
Kapitel 23. Reisen	53
Kapitel 24. Der Schriftsteller	53
Dritter Abschnitt: Abschluß	
Kapitel 25. Seelsorge im engeren Kreise – Neue Hoffnungen	27
Kapitel 26. Sterben	27
Kapitel 27. Nachwort	27

In Jesus ist ein Register – soll hier eins rein??

Vorwort zur Neuauflage

Das Zündelsche „Jesus-Buch“ wie auch das „Blumhardt-Zündelsche Handbuch zum Neuen Testament“ richten sich an ernsthaft Suchende, vor allem aber an die Studierenden der Theologie. Es ist das erste Mal, daß diese innerlich zusammengehörigen und von einem Geist getragenen Schriften gemeinsam erscheinen; gleichwohl bleibt jeder Band für sich eigenständig und in sich abgeschlossen.

Damit werden Texte wieder zugänglich, die seit Jahrzehnten vergriffen waren; die Bände „Seelsorge“, „Predigten“ und Zündels Blumhardt-Biographie erscheinen zum ersten Mal seit über 100 Jahren wieder vollständig. Es ist zu hoffen, daß innerhalb der theologischen Fakultäten, der evangelischen wie auch der katholischen, der einzigartige Wert bald erkannt wird, den Blumhardts und Zündels Werke für die Ausbildung künftiger Pfarrer und Priester haben können.

Das Zusammentreffen des jungen Zündel mit Blumhardt*, seinem geistigen Ziehvater, bedeutete eine Sternstunde – man kann schwer abschätzen, wie sehr das von ihnen Durchlebte und Erfahrene nachfolgenden Generationen, insbesondere gläubigen Menschen, bis auf den heutigen Tag zu Anregung und Hilfe wurde.

Zum Verständnis der drei im reifen Alter veröffentlichten Hauptwerke Zündels – die Blumhardt-Biographie, das „Jesus-Buch“ und „Aus der Apostelzeit“ – ist es hilfreich, etwas über Johann Christoph Blumhardt zu erfahren. Otto Bruder sagt in einer Auswahl seiner Schriften** über ihn: „Was Blumhardt aus seiner Zeit heraushebt und warum sein Wort heute wieder so besonders gewichtig ist, liegt darin, daß er die in der Bibel bezeugten und ihm geöffneten „Realitäten“: die Tatsächlichkeit der Herrlichkeit der Macht Gottes, den Sieg Christi, die Herrschaft des erhöhten Herrn und die Kraft der Sündenvergebung

Achtung:
das
Vorwort
gehört
nicht zum
Buchtitel

nicht als etwas vergangen Historisches nimmt, nicht für Erfahrungen früherer Zeiten, welche heute höchstens noch für das jenseitige Leben eine Bedeutung haben, daß ihm also dieses Buch nicht nur Kunde gibt von einstigen Taten Gottes, sondern daß durch das Wort der Schrift, wenn es gehört und geglaubt wird, Gott sich gegenwärtig als der Machtvolle und Siegreiche in Jesus Christus erweist und in noch größerer Fülle erweisen will, als wir es bisher erfahren haben.“

„Diese Haltung Blumhardts bedeutet insofern etwas Neues für die evangelische Kirche in den letzten 400 Jahren ihrer Geschichte, als nun von einem Manne die Ereignisse der Bibel und ihr Niederschlag im Worte der Propheten und Apostel nicht bloß als eine geistige, unsere alltägliche Erfahrung übersteigende und ausschließlich auf die Rettung der Einzelseele gerichtete Sache erkannt wurden, sondern als Erweis von Herrschertaten des lebendigen Gottes, welche mit Abschluß der biblischen Dokumente nicht beendet waren, sondern ununterbrochen weiter von Gott gewirkt werden und zur Erscheinung kommen, und auch heute noch tiefer in das Erdenwesen eingreifen möchten bis zur Herbeiführung einer von aller Sünde und Finsternis befreiten Schöpfung, wenn nur eine wartende Gemeinde auf Erden vorhanden wäre, welche sich Gott als Werkzeug zu seiner Erlösungstat zur Verfügung stellt.“ –

Ein entscheidendes Erlebnis wurde Blumhardt die Heilung der Besessenen Gottliebin Dittus in seiner Möttlinger Gemeinde im Jahre 1843. Wenn man seinen Bericht an die vorgesetzte Kirchenbehörde hierzu aufmerksam liest,* wird deutlich, wie tief Blumhardt – ganz wider seinen Willen! – in den Bereich des Dämonischen hineingezogen wurde und wie sich ihm diese Welt als lebendige Wirklichkeit in einer Art und Weise offenbarte, daß man erschreckt vor diesen Abgründen am liebsten die Augen verschließen und sie als gar nicht vorhanden abtun möchte.* Blumhardt erlebte dann aber, im Zusammenhang mit den Begleitumständen der Heilung der Gottliebin Dittus und ihrer Schwester Katharina,** das Hereinströmen himmlischer Kräfte in seine Gemeinde und die nach und nach sich vollziehende

tiefgreifende „Erweckung“ derselben. Da war nicht einer in der Gemeinde, der im Verlauf der nächsten Wochen und Monate nicht reumütig in Blumhardts Studierstube gekommen wäre und so dem Herrn seine Sünden offenbart hätte; dabei, so Blumhardt, „mußte jeder wenigstens 3 Mal kommen; andere, denen die Ruhe nicht kam, weil noch ein Butzen versteckt war, haben 6 bis 8 Mal kommen müssen“.*** Daß hier kein leichtes Spiel mit Worten getrieben wurde, sondern daß es sich um gültige Wirklichkeiten handelte, die in den Augen unseres VATERS Bestand haben, ersieht man aus bestimmten Begleitumständen, die Blumhardt in Briefen festgehalten hat, soweit solche Dinge überhaupt menschlicher Beurteilung zugänglich sind.***

Nach Blumhardts erster großer Erfahrung – der Heilung der Dittus, und der zweiten, noch größeren: der Bußbewegung in seiner Gemeinde, folgte, so Zündel, „eine dritte, nicht minder schöne und fürs Ganze verheißungsvolle: Die Wunder: Auch diese Erscheinung kam, wie es in der Natur der Sache liegt, nicht durch ihn, sondern sichtlich von oben. In dieser Aufeinanderfolge der großen Erfahrungen macht- und gnadenvollen Einwirkens einer allerhöchsten Hand liegt aber doch eine schwer verkennbare göttliche Logik; es war für Blumhardt selbst eine fast an Offenbarung grenzende Sprache Gottes, die in ihm alles übertönte und ihn wie prophetisch sicherstellte. Diese dritte Erfahrung war natürlich von der zweiten zeitlich nicht scharf geschieden, wie diese von der ersten, sondern wuchs organisch aus der zweiten hervor.“*

Dieses waren die Verhältnisse, in denen der junge Zündel bald nach Aufnahme seines Ingenieurstudiums 1845 mit Blumhardt in Möttlingen Bekanntschaft machte.

Es wäre durchaus im Sinne Blumhardts und Zündels, wenn ihre Person zurückträte gegenüber dem Entscheidenden, um das es hier geht – den Glauben zu gelebter Wirklichkeit werden zu lassen. Mit diesen kurzen Einblicken in das Sehnen und Trachten Blumhardts ist auch Wesentliches über Zündel gesagt; hinsichtlich seines Werdegangs und seines innigen Ver-

hältnisses zu Blumhardt verweisen wir auf das Vorwort von Georg Merz zu „Aus der Apostelzeit“.

Anlässlich der Neuherausgabe der Schriften Zündels wollen wir einen Blick auf die Quellen werfen, auf die sich Zündel in seine Ausführungen stützt. Es sind vor allem die vier Evangelien, dann die von Lukas als Fortsetzung seines Evangeliums verfaßte Apostelgeschichte und die wichtigsten Briefe des Paulus und anderer Apostel. Zur Glaubwürdigkeit dieser Quellen bemerkt F. F. Bruce:*

„Es ist eine seltsame Tatsache, daß Historiker die neutestamentlichen Schriften oft viel bereitwilliger anerkannt haben als manche Theologen.** Es gibt Menschen, die ein „heiliges Buch“ *ipso facto* mit Argwohn betrachten und viel mehr Bestätigungen für seine Echtheit verlangen, als sie für ein gewöhnliches weltliches oder heidnisches Schriftstück fordern würden. Vom Standpunkt des Historikers aus ist jedoch bei beiden derselbe Maßstab anzulegen.“ (...)

„Der allumfassende Anspruch des Neuen Testaments an die Menschheit ist absolut, Charakter und Taten seiner Hauptgestalt sind so ohne jede Parallele, daß es nicht schaden wird, wenn wir die historische Zuverlässigkeit mehr als bei anderen Schriftstücken sicherstellen. Tatsächlich muß unbestritten bleiben, daß für das Neue Testament mehr Beweismaterial vorliegt als für andere alte Schriftstücke aus einer Zeit, die entsprechende Vergleiche zuläßt. Es gibt mindestens 3000 griechische Manuskripte vom Neuen Testament, die es vollständig oder teilweise wiedergeben. Die besten von ihnen gehen zurück bis etwa zum Jahre 350. Die beiden bedeutsamsten sind der Codex Vaticanus, die größte Kostbarkeit der Vatikansbibliothek in Rom, und der bekannte Codex Sinaiticus, den der deutsche Wissenschaftler Tischendorf auf eine abenteuerliche Weise im Katharinenkloster am Sinai 1859 entdeckt hat.“*

„Vielleicht können wir am besten ermessen, wie reich das Neue Testament an Bezeugungen durch Manuskripte ist, wenn wir das Textmaterial anderer alter, historischer Werke damit vergleichen. Von Caesars *Gallischem Krieg* (verfaßt zwischen 58

und 50 v. Chr.) gibt es mehrere noch vorhandene Manuskripte, aber nur neun oder zehn sind gut – das älteste wurde 900 Jahre nach Caesars Lebzeiten geschrieben!***

Wie ganz anders steht es in dieser Hinsicht mit dem Neuen Testament!“

Wir sehen also: Die Quellenlage zur Textüberlieferung der Evangelien ist weitaus besser als z.B. bei Caesars *De bello gallico*. Kaum jemand wird ernsthaft in Zweifel ziehen, daß es den Gallischen Krieg gegeben hat, oder gar, daß Caesar wirklich gelebt hat – aber wenn es um Jesus geht? Wer die Überlieferungsgeschichte der Evangelien grundstätzlich in Frage stellt, wird vermutlich andere, eher persönliche Gründe dafür haben.

Die näheren Umstände der Abfassung der Evangelien sind seit Generationen Gegenstand intensiver textkritischer und philologisch vergleichender Forschung. Wir dürfen, als Ergebnis eines immensen Gelehrtenfleißes seit den Zeiten des Erasmus von Rotterdam heute als gesichert annehmen, daß der Grundstock des Neuen Testaments bereits zwischen den Jahren 80 und 110 abgeschlossen war: Markus, der Jesus nicht gehört hatte, dafür aber die Lehrvorträge des Petrus als dessen Begleiter und Dolmetscher, verfaßte sein Evangelium um das Jahr 70, Matthäus zwischen dem Jahr 80 und 90, und Lukas, der Gefährte des Paulus, schrieb seinen Bericht um das Jahr 90, also 30 Jahre nach dessen Gefangennahme in Rom (60-62). Da das Johannes-Evangelium, im Gegensatz zu den synoptischen Evangelien, bei den christlichen Schriftstellern der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts (so Ignatius von Antiochien) noch nicht bekannt war, deutet manches auf eine Entstehung ab 110 hin.* Der Zeitraum zwischen der Abfassung der Originale und den frühesten uns überlieferten Codizes ist, so Frederic Kenyon, „so kurz, daß er praktisch außer acht gelassen werden kann, und der letzte Grund zu irgendwelchen Zweifeln daran, daß die Schriften uns tatsächlich so überliefert wurden, wie sie einst geschrieben worden sind, ist nun beseitigt. Sowohl die *Glaubwürdigkeit* als auch die *Echtheit* der Bücher des Neuen Testaments können als erwiesen angesehen werden.“***

Außer dem Kanon des Neuen Testaments, der offensichtlich bereits im ersten Drittel des 2. Jahrhunderts in der heute vorliegenden Form abgeschlossen war, steht Zündel für die Bearbeitung seines Stoffs eine zweite wichtige Quelle zur Verfügung: die enge Verbindung mit Johann Christoph Blumhardt und die hiermit verbundenen tiefen Erfahrungen.

Davon, was Blumhardt für Zündel und dessen Werdegang bedeutete, macht man sich nicht leicht eine rechte Vorstellung: Schon als junger Student am Polytechnikum in Stuttgart durchwanderte der junge Zündel die Nächte zum Sonntag, um so Blumhardt in der Kirche von Möttlingen hören zu können; er nahm dann im Pfarrhaus am Mittagessen teil, um erst in der Nacht zum Montag wieder den achtstündigen Weg zurück nach Stuttgart anzutreten.* Blumhardt hatte zu dieser Zeit bereits eine „handgreifliche“ Auseinandersetzung mit den Mächten der Finsternis siegreich durchstanden, wurde dadurch auch der natürliche Mittelpunkt einer Erweckungsbewegung, die nach und nach alle Mitglieder seiner Möttlinger Gemeinde erfaßte. Hier, zu dieser Zeit und an diesem Ort, öffnete sich für diese Gemeinde der Himmel, so daß die frohe Botschaft, „das Reich Gottes ist genah“, in den Herzen zu alltäglicher Wirklichkeit werden durfte.

Ausgerüstet mit dem reichen Schatz solcher Erfahrungen sowie der außerordentlichen Ereignisse und Bezeugungen in Bad Boll, haben Blumhardt und Zündel die Begebenheiten aus dem Leben Jesu und der Apostelzeit erörtert und zu verstehen versucht; das eine ums andere Mal werden sie sich einmütig gesagt haben: „Ja, so wie in Möttlingen und Bad Boll, so etwa muß es auch damals bei unserem Herrn Jesu und seinen Jüngern zugegangen sein!“

Blumhardt war sich der Bedeutung der intensiven Gespräche mit Zündel wohl bewußt, er sagt darüber (so Merz, im Vorwort zur „Apostelzeit“): „Aus dem Drang, göttliches Tatsächliches gangbar zu machen in unserer zweifelnden Welt, kam Zündel meinem Wunsche entgegen, die unter uns gepflogenen Gespräche über das Leben Jesu zu veröffentlichen, wie auch das,

was wir miteinander über das apostolische Zeitalter und die Apostel selbst dachten.“

Das Blumhardt-Zündelsche Handbuch versteht sich mit den Worten Karl Barths als „Wiedervorlage der Akten“, als eine „erneute Anfrage an die heutige Theologie“. So sagt Karl Barth in einem Vortrag über „Unerledigte Anfragen an die heutige Theologie“ bereits 1920 über Overbeck, Blumhardt und Zündel:*

„Wie war es nur möglich, daß die am Ruder befindliche Theologie in ihrer Jugendzeit an einem Fachgenossen wie Overbeck und an den von ihm an sie gerichteten Fragen so gleichmütig und unangefochten vorbeikam? Wie war es nur möglich, daß man sich damit begnügen konnte, seine historische Gelehrsamkeit zu bewundern, über die Wirkungslosigkeit seiner „rein negativen Art“ sich selbstzufrieden zu freuen und über die Tatsache, daß er, sich selbst und der Welt zum Trotz, Theologieprofessor war und blieb, immer wieder staunend und mißbilligend den Kopf zu schütteln? – Einige von uns haben sich längst darüber gewundert, wie man es damals, vor rund 30 Jahren meine ich, in der Theologie fertigbrachte, der Gedankenwelt des älteren und jüngeren Blumhardt und ihrer Freunde so gar keine Aufmerksamkeit zu schenken. Aus den Büchern Friedrich Zündels z. B. wäre doch, wie die seitherige Entwicklung der Dinge beweist, einiges Entscheidendes zu lernen gewesen, was uns allen allerlei Umwege und Irrwege erspart hätte, wenn man es sich damals hätte sagen lassen. Blumhardt und Zündel waren euch zu massiv, zu pietistisch, zu wenig wissenschaftlich und schulgerecht? Sei's einmal zugegeben, so schwer es uns fällt, uns in das akademische Hochgefühl zurückzusetzen, das für jene Zeit so bezeichnend war und das damals offenbar viele im übrigen sehr aufmerksame Ohren nach dieser Seite verschlossen hat. Aber – möchten wir heute fragen – warum hörte man dann nicht auf Overbeck? Wollte man den allzu dunklen Vorgängen von Möttlingen kein weiteres Nachdenken widmen, weil das Skandalon für das da-

malige Zeitbewußtsein allzugroß war, warum wendete man nicht um so größere Sorgfalt auf die Betrachtung des ebenso verheißungsvollen und näherliegenden Skandalons, das durch die „Christlichkeit der heutigen Theologie“ geboten war? Unmittelbar nebeneinander standen sie doch, Blumhardt und Overbeck, Rücken an Rücken, wenn man so will, sehr verschieden im Habitus, in der Terminologie, in der Vorstellungswelt, im Erlebnis, aber zusammengehörig in der Sache, Blumhardt als der vorwärtsschauende hoffende Overbeck, Overbeck als der rückwärtsschauende kritische Blumhardt, Einer zum Zeugnis für die Sendung des anderen. Warum hörte man nicht auf Overbeck? Dieser war doch wohl kein Pietist, kein Mirakelgläubiger, kein Dunkelmann, sondern so fein, so vornehm, so voraussetzungslos, als man nur wünschen konnte! Oder wollte man überhaupt kein Skandalon, daß man sich auch durch den kritischen Blumhardt, den Senior der Basler Fakultät, so gar nicht zur Sache rufen ließ? Darf man, wenn man man sich nur diesen einen Fall vor Augen hält, immer wieder den lieben Gott dafür verantwortlich machen, daß die Dinge in der christlichen Erkenntnis so langsam, so mäanderförmig vorwärtsgehen? Darf man sich, wenn man die damals verpaßten Gelegenheiten überdenkt, verwundern darüber, daß die Zeichen der Zeit in Theologie und Kirche heute so stark auf Deroute und Zersetzung deuten? Hätten nicht auch die, die heute immer noch auf den völlig überlebten Kampf gegen die Orthodoxie und dergleichen eingestellt sind, Anlaß, mit allem Ernst dort wieder einzusetzen, wo damals die fruchtbaren Möglichkeiten übergangen worden sind? Das waren die Fragen, die mich während der Lektüre des von C. A. Bernoulli herausgegebenen Overbeck'schen Nachlaßbandes* unausgesetzt beschäftigt haben.“

Als Vorlage für den Text dieser Ausgabe diente die letzte zu Zündels Lebzeiten erschienene Ausgabe, bei der wir, etwas abweichend von der von Georg Merz 1923 herausgegebenen,

fast alle Fußnoten des Autors übernommen haben. Für das Stellenregister – welches erstellt wurde, um auch benutzt zu werden! – konnte auf die gründliche Vorarbeit von Merz zurückgegriffen werden. Besonders danke ich Herrn Hans-Henning Mey, der mir bei der Neuherausgabe in allen Fragen treu und unermüdlich zur Seite gestanden hat.

Dieses Jesus-Buch ist weniger zum „Durchlesen“ gedacht als vielmehr zum Mitdenken, Vergegenwärtigen und Miterleben. Es sei gestattet, an dieser Stelle einen Wunsch auszusprechen: Daß diese Schrift dem Leser zu einem treuen Begleiter auf seinem Weg wird, daß sie ihm Anregung, Halt und Rat gibt und er mit der Zeit den Eindruck gewinnt, daß dieses Buch unter seinen Augen gleichsam lebendig wird und, wenn er sich darauf einläßt, in seinem Leben alles erneuert und auf alles belebend und befruchtend wirkt.

Johann Christoph Blumhardt und Friedrich Zündel waren wahrlich vom Geist Gottes ganz erfüllt. Ihre jetzt als Einheit neu erscheinenden Schriften sollen auch den Priestern und Pfarrern bei der Verkündigung des lebendigen Wortes Gottes in ihren Gemeinden als wertvolle Inspiration dienen.

St. Goar, im Oktober 2010

Leibniz Verlag, M. Dräger

Vorrede zur fünften Auflage

Der Zweck, dem dieses Buch dienen wollte, war von Anfang an ein höherer als der einer bloßen „christlichen Unterhaltung“. Neue, helle Einblicke großer Art in das, was Jesus ist und was Er uns Menschen sein will, ja nicht nur dies, sondern auch ein vielfaches, gnädiges und mächtiges Eingreifen Jesu in unsere Not in bisher wenig erlebter Weise – das war der Hauptertrag des reichen, in hohem Grade dem Herrn geweihten Lebens des Seligen; und diese Einblicke und Erfahrungen der großen Gemeinde mitzuteilen – das war und ist der Zweck dieses Buches, das gab ihm auch seinen Wert und seinen Segen. Diese freilich uralten, aber leider lange vergessenen und darum nun wieder neuen Anschauungen über die volle Bedeutung der Person Jesu wollen und dürfen hier verkündet werden nicht als Ergebnisse einer müßigen Spekulation, sondern als eine durch große Erlebnisse erhärtete und beleuchtete Tatsache. So gab ich von Anfang an dem Buche meinen Wunsch vor dem Herrn mit auf den Weg: „daß der reiche Segen, den er durch Blumhardt auf viele ausströmen ließ, auch über diesem Buche walte, ja daß etwas von der Luft einer nahenden schönen Gnadenzeit, die um den Seligen herum zu spüren war, den Leser anwehe und ihn mit Zuversicht erfülle zu der Gewißheit all der großen und schönen Dinge, von denen dies Lebensbild ihm erzählt“. Dieser Wunsch ist an vielen schon erfüllt.

Die Hoffnung, welche dem seligen Blumhardt aus seinen Erfahrungen erwuchs und welche immer mehr die treibende Kraft seines Lebens wurde, die Hoffnung auf eine große Heilszeit, welche unser Herr Jesus Christus herbeiführen und mit Seinem Wiederkommen vollenden will, diese Hoffnung tritt uns heute von vielen entgegen. Die Größe der Hoffnung macht schüchtern und bescheiden in bezug auf jeden Versuch, sich das Kommende im einzelnen ausmalen zu wollen, so auch in bezug auf den Zeitpunkt des Kommens. Die Größe und die Gewißheit

der Hoffnung lehrt uns und hilft uns *warten*, bis die Hindernisse beseitigt, die Herzen bereitet sind. Sie lehrt uns aber nicht minder *eilen*, nämlich in aller eigenen und allgemeinen Not, Verwicklung, Versuchung tapfer und selbstvergessend hinausblicken auf die große Gesamthilfe, die verheißen ist. Die Zeichen Seiner helfenden Hand, die Er uns je und je zusendet, sind uns eine Ermutigung, für die wir danken. Gerade in unserer heutigen Weltlage, welche sozial und politisch immer verwickelter wird und, menschlich angesehen, auf Lösungen hindrängt, welche unserem Auge fast mehr in der Gestalt eines Risses, einer Katastrophe, eines halben Untergangs vorschweben, gerade da blicken wir um so sehnsüchtiger und um so getroster auf unseren Herrn Jesum Christum, der stille siegend mitten über diesen Gärungen waltet und die Sache des Reiches Seines Vaters ihrer Vollendung entgegenführt.

Solche Hoffnung für das große Ganze, für die Christenheit, ja für die Menschheit hat Blumhardt, nachdem sie sich seiner eigentlich ohne sein Zutun bemächtigt, als ein einsamer Zeuge tapfer, aber schlicht und demütig vertreten; und dies ist es wohl, was am meisten seinem Leben eine allgemeine Bedeutung gibt und was auch diese erneute Veröffentlichung seiner Lebensgeschichte rechtfertigt.

Die großen Erfahrungen, aus welchen ihm diese Hoffnungen erwachsen, fielen einst dem Seligen nicht mühelos in den Schoß. Der ungewöhnlich düstere und herbe Charakter des Kampfes, durch welchen Blumhardt zu denselben gelangte, hat schon zu seinen Lebzeiten über *ihn*, weil er solches erlebt zu haben glaube, und nun auch über *mich*, weil ich es ihm glaube, daß er es erlebt hat, bei manchen ein tadelndes Kopfschütteln erregt. Es half ihm nichts, daß neben all den Geschichten, die ähnliches erzählen, die seinige einzig dasteht, einerseits in der nüchternen, frommen Behandlung, andererseits in dem nur durch Jesum gewonnenen siegreichen Ausgang, und es wird mir nichts helfen, daß meine von Mitte der vierziger Jahre herrührende Bekanntschaft mit weitaus den meisten an jenen Erlebnissen beteiligten Personen in ihrer ebenso hausbacken besonnenen als schlicht

frommen Art mir keinen Zweifel an ihrer Redlichkeit auch nur aufkommen ließ.

Das Erlebte verstößt aber so sehr gegen diejenige Weltanschauung, welche so ziemlich allgemein als „richtig“ vereinbart ist, daß uns diesen Leuten gegenüber nichts anderes übrigbleiben wird, als uns in ihr Kopfschütteln zu schicken. Der Anspruch auf Glaubwürdigkeit solcher außergewöhnlichen Erlebnisse wird ferner allerdings dadurch sehr beeinträchtigt, daß viele Behauptungen solcher wirklich nur auf Rechnung der großen Wundertäterin „Phantasie“ zu setzen sind. Und darum halten es manche noch für möglich, für verdienstlich, ja für Pflicht, *alle* Dinge solcher Art – und wär's auch mittelst der gewagtesten und willkürlichen Vermutungen – „wegzuglauben“ oder richtiger: wegzuwähnen. Danken wir lieber dem Herrn, daß er es einmal einem Menschen geschenkt hat, diesen Dingen tapferen Blicks ins Angesicht zu sehn und sie *wirklich weg-zuglauben*, d. h. sie kraft des Glaubens an Jesum tatsächlich in das Gebiet des Nichtseins – wohin jedermann sie wünscht – zu verweisen.

„*Jesus ist Sieger.*“ Dieser Ruf, der dem Seligen das Ende jenes ersten heißen Kämpfens kundgab und dessen immer neu erlebte Wahrheit seinem Siegesbedürfnis in dieser armen Zeit bis zum letzten Atemzuge die frohe Siegeshoffnung zugesellte – dieser Ruf wird noch hell und laut durch die an Geist und Wahrheit verarmte Welt gehen als Antwort auf ein immer allgemeiner werdendes, wenn auch sich selbst noch nicht klares Sehnen.

Daß dies bald geschehe und daß dies Buch auch in seinem neuen Laufe, den es nun antritt, dieser Siegeshoffnung Bahn brechen helfe, ist mein zuversichtlicher Wunsch vor dem Herrn.

Winterthur, Weihnachten 1886

F. Zündel, Pfarrer

Erster Teil

Da+ Werden

Erster Abschnitt

Einleitendes und Jugendzeit

R

Kapitel 1 – Der heimatliche Boden

Die Biographie eines Mannes beginnt gewöhnlich mit der Schilderung seiner Vorfahren und des häuslichen Kreises, in welchem er aufgewachsen ist. Bei einem Manne aber wie Blumhardt, der so machtvoll auf die geistige Richtung vieler seiner Zeitgenossen eingewirkt und – man darf wohl sagen – schließlich der evangelischen Kirche ein so reiches geistliches Vermächtnis hinterlassen hat, ist es noch von größerem Werte, seinem Lebensbilde eine Schilderung des geistigen Hintergrundes, aus dem es sich hervorhebt, voranzuschicken, der Geistesahnen, die ihm vorangingen, und der Geistesatmosphäre, die ihn umgab.

Im Anfang unseres Jahrhunderts, als Voltaires Unglaube die höheren Schichten der Gesellschaft überflutet und die Französische Revolution den Glauben der niederen unterwühlt hatte, gab es an einzelnen Orten und so auch vorzugsweise in Württemberg und namentlich in Stuttgart stille Kreise, in welchen ein jugendfrischer Glaube an das Evangelium lebte. Württemberg verdankt die bekannte Frische und Gesundheit seines christlichen Lebens namentlich einigen großen Männern, welche seinerzeit die unter dem Namen Pietismus bekannte Erweckung der evangelischen Kirche sich zwar dankbar aneigneten, jedoch mit ernster Abwehr jener schwärmerischen

Gefühlsseligkeit, durch welche der Pietismus an anderen Orten vielfach einem baldigen Siechtum verfiel. Unter diesen Männern heben wir besonders hervor J. A. Bengel* und seinen Schüler F. C. Oetinger. Während der Pietismus den Ruf seines Urhebers Spener**: „Zurück zur Bibel!“ bald ob der Pflege des alleinseligmachenden *Gefühls* vernachlässigte, machte Bengel mit demselben vollen Ernst und warf sich mit Riesenfleiß und großer Geistesfreiheit auf die Erforschung der Bibel; und während andererseits jener Gefühlskultus vielfach ein mißtrauendes und geringschätzendes Urteil über die Kirche weckte und den Schwerpunkt christlicher Gemeinschaft völlig in freie Geselligkeit verlegen wollte, verstand es Bengel in seiner hohen Ehrfurcht vor der Kirche einerseits und seiner Freude an solchen geselligen Vereinigungen andererseits, diese beiden Erscheinungen des christlichen Lebens in die richtige Stellung zueinander zu bringen. Seinem klaren, heiligen Blicke verdankt es Württemberg größtenteils, daß jene „Versammlungen“ daselbst, sicherlich auch um ihrer Fühlung zur Kirche willen, heute noch so fröhlich blühen, während sie andernorts, wo sie diese Fühlung entbehrten, meist verschwunden sind. Bengels Verdienst um die Erforschung des Neuen Testaments ist bekannt und ebenso, wenigstens in Fachkreisen, der Aufwand von Mut und Fleiß, womit er die Fehler des lutherischen Bibeltextes mittelst Vergleichung der ältesten Handschriften auszumerzen gesucht hat. Es bedurfte seiner ganzen Gewissenhaftigkeit, um gegenüber den Vorurteilen gerade seiner Gesinnungsgenossen so für die Bibel der Apostel gegenüber dem lieb gewordenen Texte der Lutherübersetzung einzustehen. Von größerem Einfluß auf das christliche Volk war ein anderes, ebenso geistesfreies Tun Bengels, nämlich: daß er durch fleißiges Studium der Offenbarung Johannis sich Aufschluß zu verschaffen suchte über den vermutlichen weiteren Verlauf des Reiches Gottes und der Geschichte der Kirche Christi. Hatte er mit seinem ersten Tun die Gläubigen fast erschreckt, so erntete er

*Johann Albrecht Bengel (1687-1752), Textkritiker des Neuen Testaments; Schriften zur Heilsgeschichte.

** Philipp Jacob Spener (1635-1705), Begründer des lutherischen Pietismus.

mit seinem zweiten den Spott der Welt. Es ist ja wahr, seine Art, die Geschichte der Christenheit, teilweise auch die schon geschehene, in der Offenbarung wiederzufinden, ist unhaltbar, und nicht minder seine Art, das Wiederkommen des Herrn in Zahlen zu berechnen, wodurch er – immerhin mit Vorbehalt eines mäßigen Fehlers – dasselbe auf 1836 voraussagte; und wir stehen still vor seinem Worte: „Ich werde mich weder in der Zeit noch in der Ewigkeit meiner apokalyptischen Arbeiten müssen reuen lassen“; aber andererseits war eben doch gerade dies Werk Bengels eine an gesegneten Folgen reiche Mannestat. Es war einerseits eine würdige Antwort gegen die Schwärmer, deren Mund immer von „Offenbarung“ oder von „der Herr kommt“ voll war, es kundzugeben, daß das Endziel der Menschheitsgeschichte, von welchem sozusagen die ganze Bibel redet, eines ernstesten, vernünftigen Studiums würdig und bedürftig sei. Aber es war eine noch weit mehr für die Kirche selbst wichtige Tat, daß er auf das große und gewisse Ziel des Reiches Gottes mit Macht hinwies. War es doch fast, als hielte man das Reich Gottes nur noch für eine Einrichtung, fromm zu leben und selig zu sterben, und dächte man sich den großen Lauf der Dinge als etwas von demselben Unabhängiges, in das sich Jesus Christus nie, höchstens einmal zu einem plötzlichen Abschluß, einzumischen habe, obwohl man ihn dennoch für den Sohn Gottes erkannte! Es war ein gewaltiger Ruf, der in seinem Vaterlande Württemberg mächtig wiederklang und der Frömmigkeit jener Kreise einen männlichen Charakter gab, Reichsdank, Reichshoffnungen, Reichssinn weckte. Es ist eben ein Unterschied, auch bei den Frommen, ob man denkt: „Die Welt bleibt, wir aber vergehen“, oder aber: „Die Welt vergeht, wir aber bleiben (1. Joh. 2).“ Der Gedanke an das Kommen des Herrn machte die Lenden umgürtet und die Lichter brennend.

Diese große, freie, kühne Art christlichen Denkens baute sein Schüler Oetinger* in eigener Weise weiter aus. War Bengel durch und durch Kirchenmann, so war Oetinger durch und durch Mann des Denkens, Forschens und Wissens, voll unaus-

*Friedrich Christoph Oetinger (1702-1782), Pfarrer, Dekan und Prälat.

löschlichen Durstes nach Klarheit, Wahrheit, Wissen. Philosophie, Theologie, Medizin, Chemie – was von all diesem hat er wohl am eifrigsten getrieben? Immerhin die beiden ersten Fächer; aber eben, um in diesen womöglich auf den letzten Grund zu kommen, schleppte er von allen Seiten her neues, originelles Material herbei. Er erbaute sich an Ignatius von Loyola, er ging bei den spitzfindigen Rabbinern in die Schule, aber er warf sich mit nicht minderem Entzücken auf die Schriften des ungläubigen Philosophen Shaftesbury und übersetzte dessen allerdings geistvolle Schriften, um damit für *einen* der großen Gedanken seines Lebens zu werben: für die Wichtigkeit des *sensus communis* (des allgemeinen, gesunden Menschenverstandes), den er die „Weisheit auf der Gasse“ nannte, welche er als eine reiche Fundgrube empfahl für die Kenntnis der Wahrheit im allgemeinen und für das Verständnis der Heiligen Schrift im besonderen sowie auch als Schutzmittel für die wahre Frömmigkeit, um derselben ihre Wahrheit und heilige Ursprünglichkeit und Frische gegenüber einer Entartung ins Gemachte und Spielende (durch frömmelnde Menschensatzung) zu bewahren. Der zweite Begriff, den Oetinger vielleicht recht eigentlich in das heutige christliche Denken hineingestiftet und hineingegründet hat, ist der Begriff der *Realität* als einer lebensvollen Einheit von Stoff und Geist, wodurch einerseits der Stoff, das Sichtbare, vergeistigt wird, andererseits die Wirklichkeit, das tatsächliche Vorhandensein einer unsichtbaren Geisteswelt wieder aus gedankenloser Vergessenheit an Licht gezogen wurde. Mit diesem Begriffe der „Geist-Leiblichkeit“ hat Oetinger viel dazu beigetragen, daß die biblischen Gedanken nicht mehr auf Kosten ihres Gehalts in unsere heutige Denkweise übersetzt, sondern wieder wirklich biblisch gedacht wurden.

So hatten jene Kreise, aus denen unser Blumhardt heranzuwuchs, ein reiches Geisteserbe von ihren geistigen Ahnen empfangen. Und geistig ging es auch zu in diesen Kreisen; es waren meist schlichte Handwerker vom Reichen bis zum Armen (wie z. B. Blumhardts Vater), aber auch Schulmeister, Pfarrer,

Kaufleute, ja auch höhere Beamte gesellten sich zu ihnen, um sich in dieser Brüderkreise geistig zu erfrischen und zu erquicken. Hier wurden die Hoffnungen und Ziele des Reiches Gottes mit gehobenem Mute besprochen. Einen lebendigen Ausdruck fanden diese Reichsgedanken und Reichshoffnungen in der Beteiligung an der Gründung der „Basler Mission“. Der Wunsch dieser Männer, die nie eine Welle des Ozeans erblickt, ihren heidnischen Brüdern jenseits der Meere das Evangelium zu senden, war mehr, als man vielleicht denkt, durch die Siegeshoffnungen gezeitigt, welche Bengels Zukunftsblicke in ihnen geweckt hatten. Die Basler Mission lernen wir später noch näher kennen, wenn wir mit dem „Kandidaten Blumhardt“ ins Missionsinstitut in Basel kommen werden.

Zweier Erscheinungen auf kirchlichem Gebiete sei noch kurz erwähnt, die zu jenen Kreisen damals in Beziehung standen: der Brüdergemeinde und der Gemeinde Korntal. Gegen die von Zinzendorf* gestiftete Brüdergemeinde hatte sich der strenge, nüchterne Bengel spröde abwehrend und Oetinger wenigstens ablehnend verhalten, weil ihnen die bloß erbau-liche Verwertung der Bibel ohne ernstliches Studium ihres Inhaltes im ganzen, wie dies ihnen namentlich beim Grafen Zinzendorf der Fall zu sein schien, mißfiel. In der Folgezeit aber glichen sich die Gegensätze allmählich aus, und das Netz geordneter Gemeinschaften, welches die Brüdergemeinde über das Gebiet der evangelischen Kirche ausgebreitet, kam eben doch dem zersprengten Häuflein der Gläubigen sehr zustatten, namentlich leisteten die Reiseprediger der Herrenhuter gute Dienste, einerseits als Pioniere, um neue Pfade zu finden, andererseits als barmherzige Samariter, um Nachzügler und Versprengte zum Ganzen zurückzuführen. *Eine* Einrichtung aber der Brüdergemeinde war es und ist es noch, die allgemeinen Anklang fand: *ihr Losungsbüchlein*. Die Brüdergemeinde wählt für jedes Jahr neu auf jeden Tag des Jahres zwei Sprüche, einen

*Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf (1700-1760), Gründer der Herrenhuter Brüdergemeinde (Brüderunität).

Spruch des Alten Testaments durchs Los (darum Losung genannt) und einen aus dem Neuen nach eigenem Ermessen (Lehrtext). Jedem dieser Sprüche ist ein Liederverschen beigelegt. Die handliche Kürze dieses Mittels für tägliche Hausandacht, die Mannigfaltigkeit des Stoffs, durch welche man das Jahr hindurch in der ganzen Bibel bald

hier-, bald dahin umhergeführt wird, und das erhebende Gefühl, daß Tausende und Abertausende auf dem weiten Erdenrund heute mit mir diesen selbigen Spruch beherzigen, machen die außerordentliche Beliebtheit und Verbreitung dieses Büchleins begreiflich. Wir danken der Brüdergemeine für diese Gabe, und manche danken ihr vielleicht mit mir noch obendrein dafür, daß sie in letzter Zeit bei Auswahl der Liederverschen dem kirchlichen Gemeingefühl mehr Rechnung trägt.

Die Gemeinde Korntal ist ein schönes Denkmal einerseits des opferfreudigen Gestaltungstriebes jener Kreise, von denen wir sprachen, andererseits der liberalen Herrscherweisheit des damaligen Königs von Württemberg. Als nämlich im Jahre 1809 dem seit 1791 eingeführten rationalistisch verwässerten Gesangbuch ein von gleichem Geiste getragenes Kirchenbuch (Sammlung von Kirchengebeten) hinzugefügt und dadurch der Gemeine der Mund für den Ausdruck ihres Glaubens vollends ganz geschlossen wurde, da regte sich in jenen Kreisen, von denen wir sprachen, unwiderstehlich der Entschluß auszuwandern, genährt einerseits von der Sehnsucht, ihre christlichen Gedanken in einem Gemeinwesen selbständig auszugestalten, und andererseits von der Erwartung einer großen Wendung im

Gange des Reiches Gottes. Da nun diese Pläne der Regierung bei den damaligen nationalökonomischen Ansichten äußerst ungelegen kamen, so machte Gottlieb Wilhelm Hoffmann, Bürgermeister in Leonberg, der Regierung den genialen Vorschlag einer Auswanderung dieser Leute aus ihren einzelnen Wohnorten in eine ihnen *innerhalb ihres Vaterlandes* anzuweisende Freistätte, in welcher es ihnen gestattet wäre, ihr Gemeindeleben kirchlich und sittlich nach ihrem eigenen Ermessen zu gestalten. Als der „Karlsschüler“ Schiller auf dem königlichen Schlosse Solitude in

seinen „Räubern“ von einer den Schranken der Überlieferung entronnenen Gemeinschaft träumte, da ahnte er nicht, daß auf dem zu seinen Füßen von der Mittagssonne beleuchteten Rittergute Korntal einst in heiliger, vernünftiger Weise der Keim von Wahrheit, der in seinen Gedanken lag, werde verwirklicht werden. Die Regierung ging nämlich bereitwillig auf diesen Gedanken ein, und es konnte zu diesem Zweck obiges dem Grafen von Görlitz gehörige Rittergut erworben werden; und Hoffmann, Hand in Hand mit dem merkwürdigen Bauern Michael Hahn, dem Haupte der heute noch nach Zehntausenden zählenden religiösen Gemeinschaft der Michelianer, entwarf ungefähr nach dem Muster der Bürgergemeinde Königsfeld die kirchliche und bürgerliche Ordnung der neuen Gemeinde; Hoffmann wurde ihr Vorsteher.

Kapitel 2. Geburt – Erste Jugend

In dem Geschlechte, welchem Blumhardt entstammt, scheint von alters her ein frommer Sinn geherrscht zu haben. So erzählt uns Ostertag* von einem württembergischen Hofkutscher Blumhardt, derselbe habe am Tage der Hochzeit seines Sohnes Matthäus nach dem Festmahle mit dem Vater der Braut, dem Schuhmachermeister Völker, im Kornfelde kniend, für dieses Brautpaar und seine einstigen Kinder und Kindeskinde gebetet, daß sie alle selig werden möchten (2. Mose 10, 26) „keine Klaue dahinten bleibe“. Einer der Nachkommen, für welche damals gebetet wurde, war Christian Gottlieb Blumhardt (Enkel des Schuhmachers [und des Hofkutschers] Matthäus Blumhardt), der erste Inspektor der Basler Mission. Unser Blumhardt gehört nicht zu denselben, denn er stammt von einem Bruder jenes Matthäus, dem Joh. Christoph Blumhardt,

*) Albert Ostertag, *Entstehungsgeschichte der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel mit kurzen Lebensumrissen der Väter und Begründer der Gesellschaft: eine Jubiläums-Festgabe* (Basel, Verlag des Missionshauses, 1865; VI, 359 S.) S. 93.

Klosterfamulus in Blaubeuren. Blumhardt ist des Inspektors Onkels Enkel. Aber jener Stammvater wird auch für diese Linie seiner Nachkommen nicht minder gebetet haben. Blumhardts Vater, Joh. Georg Blumhardt, war früher Bäcker und Mehlhändler, später Holzmesser in Stuttgart; seine Mutter Johanna Louise, eine Tochter des Schneidermeisters Christoph Deckinger. Wir sind hier also in die Sphäre des niederen Handwerks versetzt, die freilich oft und viel in Deutschland ein Hauptthema geistigen Lebens war.

Welch schöner, christlicher Geist in jenen Kreisen waltete, dafür bietet uns Ostertag noch ein Beispiel aus jener anderen Linie der Familie: An den 21jährigen (späteren Missionsinspektor) Christian Gottlieb Blumhardt war das Ansehen gestellt, an einem Karfreitage in der Nähe Stuttgarts zu predigen. Er wollte es ablehnen, weil sein Vater todkrank war. Der Vater aber, eben jener obgenannte Matthäus, befahl ihm zu predigen; er werde diese Predigt seines Sohnes noch überleben. Nach dieser feierlichen, im Auftrage des sterbenden Vaters gehaltenen und auch, wie eine Schwester berichtet, „großgesegneten“ Karfreitagspredigt findet der Prediger daheim die Familie und die Freunde des Vaters um den mit festlich sauberem Krankenkleid geschmückten Sterbenden versammelt, der, wie er sagte, nach dem Vorbilde des Heilandes mit einem Gedächtnismahle von den Seinen Abschied nehmen will. Einem feierlichen Gebete des Sterbenden folgte das einfache Festmahl, und nach demselben gab er jedem seiner Kinder unter Auflegen seiner Hände seinen Segen. Zu Christian Gottlieb sprach er da u.a.: „Dich wird der Heiland so segnen und mit seines Geistes Kraft also ausrüsten, daß du einst ein gesegnetes Werkzeug Seiner Gnade unter den *Heiden* sein wirst.“ Also auch dieses Mannes Herz war noch im Sterben mit den *Heiden* beschäftigt; und seines Herzens Wunsch, dem Heile der Heiden seinen Liebling, den Gottlieb, geweiht zu sehen, gestaltete sich zum prophetischen Blick! Wenige Stunden nachher verschied er still und friedvoll.

Blumhardt wurde geboren den 16. Juli 1805. „Es war

damals“, erzählt Blumhardt (*Täglich Brod aus Bad Boll*, 16. Juli 1879)*, „eine schwere Zeit in Deutschland. Das habe ich eigentlich gleich am Tage meiner Geburt, den 16. Juli 1805, erfahren. Fremde Heere zogen an diesem Tage in Stuttgart ein, und meine selige Mutter mit mir, dem Kleinen, war in äußerster Gefahr; denn die Gewalttat und Rohheit der auch bei ihr einkehrenden Soldaten war grenzenlos, und meine Mutter hat sich müssen verstecken und beten, das Kindlein möchte doch stille sein, daß die Soldaten nichts merken, bis der Vater vom Rathaus kam, wo er Hilfe suchte gegen die Gewalttat derselben. Das Kindlein blieb denn auch stille, und die Hilfe kam.“ Eine Stunde nach seiner Geburt sei seine Mutter wieder am Herde gestanden.

Blumhardt war das zweite Kind seiner Eltern; da aber sein Bruder früher (11jährig) starb, so war er in der Folgezeit der älteste unter sechs lebenden Geschwistern. Schon in seinem vierten (!) Jahre besuchte er die Schule. „Wie der vierjährige Knabe in die Schule kam“, sagt ein Gewährsmann, „darüber schweigt die Geschichte. Es ist aber urkundlich.“ Wenn dieses „Wie“ wörtlich genommen wird, so ist die „Geschichte“ darüber doch nicht stumm geblieben. Sein Vater pflegte ihn – so erzählt Blumhardt selbst – auf den Armen hinzutragen, und manchmal kam er auf ähnlicher Post wieder heim, nämlich auf den Armen des guten Schulmeisters, der sich seiner mit zärtlicher Fürsorge annahm. Es war dies der (nach Ostertags Aussage) muntere, geistesfrische, glaubensstarke Schullehrer Gundert**, ein reges Glied jener christlichen Kreise, denen auch Vater Blumhardt angehörte, Großvater des Missionars Dr. Gundert (des Nachfolgers Dr. Barths in Leitung des Calwer Verlagsvereins). Diese frühe Schulung war von bemerkbarem Einfluß auf Blumhardts Wesen. Sein Naturmensch war eigentlich ein Kulturmensch; d. h. nicht gerade die feine Gesittung, aber die Schulzucht und Schulbil-

* Bd. II, Bad Boll/Heibronn 1879.

** Johann Christian Gundert (1747-1811). Siehe auch Blumhardt, Gesammelte Werke II/5, S. 87.

dung war ihm in Saft und Blut übergegangen.

Einer der nachfolgenden Lehrer (es war nicht, wie ich in der ersten Auflage schrieb, Schweizerbarth) trug eines Tages den immer noch gar kleinen Christoph auf den Armen heim und sagte zu dessen Vater: „Hier bringe ich Ihren Sohn; der muß kein Handwerker werden; Sie müssen ihn studieren lassen, denn der Knabe hat besondere Anlagen; aus ihm kann etwas Großes werden.“ Der Vater aber antwortete: „Wie kann ich aber das tun? Wo soll ich die Mittel dazu hernehmen, meinen Sohn studieren zu lassen?“ „Ja“, erwiderte der Lehrer, „die Mittel werden schon gefunden werden; ich bin fest überzeugt, daß aus diesem Knaben etwas Großes werden kann; er muß studieren, und Gott wird die Mittel dazu schon finden. Glauben Sie nur!“

Von der Zeit an kam Christoph ins Gymnasium, zu welchem er bald unentgeltlichen Zutritt erhielt.

Früh schon war des Knaben Freude die Bibel, die ihm auch in allerlei Trübsal der Armut und anderer Mißstände Trost und Erquickung bot. Abends, wenn die Kinder zu Bette waren, pflegte der Knabe, im Bette stehend, im Hemdchen seinen jüngeren Geschwistern in lebhafter Begeisterung die Geschichten zu erzählen, die er wieder in der Bibel gefunden hatte. In seinem 12. Jahre hatte er die Bibel schon zweimal durchgelesen. Hiedurch wurde sein Geist bis in die Tiefen des Unbewußten hinab von dem die Bibel durchwaltenden Geiste getränkt, genährt, gestaltet. Sein Denken wurde ein unwillkürlich biblisches; die Art, wie es in der Bibel zugeht, war ihm fortan selbstverständlich, jede andere Art fremd. So war ihm namentlich die liebende Nähe des persönlichen Gottes in der Weise, daß Er sich dem Gemüte auch kundgebe, in hohem Grade Bedürfnis und auch gewisse Tatsache; wobei ihn freilich der Umstand schmerzlich, fremdartig, wehmütig berührte, daß er nicht etwa nur bei sich, sondern auch bei den ehrwürdigen, frommen Männern seiner Umgebung die Gottesnähe, die er in der Bibel sah, nicht wiederfand; wie es ihm auch damals schon ein dunkles Rätsel war, daß die Gnadengaben der Apostelzeit so zurückgetreten seien.

Die Not und Trübsal, von denen seine erste Jugendzeit bewölkt war, war teils in der allgemeinen Not begründet: Kriegzeiten, Hungersnot von 1815 und 1816, teils in besonderer Familiennot. Einmal lag von der ganzen Familie eins ums andere, Vater, Mutter und sechs Kinder, am Nervenfieber danieder. Ein Onkel wagte sich allmorgendlich bis an den Fuß der Treppe des durchseuchten Hauses, um sich laut rufend bei der Mutter nach dem Befinden der Ihrigen zu erkundigen. Das waren schwere Zeiten, in denen Christoph neben seinen fleißigen Studien eben auch vielfach im Hause diente.

Die Spärlichkeit unserer Quellen betreffs seiner Jugendzeit erlaubt uns wohl, eine Erfahrung aus jenen Jahren, die ihm selbst wichtig blieb, einzustreuen.

„Als neunjähriger Knabe wurde ich einmal im Gymnasium zu Stuttgart auf eine Stunde über eine kleine Abteilung Mitschüler vom Professor angestellt, Aufsicht zu üben.

Wunderbar – das gelegentlich mitzusagen –, daß mir's damals begegnete, zu den gleichaltrigen Knaben zu sagen: ‚Kinder, nicht so laut!‘ Da berüffelten mich die Jungen gewaltig, daß ich sie Kinder heiße. Mir kam das seltsam vor, denn ich dachte: ‚Was sind sie denn anders, und wie soll ich sie denn anreden?‘ Kind aber wollen auch Kinder nicht mehr sein. Doch zur Sache! Ich ging an den Knaben auf und ab und hörte da einen derselben, im biblischen Lesebuche blätternd, den anderen fragen: ‚Hör du, kannst du mir sagen, welche Geschichte am meisten zu Tränen rührt?‘ Der andere sagte so gleich: ‚Ja, das ist die Leidensgeschichte Jesu; wenn ich die lese, muß ich allemal weinen!‘ Der erstere – erzählt Blumhardt – wurde nachdenklich, und mich traf's auch ins Herz, weil ich's so tief noch nicht gefühlt hatte. Mich rührte jetzt die Rede des Knaben bis zu Tränen. Es sind jetzt 60 Jahre, da mir das widerfuhr; aber vergessen habe ich den gefühlvollen Knaben nie in meinem Leben; und jedesmal hilft er mir zu besonderem Ernst bei Verlesung der Leidensgeschichte Jesu.“

Hier schon tritt ein ebenso glücklicher wie schöner Charakterzug in ihm hervor, in welchem ein guter Teil des Geheim-

nisses seiner Macht über die Leute, seines Eingangs in die Gemüter liegt: eine Ehrfurcht vor dem anderen, ein herzliches, dankbares Höherstellen des anderen denn sich selbst, ein dankbares Aneignen des Guten vom anderen. Das mag freilich in den letzten Jahren, wo er das Banner seiner Hoffnungen einsam und trutzig emporhielt, weniger mehr bemerklich gewesen sein, wird aber vielleicht doch auch dem Leser aus unserem Lebensbilde entgegenleuchten.

Frühe erwachte seine Sangeslust und seine musikalische Begabung. Die Zeit, wo die edle Kunst des Gesanges ihm in der Schule an die Reihe kommen sollte, ward ihm zu lange. Da machte er sich in der Kirche in die Nähe des Vorsängers, beobachtete scharf die Noten, welche derselbe vor sich hatte, und den erschallenden Gesang und lernte dadurch jene kennen. Bald hatte er auch im Chorgesange der Stiftskirche mitzuwirken; einmal gelegentlich einer Verteilung von Brot in der Stiftskirche – wo diese Männchen der Zukunft als Sänger, einer aber als Redner, zu fungieren hatten – wurde er bei den ersteren sehr vermißt, weil er zum letzteren erkoren war!

Bei der großen Armut des Vaters mußte der Knabe schon im zartesten Alter mit seiner Hände Arbeit zur Ernährung der Familie beitragen. Schwere Holzstöcke trug er oft vom Holzmarkte heim und war namentlich emsig darauf bedacht, seiner Mutter das für den Haushalt erforderliche Brennholz zu zerkleinern. Seiner kleinen, aber festgebauten Hand merkte man es an, daß sie in der Jugend nicht bloß die Feder geführt.

Über des Vaters Ernst bei der Erziehung seiner Kinder äußert sich Blumhardt: „Ihm lag die Erweckung eines christlichen Sinnes seiner Kinder sehr am Herzen. Er versammelte uns Geschwister regelmäßig zu Gebet und Bibellesen, ließ uns geistliche Lieder miteinander singen und ermunterte uns auf die verschiedenste Art. Unvergesslich sind mir die Augenblicke, da er einmal eines Abends mit uns von etwaigen Verfolgungen redete, die in späterer Zeit das Bekenntnis des Namens Jesu zur Folge haben könnte. Alle meine Glieder durchzuckte es, als er zuletzt unter lebhaften Bewegungen aus-

rief: ‚Kinder, lasset euch lieber den Kopf abschlagen, als daß ihr Jesum verleugnet!‘ Solche Erziehung durch die gleiche Sorgfalt einer zärtlich liebenden Mutter und eines teilnehmenden Oheims unterstützt, ließ frühzeitig das Gute in mir erwachen; und ich rechne es mir zu besonderem Glücke zu, manche lebhaftere Erinnerung aus meiner Kindheit von besonderen Gnadenzügen Gottes in meinem Herzen zu haben.“

Von solchen bevorstehenden großen Entwicklungen des Reiches Gottes, wie sie hier der Vater erwähnte, von einem Herannahen der „letzten Zeit“ hörte er oft die Alten, die einander besuchenden Männer, miteinander reden, und der feierliche Eindruck, den es auf ihn machte, ist ihm bis ins Alter geblieben.

Über die wichtige Lebensperiode seiner Konfirmation (im 14. Jahre) fehlen uns leider nähere Nachrichten. Seine außerordentliche Hochwertung dieser Zeit und namentlich der sie abschließenden Feier selbst läßt uns schließen, daß sie auch für ihn werde eine reich gesegnete gewesen sein, wenn sie auch, Blumhardts Wesen und der Art seiner inneren Entwicklung entsprechend, den Charakter des Stetigen, Wachstümlichen, Einfachen und Schlichten nicht verleugnet haben wird.

Für den württembergischen Knaben, der sich dem Dienste der Kirche weihen will, folgt der Konfirmation auf dem Fuße das „Landexamen“, eine Konkursprüfung, in welcher sich sämtliche Knaben dieses Alters, welche Theologie zu studieren wünschen, 60-100 und mehr an der Zahl, um die 30 (damals 40) Freiplätze kämpfen, welche jedes Jahr in je einem der vier niederen Seminare oder „Klöster“ (Schöntal, Blau-beuren, Urach, Maulbronn) sich ihnen öffnen. Es sind dies ehemalige Klöster, welche infolge der Reformation aufgehoben und in genannter Weise in Anstalten zur Vorbereitung künftiger Theologen auf die Universität umgewandelt wurden. Für die ganze weitere theologische Ausbildung dieser 30 glücklichen Sieger sorgt nun der Staat, da dieselben nach vier Jahren aus dem niederen Seminar ins höhere, in das sogenannte theologische „Stift“ (diese berühmte Brutstätte von Schriftstellern) avancieren. In damaliger Zeit hatte der Schüler noch drei jährlich aufeinanderfolgende Landexamen zu beste-

hen; das letzte brachte die Entscheidung. Blumhardt gelang es erst in einem zweiten Male, im 15. Altersjahre, diesen Malakoff, d. h. einen der 30 Plätze zu erstürmen. Seine Armut hatte auf mancherlei Weise ihm den sofortigen Sieg verwehrt. Das Kloster, welches ihm seine Pforten öffnete, war *Schöntal*. Es liegt an der Jaxt, in einem anmutigen Tale. Der Boden, auf dem es steht, gehörte einst den Herren von Berlichingen; in dem benachbarten Schlosse, das den Namen dieser Familie trägt, konnten die Zöglinge noch des bekannten „Götz von Berlichingen“ eiserne Hand bestaunen. Das Kloster Schöntal wurde erst im Anfange dieses Jahrhunderts, als es infolge der Napoleonischen Mediatisierungen württembergisch geworden, aufgehoben und in ein evangelisches Seminar verwandelt.

Der schönen Sitte der württembergischen Geistlichen, bei ihrem Eintritte in ein neues Amt der Gemeinde ihre bisherige Lebensgeschichte kurz zu erzählen, verdanken wir eine kurze Selbstbiographie Blumhardts bis zu seinem Eintritt in Möttlingen, nämlich eben den „*Lebenslauf*“,* den er den Möttlingern mitgeteilt. Die einzelnen Partien desselben sollen uns fortan die Betrachtung der betreffenden neuen Lebensstadien einleiten. Über seine Schöntaler Zeit erzählt nun Blumhardt in genanntem „*Lebenslauf*“ folgendes: „In Schöntal hatte ich treue Lehrer**. Besonders segensreich war mir die kurze Zeit, in welcher der selige Herr Prälat von Abel noch Vorsteher des Seminars war. Dieser ehrwürdige Greis nahm sich meiner besonders an; und eindringlich waren mir etliche seiner längeren, wahrhaft väterlichen Unterredungen mit mir. Unter meinen Mitstudierenden fand ich mehrere Gleichgesinnte, deren Umgang mir von großem Werte war; namentlich kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen Wilhelm Hoffmann, Sohn des Gründers und Vorstehers*** zu Korntal, jetzt (d. h. damals, als Blumhardt die Pfarrei Möttlingen antrat) Helfer in Winnenden (nachher als Nachfolger Gottlieb Blumhardts Inspektor der Basler Mission, starb 1873 als Ober-

* Veröffentlicht in J. C. Blumhardt, *Gesammelte Werke*, Reihe III: Briefe; Band 3: *Möttlinger Briefe 1838-1852*. Texte, Göttingen, V&R, 1997, S. 20-23.

hofprediger in Berlin), mit dem ich gleich in den ersten Tagen zur innigsten Freundschaft verbunden wurde. Mit ihm teilte ich unter abwechselnden Herzensstellungen 9 Jahre lang alle meine jugendlichen Angelegenheiten; und unsäglichen Gewinn ließ mich Gott für Herz und Studien aus dieser Verbindung ziehen.“ Ein *Nachruf*, den Blumhardt 1873 seinem heimgegangenen Freunde im „*Christenboten*“ widmete und den Hoffmanns Sohn und Biograph für das Beste und Treueste, was über Hoffmanns Schöntaler Zeit vorhanden sei, erklärt, schildert diese ganz eigenartige, fruchtbare Freundschaft folgendermaßen: „Als eine besonders gnädige Führung des Herrn für mich habe ich es immer angesehen, daß beim Eintritt ins Kloster Schöntal im Oktober 1820, da wir 14 Jahre alt waren, meine erste neue Bekanntschaft eben der selige Wilhelm Hoffmann war. Schon unterwegs bei der Einlieferung, besonders auf der letzten Station, sahen und besahen wir uns gegenseitig, ohne einander zu kennen, aus zwei verschiedenen Chaisen. Er fuhr mit seinem seligen Vater, von jenen bekannten zwei kleinen Rößlein gezogen, meist dicht hinter meinem Wagen, auf welchem ich mit dem seligen Herrn Minister von Schmidlin und seinem Sohne fuhr, der

** Die Biographie [Ludwig Friedrich *Wilhelm*] Hoffmanns [1806-1873] teilt uns ein mehreres über diese Lehrer mit, wie folgt: Abel war früher an der *Karlschule Schillers* Lehrer und hatte diesen *zuerst* auf *Shakespeare* aufmerksam gemacht, dann war er später Professor in Tübingen, Lehrer *Schellings* und *Hegels* in der *Psychologie*. Die neben ihm lehrenden Professoren Hauber (ein hervorragender Mathematiker, kundiger Lateiner und Orientalist), Fischer (bekannt als der gewandte Übersetzer von Vossens *Luise* und Goethes *Hermann und Dorothea* ins Lateinische), Hermann (später Prälat in Ludwigsburg), der spätere Ephorus Wunderlich (als gewandter Mathematiker wie als umsichtiger Vorstand geschätzt) vereinigten in sich ein reiches Maß von Kenntnissen und Erfahrung, um die geschlossene Schülerzahl in dem geregelten vierjährigen Studiengang für den Übergang zur Universität auszurüsten.

Endlich sei noch des geliebten Lehrers Kern Erwähnung getan, der später als Pfarrer in Dürrenz Blumhardt zum Vikar hatte und dessen „einfach treffliche“ Predigten Wilhelm Hoffmann in Gemeinschaft mit L. Völter herausgab.

*** Gottlieb Wilhelm Hoffmann (1771-1846), Gründer der Brüdergemeine Korntal.

die Gewogenheit hatte, mir meine Reise zu erleichtern. Wir suchten uns Zimmer und Plätze, darin auch für die Zukunft nach dem Besseren schauend. Da bekam ich die ersten tiefer mich anregenden Eindrücke durch Wilhelms Vater. Der, wie er sah, wie wir so begierig suchten, sagte zu mir wie zu ihm, als ob ich auch sein Sohn wäre: ‚Wer’s christlich machen will, sollte nicht für sich das Beste nehmen, sondern den anderen überlassen.‘ Mit diesem einen Wort war mir ein Grundton gegeben, der durch mein ganzes Leben bei mir nachhallte. Ich fand ihn auch in vielen Veranlassungen bei meinem lieben Wilhelm. Wir wurden augenblicklich wirkliche Freunde zueinander, die auch schon Besseres und Höheres gegeneinander auszutauschen mußten. Die Freundschaft war ebendeswegen keine gewöhnliche, weil sie wirklich gegenseitig uns etwas Edleres bot, zumal der selige Vater Wilhelms, auch später in den Ferien, mit seiner außerordentlich großen, im Geistlichen so sehr aufs Praktische gerichteten Erfahrung das Bindemittel zwischen uns war. Neun Jahre lang waren wir täglich Arm in Arm miteinander zu sehen. Weil er viel größer war als ich, einer der kleinsten in der Promotion, so schlug er immer den Arm um meinen Nacken und ich ihm den meinigen um den Leib, und so schlenderten wir hin, meist ohne Kopfbedeckung, wie es damals oft die Studenten hatten, stets miteinander redend, auch disputierend, aber immer über etwas, das nach irgendeiner Seite dem Geiste Nahrung gab. Der Stoff der Unterhaltung, der uns beide anzog und belebte, auch von beiden festgehalten wurde, ging freilich bei meinem Freunde mehr nach dem Kopfe, bei mir vielleicht doch mehr auch nach dem Herzen, wie er sich selbst wohl bewußt war. Aber da war es bei beiden, ihn innerlich erfüllend wie mich. Nicht leicht werden zwei Freunde, die miteinander studieren, so viel einander gegeben haben, wie dies bei uns der Fall war; jedoch war es so, daß ich sagen muß, er war fast nur der Gebende, ich der begierig Annehmende und Empfangende. Sein sprudelnder Geist kam an alles Edle, und zwar nach der Wahrheit, und zog mich mit ihm fort in alles hinein, ohne daß

unsere beiderseitigen Charaktere ineinander übergingen oder sich ineinander verloren. Wir behielten unsere Selbstständigkeit und Eigentümlichkeit, jeder nach seiner Art. Aber der innere Kern war so festbindend, daß wir nie voneinander ließen und, wenn je und je, namentlich in der mittleren Tübinger Zeit, eine Weile ein von selbst nach der beiderseitigen Entwicklung sich ergebendes Auseinander eintrat, uns immer wieder mit gleicher Stärke, einander vollkommen verstehend, zusammenfanden. Mein Freund hatte Anlagen zu allem und war namentlich gut beschlagen in den Elementen der Sprache. So übten wir uns auch im Lesen griechischer und römischer Klassiker, besonders der Dichter, miteinander, und schon in den ersten Herbstferien im Jahre 1821, da wir 11 Wochen lang, weil im Seminar gebaut wurde, Ferien hatten, die ich meist in Korntal zubrachte, übersetzten wir sogar miteinander die Briefe und Satiren des Horaz schriftlich, da ich freilich immer nur an ihm hinaufzusehen hatte, wie geschickt und flink er alles, was Horaz gab, zu packen und geistreich wiederzugeben wußte; denn mir selbst wäre es rein unmöglich gewesen, in ähnlicher Weise damals schon Horaz zu verstehen und aufzufassen. Noch in Schöntal begannen wir auch das Französische und Englische miteinander zu lernen und zu üben, und mein Freund eilte schnell mit mir in Schriftsteller hinein, mit denen wir uns oft in den Freistunden in Wald und Gras setzten, um zu lesen und zu studieren, wobei freilich er immer alles, ich nur der Hinnehmende war. Je und je erging er sich auch in Gedichten mit jugendlicher Phantasie, und was er mir mitteilte, zeigte mir genugsam, wie hoch er sich schwingen konnte und wie wenig ich ihm da nachzukommen wußte. Andere Male hatten wir auch kleine, tiefgehende, erbauliche Büchlein in der Hand und drückten daraus manches tief in unseren Geist hinein. Sonst war er auch ein großer Freund der Literatur, und was nur in einem Fache Großes vorhanden war, blieb ihm nicht unbekannt. Sein großes Gedächtnis ließ ihn im Nu die Namen aller Bilder, die ein Verzeichnis angab, behalten; er wußte schnell Geistreiches, Tieferführendes, Originelles

mit großer Bestimmtheit in den Büchern sich zu denken. Er suchte das eine und andere zu bekommen, das ihm Licht gab auch über anderes, das er nicht hatte; und oft kam mir's vor, als blitze schon aus dem Titel der Bücher deren Inhalt in seinen Geist hinein. Aus dem allem, weil er gegen mich sehr mittheilsam war, zog ich für mich einen großen Gewinn, weil auch mein Geist durch ihn immer nur zum Realen, Geistreichen und Originellen hingezogen wurde, wiewohl er's liebte, wenn mir je und je Einfacheres auch wohlgefiel, wenn's nur recht zu sein schien. Konnte ich in dem allem nicht so nachkommen wie er, so blieb mir doch von allem ein Etwas, wofür ich ihm bis heute noch dankbar bin. So war's schon in Schöntal, da die Zöglinge, weil der damalige Unterricht weniger genügend war, das meiste vom Selbststudieren erhalten mußten; noch mehr in Tübingen, wo Philosophie und Theologie uns beschäftigten.“

Wie lebendig versetzt uns diese Schilderung in die rosige Jugendzeit der beiden Männer und zeigt uns ihr freudiges Schaffen, ihre rege Werdelust, ihre jugendlichen Streifzüge ins Land des Wissens! Bemerkenswert ist noch, daß Blumhardt über ein Jahr älter war als sein Freund und Mentor. Eines ist ihnen bei sonst verschiedenen Lebenswegen gemeinsam geblieben: der Zug aufs Große, das Herzensbedürfnis, das, was sie im Kämmerlein vor Gott empfunden und von Gott empfangen, auch fürs ganze Menschengeschlecht verwirklicht und aller Gemeingut werden zu sehen. Bezüglich des Auseinandergehens ihrer Lebenswege ist noch ein scherzhaftes Bruderwort an Hoffmann in Erinnerung, welches bald Dr. Barth, bald auch – vielleicht mit Recht – Blumhardt zugeschrieben wird. Als Hoffmann nämlich von Tübingen nach Berlin übersiedelte, da habe ihm einer der beiden zum Abschied den Wunsch mitgegeben: „Hör, verlier nur dei ‚f‘ nit!“ (Hoffmann, Mann des Hoffens, oder Hofmann!)

Gesetzten Wesens, emsig lernend, doch ohne sich auszuzeichnen, sittenrein und immer sehr bescheiden – so zeichnet ihn ein damaliger Mitschüler. „Gegen Rohheiten oder Angriffe auf

seine Gottesfurcht“ – erzählt dieser – „pflegte er zwar zu reagieren, aber ohne Sittenrichterei: ‚Höret, jetzt ist's aber genug, jetzt geht's ins Dumme über‘, konnte er endlich sagen, wenn seine Geduld zu Ende war.“

In seiner Schöntaler Zeit, im März 1822, verlor Blumhardt seinen Vater. Als er den Herbst vorher die Vakanz im elterlichen Hause zubrachte und eines Tages mit seinem Freunde Hoffmann nach Korntal ging, begleitete sein kranker Vater trotz seiner siechen Brust diese beiden, aus großer Liebe zu seinem Sohne. Allein es ging über seine Kräfte. An einem Plätzchen, das Blumhardt unvergeßlich blieb, verabschiedete sich der Vater von ihm unter heißen Tränen, in der richtigen Vorahnung, ihn auf Erden nicht wiederzusehen. Blumhardt konnte weder beim Sterben noch auch bei der Beerdigung seines Vaters zugegen sein. Durch diesen Tod fiel mehr noch als vorher die Pflicht auf ihn, die Stütze der Mutter und Geschwister zu sein. Diese Pflicht nahm er sehr ernst. So mußte ihm z. B. zur Erfüllung derselben auch die Einrichtung dienen, wonach damals dem Seminaristen täglich eine halbe Maß Wein zwar angerechnet, jedoch nur ausnahmsweise in 1 Viertelschoppen in Natur gereicht, im übrigen aber nach dem jeweiligen Weinpreise unter dem Titel Weingeld monatlich vergütet wurde. Von diesem Weingelde wußte er sich nicht wenig für den mütterlichen Haushalt abzusparen.

Kapitel 3 – Die Hochschule

Im Herbst 1824 bezog Blumhardt die Universität Tübingen, d. h. auf württembergisch: „Die Promotion Schöntal“ rückte vor in das höhere Seminar oder theologische Stift in Tübingen. Ein Ephorus regiert dieses Stift, umgeben von einem Stabe von „Repetenten“, jüngeren Theologen, welche einst ihr

Examen mit Auszeichnung bestanden. Dieser weisen Anordnung, nach welcher je die Tüchtigsten und Begabtesten früherer Jahrgänge den späteren mit milder Autorität die Hand reichen, verdankt das Stift seinen hohen Rang unter den Stätten theologischer Bildung und seinen Ruf, eine unerschöpfliche Quelle immer neuer bedeutender Schriftsteller zu sein.

Über seine Tübinger Zeit berichtet Blumhardt seinen Möttlern folgendes:

„Mein Aufenthalt daselbst, vom Jahre 1824 bis 1829, war nicht minder segensreich für mich. Über den Fortgang meiner Studien, die mir – je tiefer ich in sie hineinkam – immer wichtiger wurden, kann ich hier nichts Näheres anführen. Mit Dank gegen Gott muß ich es rühmen, daß mir teils durch die Einrichtung des evangelischen Seminars überhaupt, teils durch die Treue mancher Lehrer, teils durch den brüderlichen Verkehr vieler Freunde unzählig viele Erleichterungen zugeflossen sind. Im Äußerlichen hatte ich hie und da zu kämpfen, aber Gott brachte mich auf eine Weise durch, die jetzt noch ein Wunder vor meinen Augen ist. Öfters erfuhr ich denkwürdige Gebetsanhörungen, die mich in dem lebendigen Vertrauen zu Gott immer mehr bestärken mußten. – Besonders lieblich war mir die Verbindung mit etlichen neuen Freunden, die mich der Herr in Tübingen finden ließ. Zwei derselben sind längst in ihre Ruhe eingegangen. Der eine, Rudolf Flad in Stuttgart, der als Vikar in Oßweil segensreich wirkte und zu Stuttgart starb, war mir ein belehrender und warnender Freund durch seine Reife und Christenerfahrung; der andere, Mosmann aus Schaffhausen, von dem eine kurze Lebensbeschreibung im Druck erschienen ist, eine der kindlichsten und gediegensten Seelen, die mir je bekannt geworden sind, ist durch die Zartheit seines Gewissens, die Innigkeit seines Glaubens und die Herzlichkeit seiner Bruderliebe mir unaussprechlich gewinnreich geworden. Besonders wurde mir auch der Anteil an dem Verein christlicher Studierender zum Segen, und mit inniger Rührung gedenke ich der traulichen Unterhaltungen, deren ich in ihrer Mitte genießen durfte.“

Eine offenbar nicht ganz gewöhnliche Schilderung einer

Universitätszeit! Kurz erwähnt er seine Studien, wärmer und mit vielsagender Ausführlichkeit seine ökonomischen Bedrängnisse und die darin erlebten Erleichterungen und Gotteshilfen, in lebendigem Redefluß aber gedenkt er seiner Freunde.

Daß er über seine Studien in kurzer Schilderung hinweggeht, liegt allerdings in dem Grunde, den er hierfür angibt, hinreichend begründet, nämlich in dem Bildungsgrade der Hörer (der Möttler), denen diese Schilderung gewidmet war. Es spiegelt sich aber doch auch darin schon eine Eigentümlichkeit seines Studienganges wider, nämlich, daß keiner seiner Universitätslehrer auf ihn einen schöpferisch umgestaltenden oder doch zündend begeisternden Einfluß ausgeübt hat. Blumhardt bewahrte seinen Universitätslehrern, einem Steudel und anderen, stetsfort eine dankbare Erinnerung; er war aber namentlich dafür dankbar, daß dieselben keine sogenannten Genies oder bahnbrechenden Geister oder gewaltigen Parteihäupter oder Schulegründer gewesen, sondern schlichte, gewissenhafte, tüchtige *Lehrer**. Man habe – sagte er – damals nicht *spekuliert*, sondern *gelernt*. Spekuliert wurde freilich auch, wie wir unten sehen werden, aber nicht von ihm. Dabei studierte er die Theologie freilich auf seine Weise nach seiner schon ausgereiften Überzeugung. Höher, als er's bei anderen fand, stand ihm die Heilige Schrift und die in ihr niedergelegte Offenbarung, weshalb ihn zum Studium derselben ein harmonisches Bedürfnis des Verstandes sowohl als des Herzens trieb, und nach Predigten von ihm aus jener Zeit zu schließen, hat er sie damals schon mit jenen „erleuchteten Augen des Herzens“ (Luther, abweichend vom Urtext: Augen des Verstandnisses), mit jener Harmonie von Vernunft und Gemüt zu lesen verstanden, die Paulus Epheser 1, 18 den Lesern wünscht. Die Genauigkeit, mit der Blumhardt später den Sinn einzelner Stellen

* Unter den jüngeren Lehrern jener Zeit war auch schon [Dr. Ferdinand Christian von] Baur [1792-1860]. Blumhardt konnte aber seiner und anderer Weise, die Bibel kritisch zu untersuchen, keinen rechten Geschmack abgewinnen, weil er derselben bald die halb unbewußte Tendenz abzufühlen glaubte, der Bibel „eins anzuhängen“, weshalb er sich „ganz im stillen“ von solchen Arbeiten wenig Frucht versprach.

zu ergründen verstand, und die Weite des Blicks, mit der er den Zusammenhang im Großen überblickte, hängt auch damit zusammen und ist ebenfalls schon in seinen ersten Predigtprodukten zu bemerken. Nächste der Bibel studierte er noch mit Lust die Schriften der Reformation, namentlich Luthers, in dessen ganzes Denken er mit großer Klarheit und Festigkeit für immer sich einlebte. Auch die Glaubenslehre, die Dogmatik, muß er – seinen späteren Reden und Schriften nach – mit Eifer studiert haben. Es trat hierin später zweierlei bei ihm zutage: einerseits bei tüchtig geschultem Denken gleichsam das Genauigkeitsbedürfnis eines Juristen, wo es galt, einen Gedanken darauf zu prüfen, ob er wirklich getreuer Ausdruck einer göttlich geoffenbarten Wahrheit sei; andererseits eine kindlich einfache, aber gerade dadurch äußerst klare Art. „Einfachheit – sagte er – ist das Kennzeichen des Göttlichen.“ Sein Bedürfnis, eine streng zusammenhängende, dogmatisch durchgebildete, in sich abgerundete Überzeugung zu besitzen, und seine Arbeit, sich jeder neuen geistlichen Einsicht, die ihm kam, in der Weise zu bemächtigen, daß sie als neuer Baustein ins Ganze sich einfügte, gab denn auch seinem Denken jenes Gepräge von Geschlossenheit, Gemessenheit und Sicherheit, das ihn von so manchen anderen geistlichen Volksrednern vorteilhaft unterschied. Einer Eigenart seines theologischen Denkens darf hier noch gedacht werden: Er war ein Feind aller Phrase, aller leeren Redensarten oder auch alles angeblich „geistigen Verstehens“, wenn letzteres so gemeint war, daß man dabei dem Geiste eine ich weiß nicht wie wunderbar verdünnende und auflösende Kraft zuschrieb. Er verstand alles „eigentlich“ und „so, wie’s dasteht“. Daraus entwickelte sich oder auch dabei äußerte sich an ihm eine fast einzigartige Massivität der Anschauung und des Denkens, d.h. ein Rechnen mit lauter äußerst massiven Faktoren, was viele im Anfang abstieß und sie verleitete, von seiner Denkkraft überhaupt geringschätzig zu urteilen. Aber merkwürdig: wer unter seinem seelsorgerlichen Einflusse stand, dem schwanden fast trotz allen Widerstrebens jene wesenlosen, angeblich „geistigen“ Begriffe unvermerkt, und es ward ihm oft wie als eine Genesung klar, wie sehr wir manchmal durch jene „geistigen“ Begriffe mystifiziert,

d. h. hinter Licht geführt und um die Erkenntnis der wirklichen Wahrheit und der wahren Wirklichkeit betrogen sind. Soviel über seine Theologiestudien.

Im übrigen war er betreffs der Wahl seiner Studien seinem Freunde Hoffmann nicht unähnlich und huldigte so ziemlich dem Grundsatz: „Überall ist meine Weide.“ Wo er *Tatsächliches* lernen zu können hoffte, da wandte er sich hin, so hörte er zum Beispiel auch medizinische Kollegien, wir finden aber bei ihm später Spezialkenntnisse in der Weltgeschichte, Physik, Astronomie und anderem in solcher Ausdehnung, daß sie auf frühere Studien auch in diesem Gebiete schließen lassen. Auch die Musik pflegte er; er übte sich ohne Lehrer im Klavierspiel, schrieb auch Sachen von Beethoven ab. Ferner hat er, um dem mütterlichen Haushalt besser zu Hilfe kommen zu können, in Gemeinschaft mit Hoffmann und anderen für einen Stuttgarter Verleger englische Schriften ins Deutsche übersetzt. Der Philosophie konnte er ohnehin als Schüler des Stifts nicht entrinnen, denn dieselben wurden genötigt, mit den Werken eines Kant, Fichte, Schelling persönliche Bekanntschaft zu machen, und die ersten zwei Jahre der Hochschule waren vorschriftsgemäß der Philosophie gewidmet, zudem übten damals die gerade erscheinenden glänzenden Leistungen der Philosophie einen mächtigeren Reiz auf die Studenten aus als die sehr schwächlich vertretene Theologie. Es war die Zeit, wo gerade in Tübingen die Gedanken Schellings und Hegels die Studenten elektrisierten, und auch sein Freund Hoffmann wurde eine Zeitlang in die Gedankenströmung Schellings hineingezogen. Blumhardt wurde nicht nur durch seinen Bibelsinn, sondern auch durch seinen allem bloß „Vermutlichen“ abholden Sinn vor dieser Strömung bewahrt. Daß er jedoch auch in diesem Gebiete gearbeitet und selbständig gearbeitet hat, das dürfte uns noch ein Aufsatz andeuten, welchen er über Freiheit und Unfreiheit des menschlichen Willens, also über ein Problem, das sich mit Schellings größtem Gedanken nahe berührt, ausgearbeitet hat und der ihm das Lob des Repetenten eintrug: „Ei, ei, der Blumhardt ist originell! Recht originell!“ Aus dem gemein-

samen Interesse an Philosophie und schöner Literatur erwuchs, wie uns der Biograph Hoffmanns berichtet, ein Studentenkreis, zu deren älteren Mitgliedern Hoffmann und Blumhardt gehörten, deren jüngere aber auf diesem Gebiete später berühmt wurden: Es waren David Friedrich Strauß, der Ästhetiker [Friedrich Theodor] Vischer und Gustav Pfitzer. Mit Recht hat einer in einer Schilderung Blumhardts daran erinnert, wie sehr demselben diese weitherzige Allseitigkeit seiner Universitätsstudien später zugute gekommen sei, indem sie den Grund legte zu dem Reichtum allgemeiner Bildung, die dem späteren „Pfarrer in Bad Boll“ so wohl anstand und mit dazu beitrug, seinen Umgang für alle, auch für höchst Gebildete, so anziehend und fruchtbar zu machen.

Wehmütig kann es uns stimmen, wie Blumhardt in seinem „*Lebenslauf*“* nach kurzer Erwähnung seiner Studien sofort mit warmem Herzen einerseits von den „Erleichterungen“ spricht, die ihm durch das Seminar, durch Lehrer, durch Freunde zuteil geworden, andererseits von der wunderbaren Hilfe Gottes. Es bezieht sich dies offenbar auf seine ökonomischen Nöte. Blutarm bezog er die Hochschule und fühlte sich innerlich verpflichtet und genötigt, auch von da aus das verwaiste Elternhaus zu unterstützen, eine Kindestreue, welche seinem Geiste durch die mancherlei Erfahrungen göttlicher und menschlicher Hilfe, die sie ihm eintrug, von großem Segen war. Auch jene weitere Vertiefung in die englische Sprache, zu der er dadurch veranlaßt war, hat ihm für die folgende Zeit viel Frucht gebracht. Ist doch das Englische die Sprache der Kultur auf den Inseln und Küsten der Welt, und deshalb hat die Kenntnis dieser Sprache es ihm später allein ermöglicht, vom Stande der Dinge des Reiches Gottes auf der ganzen Erde jene umfassende Kenntnis ohnegleichen zu gewinnen, die seinem für alle Völker priesterlich fühlenden Herzen so sehr Bedürfnis war.

Am wärmsten wird sein Bericht, wie wir sahen, wo er von

* J. C. Blumhardt, GW, III/3: *Möttlinger Briefe 1838-1852*, Texte, Göttingen 1997, S. 21.

seinen Freunden erzählt. Der erste seiner Hauptfreunde ist uns schon von Schöntal bekannt. Wilhelm Hoffmann, dieser blonde Germane, von hoher Gestalt, nicht minder groß angelegten Geistes, damals „für alles und noch etwas“ begeistert, und das stille, kleine, schwarze Blumhärdtle, sie haben, so heißt es, einen geradezu komischen Eindruck gemacht, wenn sie Arm in Arm miteinander [durch] die Straßen wandelten. Doch waren sie einander gegenseitig von großem Segen. Schreibt doch zum Beispiel Hoffmann anno 1830 seinem Freunde Blumhardt: „Mein Lieber, außer meiner Liebe und meinem Leben mit dir erscheinen mir meine stolzen Bestrebungen in Tübingen als lauter Verirrungen.“ Wie innig, geistig und fruchtbar seine Freundschaft mit den beiden anderen von ihm erwähnten Freunden, namentlich mit Mosmann, war, erhellt aus seinem Berichte zur Genüge. Blumhardt war übrigens nicht der Mann, sich von einigen Freunden gleichsam kraft eines Monopols pachten zu lassen, er hatte ein Herz für alle, er war, wie es etwa Blumenfreunde gibt, recht eigentlich ein „Menschenfreund“. So berichtet einer seiner jüngeren Studiengenossen: „Blumhardt war bei allerlei Gattungen von Studenten wohl gelitten und beliebt. Bei seiner Umgänglichkeit und Gemütlichkeit kam er nicht an die Ausarbeitung der jedes Halbjahr zu liefernden zwei Aufsätze bis gegen Ende der Ablieferungszeit; dann aber arbeitete er Tag und Nacht und brachte etwas Gutes zustande.“ Er verstand es übrigens schon auf der Hochschule, jede Minute, auch solche, die man sonst zu den verlorenen rechnet, für irgendeine Arbeit zu Rate zu ziehen, sowie auch sich den Freunden in Stunden, wo gearbeitet werden sollte, unbedingt zu versagen. So bezog er z. B. je und je (wohl nur im Sommer), um ungestörter studieren zu können, eine von den Zimmern der Kameraden entlegene, wenig benützte Holzkammer. Einen Sommer über wohnte in dieser Kammer Hauber (der heutige Prälat v. H.) mit ihm. Gegen die vielen Wanzen hielten sie sich ein Stärlein, das Blumhardt jeden Morgen – mit der Sonne aufstehend – mit dem Rufe: „Hänsle, Hans“ begrüßte. Unermüdeter Fleiß, stilles, stetiges Fortmachen ohne Rumor, mit herzlicher Demut, sei ihm

damals – nach dieser Genossen Erinnerung – eigen gewesen. An diese erinnert noch ein Gedicht eines Freundes mit der Überschrift: „An Christoph Blumhardt in der Holzkammer“. Auf die traute Anrede „Herzle“ folgt in feiner Sprache und mit viel Aufwand von Mythologie das Lob eines Vögeleins, das sich mit einem „Sonnenstrahle“ (d. h. eigentlich einem Strohhalme!) im Schnabel auf einem Baum gegenüber der Holzkammer niedergelassen, um des Einsiedlers Höhle zu erleuchten. – Geschlossenen Verbindungen war er abhold um der Schranke willen, die sie zwischen Mitgliedern und Nichtmitgliedern setzen. Auch fühlte sich wohl kaum je einer von Blumhardt um seines Standpunktes willen abgestoßen; stand er doch auch auf vertrautem Fuße mit dem etwas jüngeren David Friedrich Strauß, der gerne mit dem „Blumhardtle“ verkehrte und allerdings damals auch bezüglich seiner Geistesrichtung ihm noch näherstand. Blumhardt war später der Meinung, Strauß sei vom Glauben abgekommen infolge seiner Begeisterung für die von Justinus Kerner verherrlichte Somnambule, die „Seherin von Prevorst“; dadurch sei sein Geistesglaube in einen Natur- oder Fleischesglauben ausgeartet und nachher folgerichtig in Unglauben aufgegangen; abgesehen von dem, was durch ein solch mutwilliges Spielen mit der unsichtbaren Welt Krankhaftes an und über einen kommen könne. Blumhardt behielt ihm bis an dessen Ende eine wehmütige und nicht ohne Hoffnung sehnsüchtige Liebe, konnte auch Eiferern gegenüber, welche – 2. Joh. 10 mißdeutend – in dieser Stelle eine Rechtfertigung ihrer Schroffheit finden wollten, es warm betonen, dem Strauß stünde sein Haus und sein Tisch jederzeit mit Freuden offen, wenn derselbe ihn besuchen wollte. Aber am wärmsten schlug Blumhardts Herz natürlich doch für den in seinem „*Lebenslauf*“ erwähnten christlichen Studentenverein oder die „Stund“, welchem Vereine so viele gesegnete Werkzeuge des Herrn außerordentlichen Segen verdankten. Hier war's ihm wohl, und von hier spannte er seine Seele aus zu brüderlicher Gemeinschaft, auch unter den bürgerlichen Kreisen Tübingens und auch hinaus auf die Landschaft, und wirkte in den-

selben mit sichtlichem Segen. Seine zahlreichen Vorträge und Predigten seien schon damals äußerst lieblich, anziehend und anregend gewesen; und ebensowohl war es offenbar die klare, liebende, zutrauliche Art seines Wesens. „Du könntest wohl auch zu uns in die ‚Stund‘ kommen“, sagte er z. B. einmal als älterer Student zu einem jüngeren, und der dankt es ihm heute noch, denn er folgte dem Rufe und fand reichen Segen in der „Stund“, *namentlich* von Blumhardt.

Zum Schlusse der Schilderung seines Universitätslebens sei noch seiner ersten schriftstellerischen Schöpfung gedacht. Sie wurde veranlaßt durch ein schweres öffentliches Ärgernis, welches damals die Gemüter erregte. Ein Geistlicher, der Helfer Joseph Brehm, wurde des Kindsmordes angeklagt, schuldig befunden und zum Tode durch Enthauptung verurteilt, welches Urteil den 18. Juli 1829 in Reutlingen an ihm vollzogen wurde. Groß war die Aufregung des Volkes. Als nun einer seiner Studienfreunde diese Schauergeschichte für den Leierkasten bearbeitete, da fühlte sich der Student Blumhardt angespornt, in anderer, heiliger Weise den Gefühlen des christlichen Gemütes über die Untat und ihre Sühne Ausdruck zu geben. Er schrieb ein Flugblatt: „Gefühle am Schafott des gewesenen Helfers Joseph Brehm“. Auf dem Titelblatt ist die Hinrichtung ebenso deutlich wie primitiv abgebildet. Hierauf folgt nachstehendes Gedicht:

Am Hochgericht

Sonne, berge dich mit deinem Strahle,
Stumm und schweigend zieht zum Hochgericht
Jetzt ein Sünder hin; zum letzten Male
Seht ihr dieses Frevlers Angesicht.

Nicht begnadigt hier, tritt dieser Sünder
Vor des ewigen Weltenrichters Thron,
Wo er mit Gerechtigkeit nicht minder
Wird empfangen seiner Taten Lohn.

Er, den sich der Höchste ausersehen,
Dem er edle Gaben viel verlieh'n,
Daß er mög' voran als Hirte gehen,
Seelen für den Himmel einst erzieh'n,

Den der Herr als Beispiel eingesetzt,
Statt daß er mit Tugend ging voran,
Hat er schwer der Menschheit Recht verletzt
Und ging selbst des grellsten Lasters Bahn.

Eine Bahn, von der er abgemahnet
In dem Gotteshaus, durch ihn entweiht,
Wo er Geiz und Wollust oft geahndet
Mit dem Heuchlermunde ungeschaut.

Jene, die er sollt' zum Himmel leiten,
Sehen hier schon seiner Untat Lohn;
Zu dem Rächerplatz sie ihn begleiten,
Denn dem Laster folget Schmach und Hohn.

Brüder, seht! So können Menschen fallen,
Wenn einmal das Böse hat gesiegt,
Wenn der Leidenschaft, die in uns allen
Waltet, die Vernunft einmal erliegt.

Geiz und Wollust hatte überwogen
In dem Frevler, der jetzt büßet dort,
Fort ward er durch Leidenschaft gezogen
Bis zur grellsten Tat, zum Kindesmord.

Wollust! Schaudre doch an dieser Stätte
Vor dem Abgrund, der geöffnet ist.
Geiz! Zerbrich du schnell die schnöde Kette,
Deren feiler Sklave du nun bist.

Aus des Frevlers Blut, das jetzt in Strömen

Aus dem Rumpf zur Erde sich ergießt,
Mögt ihr diese Warnungsstimm' vernehmen,
Daß daraus noch Besserung ersprießt.

Ein heller Ton des Gewissens, weniger bekümmert um die Eleganz der Sprache als um die Wucht und Deutlichkeit der Gedanken, trägt schon dieses Erstlingsprodukt das echt volkstümliche Gewand schlichter Demut, brüderlichen Vertrauens zu jedermann. Ähnlich nun auch die darauf folgende „Ermahnung und Betrachtung des Unglücklichen“, welche hauptsächlich zu bedenken gibt, wie unzureichend eine bloße Entrüstung über die Untat sei; wie ein jeder Grund habe einerseits zu Mitleid mit dem Sünder, andererseits zu Angst für und vor sich *selbst*, da wir alle mannigfach vor rohen Sünden nur noch gerade durch *jene Macht* zurückgehalten werden, die diesem Unglücklichen zu *Falle* gebracht: Angst für Ehre, Stand und Wohlsein, daß wir diese nicht verlieren. So habe ein Mann, dem einmal in seiner Jugend bei einer harten Bestrafung durch seinen äußerst strengen Vater der Versuchungsgedanke aufschloß, seinen Vater zu ermorden, später beim Anblick eines Galgens Gott unter einem Strom von Tränen auf den Knien gedankt, daß Er ihn durch Seine Barmherzigkeit vor einem *solchen* Lebensende bewahrt habe. – Den Schluß der Flugschrift bildet eine kurze Notiz über die Hinrichtung.

Das Schriftchen ist durchweht von einer erhebenden, für Blumhardt bezeichnenden Hoffnung auf Erfolg bei den Herzen des Volkes. Angst für alle, Hoffnung für alle, gegen die Sünde ebenso tiefer Abscheu wie inniges Mitleid – so zeichnet sich hier der Jüngling, und so kannten wir den Mann.

Wir geben hier noch zum Andenken an seine Studienzeit einen Teil einer Predigt, die er in jenen Jahren gehalten hat.

**Predigt zum 13. Sonntag nach Trinitatis
über Lukas 10, 23-35**

Im vorhergehenden hatte Jesus über die Glaubensfestigkeit jener 70 Jünger, die von ihrer Reise durch Judäa zurückgekehrt waren, seine Freude und seinen Dank zu seinem Vater im Himmel ausgesprochen: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen und hast es geoffenbaret den Unmündigen.“ Diese Worte werden uns besonders wichtig, wenn wir unser Evangelium lesen, wo Jesus auf der einen Seite seine Jünger, die doch alle arm und niedrig, unwissend und ungelehrt waren, seligpreist, ja sie über Propheten und Könige erhebt, weil sie sahen und hörten, was diese nicht gesehen und gehört hatten; und wo wir auf der anderen Seite einen Pharisäer gewöhnlicher Art finden, der im Vertrauen auf sein vieles und gelehrtes Wissen Jesum versuchen will, wieweit er das Gesetz und die Propheten verstehe, und doch deutlich zu erkennen gibt, daß er trotz all seinem Wissen doch den Geist des Gesetzes nichts weniger als richtig aufgefaßt habe. Da haben wir also die Unmündigen und die Weisen vor uns und sehen zugleich an ihnen erfüllt, daß es den Unmündigen geoffenbart, den Weisen aber verborgen war. Dies gibt uns wichtige und bedeutsame Betrachtungen an die Hand. Denn auch unter uns sucht man die Weisheit oft da, wo die meisten Kenntnisse und die größte Gelehrsamkeit ist, und wer dieser sich rühmen kann, glaubt alles für seine Seele getan zu haben, während oft gerade das, dessen er sich rühmt, der Stein ist, der ihn zu Fall bringt und der der Blindheit und Unwissenheit, über die er erhaben zu sein scheint, zur Stütze dient. Auch manche Ungelehrte vermissen an sich die Gelehrsamkeit und meinen, sie würden wohl gute Christen sein, wenn sie nur auch Zeit und Gelegenheit gehabt hätten, sich viele Kenntnisse zu verschaffen, recht viele gelehrte Bücher zu lesen und dergleichen. Doch welche Gedanken auch die verschiedenen Menschen sich hierüber machen mögen, die wahre Weisheit, gibt unser Heiland zu erkennen, kommt nur von oben. „Denn niemand kennt den Vater denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren“; und er offenbart sich am liebsten denen, welche nicht über eigenes Wis-

sen sich aufblähen, nicht auf Menschensatzungen und Menschenlehren hören, nicht auf eitle und magere Kenntnisse ihre Hoffnung setzen, sondern ihre Unwissenheit und Armut frei und offen darlegen und um den Reichtum und die Fülle der Gnade bitten. – So sehen wir, zur Beschämung für die einen und zum Trost für die anderen, was unser Evangelium uns von der *Weisheit der Unmündigen und von der Torheit der Weisen* lehrt. „Du, lieber Heiland, der du die Einfalt liebst und willst, daß alles Fleisch auf dich sein Vertrauen setze, hilf du uns mit deiner Gnade, daß wir alle Kinder werden, daß wir nicht unser Teil in der Weisheit der Welt suchen, sondern unsere Augen und Ohren deinem Geiste eröffnen, der deine Weisheit uns sehen, deine Stimme uns hören, deine Gnade uns empfinden läßt. So haben wir das eine, das uns not ist, haben das gute Teil erwähnt, das nicht mehr von uns soll genommen werden. Amen.“

Die Unmündigen, um hiermit unsere Betrachtung zu beginnen, sind in unserem Evangelium die Jünger, sowohl die 12, die beständig in seiner Umgebung waren, als die 70, die er in alle Städte und Dörfer vor sich her geschickt hatte, um die Juden auf seine Ankunft vorzubereiten. Zu diesen hatte er bei ihrem Abschied gesagt: „Gehet hin, siehe, ich sende euch als die Lämmer mitten unter die Wölfe.“ Schon hiermit drückt er aus, in was für einem Verhältnis sie zu der Welt stehen. Es waren nicht solche, die mit Gewalt auftreten, die durch List und gleißende Worte sich Eingang zu verschaffen wußten, sondern mit einem wehrlosen Lamm vergleicht er sie, das der Mordlust der Wölfe nichts entgegensetzen kann als seine Geduld und Ergebung, die äußerlich allein und von allen Mitteln, sich durch die Welt zu helfen, entblößt scheinen. Darum nennt er sie auch nachher unmündige Kinder. Ein unmündiges Kind ist aber ein solches, dessen Natur und Wesen sich noch nicht entwickelt hat, das noch keine Erfahrungen gesammelt hat, das die Welt und seine Verhältnisse noch nicht kennt, daher in allem, was es tut und lebt, von seiner Mutter oder sonstiger Umgebung abhängig ist; für sich kann es nichts tun, sondern bedarf immer Rat und Beistand und ist hilflos und unglück-

lich, wenn niemand sich seiner annimmt. In diesem Zustande also, sagt Jesus, befinden sich die Seinen auf Erden. Sie können nicht auf das Ihre sich verlassen, nicht, als besäßen sie nicht auch, was Gott anderen Menschen gegeben hat; sondern mit allen ihren Kräften verlangen sie nur eine andere Richtung, als sie die Welt gewöhnlich nimmt; sie fühlen, daß in ihnen noch nicht das Wahre liegt. So kommen sie über die Welt hinaus. Ihre Kräfte werden unbrauchbar für diese Welt, und sie scheinen so hilflos und entblößt, als wenn die Natur sie ganz übersehen und ihnen nichts mitgegeben hätte, um glücklich durch die Stürme der Welt zu kommen. – Aber eben diese ihre Hilflosigkeit, die schon in einem beständigen Schwanken im Gebrauch der natürlichen Kräfte sich zeigt, wird die Ursache, daß sie von selbst sich an die Hilfe anschließen, welche ihnen angeboten wird. Sie ergreifen daher mit Freuden die Verheißung, daß Christus, der Verklärte, alle Tage bei den Seinen sein wolle bis an der Welt Ende. Durch ihn glauben sie, das zu finden, was sie hier vermissen, durch ihn fühlen sie befriedigt, was ihr Inneres immer verlangte, aber nicht imstande war zu verfolgen. Diese Zusammenstimmung der Verheißung mit dem innersten Wesen des Menschen und seine Überzeugung, daß des Menschen Tun und Denken eitel und nichtig und ohne allen Bestand sei, wenn es sich nicht in dem vereinigt, von welchem der Mensch sein Dasein hat, wenn der Mensch nicht in dem lebt, dessen lebendige Regung durch die ganze Welt sichtbar ist; das ist es, was ihn immer inniger und fester an den knüpft, der ebendarum sichtbar in die Welt getreten ist, daß die Seinen seine Herrlichkeit sehen könnten und so Ruhe und Frieden und Festigkeit fänden. Auch hier ist er mit einem unmündigen Kind zu vergleichen, das im unbewußten Gefühle seiner Schwachheit unzertrennlich sich an seine Mutter schmiegt und durch seinen vertrauensvollen Blick auf sie Haltung und Zufriedenheit im Leben erhält. Es zittert und weint, wenn die Mutter es verlassen will, und ist trostlos, wenn es allein gelassen wird, weil es seine Hilfe und Stütze sich genommen sieht. So auch der Christ, dem nach und nach der Umgang mit seinem Erlöser unentbehrlich geworden ist; wenn er

in Augenblicken der Traurigkeit das Gefühl des Erlösers aus dem Auge verliert, wenn er im schmerzlichen Bewußtsein seiner Sünde die Gnade nicht in sich fühlt, da ist er auch ein unmündiges Kind, das sich nicht mehr zu raten und zu helfen weiß, und erlangt nicht eher Friede und Ruhe, bis er seinen Erlöser wieder in sich findet, seiner Erbarmung wieder glauben kann, seiner Gnade wieder gewiß wird. So wird uns nun deutlich, was Jesus mit den Worten sagt: „Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet.“ Das leibliche Sehen seiner Person kann er nicht meinen, wengleich die folgenden Worte darauf hinzudeuten scheinen, wo er sagt: „Viele Propheten und Könige wollten sehen und hören, was ihr sehet und höret, und haben's nicht gesehen und nicht gehöret.“ Denn ganz Judäa sah und hörte ihn und erkannte sein Werk. Noch unterschied Jesus immer ein kleines Häuflein, das er sein nennt und seligpreist; und wenn er an einem anderen Orte sagt: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“, so müssen diese Worte mit den unsrigen in Einklang zu bringen sein: „Selig sind, die da sehen, was ihr sehet.“ Seine Worte führen uns selbst darauf. Denn wenn er sagt: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“, so will er sagen, das leibliche Sehen mache es nicht aus, sondern das Glauben, das Ergreifen des erschienenen Christus im Innern. So ist also der Glaube das geistige Auge des Menschen, und wie das leibliche Auge dasjenige Glied des Menschen ist, durch welches alles, was ihm äußerlich erscheint, für ihn Gestalt und Leben gewinnt, es ist das Licht seines ganzen Lebens und aller Geschäfte seines Lebens, so auch das innere Auge des geistigen Menschen, der Glaube; dieser hält, was Erkenntnis und Sinnen ihm nur dunkel und getrübt und unsicher geben, mit Bestimmtheit fest, er vermittelt die Verbindung des Menschen mit dem, von dem alles Licht ausgeht, er bringt Leben und Heiterkeit in das geistige Leben des Menschen dadurch, daß er dieses auf den Einen zurückführt, der des Menschen höchstes und letztes Ziel ist. Und schon dadurch macht er die Wege des Menschen sicher und hell, daß er dem gewidmet ist, der als Mittler unter die Menschheit trat und durch sein Kommen in die

Welt die Blicke der Menschen auf ihn, den Einzigen, mit Festigkeit richtete. So sucht denn ihn das geistige Auge, der Glaube, und ihn zu sehen, an ihn zu glauben, das ist die Seligkeit, die die Christen vor allen Propheten und Königen auszeichnet. In den Propheten regte sich nur eine leise Ahnung von dem, das da kommen sollte, ihr Inneres sehnte sich nach einem solchen Mittler, den sie notwendig fanden, wenn das Leben der Menschen aus der Finsternis in das Licht, aus der Leerheit in die Fülle, aus dem Vergänglichen in das Unvergängliche übergehen sollte. Diese Sehnsucht, die sich ebendarum auch als Ahnung ausspricht, ist ihr Sehnenwollen, von dem Jesus in unserem Evangelium spricht. Sie konnten aber nicht sehen, weil der Mensch *Geschichte* sucht, um in ihr, was die Zweifel und die Wechsel des Lebens ihm rauben wollen, mit Zuversicht und Bestimmtheit festhalten zu können. Die Jünger nun sahen ihn gekommen, sahen ihn vor sich, den die Welt ersehnt hatte, und mit diesem Sehen hatten sie auch ihr geistiges Auge geöffnet und in ihrem Inneren die Herrlichkeit gesehen und empfunden, die von ihm aus auf die Seinen, also auch auf sie – die eben dadurch, daß sie auch ihr inneres Auge eröffneten, sein wurden – übergeht. Was ist es nun aber, könnten wir fragen, was sie sahen und in ihrem Inneren wahrnahmen? Jesus nennt es nicht; er sagt nur: „Selig sind die Augen, die da sehen, was ihr sehet“, und sagte auch vorher nur: „Ich danke dir, Vater, daß du solches geoffenbart hast den Unmündigen.“ Er nennt es also nicht. Er will es aber auch nicht nennen und gibt zu verstehen, daß das in menschliche Worte nicht zu fassen ist. Er sagt nur zu seinen Jüngern: „Das, was in euerm Innern vorgeht, was ihr in euch empfindet, die Kraft, die ihr in allen euern Gliedern fühlt, vermöge welcher euch selbst Wunder zu tun und Teufel auszutreiben“, wie er vorher sagt, „nicht zu hoch ist, das ist es, was eure Seligkeit verbürgt.“ Denn es spreche sich in ihm das Bewußtsein aus, daß ihre Namen im Himmel angeschrieben seien. Was aber alles dieses sei, worin eigentlich ihr Schauen bestehe, das drückt er nicht aus und braucht er auch nicht auszudrücken; denn ihr Glaube, ihr inneres Auge, gab ihm hiervon Zeugnis. Daher, meine Lie-

ben, kommt es, daß dieser Glaube bei den Seinen so fest und unerschütterlich steht. An ihm kann der Verstand und die höchste Vernunft nichts wegstülzen, weil er, gleichsam die Vernunft selber, das unmittelbar Gewisseste im Menschen ist und alle Worte, ihn auszudrücken, seinen vollen Gehalt darzulegen, nicht ausreichen. Ja, je bestimmter und abgeschlossener er in Wort und Formeln sich hüllt, desto mehr entschwindet der Geist, die Kraft, die aus ihm kommt. Daher, daß, wer die nackten Worte seines Glaubens allein ansieht, plötzlich Zweifel findet und wanken und abtreten will, bis er sich von den Worten wendet und in die Tiefe seines Geistes hinabsteigt, von dorthier [er] die heilige untrügliche Stimme wieder hört und so sich selber wieder in seinem reinsten Bewußtsein und seinem innersten Sein und Leben ergreift. Hat er hierher sich gewendet, so hört er auch die trüglichen Zweifel nicht mehr; er steht sicher und hat das Seinige gewiß, wenn er auch anderen, die durch scheinbare Schlüsse ihn eines anderen zu überzeugen suchen, nicht mehr antworten kann; er hat das Seinige gewiß, wenn auch noch so sehr äußere drückende Umstände ihn aus seinem Besitztum treiben wollen. Das ist denn die Weisheit der Unmündigen, sie ist kein Wissen, keine Sammlung vieler und verwickelter Kenntnisse, keine Fertigkeit, mit Klugheit und Scharfsinn der eitlen Welt entgegenzutreten oder selbst ihre Rolle mitzuspielen, sondern ist etwas, das im Inneren des Menschen ruht und von dorthier Licht über sein ganzes Leben, Tun und Lassen verbreitet, und kann so Eigentum der Niedrigsten und Geringsten werden und diese über Propheten und Könige erheben.

(Der zweite Teil schildert des Schriftgelehrten „dürftige und enge“ Auffassung des Gesetzes und Jesu vernichtende Antwort in der Erzählung der Hilfe, die einem Juden, den seine Volksgenossen [Priester und Levit] in der Not steckenließen, durch einen Samariter geworden.) Blumhardt behandelt den offenbar vorgeschriebenen Text so, daß er in demselben durchweg einen *Nachweis* erblickt über die Wahrheit des dem Texte vorangehenden Wortes Lukas 10, 21.

Zweiter Abschnitt

Der Kandidat



Kapitel 4 – Dürrmenz

nach wohlbestandenem theologischem Examen (Herbst 1829) hatte der Kandidat Blumhardt nicht lange müßig am Markte zu stehen. Einer seiner früheren Lehrer in Schöntal, Professor G. Kern, war wegen körperlicher Leiden genötigt, sein bisheriges Amt aufzugeben, und erhielt eine seinen Verdiensten entsprechende Pfarrei, Dürrmenz-Mühlacker (die größte Gemeinde des Oberamts Knittlingen, von über 2500 Seelen), bedurfte jedoch sofort eines Vikars und gewann hierzu sei-

nen früheren Schüler Blumhardt. „Hier lernte ich – erzählt Blumhardt – unter seiner Anleitung die Süßigkeiten des Seelsorgerberufes schmecken – und immer sind es frohe Erinnerungen, mit denen ich auf diese Erstlingszeit meines Dienstes im Amte des Evangeliums zurückblicke.“ Was er unter diesen Süßigkeiten versteht, davon bekommen wir einen Eindruck durch folgende Schilderung eines jüngeren Freundes, des Missionars Dr. [Herrmann] Gundert, heute Leiter des Calwer Verlagsvereins. Dieser war damals Schüler im Kloster Maulbronn und besuchte von dort aus öfters das Pfarrhaus Dürrmenz. Er schreibt: „Ungemein wohltuend sprach neben dem ersten, durch frühzeitigen Druck ziemlich schweigsamen Professor die Frische und Naivität des nagelneuen Vikars an. Wie im Nu hatte der junge Mann mein Herz erobert. Er machte Spaziergänge mit mir, erzählte natürlich auch von Tübingen, dem hochersehten Ziele des Seminaristen; ihm selbst lag's ja noch nahe genug; aber wie schwand es doch in den Hintergrund gegenüber seiner jetzigen Aufgabe! Es war für ihn schwer, nur vors Dorf hinauszu- kommen. ‚Jetzt, da muß ich einen Augenblick hinein; weißt, s'ist eine alte Kranke, die freut es so, wenn man ihr ein paar Wörtle sagt‘, und damit hinein ins Häuschen und weitergemacht, bis mir die Zeit lang wurde. Herausgekommen, entschuldigte er sich: ‚Weißt, die haben soviel Wiwile (das schweizerische „Wehwehli“?), da muß man sie auch anhören und darf nicht ungeduldig werden.‘ Aber auch auf der Straße, wie manches Wort an den oder jenen, der nur vorübergeht; es schien, als kenne er schon alle Bauern, und alle kennen ihn. In andere Häuser nahm er mich auch mit und stellte mich als einen Jungen vor: ‚Der wird auch noch was, will's Gott!‘ Mir war so etwas noch völlig neu; dieser Vikar schien den Weg zu den Herzen gar nicht suchen zu müssen; ohne Mühe saß er ja bei ihnen drin und traf schnell genug den rechten Fleck. Es ging alles so menschlich zu und ohne selbstgemachte Steigerung, daß mir die Eindrücke unvergeßlich blieben. Dabei ging mir dann etwas von der Herrlichkeit des Predigerberufes auf; es war natürlich, daß ich so oft als möglich Dürrmenz besuchte. Auf Bekehrung schien er gar

nicht auszugehen, sondern setzte etwas wie guten Grund voraus (sowenig auch dasein mochte), auf dem sich weiterbauen ließ. Gerührt hat es mich, daß er Maulbronn nicht mehr besuchte, ohne auch bei mir einzusprechen; das war allemal wie ein Lichtblick in das eintönige und doch zerfahrene Seminaristenleben hinein. Natürlich suchte ich auch die Gelegenheiten auszunützen und konnte ihm allerlei sagen, was mich drückte, erhielt auch immer den besten Bescheid. Kam ich dann hinüber, so konnte er mir dies und das aus Luther vorlesen; weiß noch, wie mich etwas darin so packte, daß ich den ganzen schweren Band nach Maulbronn heimtrug. Aber auch andere Schätze standen mir zu Gebote, z.B. der Klavierauszug der *Zauberflöte*. Ein besonders netter Tag war Peter und Paul 1830; da predigte er so einfältig, daß ich dachte: So mach ich's auch, wenn ich einmal meine erste Predigt halte (die aber freilich ganz anders ausfiel). Dann nahm er mich mit ins nahe Lomersheim zum frommen Schullehrer Epple, der ein Provisor meines Großvaters gewesen war; da gab es so genußreiche Stunden, daß ich meinen konnte, schon ganz in diesen Kreis hereinzugehören.“

Sonst ist uns über sein Wirken in Dürrmenz nicht viel bekannt. Ein Tagebuch, das er dort geführt hat, enthält außer kurzen Notizen über Predigttexte gar nichts von eigenen Erlebnissen, sondern nur allerlei Interessantes, was er von anderen und über andere vernommen. Aus einem Briefe Wilhelm Hoffmanns an ihn scheint hervorzugehen, daß er sich damals mit einem Plane trug, über die Reformation und Luther zu schreiben. Die betreffende Stelle jenes Briefes lautet: „Was macht die Reformation und Dr. Luther? Hoffentlich wird gelesen, studiert, geschrieben, denn das darf nicht unterbleiben, sonst vergeht auch mir der Mut“; es scheint aber, der „Menschenfreund“, der's gerne mit den lebenden Menschen zu tun hatte, oder auch der gewissenhafte Seelsorger hat auch hier über den „Schriftsteller“ den Sieg davongetragen.

Die weitere Station seines Lebens ward auf eigentümliche Weise durch seinen Bruder Karl vermittelt. Dieser war Anno 1828 als Arbeiter nach Basel gekommen, hatte sich dort bekehrt

und von dort aus einen ersten Brief an seinen in Tübingen studierenden Bruder Christoph geschrieben, um auch diesen zur Buße und zum Glauben an den Heiland zu ermahnen, ohne alle Ahnung, daß er damit in der Tat etwas ziemlich Überflüssiges schreibe. Aus Freude über diesen Brief machte Christoph seinem Bruder Karl in Basel einen Besuch und blieb einige Tage daselbst, wo er natürlich auch mit seinem Onkel, dem Missionsinspektor Blumhardt, verkehrte. Dieser Umgang wurde die Veranlassung, daß Inspektor Blumhardt fast zur Überraschung der Missionsfreunde dahin wirkte, daß sein Neffe, der Kandidat Blumhardt, Anno 1830 als Lehrer im Missionsinstitute angestellt wurde.

Kapitel 5 - Basel

Basel war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Vorort der über Deutschland, die Schweiz, Elsaß, Holland etc. verbreiteten Christentumsgesellschaft (deren Organ, die „*Basler-Sammlungen*“, die Gesellschaft überlebt und Ende des Jahres 1880 sein hundertjähriges Jubiläum gefeiert hat) der geistige Mittelpunkt christlicher Bestrebungen in weitesten Kreisen geworden und wurde auch mehr und mehr der Sammelpunkt bedeutender christlich gesinnter Persönlichkeiten. Basels Beziehungen in dieser Hinsicht erweiterten sich noch, als der Sekretär der Christentumsgesellschaft, Dr. Steinkopf von Stuttgart, von Basel aus nach London als Prediger an der deutschen Savoy-Kirche daselbst berufen wurde. Dieser wurde nämlich sofort eines der bedeutendsten Elemente der dort entstandenen oder soeben entstehenden verschiedenen Missions- und Bibelgesellschaften, was eine lebendige Fühlung zwischen den christlichen Kreisen Londons und Basels bewirkte. Zugleich war in jener Zeit die Geschichte der Republik Basel, dieser damaligen Grenzmarke zwischen der Schweiz, Frankreich und Deutschland, reich an Wechselfällen. Die Aufregung mehr noch als die wirklichen Be-

drängnisse, welche die Abwicklung der Napoleonischen Ära mit sich brachte, waren geeignet, große Gedanken und Entschlüsse in edlen christlich angelegten Gemütern, an denen Basel reich war, zu zeitigen. So entstand im Jahr 1815 die Basler Missions-Gesellschaft, ein Werk, das bis heute eine ungeahnte Entwicklung erlebt hat. Das „reiche“, fromme Basel ist schon so lange und so unermüdlich bis heute von allerlei kurzsichtigem Schützenvolk als Zielscheibe gewählt, daß hier wohl ein Wörtlein der Ehrenrettung für jene Männer, denen wir dieses schöne Missionswerk verdanken, mit einfließen darf, für die Iselin, Weiß, Pfarrer von Brunn, Merian-Kuder, Pfarrer Em. Laroche und deren Nachfolger, die Christ-Sarasin, Sarasin, Socin, Heußler etc. Es segelt so manches große Vermögen unter höchst aufgeklärter Flagge, bei dessen Verwendung nicht halb soviel wirklicher Geist, wirklicher idealer Sinn (um das angefeindete Christentum nicht zu erwähnen) entwickelt wird.

Über diese Basler schreibt der nachherige Inspektor Gottlieb Blumhardt einem aufgeklärten Studienfreunde: „Ich lernte hier in dem brüderlichen Kreise meiner Bekanntschaft Menschen kennen, die zwar wenig oder gar nicht von ‚sittlicher Vervollkommnung‘ sprachen, aber desto eifriger danach strebten, die das Wort ‚Pflicht‘ nie nannten, aber dieselbe in allen ihren großen und kleinen Verhältnissen mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit ausübten; Menschen, welche die großen Aufopferungen tätiger Liebe im Öffentlichen und in der Stille ausübten, ohne nur Miene zu machen, als ob sie etwas Absonderliches täten; die sittlich gut handelten, ohne es zu wissen, die die allerschwersten Leiden mit einer Standhaftigkeit und Heiterkeit ertrugen, über die ich staunen mußte; Menschen, denen aus allen Gesichtszügen Liebe und Seelenruhe entstrahlte ... ihre Religion die reinste, tätigste Moral, ihre ganze Moral die einfachste, kindlichste Religion. Ich freute mich dieses glücklichen Fundes und forschte nach der Ursache dieser schönen Tatsachen. Überall ward mir Jesus Christus genannt, der Gekreuzigte, der Retter der Sünder.“

Ein schönes Moment an diesem (in bescheidenem Sinne) in-

ternationalem Werke ist die klare, männliche Eintracht, in welcher sich zur Leitung desselben von Anfang an bis heute zwei verwandte und doch so sehr verschiedene Nationalitäten, die schweizerische und die schwäbische, verbinden. Der geschäftsgewandte, ruhig energische, klug besonnene und meinetwegen auch reiche Basler einerseits und der ideale, gemütvoll, geistreiche, theologisch reich fundierte Schwabe - sie suchen und anerkennen, kontrollieren und ergänzen einer den anderen. So war das Basler Missionswerk der Anfang zu einer bis heute bestehenden ständigen Kolonie tüchtiger theologischer Kräfte Württembergs in Basel; wir nennen die Inspektoren Gottlieb Blumhardt, Wilhelm Hoffmann, Josenhans, Schott und unter den vielen bedeutenden Lehrern Oehler, nachher Professor in Tübingen, und Geß, nachher Generalsuperintendent in Posen etc.

Namentlich aber wurde Basel an den Jahresfesten der Missionsgesellschaft der Sammelpunkt der Freunde des Evangeliums aus weitesten Kreisen; die bedeutendsten Glaubensmänner jener Tage wurden da von Tausenden gesehen und gehört, und manche hehre Festmomente blieben allen, die sie miterlebt hatten, in feierlicher Erinnerung. Auch unser Blumhardt fühlte sich später noch an diesen Festen von all den tüchtigen, währschaftigen Freunden, den Baslern voran, aber auch von den allerwärts herzugeströmten Gästen oft hoch erquickt.

Der erste Missionsinspektor war also unseres Blumhardts Großoheim (genauer „Vaters Vetter“) Christoph Gottlieb Blumhardt, der Sohn jenes Matthäus. Die Zeit seines Wirkens hatte ihre besondere Schönheit. Es war wohl die Zeit der Unerfahrenheit, der ersten - nicht immer glücklichen - Versuche, der Lehrjahre; aber auch die Zeit der ersten Liebe, der stillen Innigkeit; Reichtum des Geistes waltete da im Gewande der Armut. Zugleich war das Werk noch, dank der Kleinheit seiner Dimensionen, für jeden Teilnehmer leicht übersichtlich und konnte bis ins einzelne hinein in Herz und Gemüt aufgenommen werden, für Blumhardts ganze geistige Entwicklung von mächtigem Segen!

So waren die Verhältnisse gestaltet, in welchen Blumhardt

6½ Jahre lang als Lehrer im Missionshause wirkte. Er erzählt darüber im „*Lebenslauf*“* folgendes: „Dieser Ruf, der mich durch Gottes Fügung traf, war damals um so lieblicher für mich, da um dieselbe Zeit mein Bruder als Zögling in das Missionshaus eintrat. (Er wurde als Missionar nach Abessinien geschickt, ging dann später im Dienste der englisch-kirchlichen Mission nach Indien und lebt jetzt in England.) Was ich in dieser neuen Schule erfahren und lernen durfte, kann ich mit keinen Worten beschreiben. Es war eine fortgehende Segenszeit für mich. Hier auch, da der Sammelplatz so vieler Gläubigen aus allen Weltgegenden ist und da man es gewohnt wird, die ganze Welt, sofern sie Christum nicht hat, mit ‚mitleidigem‘ Auge zu überblicken, lernte ich erst recht den Wert des evangelischen Amtes schätzen. Meine Mitarbeiter daselbst wurden enge mit mir verbunden, und besonders wohltuend ist es für mich, einen derselben, Karl Werner, nun Pfarrer in Effringen (später in Fellbach, Biograph Dr. Barths, seither gestorben), mit dem ich in Basel drei Jahre lang bei gleichem Berufe in vertrauter Freundschaft stand, am heutigen Tage als Zeugen meiner Einsegnung vor mir zu sehen. Auch ist es Basel, wo ich zum ersten Male, Geliebte im Herrn, mit eurem bisherigen Seelsorger, Pfarrer Barth, bekannt wurde. Unsere Herzen haben sich gefunden.“

Das Hauptfach, welches ihm oblag, war das Hebräische, das ihm Gelegenheit gab, sich und seine lieben Zöglinge in das Wort Gottes zu vertiefen und immer mehr das System seiner Bibelgedanken auszuführen. Sehr dankbar war er lebenslang namentlich dafür, daß er damals habe den Grund legen können zu seiner späteren (wirklich außerordentlichen) Tüchtigkeit, Gedanken klar zu ordnen und in die richtige, d.h. in die *einfachste* Form zu bringen. Hierzu diente ihm wohl noch besonders ein sehr schwieriges Fach, welches ihm neben anderen schweren Unterrichtsgegenständen noch zugeschoben wurde: das Fach der „nützlichen Kenntnisse“, damals ein Quodlibet von physikalischen, chemischen, mathematischen Kenntnissen, von denen man dachte, daß sie den Missionaren in der Welt zugute kommen. Seine Schüler liebten ihn, doch war manchen unter ihnen seine

lebhaft Art, sie mit Fragen, und zwar außerhalb der Reihe, in Mitwirkung zu ziehen, lästig, und es fehlte manchmal nicht an Opposition, die es dann liebte, einzelne Aussprüche Blumhardts, die aus seiner originellen Bibelauffassung hervorgingen, zu bemängeln. So kindlich gläubig er auch war, so trat er doch zum Beispiel in der Auffassung der Person Christi so stark mit Hervorhebung der menschlichen Seite auf, daß er sich vor dem damaligen Präsidenten des Komitees, Herrn Pfarrer von Brunn, der ihn sonst liebhatte und hochschätzte, verantworten mußte. Diese Verantwortung verlief übrigens in ein sehr herzliches und beiden Beteiligten wertvolles Gespräch. Wie hoch Blumhardt von dem in reich gesegnetem Wirken stehenden von Brunn dachte, beweist ein Gedicht von ihm zu des letzteren 25jährigem Jubiläum, das mit folgendem für Blumhardt bezeichnendem Verse schließt:

Jener Tag wird's einmal offenbaren,
Was an Sündern Gottes Wort hier tut.
Zeuge fort! Du wirst es dort erfahren,
Welch ein Segen auf der Treue ruht.
Laß sie alle sich zusammenrotten,
Die in frevelm Übermüte spotten;
Höll' und Tod liegt überwunden da,
Droben tönt es schon: Hallelujah!

Über den Eindruck, den Blumhardt im allgemeinen damals erweckte, sagt ein Gewährsmann: „Es lag viel Arbeit auf Blumhardt, aber bei aller Arbeitslast war er heiter und vergnügt; soll etwas allgemein Charakteristisches über ihn gesagt werden, so lautet es dahin: Er war ein Glückskind in allem, was er anfaßte; es ging ihm leicht, was er unternahm; er war beliebt bei allen Menschen, zu denen er kam.“ Und ein anderer berichtet: „Bedeutendere Leute, die mit ihm in nähere Verbindung und in ein eingehendes Gespräch traten, kamen bald von ihrer ersten Meinung, als wäre er mehr um der Verwandtschaft mit dem Inspektor willen zum Lehrer berufen worden, zurück und bekamen

Respekt vor der Tüchtigkeit und Gediegenheit, welche ihm eigen war.“ Ein Charakterzug, der ihn lebenslang zeichnete, trat schon damals hervor, der der Geradheit, denn es heißt ferner über ihn aus jener Zeit: „Wenn er auch mit der Wahrheit überaus offen herausrückte, so fühlte man sich dadurch doch nicht verletzt und konnte sich das von ihm mit Liebe Gesagte zunutze machen.“

Mit seinem Onkel, Inspektor Blumhardt, war er sehr vertraut; auch wurde er Hausfreund vieler Familien in Basel, was man nicht leicht wurde; innig verbunden war er mit seinen Mitlehrern Werner (der oben erwähnt wurde), Oehler (später Professor in Tübingen), der seine Herzensfreude an ihm hatte, und dem jüngeren Staudt (seinem späteren Schwager, nachher weit bekannt als Pfarrer von Korntal), der wohl durch seine Veranlassung nach Basel gerufen worden. Auch mit Dr. de Valenti, einem äußerst geistreichen, für das Evangelium begeisterten Mediziner aus Sachsen-Weimar, welcher in Basel das theologische Examen bestand, war Blumhardt verbunden und blieb auch dann noch an ihm, als derselbe durch sein schroffes Wesen die meisten seiner früheren Freunde von sich abgestoßen hatte. Noch ist ein Heftchen vorhanden, in welches Blumhardt damals hauptsächlich Erzählungen und sonstige lehrreiche Äußerungen eintrug, die der lebhaft de Valenti zum besten gab.

Von den Geistlichen der Stadt und der schweizerischen, besonders aber badischen Umgegend wurde Blumhardt oft um Aushilfe im Predigtamt angesprochen. Später hielt er auch in Basel öfter Vorträge in einer Sonntagabendversammlung und wußte damals schon, so wird erzählt, recht eindringlich zu sprechen. Auch half er manchmal daselbst im Jugendunterricht aus und fesselte seine Schüler und Schülerinnen durch seine lebendige Auffassung der biblischen Geschichte.

Seine Predigtreisen in der Basler Landschaft fielen zum Teil in die aufgeregte Zeit, wo dieselbe sich gegen ihre bisherige Hauptstadt erhob und sich von deren Regiment lossagte. Als er einmal so durchs Land (ich glaube vom Orte, wo er gepredigt hatte, heimwärts nach Basel) fuhr, bat ihn ein anständiger Mann um die Erlaubnis, mitfahren zu dürfen, und erhielt sie natürlich.

Der Mann lehnte sich sichtlich in die Tiefe des Wagens, bat auch einmal, als sie in einem Dorf unter einer aufgeregten Bauernschar einen Aufenthalt erlitten, Blumhardt möge doch sich etwas vor ihm hinsitzen, um ihn ein wenig den Blicken der Leute zu entziehen. Es glückte, und als sie auf friedlichem Boden angelangt waren, gab sich ihm der Mann dankbar zu erkennen: Es war Linder, Pfarrer in Zyfen, der nachherige Obersthelfer in Basel, auf dessen Einlieferung ein Preis ausgesetzt gewesen sei.

Ein anderes Erlebnis auf einer Predigtfahrt ins Badische hatte sich seinem Gedächtnisse tief eingepägt. Ein junges Kutscherchen, mit dem er schon öfters gefahren war, ließ ihn einmal auf unverantwortliche Weise irgendwie im Stich und brachte ihn in die bitterste Verlegenheit. Als er zur höchsten Zeit sich einstellte, machte Blumhardt seinem Unmute in Vorwürfen Luft. Plötzlich sieht er auf den Gesichtszügen des Angezürnten eine merkwürdige Wandlung sich vollziehen: Befremden, Enttäuschung und etwas fast wie Geringschätzung! Er war um seines – wenn auch veranlaßten – Zornes willen in der hohen Achtung dieses Jünglings gesunken, und nicht ohne Grund; Blumhardt erschrak und gab sofort im Geiste diesem Menschen recht und schämte sich – wie er schreibt – „bis in die Haut hinein“.

Interessante Episoden in seiner Basler Zeit bilden seine Vakanzreisen, teils in die Heimat, teils auch in die Schweiz. Nach der Heimat zog's ihn namentlich auch um der Mutter willen, welcher er von Basel aus manch zartes Grüßchen sandte, bald ein Trostgedichtchen, bald auch eine sorgfältige Auslegung irgendeines Bibelwortes; vorwiegend Teile der Bergpredigt hat er für sie in dieser Weise behandelt, wobei in seiner Erklärung der Seligpreisungen schon jene feinen Gedanken auftreten, die er in späteren Predigten darüber (z.B. einmal in Elberfeld) verwendet hat. Diese Reisen geschahen meist zu Fuß mit dem Habersack auf dem Rücken. Die Erlebnisse auf der Straße, in den Herbergen waren, so erzählt ein Jugendfreund, reich und köstlich. Manche solcher Erlebnisse hat er in seinem Tagebuch notiert. Es sind meist Gespräche mit Leuten, die er zufällig zu Reisegefähr-

ten gewann; dieselben zeichnen sich alle durch einen freundlichen Ausgang aus, indem Blumhardts zutrauliches Wesen teils etwa einem Reisenden seinen Kummer oder seine schönsten Lebenserfahrungen entlockte, teils etwa einen dem Christentum eher feindselig Gesinnten weich und nachdenklich stimmte und Blumhardt Worte des Dankes eintrug. Erzählt hat er oft, wie er einst, in einem Wirtshause von der Wirtin um seinen Lebensberuf befragt, ihr das Missionswerk in Basel auseinandersetzte, worauf sie, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, ausrief: „Dann kommt ja bald der Jüngste Tag!“ Dieser biblisch so folgerichtige Schluß klang in seinem innersten Herzen wider und freute ihn lebenslang. – Es war damals schon Sitte, daß die Zöglinge, aber auch die Lehrer des Missionshauses, in den Vakanzzeiten da und dort, namentlich im Schweizerlande, die Freunde des Evangeliums aufsuchten, um sie sowohl im traulichen Verkehr als auch in „Stunden“ (Versammlungen) im Glauben zu stärken und ihr Interesse an der Mission zu beleben. Auf einer solchen Reise pilgerte Blumhardt auch einmal bis nach Lauterbrunnen im Berner Oberland, wo sich ein je und je von Reisepredigern der Brüdergemeinde besuchtes Häufchen Gläubige befand. Dort traf ihn der Wunsch zweier Brüder Lauener, in dem benachbarten Bergdorfe Wengen, unweit Wengern-Alp, auch ihnen da droben ein Wort des Evangeliums zu sagen. Man ermutigte ihn, diesen begabten Männern zu entsprechen, um so mehr, da sie das Zeug hätten, in diesen Bergen für das Reich Gottes erfolgreich zu wirken. So sagte er zu und arbeitete sich durch Schnee und Eis hinauf auf einem im Winter für einen Schwaben „arg“ mißlichen Wege, wurde aber reich für seine Strapazen belohnt. Denn die zwei „Stunden“, die er dort oben hielt, blieben nicht nur ihm lebenslang in schönster Erinnerung, sondern auch den Leuten dort. Die Leute waren herbeigeströmt, er war „angetan“ und redete – wie man aus seinem Erzählen schließen darf – mit ganz besonderem Schwung des Geistes. Am Schlusse – so erzählen heute noch die Nachkommen derer, die jenen Stunden beigewohnt – ermahnte er sie noch feierlich, regelmäßig je und je auf solche Weise zusammenzukommen, indem er die beiden

Lauener bei der Hand faßte und sie so gleichsam ins Handgelübde nahm und ihnen die zu gründende „Versammlung“ aufs wärmste empfahl. Diese Versammlung – auf dem entlegenen Bergdorfe eine doppelte Wohltat – war damit *gegründet*. Blumhardt schickte von Basel aus den beiden Lauener ein Predigtbuch zum Vorlesen (Predigten Battiers, eines damaligen Basler Pfarrers). Die Versammlung besteht heute noch, sorgfältig gepflegt durch die bernerische Evangelische Gesellschaft, und hat durch Hilfe derselben und anderer Freunde nun seit einigen Jahren eine besondere Kapelle.

Von einer seiner Vakanzreisen in die Heimat erzählt uns Dr. Gundert, jener Freund, welcher als Klosterschüler Blumhardt so oft in Dürrmenz besucht hatte. Derselbe war mittlerweile auf die Hochschule (Tübingen) gelangt. „Ich war indessen von Blumhardt weit abgekommen. Repetent Strauß nahm uns alle in Beschlag, und das alte Christentum lag schon hinter uns. Danach aber wurde ich zum Herrn bekehrt. Nun war's im heißen Juli 1834, daß ich, als einer der ersten im Stift, von der Brechruhr befallen wurde, welche eben jetzt zu grassieren anfing. Ich lag auf der Krankenstube, matt, doch getrost, wie es auch gehe. Da geht die Tür auf, und Blumhardt tritt herein, küßt mich und setzt sich an mein Bett. Und nun floß ihm das Herz so über von Dank, daß ich den Herrn Jesum gefunden, und von fröhlichen Erlebnissen im Basler Kreise, daß ich nur mitjubeln konnte. Alles freilich ohne viel Äußerung meinerseits, ich träumte halb zwischenhinein. Er machte aber so getrost weiter, daß ich mich endlich besann, es sei eigentlich doch keine Krankheit mehr um den Weg, und *aufstand*, um ihn im Brüderkreis weiter zu genießen. Bei den späteren Krankenheilungen besann ich mich auf den Vorfall zurück.“

Davon hatte wohl Blumhardt, der hier unbewußt wie von einer unsichtbaren Segenswolke umgeben erscheint, keine Ahnung. Doch machte er eine ähnliche Erfahrung an sich selbst. Er wurde nämlich von einer sehr ernsten Krankheit befallen, die ihn innerlich matt machte und seine Geisteskräfte schwächte und äußerlich in einem quälenden Hautausschlage bemerkbar

wurde. Auf Rat des Arztes brachte er seine Vakanz in dem württembergischen Schwefelbade Sebastiansweiler zu. Ziemlich hergestellt, kam er nach Schluß derselben wieder nach Basel, und es schien wieder zu gehen. Aber bald regte sich die Krankheit aufs neue, so daß Blumhardt sich nach der nächsten Vakanz sehnte, um in Sebastiansweiler wieder Erleichterung zu finden. Zum zweiten Male ging er dahin, fand jedoch wenig wesentliche Besserung, kehrte aber mit Mut und Vertrauen auf Gott in seinen Beruf zurück. Gleich in den ersten Tagen aber, eines Morgens, da er einen schweren Unterrichtstag vor sich hatte, fühlte er die Krankheit so stark, und die Müdigkeit seines ganzen Wesens übernahm ihn so mächtig, daß es ihm unmöglich schien, sich anzukleiden. Doch raffte er sich zusammen; als es aber immer nicht recht gehen wollte, da erfaßte ihn eine namenlose innere Angst. Sein Herz bebte vor einem siechen, unfruchtbaren Leben, das vor ihm lag, und eine Empfindung, daß alles auf dem Spiele stehe für ihn, durchdrang ihn. Da warf er sich in einer Ecke des Zimmers auf die Knie und schrie zu Gott, daß Er ihm helfe. Als er aufstand, fühlte er die Krankheit durch seinen Leib wie heruntergleiten und an den Füßen hinausgehen. Er war vollständig genesen!

Sein Aufenthalt in Basel trug ihm noch etwas besonders Liebliches ein, was wir noch etwas eingehender beleuchten wollen.

Unter den Jüngern des Herrn, welche durch das in Basel erwachte Leben und die dortigen Bestrebungen, eine Gemeinschaft aller Gläubigen in allen Landen zu wecken und zu hegen, nach Basel gezogen wurden, war auch ein nassauischer Pfarrer, ein alter glaubensinniger, stiller Kreuzträger: Köllner. Seine Selbstbiographie, geziert mit seinem Bilde, gehört zu unseren freundlichen, schönen Jugenderinnerungen; und der „Hornköllner“ (so genannt von dem Gehörrohre, das auf dem Bilde des schwerhörigen Greises zu sehen war) war, wie später Zaremba und A., ein bekanntes Glied der großen, zerstreuten, sich von Angesicht meist unbekanntesten Familie der „Gläubigen“. Er war in Basel namentlich für die Zwecke der Christentumsgesellschaft tätig, als

Redaktor der „*Basler Sammlungen*“. Er war ein inniger, weicher, kaum mit einem Fuße im praktischen Leben stehender Mann, und ähnlich war sein Sohn Karl (der Trost seines Vaters, nachdem derselbe zwei Söhne auf besonders schmerzliche Weise verloren). Dieser Sohn war zum Kaufmann bestimmt und hatte es auch redlich versucht, sich mit diesem Beruf zu versöhnen, allein in die Länge hielt er's nicht aus: Man könne kaum in diesem Beruf ein rechter Christ sein. Nun war in jenen Zeiten neben dem Eifer für die Heidenmission auch der für die Judenmission erwacht. Drei Momente wohl legten dies nahe: einmal das nächstliegende, die Anwesenheit der Juden in unserer Mitte. „So jemand den Juden nicht liebt, den er sieht, wie kann er den Heiden lieben, den er nicht sieht?“ konnte man sagen. Dann ihre Blutsverwandtschaft mit dem Herrn Jesu, gegen den die neue Liebe, das neue Dankgefühl erwacht war; und endlich ein drittes, dem damals ein großes Gewicht beigelegt wurde: Weil die Bibel eine schließliche Bekehrung der Juden vor der Wiederkunft des Herrn in Aussicht stellt, so glaubte man gewissermaßen damit das ersehnte Kommen des Herrn am ehesten beschleunigen zu können, wenn man *diese* Verheißung zur Erfüllung zu bringen suche. Für diese Judenmission nun war Karl Köllner ganz besonders begeistert. Er wollte Landökonom werden, zugleich aber irgendwie sein Leben noch in besonderer Weise dem Dienste des Reiches Gottes weihen, und so entstand die Kombination, daß er ein Bauerngut kaufte, auf welchem er zugleich eine Anstalt gründen wollte zur Erziehung von Judenkindern. Er kaufte sich an in dem badischen Dörfchen Sitzenkirch bei Basel und richtete sich für obgenannte Zöglinge ein. Es kamen auch etliche, aber nicht für lange; hätten die betreffenden jüdischen Eltern auch ihre Kinder bei ihm lassen wollen, so duldeten es eben ihre Glaubens- und Stammgenossen nicht, und so verödete diese kleine Anstalt, trotz vieler Mühe der baslerischen Freunde der Judenmission und namentlich auch Pfarrer Barths in Möttingen, und es blieb in Sitzenkirch ein idyllisches, gemütreiches Familienleben übrig, ein helles Lichtlein in die Umgegend hinein, auch durch allerlei Werke stiller Barmherzigkeit leuchtend, bis später Köllner nach

Korntal übersiedelte (wo sein Tochtermann Staudt Pfarrer war), in welcher Gemeinde er denn auch eine seinem Geiste und Gemüte entsprechende Wirksamkeit fand.

In Basel nun hatte Blumhardt oft auch als Religionslehrer auszuhelfen, namentlich auch in einer Mädchenklasse. Die Mädchen wurden merkwürdig aufgeweckt durch Blumhardts farben- und lebensvolle Darstellung biblischer Geschichten. Unter den Mädchen aber war eines, das Blumhardt auffiel einerseits durch sein echtes Deutsch, noch mehr aber durch seine Aufmerksamkeit, sein Verständnis und seine Bibelkenntnis. Das Mädchen gehörte nach Sitzenkirch und hieß Doris Köllner. Blumhardt hatte von diesem Mädchen sofort einen tiefen, ihm jedoch vorderhand noch nichts bedeutenden Eindruck. Gegen Ende nun seines Basler Aufenthaltes streifte er einmal mit ein paar Genossen aus dem Missionshause, Mineralien sammelnd (wohl im Dienste jenes Fachs „nützliche Kenntnisse“), durchs badische Land. Als sie durch die Allee von Sitzenkirch wandelten, erblickte Köllner sie von ferne, erkannte sie als Glieder des Missionshauses und lud sie zu sich ein. Die Mutter Köllner rief sofort ihre drei Töchter herein, die nach alter einfacher Sitte die Ankömmlinge mit einem Händedruck zu begrüßen hatten. *Ein* Händedruck wirkte auf Blumhardt wie elektrisch – es war der von Doris Köllner.

Es ging nicht sehr lange, so stand der Mineraliensammler wieder an der Türe des Köllnerschen Hauses, um seine Forschungen nach edlen Perlen fortzusetzen, und abermals nicht sehr lange, da erhielt Papa Köllner einen Brief Blumhardts (vom 16. Dezember 1836), dessen Inhalt wir uns denken können.

Mit großer Spannung harrete Blumhardt der Antwort. Menschlich gerechnet, konnte er seiner Sache nicht so unbedingt sicher sein, denn so liebenswürdig er auch im Kreise seiner Genossen war und so sehr er auch andererseits im Religionsunterricht die Jugend beiderlei Geschlechtes ansprach – als das Ideal eines künftigen Gatten mag der „schwarze Blumhardt“, wie ihn manche Jüngere mit halber Ehrfurcht nannten, kaum je einer Mädchenseele vorgeschwebt haben. War doch auch seine Höflichkeit, seine Art, sich in der menschlichen Gesellschaft zu be-

wegen, zeitlebens originell, mannigfach abweichend von den Überlieferungen der Sitte und ganz aus seinem ihm eigenen Prinzip heraus gestaltet, was zwar mit beitrug zu dem Ausdruck von Klarheit, Wahrheit und Natürlichkeit in seinem Wesen, vielleicht aber auch ihm ein etwas rauheres Gepräge gab, wie etwa das eines Dürerschen Holzschnittes im Vergleich zu einem Kupferstich nach Raphael. – Die Antwort auf seine Anfrage fiel indes günstig aus, so schwer es dem Vater fiel, sich von seiner Tochter zu trennen. Den 23. Dezember schrieb ihm Köllner in einem feierlichen Brief voll heiligen Schwungs, „daß der Herr unserer Tochter die Überzeugung und die Freude geschenkt hat, Ihren Antrag als einen Ruf von ihm anzunehmen und demselben in kindlichem Glauben und Gehorsam zu folgen“. Blumhardt erzählte später, er habe auf diese Antwort fünf Wochen warten müssen. Hat etwa der Schwiegervater es längere Zeit nicht über sich gebracht, den schon fertigen Brief, mit welchem er auf seine liebe Tochter verzichtete, aus dem Hause zu entlassen, oder hat Blumhardts spätere Erinnerung an sein damaliges Harren und Bangen ihm den Eindruck der Zeit unvermerkt vervierfacht? Wir wissen es nicht.

Es war ein großes Geschenk, daß der Herr unserem Blumhardt in dieser seiner künftigen Gattin gab; ein stilles, sinniges, dem Gebiet des Idealen mehr als der trockenen Hausmutterpraxis zugeneigtes Mädchen, träumte sie wohl von einem idyllischen Landpfarrhausleben an der Seite ihres künftigen Gatten, aber wieviel Verzicht gerade auf häusliche Stille, auf trautes Familienleben, wieviel Entsagung aller Art, wieviel fast aufreibendes Arbeiten und Ringen Tag und Nacht harrete ihrer doch! Und obwohl uns versagt ist, der teuren Witwe Lob allzu laut zu singen, so ist doch wohl erlaubt, den leisen Zweifel zu äußern, ob es noch manche Tochter gegeben hätte, die dieser Aufgabe, wie sie sich uns im ferneren Leben Blumhardts entfaltet, gewachsen gewesen wäre?

Mit dem Gewinn seiner Braut war für Blumhardt der Abschluß seines Wirkens in Basel angezeigt; denn es war nun seine Pflicht, nach einem eigenen Herde zu trachten und sich zu die-

sem Behufe wieder seiner heimatlichen Kirchenbehörde zur Verfügung zu stellen.

Wir scheiden von dem Bilde seines Wirkens in Basel mit zwei schriftlichen Denkmälern aus seiner Hand, einer Predigt (im Auszug) und einem Gedichtchen, welches er einem abgehenden Missionar ins Stammbuch schrieb.

I.

Auszug aus der Predigt in St. Elisabeth in Basel,

24. Juli 1831

Text: Matthäi 5, 43-48 (Liebet eure Feinde etc.)

Blumhardt folgt in dieser wie in allen seinen noch von damals vorhandenen Predigten einer alten Sitte, indem er zum Eingang ein anderes Bibelwort als das Textwort bespricht, wodurch er den Vorteil gewinnt, das Textwort durch dieses andere Bibelwort zu beleuchten. So geht er hier von dem Worte Joh. 1, 12 aus: „Wie viele Ihn aber aufnahmen, denen gab Er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an Seinen Namen glauben“, und gewinnt das Thema: „Von der *Liebe* als dem Zeugnis unserer Kindschaft mit Gott: 1.) sie muß alle Menschen umfassen; 2.) sie darf sich nicht stören lassen.“ Gebet: „Vater der Liebe, brich die Bande entzwei, die unsere Herzen noch voneinander trennen! Von Natur sind wir nicht tüchtig zu lieben, wir haben mehr Trieb, einander zu hassen und wehe zu tun, als mit friedlicher und wohlwollender Liebe einander zu begegnen, wollen lieber heimzahlen als vergeben, sind geneigter zum Zorn als zur Langmut und Geduld. Das ist nicht deine Weise, himmlischer Vater; wie mögen wir so deine Kinder heißen! Darum zünde unter uns den Geist der Liebe an, laß uns daran denken, wie hoch du uns arme, verlorene Sünder geliebet habest, und so bei dir die Liebe lernen, an der wir als deine Kinder erfunden werden! Amen.“ – Ich zitiere aus dem ersten *Teil* den Anfang der zweiten Hälfte. „Hören wir, was Jesus über *die* Liebe spricht, die *wir* haben sollen und die nicht jeder gewissenlose Betrüger etc. mit uns ge-

mein haben kann! ‚*Darum*, fügt er hinzu, *seid vollkommen, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist!*‘ Und wie zeigt denn in Hinsicht der Liebe dieser Vater im Himmel Seine Vollkommenheit? ‚Er läßt Seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.‘ Damit zeigt Er sich als Vater über alle Seine Geschöpfe; allen, mögen sich auch sein, wer sie wollen, will er Vaterliebe kundtun und sie mit Segnungen überschütten, wie sie es bedürfen. Keiner ist ausgeschlossen, damit auch keiner unter den Menschenkindern mag auftreten können und sagen: ‚Zu mir hat Er sich noch nicht freundlich genaht.‘ Wo ist ein Leidender und Bekümmerter, der von der Güte Gottes nichts wüßte, der es leugnen wollte, daß über ihm ein wohlwollender Vater im verborgenen walte? Sie alle sind ja *Sein*, und: ‚*Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen*, spricht der Herr, *daß sie sich nicht erbarmte über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselben vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen*, spricht der Herr, *siehe, in die Hände habe ich dich gezeichnet.*‘ So sprach der Herr zu Israel, und wir, die nun zu Christi Brüdern erkoren sind, dürfen es als an unser Herz gesprochen ansehen und das annehmen, daß eine all unser Denken übersteigende Liebe alle Menschen, die auf Erden wohnen, umfasse.

So liebt der Herr ... Und wir wollten ausscheiden? Wir wollten dem einen Liebe, dem anderen schnöde Gleichgültigkeit und Verachtung oder gar gefühllose Unbarmherzigkeit erzeugen? O meine Christen, da lasset uns tief in unser Innerstes gehen, ob wir nicht neben einer vielleicht großen und aufopfernden Liebe gegen gewisse Personen auf der anderen Seite gegen solche, die uns sozusagen nichts angehen, die uns fremd sind, die uns keinen Vorteil bringen können, ja die oft unwillkürlich Ursache zu unserem Schaden werden, Lieblosigkeit zeigen. Der tägliche Wandel gibt so viel Veranlassung dazu; man nimmt es so leicht mit der List, Unredlichkeit, Kälte gegen seinen Mitmenschen und denkt nicht daran, daß man damit jene Kindschaft mit Gott verleugnet. Man sucht so gerne bei öffentlicher Rechtschaffenheit auf so vielen verborgenen Schleichwegen bald mehr, bald weni-

ger den Nächsten an Ehre und Gut anzugreifen, um sich auf irgendeine Weise zu heben und emporzubringen; und wie oft hat nur ein in leichtsinniger Lieblosigkeit hingeworfenes Wort, eine scheinbar gleichgültige Handlung von Härte und Unredlichkeit dem Nächsten bittere Tränen ausgepreßt! Der Herr aber sieht ins Verborgene; Er, der Seine Kinder *alle* liebt, sieht auch, wer sie *nicht* liebt, und weiß eine parteiische Zöllnerliebe wohl zu schätzen!“ (Matth. 5, 46f.) – Ferner aus der Mitte des zweiten Teiles: „Freilich wirst du sagen: ‚Wie mag denn auch ein Mensch sich so wegwerfen, sich so aller seiner natürlichen Menschenrechte entäußern und still zusehen, wenn er sich nur von Betrügerei und Bosheit umringt sieht, wenn er sich an seinem Edelsten, an seiner Ehre angegriffen sieht? Wie soll es ihm vollends möglich sein, gegen solche Menschen auch nur ein Fünkchen Liebe übrigzubehalten, die immer nur feindselig sich gegen ihn stellen?‘ – Dies ist freilich die Sprache des Menschen, der alles, was ihm von seinen Mitmenschen begegnet, auf die höchste Spitze treibt und alles verloren glaubt, wenn etwa in einer Gesellschaft einem Mitbruder ein ge(harnischtes?) Wort entfällt, und keinem Menschen mehr glaubt, wenn verleumderische Gerüchte im Umlauf wider ihn sind, der dem, was oft nur Folge einer vorübergehenden Aufwallung war, die gehässigste Auslegung gibt, eine Auslegung, wie sie eine im Innersten des Herzens wohnende Liebe nimmermehr geben kann. Und gesetzt, sie nehmen dir, was du hast, sie zerstören dir dein ganzes irdisches Glück: *Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?* ruft dir Paulus entgegen: *Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung?* (Römer 8, 35) – Hier, teuerste Freunde, haben wir den Punkt gefunden, von dem aus wir eine Liebe anziehen können, die durch nichts gestört werde, die über alle Kränkungen der Menschen hinwegsieht. – Paulus hatte den Mann gefunden, der ihn aus einem Verfolger zu einem willig duldenden Verfolgten macht etc.“

II.

Einem Missionar ins Stammbuch

Die Kinder Gottes sind die Säulen,
Auf welchen diese morsche Welt noch ruht.
Drum müssen sie sich immerdar verteilen
Und Wache stehen unter Christi Hut;
So freut uns wohl ihr Nahesein,
Ihr Scheiden schmerzt uns nicht;
Es müssen allerorten Säulen sein,
Damit die Welt nicht bricht.

Zur Kindschaft Gottes ist berufen
Die ganze noch so finst're Menschenwelt;
Sie alle sollen kommen zu den Stufen
Des Throns, der ihre Finsternis erhellt;
So freut uns wohl ihr Nahesein,
Ihr Scheiden schmerzt uns nicht;
Es müssen allerorten Zeugen sein,
Damit durchbricht das Licht.

Die Kinder sammeln sich dort oben,
Dort ist der Sammelplatz, die rechte Stadt;
Wie werden wir uns da nicht freu'n und loben
Den, der die Hütten schon gebauet hat!
Drum freut uns wohl ihr Nahesein,
Ihr Scheiden schmerzt uns nicht;
Wir werden einst bei ihm beisammen sein,
Da trennen wir uns nicht.

Kapitel 6 - Iptingen

In Blumhardts „*Lebenslauf*“, der uns bis jetzt jede Periode des Lebens kurz und bündig gezeichnet, lesen wir weiter: „In Basel verweilte ich 6½ Jahre lang; und bei meiner Rückkehr ins

Vaterland an Ostern 1837 wurde mir alsbald der Ruf zuteil, mich als Pfarrgehilfe nach Iptingen zu begeben.“

Es war wohl schwerlich Zufall, daß er gerade nach Iptingen (einer kleinen Gemeinde von 790 Seelen im Oberamte Vaihingen) verwendet wurde; denn die Aufgabe, die seiner daselbst harrte, war eine besonders schwierige und wohl mit Bedacht ihm, dem vielerfahrenen Manne, dem leutseligen und umgänglichen Seelsorger, zugewandt. Iptingen war nämlich ein Hauptsitz des Separatismus, speziell gingen von dort die Harmoniten Amerikas aus, mit ihrem Haupte Rapp. Diese Separatisten waren kernige, respektable, in ihrer Art tüchtige Männer; aber starr, schroff und voll Selbstbewußtsein; sie sahen auf die Kirche um des über sie hereingefluteten Unglaubens willen hoch herab und hatten gänzlich mit ihr gebrochen, so daß sie sogar ein Betreten des Kirchengebäudes für sündhaft hielten. Ihre Stimmung kennzeichnet sich in einem Brief eines derselben, der zuerst einiges Vertrauen zu Blumhardt gewann und ihm schriftlich sein Herz ausschüttete über die schlechte Qualität aller Pfarrer usw. Er unterzeichnet sich in einer Nachschrift: „mit Ingrim der Obige“.

War diese Schwierigkeit dem damaligen Pfarrer zu Iptingen, einem an und für sich etwas unbeholfenen Manne, über den Kopf gewachsen, oder wußte er überhaupt auch sonst sich nicht mehr zu helfen? Wir wissen es nicht; genug: Blumhardt wurde ihm als unerwünschter Gehilfe „gesetzt“, und zwar so, daß Blumhardt das Pfarramt selbständig zu verwalten hatte. Der Pfarrer, ein etwas schwacher Mann, vermeintlich orthodox, dabei hoch konservativ, streng auf seine Würde haltend, hatte durch allerlei Besonderheiten bei Behörden sowohl als bei der Gemeinde ein weit ungünstigeres Urteil über sich zuwege gebracht, als er es eigentlich verdiente. So war er allmählich vereinsamt und gegen die Außenwelt abgeschlossen. Es gereichte Blumhardt zu großer Genugtuung, daß es ihm im Laufe des Sommers einmal gelang, diesen seinen Prinzipal zum Besuch einer Generalvisitation (durch den Prälaten) in Knittlingen zu bewegen. Da saß denn der seinen Amtsbrüdern halb zur Sage gewordene klei-

ne, schwächliche Mann mit silbergrauen Locken, kurzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen, großen silbernen Schnallen an den Schuhen, in kurz zugeschnittenem Frack ohne Kragen, vorne ganz zugeknöpft, alles von rohestem Tuche – so saß er unter den erstaunten Kollegen, ein Gegenstand halb der Ehrfurcht, halb des Mitleidens, ein lebendiger, versöhnlicher Kommentar für viele unliebsame Mißverständnisse, die von ihm und über ihn ausgegangen.

Die Gemeinde war so aus verschiedenen Gründen eine wahrloste. Verkehr zwischen Pfarrhaus und Gemeinde bestand nicht und wurde beiderseits auch von ferne nicht gewünscht. In der Gemeinde selbst herrschte Zwietracht, die Jugend war verwildert.

Die Pfarrfamilie zähle acht, sämtlich erwachsene, Glieder. Blumhardts Stellung zu derselben war auch dadurch sehr erschwert, daß er ihr fast wie eine Strafe vorkommen mußte. In der Tat war die Stimmung, mit welcher er im Pfarrhause erwartet wurde, eine sehr ungünstige. Ein Umstand brach gleich anfangs die Wucht dieser fatalen Gegenströmung. Als nämlich Blumhardt Anfang April anlangte und dem Pfarrhaus sich nahte, da äußerte der große Haushund seinen ganzen Ingrim gegen diesen Eindringling; Blumhardt, der sich sonst auch immer vor den Hunden fürchtete, erbebte und wußte nicht mehr, wie er zum Ziele gelange, und dies erweichte das Herz der Frau Pfarrerin, die im stillen die Szene beobachtet hatte, zum Mitleid. Sie ging ihm entgegen und führte ihn ein; und damit war die Brücke zu einem herzlichen Einvernehmen geschlagen, das auch bald für immer hergestellt war.

Kurz, aber warm sagt Blumhardt in dem obenerwähnten „Lebenslauf“ von seiner Iptinger Zeit:

„Es ist mir unmöglich, meine Gefühle über das zarte Band auszudrücken, mit welchen ich an diese teure Gemeinde geknüpft wurde.“

Man fühlt sofort, in wie gar anderem Tone Blumhardt über sein Wirken in Iptingen spricht als über dasjenige in Dürrmenz. Es sind nicht nur im allgemeinen „die Süßigkeiten des Seel-

sorgerberufs“, es sind Herzensbande der zartesten, innigsten Art, an die ihn der Name Iptingen erinnert. In Dürrmenz war er einerseits Anfänger und andererseits nicht Hirte, sondern nur Gehilfe und gleichsam Hausgast des Hirten, was ihm die Pflicht auferlegte, seine Persönlichkeit nicht zu sehr in den Vordergrund treten zu lassen, eine Pflicht, für die er ein zartes Gefühl hatte. Nach Iptingen aber kam er zwar wieder als Hausgast einer Familie, jedoch nicht als bloß dienender Gehilfe, sondern als einigermaßen zu selbständiger Führung des Amtes berufen; und er kam aus einer Schule von Menschenkenntnis, christlicher Erfahrung und Vertiefung in das Evangelium, wie sie selten einem jungen Theologen zuteil wird.

Über Blumhardts Wirken in Iptingen bietet uns leider jene glänzende Feder, die ihn uns in Dürrmenz geschildert hat, nichts, dagegen haben wir aber eine Reihe tagebuchähnlicher Aufzeichnungen von Blumhardt selbst in den *Briefen* an seine Braut*, so daß wir bei diesen Schilderungen seiner Besuche nicht, wie in Dürrmenz, vor der Haustüre zu warten haben, bis Blumhardt wieder herauskommt, sondern mit hineindürfen, ja mitunter sogar einen tiefen Einblick in sein Herz erhalten. Mit einem solchen wollten wir auch die Betrachtung dieser neuen Station seines Lebens einleiten. Im Winter 1837 schreibt er noch von Basel aus an seine Braut: „In meinem geschäftsvollen Leben indessen kommt mir immer allerlei vor, was Mißtöne in meiner Seele weckt, die Gedanken durcheinanderwirft und allmählich den ganzen Menschen kochen macht. Da werde ich manchmal recht geplagt, da der alte Mensch so gerne Feuer zuschürt. Solche unruhigen Stunden hatte ich vorgestern, und endlich, ihrer recht überdrüssig, schlug ich mein Bibelchen auf, und meine Augen fielen auf Psalm 131, dessen zweiter Vers lautet: ‚Wenn ich meine Seele nicht setzte und stillete, so ward meine Seele entwöhnet, wie einer von seiner Mutter entwöhnet wird.‘ Da hatte ich’s zu meiner Beschämung. Denn ich fühlte, wie weit mich meine Gedanken fortgerissen hatten und wie ferne ich von der Gemeinschaft mit dem Herrn gekommen war, weil ich meine Seele nicht stillete. Liebe Doris! Wenn wir einmal ganz beieinander sind, wird es doch uns leichter werden,

uns gegenseitig zu stillen, und vor wie manchem mögen wir da bewahrt werden. Wenn man die beunruhigenden Dinge bespricht, wird man ruhiger, gelassener, nüchterner, kann einander auch zur Sanftmut Christi ermahnen. Diese möchte ich einlernen, und dazu mußt du mir auch in deinem Teile verhelfen. Sie ist’s, mit welcher unser Heiland auch die Leute anlockte, sich geradezu auf sie berufend; sie wird auch Hauptwerkzeug des Seelsorgers zur Anfassung des Sünders sein – meine freilich nicht bloß die äußerliche Sanftmut, sondern die verborgene innerliche, welche auch sanftmütig fühlt und denkt, fern von gärendem Aufbrausen.“ Zur selben Zeit schreibt er von Basel aus einem Freunde: „Es ist mir dieser Tage durch einen Traum, den ich aber vergessen habe, ein mächtiger Eindruck davon geworden, daß man vor dem Eintritt in ein neues Amt einer *besonderen Entsündigung* bedarf. Mir kam Jesajas 6 in den Sinn sowie auch die Predigt von Spleiß über die Entsündigung der Leviten.“

Diese innerliche Sanftmut war denn auch sein Schlüssel zum Herzen der Iptinger und insonderheit der Separatisten. Er hatte von frühe, und mit den Jahren immer mehr und immer bewußter, eine innere Hochachtung vor jedem Menschen, namentlich allerdings vor solchen, die aus irgendeinem Grunde von anderen von oben herab angesehen wurden, er hatte eine Findigkeit, den guten Kern zu entdecken und zu Ehren zu ziehen, wodurch er manchen, der an sich selbst verzagte, gehoben, gestärkt und wie veredelt hat. Er hatte auch eine Angst davor, drückend als (der), der „mehr sei“, auf den anderen zu wirken. So spricht er sich auch später in einem Briefe aus, wo er einem jungen Vikar folgende Ratschläge erteilt:

„Bei den Krankenbesuchen mußt du nur immer zutraulich tun, über Familienverhältnisse fragen, dir erzählen lassen, Berufsdinge besprechen und nicht immer so hochgeistlich dastehen. Nur kein Amtsgesicht! Wenn’s dann auch nicht immer auf Geistliches recht kommt – denn was gebe ich um Trivialität? –, so läßt du doch einen Segen zurück. Namentlich darf man gegen niemand ein Gesicht machen, als wüßte man, was man weiß, von Unguten. Lieber noch freundlicher gegen Berüchtigte! Merk

dir's!“ Blumhardt hat wohl ursprünglich schreiben wollen: von Ungutem, d.h. von allerlei Schlimmem, das über diese Leute gesagt wird. Es blieb ihm aber in der Feder stecken, da man solches Ungutes gewöhnlich nicht eigentlich *weiß*, sondern nur *vermutet* oder eben von „*unguten*“ Leuten ausgebracht und verbreitet *hört*.

So benahm er sich auch gegen diese Separatisten. Er wußte ihnen gegenüber nichts davon, wie sie sich zur Kirche stellten, er ließ ihr Gutes unbefangen auf sein Gemüt einwirken und fühlte bald eine innige Verehrung gegen manche derselben; bei seinen Hausbesuchen, die er sofort gradeso betrieb wie einst in Dürrmenz, kamen sie nicht zu kurz. So hatten sie ihn schon liebgewonnen, ehe sie noch ihre Sonderstellung aufgaben. Da ließen sich's einer oder zwei beikommen, aus Anlaß einer Leichen- oder Hochzeitsfeier eine seiner Predigten anzuhören! Sie wurden so gepackt, daß sie's den anderen sagten. Nächsten Sonntag sah man draußen vor den offenen Kirchtüren in vorsichtiger Entfernung die Separatisten stehen, um der Predigt zu lauschen. Jeden Sonntag kommen sie näher, und eines Sonntags sah sie Blumhardt sich gegenüber in geschlossenen Reihen zuvorderst hinter der Brüstung der Empore sitzen! Der Anblick der stattlichen frommen Häupter tat ihm unaussprechlich wohl.

Über die ersten Annäherungen dieser Leute schreibt Blumhardt schon den 12. Mai: „Iptingen ist mir bereits ins Herz gewachsen; denn ich nehme die herzlichste Zuneigung wahr, so verstohlen sie mir auch zukommt. Wenn ich auf die Kanzel komme und sehe die vollgepfropfte Kirche – da standen mir schon die Tränen nahe. Ich habe noch in keiner Gemeinde solchen Hunger gesehen. Doch genug davon. Bete mit mir, daß es auch zum Durchbruch kommt. Nur eines noch, die Separatisten betreffend! Derer sind etliche hier, die seit 30 Jahren nicht mehr in die Kirche gekommen sind und die man für ganz besonders wunderliche Leute hält. Kürzlich nun erhielt ich den ersten Besuch von einem Pietisten, der mich dringend bat, ihn doch zu besuchen. Ich versprach auf den folgenden Tag um 1 Uhr. Kaum war ich da, so erschienen, stille herschleichend, vier Häupter der

Separatisten. Gottlob, dachte ich, nun habe ich sie. Was fand ich? Liebe, wackere Leute. Bis 4½ Uhr saß ich unter ihnen ohne Zank und Streit, wir kamen brüderlich miteinander aus. Selbst in etlichen Hauptpunkten ließen sie mich reden, und wenn ich hierbliebe, wollte ich sie bald in meiner Kirche sehen, wie sie selber sagten. Für jetzt hält sie nur noch eine gewisse Scheu zurück; aber zwei Frauen sind doch schon in der Kirche gewesen. Will sehn, wie's weitergeht. Noch etliches andere von anderen könnte ich erzählen. Doch ich will auch hier stille sein. Mein beständiges Flehen ist, daß doch der Herr möchte den Suchenden nahe-treten und mich stärken, daß nicht durch meine Schuld einer Seele etwas möchte entgehen, was sie bedarf und ihr von mir gegeben werden soll.“

Benützen wir nun jene Briefe in geordneter Zeitfolge, so sehen wir in dem trüben Dämmerlichte seines anfänglichen Wirkens es zuerst bei der Jugend tagen. Blumhardt schreibt seiner Braut den 12. April: „Vorerst geht's in meinem Amt noch nicht nach meinem Wunsche. Ich bin noch beengt und kann nicht heraus, wie ich will. Das Pfarrhaus ist abgeschlossen von der Gemeinde, daß ich noch keinen einzigen Menschen kennengelernt habe, da doch viele Christen hier sind; keiner ladet mich ein. Diese Einsamkeit ist mir die unangenehmste; und doch darf ich sie nicht eigenmächtig und vorschnell durchbrechen. Heute zog ich einsam durchs ganze Dorf umher, und nur ein einziger alter Mann stellte mich etliche Augenblicke. Aus dieser Stelle darf ich noch nicht heraus, da ich den Pfarrer schonen muß. Auch hier muß ich warten. Mein Hauptwirken ist bei den Kindern, die es wirklich nötig haben. Das Schwatzen in der Schule ist ihnen so zur anderen Natur geworden, daß sie, als ich das erste Mal unter sie trat, auch nicht im geringsten stiller wurden. Im ersten Konfirmandenunterricht konnte ich gar nicht reden; unaufhörlich schwatzten sie nach allen Richtungen hin unter beständigen unruhigen Bewegungen; sie zupften einander, die Hinteren drückten den Vorderen die Augen zu; sie trieben Possen mit den Augen und Händen und lachten so über mich hinein, daß ich mich ansah, ob denn etwas an mir sei, das sie zum Lachen bringe. So

ging's in den ersten Stunden; aber bereits habe ich's ohne besondere Strenge dahin gebracht, daß ich im Konfirmandenunterricht Ruhe habe. Die alte Sitte kommt sie noch bisweilen an; aber schon ein Wink von mir bringt sie zum Schweigen. Sie sind sehr aufgeweckt und lassen sich sehr aus dem Verstand fragen, so daß ich alles ganz zu meiner Zufriedenheit durchsprechen kann.“

Wie dunkel es im übrigen noch aussieht und wie Blumhardt sich darin hilft, zeigt ein Brief vom 12. Mai, wo er schreibt: „Ich leide oft sehr unter der Einsamkeit und fühle, daß ich auf der Hut sein muß, um nicht Schaden zu leiden. Der 39. Psalm hat mich in einzelnen Versen neulich sehr getröstet und mir einen wichtigen Fingerzeig gegeben: ‚Ich will schweigen und meinen Mund nicht auf tun; du wirst es wohl machen‘, und heute hieß es im Psalm 42: ‚Was betrübst du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir‘ usw. Stille sein, das ist meine Aufgabe, stille sein auch in Gedanken und Plänen. Du, liebes Herz, sprichst mir von Plänchen, die du dir bisweilen machest; ich kann und darf mir keine machen. Bisweilen ist es mir, als ob ich dafür gestraft werde, wenn ich dergleichen mache. Ich bin eben in einer eigenen Lage. Der Herr will mich ganz zu meinem Amte der Versöhnung zubereiten. Ich habe es schon gefühlt, wie leicht ich daraus ein Versorgungsamt machen könnte; und wenn alles so wohlgeebnet fortgegangen wäre – ich fürchte, es hätte sich manches Unsaubere, Mietlingsartige eingeschlichen. Davor will mich aber der Herr aus Gnaden bewahren. Sollte ich ihm nicht für solche Bewahrung danken? – Ja, liebe Doris, danke mit mir seinem heiligen Namen; denn Ihm, Ihm will ich und willst du dienen und gehören. Ich kann es bereits erfahren, daß ich zu seiner Ehre etwas beitragen darf. Möge das doch in Zukunft recht geschehen, auch wenn wir in gemeinschaftlichem Bunde wirken! Was meinst du, wenn einmal droben arme, unter der Erdenlast fast zerknickte Menschen zu uns kämen, und über unserem Dienste den Herrn priesen? Ach, wenn es nur eine Seele ist, was sollten wir nicht um sie wagen und aufopfern können? Doch genug davon. ‚Wir werden *Ihm* noch danken, daß er unseres Angesichts Hilfe und unser Gott ist.“

In den folgenden Briefen sehen wir's tagen. So schreibt er den 23. Mai: „In der Predigt war ich sehr angeregt; ich spürte Eingang. Nachmittags katechierte ich über die Worte: unser Vater in dem Himmel, wurde wiederum tief bewegt. Nun war die Sonntagsarbeit vorüber. Ich stellte mich unter mein Fenster und seufzte: ‚Ach, wenn ich doch nur auch tiefer in meine Gemeinde käme!‘ Da wurde mir's: ‚Geh einmal durchs Dorf, als wolltest du spazieren gehen; vielleicht ruft man nach dir irgendwo.‘ Gedacht, getan! Langsam zog ich durch die Hauptstraße; alles war stille, doch flog da und dort ein Fenster auf, und ich empfang freundliche Grüße; etliche Male blieb ich stehen und schwatzte ein wenig, oft glaubte ich's den Leuten abzusehen, daß sie mich gerne ins Haus rufen möchten, aber das Herz nicht hatten. Ich ging weiter, bis nahe ans Ende der Straße. Da eilte mir plötzlich eine Frau nach – ob ich nicht eine kranke Verwandte besuchen wolle, die ein gar zu großes Verlangen nach mir habe. Mir war's, als müßte ich antworten: Eben bin ich im Begriffe, zu ihr zu gehen. Ich wurde durch eine andere Straße von der Frau geführt und trat in die Stube ein. Das war eine Freude; die Kranke war erweckt, erzählte ihre lange, schmerzliche Krankheit und wie sie der Herr darüber gestärkt habe. Einmal sei ihr's gewesen, als käme ein weißer Mann zu ihr und mahne sie an Psalm 80 und Röm. 9. Sogleich ließ sie nachts 12 Uhr ihren Knaben aufstehen und die Kapitel lesen, die sie wieder ganz aufrichteten. – Etliche andere Frauen kamen herein, und es war ein liebliches Beisammensein. Eine alte Frau erzählte von ihrem kranken Manne, der, früher Weinsäufer, jetzt ernstliche Buße tue und auf den Tod sich vorbereite; er wohne im Nachbarhause. Ich verstand den Wink und ging auch dorthin. Als ich zur Tür eintrat, rief der alte, hager Mann, der mich noch nie gesehen hatte: ‚Da kommt ja der Herr Vikar; hat Sie Gott hergeführt?‘ Er stellte sich sogleich als den ärmsten Sünder dar und erzählte von einem Traum, wie ein Mann ihm gesagt habe, er solle im alten württembergischen Gesangbuch aufschlagen Nr. 131 und 135. Beide Lieder waren ihm vorher völlig unbekannt; sie sind: ‚Jesu, der du meine Seele‘, usw. und ‚Jesu, laß mich nicht dahinten‘. – Nach einer Weile

kam eine Frau herein, seine Söhnerin, die viel mit mir sprach und nachher mich begleitete und weinend bat, ich möchte doch auch einmal ihrem Manne, der seines Vaters Laster nachahme, zureden. Nun wurde ich noch in ein Nachbarhaus zu Separatisten gerufen, wo ich recht vergnügt war. Das war einmal ein seliger Tag für mich. – Diesen Morgen, als ich aus der Schule kam, begegnete mir ein Mann, der mich zu sich einlud. Als ich dahin kam, waren etliche Personen beieinander. Eine sehr alte Frau erzählte von ihrer Mutter. Die sei arm gewesen, und einmal am Christabend, als alle Eltern ihren Kindern etwas Besonderes zurichteten, trafen sie ihre Kinder weinend und auf dem Boden kniend in der Küche. Ängstlich riefen die Kinder: Mutter, was fehlt dir? – Ach, Kinder, morgen ist der Christtag, und ich kann euch nichts geben, ja ich habe nicht einmal Brot im Hause, was soll ich euch zu essen geben? – Ach, Mutter! riefen die Kinder, du mußt nicht weinen, wir brauchen nichts zu essen; wir bleiben länger im Bett liegen, dann hungert's uns nicht. Am folgenden Morgen, als man in den Stall kam, lag in einem Heukorbe ein ungemein großer Laib Brot. Wer ihn hingelegt hat, hat man nie erfahren können. – Noch eines: In diesem Hause sagte eine Frau, gestern, als man aus der Kirche gegangen sei, habe sie zu des Schultheißen Tochter gesagt: ‚Ach! Wenn wir nur den Vikar lange behalten dürften!‘ Diese aber wollte aus guter Quelle wissen, daß ich den nächsten Dienst, der aufgehe, anzusprechen hätte. Da sagte die Frau: ‚Nun, da sollten wir alle zusammenstehen und beten, daß er doch noch länger bei uns bleiben darf.‘ – Da sagte ich lächelnd: ‚Ihr meint's gut mit mir.‘ – Diesen Abend wurde ich abermals zu zwei Kranken gerufen. Du siehst, liebe Braut, jetzt geht's an; ich lebe auch ganz auf und fühle mich ganz selig in meinem Berufe. Denn den Drang der Leute kann ich dir nicht beschreiben. Der Herr wolle doch mir Kraft, Weisheit, Liebe schenken, alles wohl auszurichten.“

Am 31. Mai schreibt er: „Oh, und welche Seligkeit, armen, schmachtenden Seelen aufzuhelfen und unter die Arme zu greifen. Wenn du einmal so mitten unter die Leute hereinkommen wirst, magst du es recht verstehen, wie es unseren Heiland jam-

mern konnte des Volks, das sich so scharenweise zu ihm drängte. Mir geht es auch selbst so, wenn ich die Kanzel betrete und alles so über die Maßen gedrängt voll finde. Letzten Sonntag waren, nur soviel ich weiß, von 6 benachbarten Dörfern Leute da, die zum Teil gruppenweise herbeikamen. Wo ich in ein Haus trete, kommen bald etliche Personen nach. Kurz, der Drang ist gewaltig; und es möchte einem das Herz lachen, wenn man eine solche Empfänglichkeit wahrnehmen darf. Diese ernste Freude wird dir hoffentlich auch einmal zuteil werden, wiewohl es freilich nicht überall gleich ist. ... Der Ermahnung des lieben Vaters, weislich und bedächtlich zu Werk zu gehen, gebe ich alles Gehör. Ich werde auch stets von selbst durch Gottes Fügung darauf gebracht. Ich bin es überzeugt, daß ich's überall, wo ich selbständiger gewesen wäre, verkehrt angegriffen hätte. Ich wäre eben dreingefahren. Nun aber habe ich gelernt, wie höchst nötig es ist, daß man mich aufsucht und durch unwiderstehlichen Zug zu mir kommt, während ich zunächst nur meine Stimme kräftig, wie es der Herr gibt, in der Kirche vernehmen lasse. Vielen war meine Art neu, da kostete es Zeit, bis sie's fassen konnten, und ein Einstürmen auf sie hätte sie betäubt. Jetzt stehen mir die Türen offen, schon 21 Häuser habe ich besucht. Seit dem guten Wetter aber wünscht der Pfarrer, der davon keine Ahnung hat, wiewohl ich nichts absichtlich verschweige, mit mir spazierenzugehen. Da verliere ich viel Zeit, und nun finde ich, daß auch das gut ist, daß ich die Leute nicht so gar überlaufe, sondern immer in einem gewissen Hunger erhalte. So finde ich in allem meine Lektion. Versammlungen werde ich nun keine halten; ich sagte den Leuten, die es absolut haben wollten, wenn sie mich zweimal gehört hätten (in Predigt und Kinderlehre), sollten sie genug haben; zum dritten Male anzuheben sei schwer für mich; und sie selber müßten das Gehörte auch verarbeiten. Mit dem Hören sei's ja auch nicht getan. Auch ist es nicht gut, wenn man sich so gar sehr an den Prediger hängt.“

Eine dem Brautpaare gemeinsame Sorge sehen wir fortan je und je in den Briefen auftauchen: - die Sorge um den häuslichen Herd, d.h. also um eine Anstellung Blumhardts als Pfarrer, eine

Sorge, die ihn namentlich um seiner Braut willen bewegte. Die Pfarrer werden in Württemberg vom König ernannt aus einem durch das Konsistorium aus der Zahl der Anmeldungen gebildeten Dreivorschläge, bei welchem besonders auch das Dienstalter Berücksichtigung findet. Blumhardt meldete sich oft, ja – wie wir bald sehen werden – endlich einfach an alle Anfangsstellen, doch lange ohne Erfolg. Um seiner Braut, die seinen Briefen natürlich auch betreffs dieser Frage mit Spannung entgegensah, diese Spannung möglichst abzukürzen, traf er mit ihr folgende Abrede: „Wenn ich nach Gottes gnädigem Willen ernannt werde, so will ich auf der Überschrift dich heißen: ‚Dorothea‘; solange du in der Überschrift ‚Doris‘ liesest, darfst du sogleich denken, daß noch keine Entscheidung sei.“ Noch bis in den Frühsommer 1838 hinein beginnt etwa ein Brief mit: „Immer noch Doris!“ In einem Briefe vom 19. Mai 1837 erstattet er ihr wieder Bericht über die mannigfaltigen Schicksale einer Meldung, der mit den Worten schließt: „Jetzt geht alles so lahm und träg vorwärts, daß ich öfters große Pein empfinde, ja weinen möchte.“ Dann fährt er fort: „Doch sehe ich Gottes Finger in allem; ein einziger Blick über mein Iptingen hin bringt alle stürmischen Gedanken zur Ruhe. Nach dem Bekenntnis der Leute ist auch bereits schon Wesentliches geschehen, indem die vorige Zwietracht fast verschwunden ist und die Jugend eine ganz andere zu sein scheint. Wie das zugeht, kann ich selber nicht begreifen; und doch sollte es durch mein schwaches Wort geschehen; ich mußte dasein, so wollte es der Herr. Es will mir auch noch nicht vorkommen, als sei meine Arbeit schon fertig. Kurz, liebe, treue Seele, da mischt sich in die Freude schon wieder die Trauer. Ich darf nicht viel davon schreiben, du siehst es gewiß ein; ich muß meine Gefühle vor mir selber zurückdrängen, daß sie nicht losbrechen und meine Arbeit stören, die doch so sehr alle Kräfte des Geistes in Anspruch nimmt. Zu dem allem kommen auch noch andere Sorgen, die mich bisweilen beängstigen wollen. An jedem anderen Orte wäre ich ökonomisch besser daran als hier; denn was kann ich meinem armen Pfarrer viel abnehmen? Je länger ich hier bin, desto mehr will mir die Sorge wachsen, weil ich auch bisher ge-

wöhnt war, meiner lieben Mutter eine Unterstützung zukommen zu lassen. Das ist auch so ein Pünktlein, in das ich mich nicht verlieren darf. Um des Herrn willen muß ich hier bleiben, darf ich mich nicht wegmelden, etwa in eine Amtsverweserei.“

Dieselbe Meldungsnot, die uns am Beginn dieses Briefes begegnete, trug ihm auch eine heilsame Lektion seines uns später reichlich bekannt werdenden Freundes Barth ein, wie er in seinem Briefe vom 10. Juli erzählt. Nachdem er berichtet, wie wiederum eine Hoffnung zu Wasser geworden, fährt er fort: „Gleich darauf wurde Kocherstetten nebst anderen besseren Diensten ausgeschrieben; und da schrieb ich meiner lieben Mutter, es seien zwar wieder etliche Dienste ausgeschrieben; aber um diese darf oder mag ich mich nicht melden“. Das Wörtlein ‚mag‘ fiel mir alsbald schwer aufs Gewissen; der Brief war fort, und ich hatte keine Ruhe mehr. Am gleichen Tage kam ich noch zu W., von dem ich schon erzählte, und immer deutlicher wurde mir’s, daß ich ein schlimmer Kamerad sei, der so wenig sich aufs Glauben wagen wolle oder könne. Ich kam zu Barth und wollte es immer noch darauf ankommen lassen, wie er reden würde. Sein erstes Wort war: ‚Hör du, jetzt mußt du dich um jeden Dienst melden; du hast einmal angefangen, jetzt mußt du fortmachen; wer gibt dir das Recht, zu denken, man brauche dich im Hohenlohischen nicht? Dort ist ein Missionsverein, der notwendig jemand haben sollte, der ihn auf bessere Stützen brächte‘ usw. Nun hatte ich’s, ich schämte mich und entschloß mich zur Meldung. Aber noch einen herben Kampf hatte ich einen ganzen Tag lang zu bestehen, bis ich völlig gebrochen war und in die Führung Gottes mich gegeben hatte. Kaum waren die Briefe fort, so kam ein unbeschreibliches Wohlsein über mich, und ich bin nun recht froh, der Qual der eigenen, doch immer selbstsüchtigen Wahl überhoben zu sein. Denn von nun an werde ich mich auch um jeden Anfangsdienst melden, weil ich Gott nicht mehr im Wege stehen will, wenn er an einem gewissen Orte mich haben will. Da bin ich, er führe mich hin, wo er wolle; ich habe jetzt, Gott Lob und Dank, gar nichts mehr zu tun; sondern Er, Er muß alles allein machen. So bin ich am besten beraten und kann fröhlich auf

alles warten, was kommt.“

Die Gefahr, nach Kocherstetten ernannt zu werden, wuchs indes in unerwarteter Weise. Die Gemeinde sei schrecklich vernachlässigt gewesen, und das Konsistorium, das sonst schon längst gerne einen tüchtigen Geistlichen in das geistlich öde und verwarhloste „Hohenlohische“ entsandt hätte, empfahl dem König aufs dringlichste Blumhardt, gestützt auf glänzendste Zeugnisse seines Dekans darüber, wieviel derselbe in Iptingen in kürzester Zeit zuwege gebracht.

Doch endlich zerschlug sich doch auch diese ängstliche Hoffnung.

Über solche Geduldsprobe tröstete er den 31. Juli seine Braut mit den Worten: „O liebe Doris, ich spüre wohl, daß es gelernt sein muß, habe aber auch schon ein gut Teil gelernt. O daß wir nur einmal ganz des Herrn Eigentum würden und einst in allem, wie's der Herr will, willenlos uns bezeigen. Ach, das arme, kurze Menschenleben! Was ist es, wenn der ewige Gott nicht sein Werk drinnen hat! Was sind alle Wünsche und alle Erfüllungen der Wünsche, die wir auf Erden haben, wenn das Allerhöchste nicht in ihnen liegt! So denke ich viel, auch in Beziehung auf mein künftiges Amt, *Seelen in den Himmel zu helfen*. Wenn einem dieser Zweck stets vor Augen steht, wie eigentümlich muß sich nicht sein Leben gestalten, wie oft muß man sich nicht gebärden, als ob man närrisch wäre, wie's die Welt so bald nimmt; wie viele eigentümliche Verleugnungen und Arbeiten und Gedanken kommen da zum Vorschein! Und wenn nun einer ein Pfarrer ist und keiner Seele in den Himmel hilft, aus eigener Schuld, wissentlich oder unwissentlich, was ist's dann um all sein irdisches und häusliches Glück, das er genießen möchte. Darum noch einmal, o daß wir ganz des Herrn Eigentum würden!“

Folgender Brief (vom 16. August) führt uns wieder in die Gemeinde hinein. Er schreibt: „Überhaupt, wenn ich unruhigen Gemüts bin, darf ich nur durch den Ort gehen, um alles in mir zur Ruhe zu bringen. Denn auf allen Seiten springen mir die kleinen ABC-Kinder zu und schreien: ‚Einen Batsch!‘ Dabei sehen die Alten zu irgendeiner Öffnung des Hauses heraus, und

haben ihre Freude daran. Nun kommen etliche Kornwagen herein, mit Begleitung abgematteter Leute hinten und vorne, die im Augenblick mit der glänzendsten Heiterkeit mich ansehen. Ich darf nicht fortfahren; aber manche stille Träne habe ich schon vergossen beim Anblick dieser Leute, die so übermäßig arbeiten müssen, daneben oft so viel Hauskreuz haben, und so begierig ins Himmelreich zu dringen scheinen. Vor drei Tagen schrie mir eine Frau mit 8 Kindern, die kurz vorher sehr krank gewesen war und von mir nicht besucht wurde, weil ich, ohne gerufen zu werden oder ohne eine Anregung, nicht gerne in ein unbekanntes Haus gehe, nach; ich stand stille, und sie sagte laut und dringend: Ach, sie wolle ja gerne das kananäische Weiblein sein, warum ich doch nicht auch zu ihr komme; ach, sie habe so lange nach mir geseufzt. Ach, liebe Doris, manche Seele ist hier im verborgenen, die ein gründliches Wesen hat. Aber denke dir nun das Geschäft eines Seelsorgers! Du wirst sagen, es sei etwas Seliges; jawohl, das ist es. Aber ich kann dir sagen, alles Obenerwähnte hat auch eine äußerst schmerzliche Seite, wenn man erwägt, wie viele von den armen Seelen, zu denen man einen tiefen Herzenszug gewinnt, so leicht wieder verstrickt werden von der Sünde und welche großen Lebenslasten auf ihnen ruhen. Vor etwa 6 Tagen war hier ein dreistündiges, alle Schrecken in sich vereinigendes Gewitter nebst Wolkenbruch von abends 8-11 Uhr. Am Pfarrhaus den Bach hinunter kam ein Wasserstrom, der alle Häuser zu zernichten drohte und die ganze Straße aufs gräulichste verwüstete. Jedes war in sein Haus gebannt, und nirgends konnte Hilfe geschafft werden. Dabei die Angst, die nahe Ernte völlig einzubüßen. Da fühlte ich eine bisher nie gefühlte Last auf mir. Doch es ging noch gut vorüber. Aber am folgenden Morgen mußte alles, Männer, Weiber und Kinder, fronen, um den Weg auszubessern. Die guten Leute waren mitten in der Ernte gewesen und mußten trotz der Gefahr eines zweiten Gewitters die Frucht auf dem Felde lassen. O liebe Doris! Wir haben keinen Begriff von der hierbei nötigen Ergebung. Und doch: als ich unter die arbeitende Menge trat, wie fröhlich waren sie, daß sie noch lebten, daß es nicht

ärger geworden war, während die ausgestandene Angst noch auf allen Gesichtern lag (in der Nachbarschaft ringsherum waren Häuser abgebrannt). Nun sieh, liebe Doris, das sind eigene Sorgen, die dem Seelsorger auf das Herz gewälzt werden, besonders wenn er denken muß, daß bei all der Erdennot doch so mancher nicht ins Himmelreich dringt. Und die lieben Kinderlein! Du glaubst nicht, mit welch schmerzlichen Blicken ich sie oft ansehen muß. Da ist es mir oft, als ob meine Berührung ein Segen sein sollte. Kürzlich wurde ich selbst durch ein achtjähriges Kind darauf gebracht, das so schwer lernt. Die Mutter erzählte mir's, und ich streichelte unter Zusprechen das liebe Kind. Nach etlichen Tagen kam ich wieder in das Haus, und die Mutter sagte lachend, daß das Kind den Abend darauf unter dem Auswendiglernen geäußert habe: ‚Mutter, ich meine, ich lerne besser, seit mich der Herr Vikar gestreichelt hat.‘ Das waren mir wichtige Worte; ach, daß ich doch allezeit so mit Geist ausgerüstet wäre, daß etwas ausströmen könnte nach der Verheißung! – Aber sehe ich mein Herz an – ach, wieviel muß ich mich da beugen!“

Manchmal mußte Blumhardt von seinen lieben Iptingern Äußerungen der Angst hinnehmen, er könnte einmal durch Verheiratung von seinem Eifer verlieren. Ein Beispiel davon bringt der Brief vom 25. August. Blumhardt sollte eines Sonntags in einer Nachbargemeinde S. eine Predigt übernehmen und zu dem Behufe Iptingen für jenes Mal seinem Pfarrer überlassen. Er wollte anfangs nicht, da jene Nachbarn ohnehin seine regelmäßigen Zuhörer in Iptingen waren; aber der Hauptseparatist F., ein äußerst wackerer Mann, der ihn außerordentlich liebte, ließ ihm keine Ruhe. Sooft er ihm begegnete, rief er ihm zu: „Vergessen Sie S. nicht!“ So tat er's denn und sah dann auch jenen F. unter seinen Zuhörern. Als sie nun miteinander heimwärts gingen, fing F. an, er habe schon lange etwas auf dem Herzen, er müsse heraus damit: „Sie sind jetzt schon gut, und alles ist recht an Ihnen, aber jetzt wird der Herr Vikar bald Pfarrer; dann fängt er eine eigene Haushaltung an, nimmt eine Frau, und wie wird's dann werden?“ Es folgte eine lange Auseinandersetzung seiner Be-

sorgnisse, wie leicht es geschehen könne, daß er durch seine Frau auf diese oder jene Weise aus dem rechten Gleise gebracht werde. „Gottlob – so schloß der Mann – jetzt ist's hauß'en; ich habe keine Ruhe mehr gehabt, jetzt ist's gesagt.“ Diese seine Besorgnis steigerte sich natürlich noch zur vollen Angst durch Blumhardts Geständnis, daß er schon verlobt sei; doch gelang es ihm, durch Schilderung seines Verlöbnisses und seiner Braut den Mann zu beruhigen. Aber seiner Braut schrieb er dann: „Indessen dürfen wir doch, meine im Herrn Verlobte, genannte Sorge nicht ganz außer acht lassen; denn unvermerkt kann eins dem anderen, da eben doch die Herzen so gar verderbt sind, einen Schaden beibringen, der allmählich krebsartig um sich fressen könnte. Darum wollen wir auch in dieser Beziehung uns freuen mit Furcht und Zittern. Einen allmählich einschleichenden Schlendrian fürchte ich am meisten, bei dem man des Geistes von oben mehr oder weniger verlustig wird. Sonst habe ich gar manches kennengelernt in Iptingen, wie der Geistliche vor seiner Gemeinde leuchten soll. Eins insbesondere ist es, was mir – freilich ganz unverdient – die größte Achtung erworben und den sichersten Eingang in die Herzen verschafft hat. Gott hat mich's sehen lassen, und von allen Seiten müssen mich's auch die Leute nach Gottes Leitung merken lassen, wie gewaltig das wirkt, wenn es in der Tat vorhanden ist, und wie ich also mit allen Kräften der Seele darauf loszuarbeiten habe, daß ich hiernach ein wahrhaftiger Diener Gottes werde. Die Leute haben nämlich von mir die Meinung, ich sei mit allem zufrieden, was mir begegnet, ich könne mich in alles schicken, ich lasse mir alles ohne Murren gefallen (denn sie fühlen den Abstand meiner jetzigen Lage von meiner früheren), ich gebe mich demütig und mit aller Uneigennützigkeit und Selbstaufopferung zu allem her usw. Das ist's, was den Leuten, weil sie es einmal von mir halten, es ganz unzweifelhaft macht, daß es mir ernst sei, und weswegen sie alles, auch das Schärfste, in den Predigten mit größter Bereitwilligkeit aufnehmen. Gestern besuchte ich einen alten, sehr gescheiten und einflußreichen Mann, der durch und durch erschüttert scheint. Er sagte: ‚Man sollte Sie eigentlich nicht lieb-

haben, denn Sie sagen einem die Meinung gar zu scharf, aber Sie haben recht.' Es fällt mir da auch etwas ein, was mir den 24. Dezember vorigen Jahres in Basel begegnet (folgt die Geschichte seines Verdrusses über den jungen Kutscher). Solche Kleinigkeiten, o wie wichtig für den Seelsorger! Und wie wenig versteht man's in der Regel, was es heiÙe, sein Licht leuchten zu lassen!'

Am 18. Oktober antwortete er auf den Wunsch der Braut, sie einmal zu besuchen, folgendes: „Auch mir war ein solcher Wunsch gekommen, und ich hatte gewissermaßen schon den Reiseplan gemacht. Aber es war mir eben nicht wohl dabei, und ich fühlte es nur zu sehr, daß der Herr noch nichts angebahnt hatte. Bisweilen war mir's auch, als ob ich deutlich eine Stimme vernähme: Laß das! Als du davon schriebst, faÙte ich um deinetwillen den Gedanken aufs neue auf, weil ich dir gerne jeden Kampf ersparen und alles Gute zuwenden möchte. Bald wurde es mir aber wieder so, daß es gewiß der Herr anders wolle. Gegenwärtig kommt noch ein besonderer Grund dazu, warum ich nur mit Not meine Sonntage abgeben darf. Aus fremden Orten strömen die Leute so zahlreich herbei. Wenn ich sie oft noch spät fast keuchend daherspringen sehe, da wird mir's weich ums Herz; und wie leid müÙte es mir tun, wenn ich einmal nicht da wäre, und die lieben Leute liefen so vergeblich. Überhaupt aber, daß mich Gott hier so hält, als wäre ich immer auf dem Sprunge, fortzukommen, ist mir ein Zeichen, daß ich meinen Posten nicht verlassen darf. Die Leute laufen auch darum so gewaltig, weil sie noch, wie sie sagen, profitieren müssen, solange ich da sei; und oft und viel, namentlich auch letzten Sonntag, ist das Gerede unter sie gekommen (woher, weiß ich selbst nicht, diesmal kam's aus einem benachbarten Orte her), heute halte ich meine Abschiedspredigt. So werde ich eben hier festgebunden; ich darf nicht fort; und es tönt in mir fort, worüber ich neulich gepredigt habe: ‚Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi.‘ Du selber siehst ja wohl in die Sache hinein und nimmst's auch geduldig aus der Hand des Herrn. So wollen wir denn recht *auswarten*, am Ende kommt noch bald, was uns ferne dünkt; und bleiben

wir wacker unter der Prüfung, so wird's uns um so wohler tun, wenn ihr Ende da ist.“ Im weiteren erzählt er ihr von seinen Nebenarbeiten, wohl meist Studien über Missionsgeschichte, teils selbständig, teils auch zu Händen des *Calwer Missionsblattes*, welchem er z.B. aus dem *New-York Observer* und aus dem *Boston Missionary Herald* Übersetzungen lieferte. „Solcher Nebenarbeiten – fährt er fort – bedarf ich immer, und ich fange beizeiten an, mich daran zu gewöhnen, daß die eigentliche Berufsarbeit nicht darunter leidet, eine Klippe, die schon manche lieben Brüder nicht mit Glück vermieden haben.“ Und hierauf kommt folgende Schilderung seiner Amtstätigkeit: „Bis jetzt arbeite ich nur etwa 3 Stunden des Morgens. Nachmittags mache ich Besuche nach Belieben, habe besonders ein Haus, in welchem ich die seligsten Freudenstunden genieÙe. Wenige Häuser habe ich kennengelernt, in welchen ich so recht aus dem innersten Grunde christlicher Erkenntnis hätte reden können, und es sind nur alte Bauersleute. Gestern erfuhr ich auch dort, und das hat allerlei schmerzliche Empfindungen in mir rege gemacht, daß kürzlich ein benachbarter Pfarrer, von dessen Gemeinde sonntäglich gegen 50 Personen zu mir in die Kirche kommen, auf der Kanzel sich weinend darüber beklagt habe, daß man ihn so hintansetze und einen fremden Prediger suche. Du kannst dir denken, daß mich das tief anregen muß, weil ich mich in die Lage eines solchen Mannes wohl hineindenken kann. Aber was ist da zu machen? Ich lasse eben die Leute laufen, sie mögen nur kommen, und der Herr möge es ihnen zum Leben reichen lassen. Einladen werde ich sie nie; überhaupt nehme ich mich aufs sorgfältigste in acht, daß man mir nicht nachreden kann, als suchte ich mir Anhang. Schon dem Herrn bin ich solche Vorsicht schuldig, der ja selber will, daß ich ihm diene und nicht mir selber. Nächstens denke ich dem guten Pfarrer einen Besuch abzustatten. Fürchte aber nichts, liebe Seele; es geht bei uns in Württemberg darum nicht, wie bei euch in Baden. Da läÙt man die Leute hin, wo sie hinwollen, und freut man sich noch, wenn solche Begierde in ihnen ist. Meine Iptinger sind dabei gar brav, indem sie zu den vielen Gästen nicht sauer sehen, und nicht nur

in der Kirche wohl für sie sorgen, sondern sie auch noch zu Hause beim Essen behalten, damit sie auch der Kinderlehre beiwohnen können. Ich mußte dir solches umständlicher schreiben, weil du dich auch um die Iptinger verdient gemacht hast, daß es dir so großes Anliegen war, daß ich doch hier bliebe. Wenn du nur auch einmal hineinsehen könntest! O Herzensdoris, ich schwimme oft in Freuden, wenn ich den Gnadensegen ansehe, der mir hier zuteil wird; wie sollte ich denn leicht abtreten können! Es soll dabei bleiben, und ich verspreche dir's hiermit, wie's du haben willst, daß ich nicht fortgehe und einen anderen provisorischen Platz aufsuche, ehe ich dir's (nicht) angezeigt habe. Freilich kann mich der Herr auch fortschicken, ehe ich mir's versehe.“ Es folgt noch die Disposition einer Predigt über Joh. 11, Vers 32-45 (Auferweckung des Lazarus). „Wie Jesus den Schaden der Menschheit 1.) fühlte und 2.) heilte.“ Er teilt uns über den ersten Teil einiges mit, dem die Textworte „Er ergrimmte bei sich selbst“ zugrunde liegen. „Er ergrimmte 1.) vor Mitleiden über des Menschen Zustand der Getrenntheit von Gott (nach den ungeduldigen Worten der Maria: ‚Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben‘); 2.) über die Bitterkeit der Menschen, daß sie so viel weinen müssen (Vers 33). Er ergrimmte ferner 3.) über die Verkehrtheit und Bosheit der Menschen (Vers 37 und 38); 4.) über den Tod, dem der Mensch, das Ebenbild Gottes, durch die Sünde verfallen ist.“ „Wie mag doch“, setzt er hinzu, „der Heiland dies alles so tief *geföhlt* haben, daß schon damit das Wort sich erfüllt: Siehe, das ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt! Das alles gibt auch uns noch Ursache genug zur Betrübniß, wenn wir uns auch über unsere Hoffnung der Erlösung freuen dürfen. Mäßigungen der Freude gibt's so genug, und dazu noch, was uns besonders wird auferlegt werden. Ja, Herzensdoris, laß uns auch recht darauf merken und *weinen* mit den *Weinenden*. Der Herr aber wolle *heiligen* unser Lachen und Weinen.“

Es folgt ein Bericht vom 1. November 1837 über einen 74jährigen Mann, „der als Lügner und Dieb die lächerlichste Rolle gespielt hatte“, und über allerlei Besuche; auch wie er

habe Rat erteilen müssen wegen einer durch übertriebene Frömmigkeit irre gewordenen Person; dann erzählt er, es sei ihm heute wiederum ein Antrag gestellt worden zu einer „Versammlung“ während des Winters, der wohl zu beachten sei, und er müsse sich hin und her besinnen, wie die eben noch üblichen „*Lichtkärze*“ (schweizerisch „*Lichtstubeten*“) anzuordnen seien und wie er etwa die ledigen Buben in den *Winterabenden* angenehm und nützlich *unterhalten könnte*, was er gerne mit seiner Braut in ihrer Gegenwart überlegen und, soweit es erforderlich, mit ihr dem Herrn vortragen würde. Dabei scheint er's in dem Pfarrhause, wo der Pfarrer noch wohnte, nicht überaus bequem gehabt zu haben. „Solltest mich nur einmal in der Wohnstube hier sitzen sehen, das Pfeifchen im Munde, den Ellbogen auf dem Sofa, mäuschenstill unter dem Getümmel von 8 großen Personen. Was meinst Du – wenn jemand zu mir käme und fragte, ‚an was denkt jetzt auch der?‘ Kannst Dir's aber nicht vorstellen, wie verlassen ich da oft aussehe. Doch geschieht's mir nicht so sauer, bin doch fröhlich; denn ich weiß, der Herr wird zur rechten Stunde alles ändern.“ – Am 6. November teilt er ihr folgendes mit aus dem Ertrage seiner traulichen Gespräche mit den Leuten: „Ich höre gerne die Weisheit auf der Gasse, die der fromme Oetinger so hoch schätzte. Davon hier wieder ein Beispiel. Gestern war ich bei zwei alten Eheleuten, auch Separatisten, mit denen ich aber ganz besonders munter sein kann. Der Mann trägt noch auf dem Gesicht die Spuren einer alten Trunksucht, und davon reden wir auch viel miteinander. Die Frau hat einen besonders großen Verstand, wiewohl unter unscheinbarer Hülle verborgen. Letztere fing nun auch an, wie mir's gehen könne bei einer Verheiratung, wenn, wie es gar leicht geschehe, eine Frau *entgegenarbeite*. Ich mußte fast lachen, daß doch jedermann hierauf mit mir kommt. Ich sagte dann nur, wenn ich einmal fortkomme, so wolle ich ihnen ein Langes erzählen. Dann aber redete sie davon, wie es ihr gegangen sei und wie sie jetzt Gott danken müsse, daß er ihr diesen Mann, ihrer Gesinnung so ungleich, gegeben habe. Denn so habe sie's gebraucht. ‚Hätte mein Mann in mein frommes Pfeifchen gepfiffen, so wä-

ren wir die selbstgerechtesten Leute von der Welt geworden.' Das war nun freilich wunderbarlich gesprochen. Einer aber, der auf die Weisheit auf der Gasse horcht, lernt auch darunter. Wir sind jetzt eins miteinander oder, um mit der Frau zu reden, pfeifen gleich miteinander. Wovon haben wir uns zu hüten? Antwort: Daß wir darauf nicht pochen, auf unsere Frömmigkeit uns nichts zugute halten, nicht nach Art eines bekannten falschen Pietismus jedermann über die Achsel ansehen, nicht meinen, wir seien's oder es geht wiederum nicht gut. So hätten wir denn diesmal auf der Gasse eine Lektion erhalten, die von großer Bedeutung ist. O wie leitet doch der Herr seine Kinder so gut! Dieser Tage habe ich einen gar schönen Triumph erlebt. Schon lange besuchte ich eine alte Separatistin, welche mir mit ihrem Manne eine immer angenehmere Gesellschaft bietet, welche auch einen ungemeynen Verstand in Christo zeigt. Lange war sie mir nicht in die Kirche gekommen; doch freute sie sich innig, daß andere liefen. Seit etlichen Wochen kommt sie, und denke Dir, auf nächsten Sonntag hat sie sich, zum ersten Male seit undenklichen Zeiten, zum heiligen Abendmahl angemeldet. Zu mir sagte sie, sie habe nun lange genug gehungert, jetzt wolle sie einmal auch essen. Von diesen Leuten habe ich auch ein Buch entlehnt, das mir gegenwärtig ein liebliches Studium gibt und das ich mit aller Macht für mich aufzutreiben suchen werde. Es ist: Johann Porsts *Wachstum der Wiedergeborenen, wie sie aus einem Alter ins andere fortgehen, aus Kindern Jünglinge und Väter, und endlich zur seligen Ewigkeit vollendet werden*' (Halle 1734). Ich habe nicht leicht in einem Hause so viele christliche Erfahrung angetroffen."

Am 20. November hat er seiner Braut ein schmerzliches Beispiel erfolgloser seelsorgerlicher Behandlung zu berichten. „Heute – so schreibt er – hatte ich eine Leichenpredigt einer Frau, die, solange ich hier bin, fast täglich von mir besucht wurde auf langwierigem Krankenlager, im äußersten Hause des Orts. Da habe ich eigentümliche Erfahrungen gemacht. Die gute Frau scheint mir manchen Rückhalt gemacht zu haben; allmählich hörte ich, so angesehen sie sonst war, gar vieles über sie. Jeder-

mann meinte nun, sie könne nicht sterben, ehe sie gewisse Dinge bekannt hätte. Lange Zeit hatte ich sie sehr empfänglich gefunden, und meine Worte fanden Anklang. Vor 14 Tagen aber wurde ihr von einer Schwägerin gesagt und nachher in ihrer Gegenwart mir vorgehalten, daß es im Orte heiße, sooft ich auch komme, so habe doch die Kranke keine Versicherung der Gnade. Das drückte die Kranke, und ich hatte nur zu beruhigen. Von da an aber bemerkte ich eine eigentümliche Kälte, nicht gegen mich, sondern gegen das Geistliche, bei ihr, und es war mir, als ob auch nicht ein einziges Wort von mir mehr anschlagen wolle. Wer sie besuchte, machte dieselbe Bemerkung, daß man mit ihr auf nichts Geistliches kommen könne. Mir wurde es immer schwerer, und am letzten Freitag brachte ich selber fast kein Wort mehr bei ihr hervor. Ich schied traurig, und am Samstag morgen ging ich im Bett noch lange mit mir um, wie ich nun noch einmal eine ernstliche Auffassung versuchen wollte; ich nahm mir vor, ihr zu sagen, daß ich nun nicht mehr kommen wolle, weil ich meine, umsonst dazusein. Sonst hatte mich aber die Frau sehr lieb und war mir für meine Besuche ungemein dankbar gewesen. Aber siehe da, in dem Augenblicke, da ich mich so mit ihr beschäftigte, kam ihr Ende herbei. Mir wurde es fast zumute, als wäre ich ein halbes Jahr lang vergeblich gelaufen. Ich hatte zwar manche recht liebliche Stunde bei ihr; aber zuletzt war alles wie weggeblasen, während sie ihre vollen Sinne für anderes behielt. Es ist mir die ganze Erscheinung völlig unerklärlich, daß man sollte kein Gebet, keinen Spruch, ja keinen Seufzer mehr von ihr hören bis in den Tod hinein. Besonders schwer wurde es mir daher heute vollends, beim Leichentrunke zu erscheinen, zu dem ich dringend eingeladen wurde. In der Predigt nahm ich den Text zugrunde, von dem ich sagte, daß sie ihn *vor etlicher Zeit* sehr geliebt habe, Psalm 130, 1-4 (von den Wirkungen der Tiefe, in welche Gott den Menschen führe, 1.) er lerne rufen und schreien, 2.) seine Sünden erkennen, 3.) die Vergebung suchen, 4.) Gott fürchten); und in den Personalien mußte ich sagen, daß sie *vor einiger Zeit* Spuren eines zum Reiche Gottes geänderten Sinnes gezeigt habe. Das war denn alles. O

liebe Seele, es ist etwas Geheimnisvolles um die Erlösung des Menschen durch die Erkenntnis Christi! Sonst habe ich hier gegenwärtig viele Freunde, da jedermann jetzt zu Hause ist und ich so den vielen Bitten um Besuche nachkommen kann. Da erfahre ich viel Liebliches. Aber zum *Durchbruch* haben's doch nur wenige gebracht – etliche aber gewiß, und von anderen läßt sich hoffen. Das erkenne ich genugsam, daß nicht wir Prediger es sind, die bekehren, der Herr muß alles tun.“

Was er den 1. Dezember seiner Braut zum Troste für die lange Wartezeit schreibt, läßt uns schon einen Blick in die Fruchtbarkeit seines Wirkens tun. Er schreibt: *„Laßt uns unsere Wartezeit nicht mehr schmerzen, sondern als ein freudiges Dankopfer dem Herrn darbringen, meiner hiesigen Gemeinde zulieb.* Ich habe Dir schon viel über letztere geschrieben, aber ich würde kaum es mir recht vorstellen können, wenn mir's ein anderer, der in meiner Lage wäre, schriebe, wie wichtig meine auch noch fernere Anwesenheit in Iptingen ist. Weiter schildern darf und kann ich es auch nicht, weil man, ehe man sich's versieht, sich selber dabei wichtig macht. Daß ich's aber nicht so meine, traust Du mir wohl zu, liebe Seele. Aber es vergeht kein Tag, da es mir nicht durch die rührendsten Liebesbezeugungen gleichsam zugerufen wird: ‚Nein, von hier darfst du noch nicht fort.‘ Sehe ich das Pfarrhaus an, die Separatisten, die vielen Neuaufgewachten, die Gemeinde im ganzen, auch die Gottesleugner, deren noch etliche sich finden, wenngleich sie jetzt schweigen, endlich die Kinder, die nichts in der Schule empfangen und ganz entzückt werden, wenn sie mich eintreten sehen, und namentlich die neuen Konfirmanden, ach, noch vieles andere, namentlich die ledige Jugend, der ich nun Abendunterhaltungen geben werde, und sehe ich das alles an, so schwillt mein Herz auf, und ich kann alles – verzeih mir –, auch dich selber, darüber vergessen, wieviel noch zu befestigen ist, ehe ich von hier abtreten darf. Es Dir zu erleichtern, will ich Dir nur noch eins von heute erzählen. Ich war wieder beim Kiefer Hannes, dessen Frau eine alte Separatistin war, nun aber anders geworden ist. Heute öffnete sie mir ihr Herz. Vor etwa 20 Jahren habe sie einen Traum gehabt,

als verliere sie einen prächtigen goldenen Ring (den sie indessen nie in Wahrheit besessen hat); ihr Herz wurde dabei im Traume so beängstigt und zusammengeschnürt, daß sie fast nicht mehr atmen konnte. Sie erwachte im größten Schrecken. Dieser Traum, sagte sie, sei ihr erst wieder eingefallen, und in Wahrheit ist sie auch in dieser langen Zeit wie krank am Teiche Bethesda gelegen. Sie habe keinen Frieden, keinen Umgang mit Gott mehr gehabt, kaum eine Spur von der alten, herrlichen Gnadenzeit, der sie einst gewürdigt worden, sei auch in schwere Pfützen hineingefallen. In der ganzen Zeit, da sie keine Kirche und kein Nachtmahl mehr besuchte, habe sie immer Hunger nach etwas gehabt, und nichts habe ihn stillen können. Vor etwa 8 Wochen habe es ihr abermals geträumt, es komme ein Herr zu ihr, der ihr sehr bekannt war, den sie aber doch nicht erkennen konnte, und habe ihr einen schönen Ring gegeben, mit einem kristallhellen Herzen darauf. Kaum hatte sie den Ring, so wurde der Herr von jemand abgerufen. Sie beschaute den Ring näher und hatte eine Herzensfreude daran, weil er so gar schön glänzte. Nach einer Weile verdunkelte sich etwas das Gold, und sie dachte: ‚Was ist doch das? Nein, der freundliche Herr kann dir unmöglich unechtes Gold gegeben haben‘; sie untersuchte das Zeichen und erachtete es als das echtste Gold – aber erwachte. Sie überdachte lange den Traum und konnte nicht darauf kommen. Es war in der Zeit, da sie zum ersten Male wieder zum heiligen Abendmahl ging. Was sie damals erfahren habe, das könne sie niemand beschreiben; der ganze Himmel sei ihr wieder aufgeschlossen gewesen, und die alte, selige Gnadenzeit war zurückgekehrt und ist seitdem bei ihr geblieben. Plötzlich fiel ihr der Traum wieder ein, und im Augenblick erkannte sie es, daß ich der Mann gewesen sei, den sie im Traume, so bekannt er ihr auch war, nicht erkennen konnte. Darum, schloß sie, habe sie mich so lieb, weil ich ihr durch Gottes Gnade den goldenen Ring wiedergegeben habe; wenn dieser sich auch nach meinem Abgange von Iptingen wieder verdunkle, so habe sie ihn doch, und es sei und bleibe ein echter Ring.‘ – Ich wurde sehr gerührt durch diese Mitteilung und sagte zuletzt nur noch, sie solle ja

nicht vergessen, daß sie mich im Traume nicht erkannt habe, mich brauche sie nicht zu kennen, habe mich vielmehr zu vergessen, weil ich nichts als ein Werkzeug in der Hand Gottes sei. Aber, liebe Doris, was sagst Du zum Ganzen? – Gestern ist es mir auch deutlich geworden, daß mir der Herr wahrscheinlich einen Mann erweckt hat, der später zur Leitung einer neuen Versammlung sich eignen könnte. Kurz: *Unsere Wartezeit soll ein Freudenopfer sein und ein süßer Geruch dem Herrn.*“ – Noch sieghafter tönt's den 4. Januar 1838. Es handelt sich dort um ein projektiertes Reischen nach Basel und Sitzenkirch, um die Braut zu besuchen. „Ich weiß“, sagt er, „daß mich keine Lüsterheit, die liebe Braut wiederzusehen, dahin gebracht hat, sondern einzig der Wunsch, mich mit Dir und allen Lieben im Herrn aufs neue zu stärken, da ja ungewiß bleibt, wann uns der Herr für immer vereinigen werde. Immerhin gehe ich ungerne von der Gemeinde fort. Denn unbeschreibliche Gnadenzeiten habe ich in den letzten Tagen gehabt, und die ganze Gemeinde scheint jetzt mit mir nur eine Familie auszumachen. Meine Predigten und Versammlungen haben tiefe Eindrücke zurückgelassen. O meine Teure, es schüttelt mich oft in allen Gliedern, wenn ich bedenke, was der Herr an vielen getan hat. – Zudem halte ich Abendunterhaltungen viermal in der Woche des Abends, zunächst der Jugend bestimmt, die aber von Männern jeden Alters besucht und mit gespannter Aufmerksamkeit angehört werden. – Da wirst Du's wohl begreifen, warum ich die Wintertage köstliche Tage nannte. Aber erst nachdem ich mich zur Reise entschlossen hatte, ist es so geworden, und ich bin seitdem immer weiter, immer tiefer in das Herz der Gemeinde fortgerissen worden. Nun aber bedarf ich auch einer Ruhe, und ein kleiner Stillstand nach dem bisherigen Übermaße mag auch in vieler Hinsicht selbst für die Gemeinde gut sein, die ohnehin nur an jenen Abenden und an einem einzigen Sonntage mich missen muß. Sonst ist mir alles so ganz nach Wunsch gegangen, daß ich nun mit frohlockender Stimmung die Reise antreten kann. Sonst habe ich freilich große Freude, daß Ihr alle so beruhigt und innerlich zufrieden seid. Mit mir hat's der Herr dahin gebracht, daß mich

eine schnelle Anstellung fast traurig stimmen würde. Denn die Anhänglichkeit der Leute an mich ist über die Maßen groß, und wo ich hinkomme, äußern die Leute Angst, wenn ich sie einmal verlassen müßte. Da stecke ich innerlich bisweilen in großer Klemme, von der schwerlich jemand sich einen rechten Begriff wird machen können, der's nicht selbst erfahren hat. Doch was soll ich sagen? Gottlob, daß es so ist! Des Herrn Gnade ist ja auch nicht an Menschen gebunden und muß sich auf jede Weise an den Seelen offenbaren können. Und eine Freude, mit solcher Traurigkeit vermischt, ist ja gewiß eine selige Freude! Mein Wunsch wäre daher, daß es uns doch einmal auf unserer Pfarrei auch so ergehen möchte.“ – Von Basel gibt er am 28. Januar 1838 zuerst seiner Braut das Wort und tröstet sie wie folgt. Auf der Heimreise von Basel nach Iptingen waren ihm ein paar Abendstunden im Gasthofe zu Kehl (18. Januar) für seine eigene Sammlung wichtig; er schreibt darüber: „Von der Kälte habe ich ganz und gar nichts gelitten; jene Überschuhe erhielten meine Füße beständig warm. Besonders köstliche Augenblicke genoß ich gegen Abend in der Stille zwischen 6-8 Uhr. Nur ein Herr saß noch bei mir, und so konnte ich mich um so ruhiger und ungestörter in Euere Gebetsvereinigungen versetzen. Wie wurde mir da doch alles so groß, was der Herr überhaupt und namentlich in den letzten Tagen an mir getan hatte! Indem ich aber die unbegreifliche Liebe und Treue erwog, deren der Herr mich würdigt, so konnte es nicht fehlen, daß ich auch einen prüfenden Blick in mein Inneres warf, und wie beschämt, meine Teuerste, stand ich nicht abermals vor mir selber da! Wie viele verhaltene Tücke fand ich nicht in mir! Am allermeisten mußte ich mich meiner Härte und Lieblosigkeit anklagen. Ich nahm im Geiste 1. Korinther 13 vor mich: ‚Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle; die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe rühmt sich nicht, sie stellet sich nicht ungebärdig, sie läßt sich nicht erbittern, sie verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.‘ – Liebes Herz, Du verstehst mich, worauf meine Gedanken immer lebhafter hinge-

trieben wurden. Ach wie gern wäre ich noch einmal zu Dir geeilt und hätte ganz mein Herz auch vor Dir ausgeschüttet, wie ich's jetzt vor dem Herrn tat! – Doch konnte ich mich wieder zu einer freudigeren Stimmung erheben, indem ich die wunderbare Bewahrung Gottes vor vielem Trug des eigenen Herzens ansah. Worein würde doch nicht der Mensch sich stürzen, wenn Gottes bewahrende Hand nicht handgreiflich über ihm wachte! Solche Dinge erwog ich in meinem Herzen zu jener Stunde, und es wurde mir recht wohl in der Gemeinschaft mit dem Herrn, so tief gebeugt ich auch immer vor ihm stehen mußte.“ (Aus demselben Briefe sei noch folgender Worte an seine Braut hier oder bei Brautstand oder Hochzeit erwähnt: „O liebe Seele, wie wohl tut mir der Gedanke, daß ich einmal mit Dir nicht nach Art der Welt rechnen und kalkulieren darf, sondern von Dir stets darauf gewiesen werde, das Gott Wohlgefällige bei allen Vorkommenheiten aus dem innersten Grunde zu erforschen und zu prüfen.“) Über sein Iptingen schreibt er ihr (28. Januar), anknüpfend an seine Sehnsucht nach ihr, wie seine dortigen Erfahrungen ihn trösten: „Unterdessen kann ich recht geduldig und ergeben sein, muß es wohl auch; denn es kann's keine Zunge beschreiben, was in der Zwischenzeit durch mich Elenden der Herr in der hiesigen Gemeinde wirkt. Ich stehe wieder ganz in der Arbeit und so, daß ich bisweilen etwas von des Tages Last und Hitze in des Herren Weinberg dabei empfinde. Du glaubst nicht, wie mich der Drang der Leute wieder bewegt, ja bis zu Tränen erschüttert. Wenn ich mich und meine Reden ansehe, ist mir's oft unbegreiflich, woher die geistige Aufregung unter den Leuten komme, und bisweilen, wo ich am schwächsten mir vorkomme, wirkt das Wort am stärksten. Immer erkenne ich's, wie ich gleichsam in einer ganz neuen Welt und Sphäre lebe, in der ich mich indessen noch nicht ganz zurechtzufinden weiß. Alles wird mir neu, und des Abends kann ich öfters nicht anders als, stumm staunend und in mich versunken, im Zimmer auf- und abgehen, bis ich mich zur Ruhe in die Arme des unsichtbar wohnenden und wunderbar wirkenden Herrn lege. Es ist mir, wie gesagt, unmöglich, Dir alles der Tat nach zu schildern; aber

lobe und preise mit mir den Herrn, der uns eine so gesegnete Wartezeit schenkt! – Einiges muß ich Dir aber doch noch erzählen. Vorerst einiges, wie der Herr gegenwärtig mein eigenes Herz weidet und erquickt. Vor etlichen Tagen sagte eine der innigsten Seelen, in deren Haus ich eine Versammlung ausgerichtet habe, zu mir, das freue sie so sehr, daß ich den König David in seinen Psalmen und den Propheten Jesajas so hoch schätze und so viel daraus anziehe. Letzteres nahm ich als eine Mahnung von oben, ich solle mich, was bisher nicht der Fall war, mehr mit dem Propheten Jesajas befassen, schon darum, weil es nicht recht wäre, wenn mich die Leute um etwas lobten, dem ich doch nicht nachkäme. Abends 9 Uhr kam ich nach Haus und begann den II. Teil des Propheten vom 40. Kapitel an zu lesen. Ich blieb zwei Stunden lang beim 40. Kapitel, an dem folgenden Abend nahm ich das nächste Kapitel vor, mit Rückblick auf das vorige, und so bin ich nun bis zum 45. Kapitel vorgeschritten. Aber, liebe Seele, welche herrliche Seelenspeise wird mir dadurch geschenkt; wie erquickt und mutig und fröhlich lege ich mich da zur Ruhe, indem ich mir alles so recht zueignen kann und vorstellen, als ob der Heilige in Israel geradezu seine Worte an mich richtete. – Nun auch etwas von meiner Gemeinde! Du wirst begierig sein, wie ich aufgenommen worden bin. Es ging scheinbar stille zu; doch war alles in größter Erwartung und Furcht, wie ich nachher erfahren. Die guten Leute haben unaufhörlich meiner gedacht und großes Bedauern mit mir wegen der Kälte gehabt. Manche Personen haben in der ersten Nacht nicht geschlafen, sondern beständig für mich gebetet. Auch die Freunde in der Nachbarschaft, die mich in der Kirche so oft besuchen, hatten meiner nicht vergessen. Ich bin die ganze Zeit meiner Abwesenheit ganz eingewiegt worden von ihren Fürbitten. Meinst Du nicht, liebe Seele, daß diese Fürbitten große Wirkung gehabt haben? Wie ist mir doch alles so gelungen, daß es auch am Kleinsten nicht fehlen durfte! Wie ist nicht auch jenes, weißt wohl was, durch Gottes Gnade so lieblich zurechtgelegt worden! Welche Mauer bilden doch die Fürbitten der Gläubigen! Sollst auch einmal mit in diese Mauer eingefaßt werden, daß wir sicher

und in Frieden wohnen können und des unsichtbaren Segens und Wohltuns unseres Gottes um so reichlicher uns freuen. Am Tage meiner Ankunft hielt ich noch die Abendunterhaltung, zu der eben nicht sehr viele Leute kamen, weil sie's nicht wußten. Am folgenden Tag aber war das Schulzimmer so gedrängt voll, daß es etlichen Personen ohnmächtig wurde. Da las ich zu aller Freude und Erbauung den Brief des Thomas (wahrscheinlich ein Missionar, von dem wohl kurz vorher ein Brief nach Basel gelangt war) vor und zeigte das Mitgebrachte. Nun folgten der Sonntag und die bitterste Kälte. Wie oben bemerkt, überwältigte mich schwere Wehmut, weil ich mich eben so schnell von Dir losgerissen fühlte. Ich schämte mich später darüber; aber begreiflich wirst's auch Du finden. Bald erheiterte sich mein Gemüt, und in den Abendunterhaltungen, Schulstunden, Besuchen habe ich den lieblichsten Eingang gefunden. Meine Abwesenheit war indessen gefühlt worden, die Jugend, hörte ich, habe wieder hell aufgesehen und lustige Lieder vernehmen lassen; auch schien es, als könnten mir Einsprachen in meinen Versammlungen gemacht werden. Auch dieses hat zu obiger Stimmung mitgewirkt. Indessen ist's wieder besser geworden, und die vielen Kranken treiben mich beständig im Dorfe umher, daß ich allerwärts unaufhörlich Samen ausstreuen kann. Um mich vollends kurz zu fassen, will ich Dir wieder die Geschichte eines einzigen Tages niederschreiben; freue dich mit mir darüber, und lerne einen Blick auch in Deinen künftigen Beruf tun, denn Du mußt Pfarrer werden, dabei bleibt's, der Herr hat Dir alles dazu geschenkt, wie's Dir in Deinem Teile nötig ist. O des seligen Geschäftes, wann wir so miteinander die lieben köstlichen Seelen eintreiben dürfen! Letzten Samstag mittag bin ich allmählich von einem Hause ins andere getrieben worden, bis es am Ende 13 Häuser waren. Unter den ersten besuchte ich einen kranken, doch wieder genesenden Mann, Separatist, der in der aufrichtigsten Kindlichkeit mich als seinen besten Freund ansieht, dem er auch die Geheimnisse seines Herzens offenbaren könne. Ich hätte es früher nie geglaubt, mit einem Bauern so eigentlich Freund werden zu können. Er wurde diesmal so zutraulich, daß er mit freudefunkelnden Augen

mir die Hand drückte und sagte, er hätte mich so lieb, daß er mich beim Eintreten anreden könnte: ‚Grüß dich Gott, lieber Christoph!‘ Er ist mir einer der interessantesten und wichtigsten Männer des Orts. – Dann kam ich zur S., die in schwerer Krankheit vor etlichen Tagen, nachdem sie eines Bannes, der lange Zeit zentnerschwer ihr auf dem Herze gelegen war, sich entledigt hatte, einen außerordentlichen Gnadentag gehabt hat. Als ich damals zu ihr kam, war es, als ob sie mit Zungen redete; ein Lobgesang um den anderen entströmte ihrem Munde, z.B.: ‚Ich hab' alle Tag und Stunden Gottes Lieb' und Güt' empfunden‘, ihr Gesicht war ganz verklärt, und mir blieb nichts übrig, als stille ihren Psalmen und Liedern zuzuhören. Als ich mich verabschiedete, bat ich sie, sich auf trübere Stimmung, die vielleicht nachfolgen könnte, gefaßt zu halten. Wirklich traf ich sie am folgenden Tage mit Tränen in den Augen, tiefen Schmerzen, im Gesicht ausgeprägt, und nach ihren Äußerungen empfand sie große Seelenangst und Bangigkeit. Doch mußte ich sie aufzurichten suchen, und an den folgenden Tagen war sie in einer gewöhnlichen heiteren Glaubensstimmung. – Hierauf besuchte ich eine 84jährige Witwe, zu der ich mich tröstend an den Ofen setzte. Die Stube füllte sich mit jung und alt; alles horchte begierig den evangelischen Worten zu. – Dann ging's zu einem armen, kranken Mann, in dessen Stube 8 Kinder herumsaßen. Die Mutter war in großen Ängsten; aber die kleinen Kinder zeigten eine übergroße Liebe zu mir und machten die possierlichsten Äußerungen. Ihrer 3 saßen um den Tisch, die Ellbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf in den Händen, unverwandt auf mich gerichtet. Das war mir nun eine Herzenslust. – Ich ging weiter und wurde aus einem Fenster zu einer weiteren Kranken gerufen. Die Stube füllte sich wieder, und die Kranke schien zu erschrecken, als ich sie fragte, ob sie in einem Bunde mit Gott stehe. Ich gab ihr Anleitung, wie sie dazu kommen könne, und schied, mußte aber zuvor noch die Tasche mit Äpfeln füllen, die schon seit Monaten auf mich gerüstet waren. – Dann besuchte ich einen kranken Konfirmanden, einen im guten sehr eifrigen Knaben, der mit einer stillen Wärme alles sich zu

Herzen faßte, was ich ihm sagte. Vor etlichen Monaten wurde ein vorjähriger Konfirmand begraben, den ich in der Predigt glücklich pries, weil ihn der Herr vor dem Unglück wegnahm. Jener Knabe setzte sich nach der Predigt still nachdenkend hinter den Tisch. Die Mutter fragte, was ihm denn wäre. ‚Mutter‘, sagte er, ‚ich möchte auch sterben.‘ ‚Warum denn?‘ ‚Hast du denn nicht gehört, wie glücklich man sei, wenn man in diesem Alter sterben dürfe, vor der Zeit der Verführung, die vom 15. Jahre an immer stärker komme?‘ – Dann kam ich zu einem genesenden Manne, der früher so gleichgültig seinen Weg hinlief, nun aber ganz aufgeweckt ist und nicht genug hören kann, daß er mir sogar nachläuft, wenn ich in fremden Kirchen predige, ein baumlangener Mensch. Er sagte unter anderem, daß es ihm öfters die Backen herunterriesele, wenn er die Leute so gar heftig in die Kirche sich drängen sehe. Diesmal hätte er ein besonderes Anliegen. In der letzten Stunde, vor 3 Wochen, wurde sein Gewissen wegen einer Jugendsünde aufgeschreckt, um derentwillen er keine Ruhe mehr finde; er müsse sie mir nun gestehen. Er hatte einmal seinem Vater, der nicht mehr lebt, 6 Simri Weizen gestohlen und verkauft, und zwar am Sonntag und unter der Kirche, wobei er noch den Vater belog, daß er in die Kirche gehe. Daß es nun vollends am heiligen Tage geschehen sei, drückte ihn besonders. Ich legte ihm den Trost des Evangeliums vor, und er wurde beruhigt. Unter dem Gespräch aber kam ich darauf, wie eigentlich bei dieser Sünde gegen 4 Gebote Gottes gehandelt worden sei, namentlich auch gegen das „Du sollst Vater und Mutter ehren“. Letzteres war ihm neu, und zu meinem eigenen Schrecken geriet er plötzlich in eine neue zitternde Angst, und er sagte, jetzt werde er abermals eine schlaflose Nacht haben, bis auch dieses durchgekämpft sei. Das hat mich denn unbeschreiblich gerührt. Ich konnte ihm auch nicht weiter zureden, weil ich’s einsah, wie heilsam solche Kämpfe für ihn waren. (Letzteres Gespräch fand erst heute statt, und indem ich dieses schreibe, muß ich mir den guten Mann in seinem Kampfe denken; möge ihn Christi Versöhnungsblut besprengen!) – Endlich kam ich zu der Frau, deren 2 Töchterchen abwechselnd blind sind. Du erinnerst dich

des einen, das so wunderbar wieder sehend wurde; seit meiner Abwesenheit kam’s wieder an das andere, das nun wieder bittere Schmerzen leidet und wirklich gar nichts sieht, dabei auch eigentümliche Kämpfe hat. Das Kind von 11 Jahren benimmt sich äußerst lieb und würde gerne sterben, glaubt auch, daß es durch sein Blindsein vor vielem Bösen verwahrt sei. Die Verwandten aber denken, daß es behext sei, und verlangen mit Ungestüm, daß die Mutter, eine fromme, leidende Witwe, zu den Künsten eines Hexenmeisters ihre Zuflucht nehmen soll. Jetzt war sie in großer Not und bat flehentlich um Rat. Ich verwies sie zu brünstigem Gebete und verwehrte ihr durchaus alles Zauberwesen, als streng in der Schrift verboten; sie solle beten, Gott möge doch die finsternen Einflüsse abtreiben und durch das Blut Jesu heilen, usw. – Das und noch manches andere an einem einzigen Tage. O liebe Seele, möchte man nicht weinen über die leidende Menschheit? ‚O Jesu, komm und siehe an die Not deiner Kinder und erquicke die Mühseligen und Beladenen, die ohne dich in so jämmerlichen Schmerzen daliegen!‘“

Den 16. März folgen wieder Mitteilungen über schöne seelsorgerliche Erfahrungen, eingeflochten in interessante, lehrreiche, pastoraltheologische Erörterungen zwischen ihm und seiner Braut. „Schon lange hat es mich im stillen etwas beunruhigt, daß Du wegen meiner ein wenig besorgt sein solltest und fürchtest, ich wisse gewisse Grenzen nicht zu treffen und festzuhalten. Nun aber ist Dir auch diese Furcht genommen, und wer ist froher als Dein glücklicher Bräutigam, daß sich so eins ums andere durch die stille Leitung unseres Gottes ins richtige herausstellt. Lasse Dich’s noch einmal versichern, wie völlig überzeugt ich davon bin, daß der Prediger seinen Stand und Standpunkt nie verleugnen dürfe, bei aller Herablassung, mit der er den armen Seelen sich hingibt. Eben hier, in Iptingen, muß ich dessen auch immer gewisser werden. Die Leute müssen sich notwendig in einer Form fühlen, um welcher willen sie unendlich mehr ins Herz bekommen, als wenn sie sich gleichsam eins in aller Beziehung mit dem Seelsorger fühlten. Die Leute wollen einen Pfarrer haben, vor dem sie Respekt haben müssen, aber doch

auch einen solchen, dem sie sich mit Liebe und Vertrauen nähern können. Das, liebe Seele, wollen wir ihnen aber auch einmal sein; der Herr, unser Gott, wolle uns recht viele Seelen zur Beute geben. Ach, wie tut's doch so wohl, wenn man von einer Seele ganz gewiß weiß, daß sie völlig durchgebrochen hat! Diese Freude ist mir dieser Tage so gar auffallend zuteil geworden. Jene Frau, von deren neuerwecktem Manne ich im letzten Briefe schrieb, liegt am nervösen Gallenfieber sehr gefährlich krank; aber je schwächer sie wird, desto stärker ihr Geist. Sie sieht mich ganz als ihren geistlichen Vater an, und die Separatisten sehen sie und mich ganz verwundert an, daß sie hören, wie sie stundenlang bei heftigen Kopfschmerzen unaufhörlich ausruft: ‚Das ist lauter Liebe; ich kann es Gott nicht genug verdanken, daß er mich so hinlegt‘ usw. – sodann ein Verschen um das andere anführt: ‚Ich rühme mich einzig der blutigen Wunden‘ usw., ‚Das Blut Jesu Christi‘, ‚Christi Blut und Gerechtigkeit‘, ‚Wie du mein, so will ich dein lebend, leidend, sterbend sein‘. So geht's unaufhörlich fort, daß jedermann die größte Freude vor dem Krankenbette empfindet; ein Separatist weinte gestern lange Zeit helle Tränen vor ihrem Bette aus lauter Freuden. – Liebe Seele, was das ist, sollst Du auch einmal erfahren, so der Herr Gnade gibt. Das Herz wird darunter nicht stolz und hoch, sondern recht klein, aber so selig vergnügt, so innig zum Lobgesang gestimmt. Da habe ich's aber auch erkennen lernen, was ein rechter Durchbruch ist; ach, wie viele sind sozusagen nur angebohrt, aber die Tränen der Buße und nachfolgenden **Jesusfreude** fließen noch nicht. Habe ich bisher geglaubt, es sei schon viel gewirkt worden, so merke ich's wohl, wie alles kaum angefangen ist und nur in ein paar wenigen Seelen ein eigentliches Geistesfeuer brennt. – Das nur im Vorübergehen, Dir zu zeigen, wie wohl es einem ist, wenn man auch nur eine gewonnene Seele kennt, und wieviel auf unserer Seite daran hängt, auf die rechte Weise an die Leute zu kommen, daß man ihnen nicht zu *gemein*, aber auch nicht zu *ferne* wird. Wir wollen einmal einfältig unsere Straße gehen, ohne viel Besinnens, nach dem Takt, den der Geist Gottes uns immer tiefer einprägt, jedoch mit weislicher Beach-

tung dessen, was wir einander in herzlicher Liebe raten, warnen, mahnen müssen. Mich sollst Du immer offen finden; ich weiß es auch, daß Du in manchem, was hierher gehört, obgleich jünger, doch mehr Takt besitzt. Darum sollst Du mich gegen Deine Wünsche, Ermahnungen, Belehrungen, selbst Winke, die nicht ausgesprochen werden, nie verschlossen finden. Wenn nur des Herren Ehre, o des Herren Ehre, unter allem gewinnt. Ich habe Dir oben schon angedeutet, daß mich der Herr gegenwärtig von einer Seelenfreude in die andere führe. Im bisherigen findest Du Spuren davon. Etwas Besonderes habe ich am 6. März erfahren. Du erinnerst Dich aus meinem letzten Briefe, daß ich von Kopfweg sprach, das mich weiterzuschreiben verhinderte. Kaum wirst Du es gemerkt haben, wie meine Hand dabei zitterte und wie mir nach und nach meine Kräfte alle schwinden wollten. Es schien, als ob mich eine rechte Krankheit anfallen wolle. Am Montag, den 5., nahm sie stufenweise zu, und eine schwere, hitzige Nacht folgte. Der Schweiß vom Dienstag hatte wenig Erfolg, und es schien, als ob ich mich zu etwas Rechtem gefaßt halten müßte. Da hatte ich am Dienstagabend eine recht merkwürdige Stunde. Ich nahm den 6. Psalm vor mich. Ach, liebe Seele, was für eine Gnadenstunde hatte ich darüber; es wurde mir gegeben, alles vor dem Herrn auszuschütten, am Ende mir auch vieles im ernstesten Gebetskampfe und mit Tränen von Gott zu **erringen**. Vieles habe ich an diesem Abend errungen; denn ich spürte die Erhörung. Meist betraf es mein Amt und meine Kraft dazu, dann auch die kommende Krankheit, aber auch noch manches aus der verflossenen und zukünftigen Zeit. Du sollst es einst erfahren, liebe Seele, wie gnädig der Herr gegen mich gewesen ist. Daß ich erhört wurde, zeigte meine am folgenden Tage mir insoweit wiedergeschenkte Gesundheit, daß ich die Schule, den Unterricht und die Abendstunde ohne Scheu wieder übernehmen konnte und seitdem mich gekräftigter als je fühlte. Es war eine besondere Stunde, deren ich weniger in meinem Leben mich erinnere. Sie hat auch sonst vieles in mir gewirkt; denn ich war gedrungen worden, mich in allen Beziehungen durchzumustern, daß ich mit dem Seufzer dastand: ‚Herr, hilf mir, ich

bin schwach.' Am folgenden Abend wurde ich noch fröhlicher im Geist, da ich, statt den 6. Psalm, mir zur Abendunterhaltung aufschlug Psalm 57, 5-12. – Ich kann nicht alles zu Papier bringen; aber meine Seelenfreuden konnte ich Dir auch nicht ganz verschweigen. Am meisten habe ich in der Geduld gewonnen. Ich kann jetzt warten und bin der seligen Führung Gottes noch recht froh. Ach ja! Der Herr, der sich so gnädig zu dem Schwachen herniederläßt, sollte der unsere Sachen übersehen? So laß uns nur getrost aufsehen zu dem Herrn, der unsere Zuversicht und Freude bleiben und alles aufs herrlichste einst ebnen wird.“ Am 13. April muß er ihr berichten, daß wieder zwei Pfarrstellen, um die er sich gemeldet, an andere vergeben worden. Er vernahm den Bericht, als gerade eine gedrängt volle Kirche seiner für eine Missionsstunde harrete, und „konnte dieselbe mit aller Gemütsruhe und unverdienter Kraft ausführen“. „Zwar“, fährt er fort, „haben nachher trübe Augenblicke sich einschleichen wollen, aber ein Tag wie der heutige war ganz dazu geeignet, allen Trübsinn in mir völlig zu verscheuchen. Soviel ist unzweifelhaft gewiß, daß ich bis heute notwendig in Iptingen sein mußte. Denn heute habe ich einen Triumphtag erster Größe gehabt, den ich Dir nicht genug mit lebenden Farben schildern kann, der mir aber ein ewig denkwürdiger bleiben wird. Es war heute der Karfreitag. Von der ganzen Umgegend drängten die Leute sich herdenweise zur Kirche; von dem zwei Stunden entfernten Orte Heimerdingen waren wenigstens 50 Personen anwesend. Die Kirche konnte die Leute nicht mehr fassen, und ein Gefühl inniger Rührung durchzuckte mich, als ich die Kanzel betrat und unter mir alles so vollgepfropft erblickte. Ein Mann sagte mir diesen Abend, daß ihm über dem Gedränge die hellen Tränen herabgelaufen seien. Ich predigte über die Schwächer, und der Herr schenkte mir mehr als gewöhnliche Kraft, daß es mir war, als könnte ich's stromweise über die Leute hernieder-schütten. Eine tiefe Bewegung war unverkennbar, und als ich den Abendmahlsgenossen den Kelch darreichte, gewahrte ich manche heftige Erschütterung und manche Träne von den Leuten. Die Separatisten haben sich wirklich sämtlich zum Abendmahl einge-

funden, was als ein wahres Wunder hier angesehen wird. Sie zeigten dabei so viel Einfachheit und Kindlichkeit, daß es auf alle wohlthuend einwirkte, und jetzt sind sie innerlich herzlich vergnügt über den reichen Segen, den sie empfangen hätten. Bei der zweiten Predigt ging es nicht minder gut, und wo ich diesen Abend hinkam, vernahm ich Äußerungen, die mich's glauben machen müssen, daß heute ein Gnadentag über Iptingen gewesen ist. Eben komme ich noch von einem kleinen Vereine her, da ich endlich die Worte vorsang: ‚Die wir uns allhier beisammenfinden‘, und das Schlußgebet mit den Worten: ‚O Jesu, wie hast du uns so lieb!‘ anfangen mußte.“ – Das waren also jene störrigen Separatisten. Welch lieblicher Sieg!

Es folgt noch ein weiteres Bild (23. April 1838). „Weil Du mich vor einiger Zeit so teilnehmend nach meinen Konfirmanden gefragt hat, so muß ich Dir noch einiges mitteilen. Es hat sich von Tag zu Tag mit ihnen gebessert, und ich darf glauben, daß eine rechte Bewegung in ihren Herzen zustande kam, wie ich aus ihrer Liebe zu mir, die immer größer wurde, erkannte. Als ich z.B. wegen der Hochzeit einmal den Unterricht dem Pfarrer überlassen mußte, so war es ihnen bange, ob ich am folgenden Tage wieder eintreffen würde. Ich hatte es versprochen, gegen 10 Uhr dazusein, um von 11-12 Uhr zu unterrichten. Nun ging mir's wunderlich unterwegs. Während ich rasch durch Heimsheim pilgerte, redete mich ein unbekannter Mann an, der aber schon seit 15 Jahren mich kannte; da half nichts, ich mußte auch seine Frau sehen. In einem anderen Hause desselben Ortes mußte ich auch einkehren und wohl oder übel Kaffee trinken. Nun mußte ich durch den langen Wald eilen und kam, mit Kot bedeckt, um 11 Uhr am Schulhause vorbei, da die Kinder noch in der Schule waren. Ich erfuhr nachher, daß sie von 10 Uhr an beständig zum Fenster hinaussahen, ob ich käme, und als mich endlich eins erblickte, hieß es: ‚Er kommt, er kommt‘, und alle Kinder erhoben sich und blickten nach der Straße hin. Der Schulmeister fragte: ‚Was gibts?‘ ‚Ja, der Herr Vikar kommt‘, hieß es. Ich fühlte auch die freudige Bewegung, als ich etwas später eintrat. Vorgestern abend hielt ich noch eine ernste Unter-

redung mit ihnen, und als ich am Schlusse ihnen die Hand bot, da brachen sie alle in lautes Schluchzen aus, und der zuerst, der bisher am unempfindlichsten gewesen war. Ich ermahnte sie, noch in die Stille zu gehen und auf den Knien zu beten, und hörte heute, wie eines derselben so treu in der Befolgung des Rates war. Bei der Konfirmation waren sie zu aller Freude und Erbauung recht bewegt, und in der Kinderlehre des Nachmittags geschah es, daß ich sie ganz einfältig fragen konnte, ob sie wohl heute zu sterben bereit wären, und die meisten antworteten sachte und doch fest, mich helle ansehend: ‚Ja‘, daß es mich und andere durch und durch ergriff. Aber was wirst Du von Nachfolgendem sagen? Heute kam ich zum Kiefer Hannes; da kam lachend die Frau mir entgegen mit einem Sechser. ‚Das hat mir ein Kind für Sie gegeben.‘ (Das Kind ist elternlos und bisher auf Kosten der Gemeinde erzogen worden.) Die Frau erzählte, wie das Kind zu ihr gekommen sei und gesprochen habe. Es habe gesagt: ‚Der Herr Vikar hat so viel an mir getan; ich möchte ihm gerne meine Liebe zeigen, gebt ihm doch dieses, ich bin nicht so frei, es ihm selbst zu geben.‘ ‚Ei‘, sagte die Frau, ‚laß du nur das, das nimmt der Herr Vikar doch nicht von dir; behalte du’s nur für dich.‘ ‚Nein, das tu’ ich nicht anders; er hat so gar viel an mir getan.‘ ‚Aber woher hast du denn den Sechser?‘ ‚Es hat mir heut jemand 12 Kreuzer gegeben; nun habe ich 6 davon zu dem und dem gebraucht; das übrige muß der Herr Vikar haben, das tu’ ich nicht anders‘ usw. Ich habe nun im Sinne, für den Sechser dem lieben Kinde noch einen Hiller zu schenken. Aber ist das nicht allerliebste? O Du solltest nur auch in mein Herz sehen, wie es von Liebe zu den lieben Kindern wallt. Ich kann es kaum glauben, daß der Samen wieder verlorengeht. Der Herr sei gepriesen für die unverdiente Freude, die ich so täglich genießen darf. Denn es vergeht kein Tag, da ich nicht neue Dinge höre. Ich bringe sie nur so ungerne zu Papier und möchte sie nur gerne mündlich Dir erzählen. Aber soviel ist gewiß, der Herr wirkt immer mächtiger, auch an ganz rohen Leuten, auch auswärts. Wie sollte mich das alles nicht reichlich in der Wartezeit erquicken! Ach, liebe Seele, Du hast recht, daß

es eine überschwengliche Gnade für uns ist, also dem Herrn um seines Reiches willen ein Opfer zu bringen! Laßt uns ihn loben und preisen, der in allem sich so herrlich erzeiget!“

Wir fühlen mit ihm, daß der beständige Mißerfolg seiner Meldungen eine höhere Fügung war; daß es der Herr war, der ihn auf diesem Arbeitsfelde festhielt. Er tat indessen stetsfort das Seinige, um zu einer festen Anstellung und damit zur Gründung eines häuslichen Herdes zu gelangen, und meldete sich u. a. auch einmal an eine sogenannte Patronatspfarrei, welche von irgendeinem Herrn von höherem Adel zu vergeben war. So wohlwollend er aber auch von dem hohen Herrn empfangen wurde, als er ihm seine Aufwartung machte, so war er sich doch sofort im klaren, daß ihm diese Stelle nicht beschieden sei; denn im Spiegel erblickte er eine im anstoßenden Zimmer sitzende Dame, welche mit lebhaften Handbewegungen, die an Deutlichkeit, wenigstens für *ihn*, nichts zu wünschen übrigließen, ihrem Gemahle zu verstehen gab, es sei dies nicht der Rechte. Seine Ahnung, daß diese „Matronatspfarrei“ ihm nicht zufallen werde, täuschte ihn nicht.

Die Stelle, für welche ihn der Herr bestimmt hatte, sollte ihm auf schönere Weise vermittelt werden. In Basel schon hatte sich ein inniger Freundesbund geschlossen zwischen ihm und dem die Jahresfeste besuchenden Pfarrer Barth in Möttingen. Nicht nur das Interesse für die Mission verband sie, sondern ebensosehr etwas Echtes, Lauteres, Tiefes, das sie einer im anderen erkannten, wie auch der gemeinsame Charakterzug einer außergewöhnlichen Geradheit. Blumhardt mußte einmal seine Braut betreffs des innigen Freundschaftsbundes beruhigen, daß derselbe unbeschadet *ihrer* Rechte fortbestehen könne, wie auch über die der stillen Jungfrau befremdliche Heiterkeit und laute Herzlichkeit, die sie an den beiden bei ihrer gegenseitigen Begrüßung wahrnahm. „In dem Herrn heiter sein – schreibt er ihr – ist etwas Köstliches, und es tut mir immer so wohl, wenn ich in den Briefen Pauli von der Freude lese, die er den Gläubigen wünscht, so besonders oft in dem Briefe an die Philipper, wo es an drei oder vier Stellen besonders berührt wird. Bei dem lieben

Barth aber macht mir das immer so viele Freude, daß ich hier immer mit allem so geradeheraus darf. Im hiesigen Pfarrhause bin ich, was meine besonderen Angelegenheiten betrifft, wie eine verschlossene Mauer, und wo ich hinkomme, muß ich über das Meine schweigen. Alle meine Wünsche, Hoffnungen, Gedanken muß ich stille bei mir behalten. Bei Barth ist alles aufgeschlossen; deswegen ist das erste Zusammentreffen mit ihm immer eine eigentümliche Szene.“ Dieser Freund zog sich aus dem Pfarramt in ein schriftstellerndes Privatleben zurück, und er sowohl als seine Möttlinger waren von dem Wunsche beseelt, daß Blumhardt sein Nachfolger würde. Dadurch veranlaßt, meldete sich Blumhardt, und daß er's mit Erfolg tat, ist uns allen bekannt. Er selbst vermutete es, diese Meldung werde nicht leer zurückkehren, und belehrte seine Braut über diesen vielleicht ihnen bestimmten Wirkungskreis. ... „So unangenehm ist es (Möttlingen) nicht, nur hat der I(iebe) Barth seinem Nachfolger manches schwergemacht.“

So sehen wir denn nun auch Blumhardt in seinen weiteren Briefen allmählich wie als Scheidenden teils zurück auf sein bisheriges Wirken, teils hinaus in die Zukunft blicken; es wird „Rechnung getan vom bisherigen Haushalten“ seines kurzen Wirkens in Iptingen. Seiner Braut schreibt er (6. Juni 1838) in Hoffnung baldigen Wiedersehens und nachfolgender Trauung: „So fließen die Tage der Erwartung hin, die uns zwar lange vorkommen wollen, die aber doch wieder ganz kurz sind, und blicke ich zurück, so geht mir's wie Dir, ich wünschte die verflossene Zeit nicht anders. Ja, ich muß es noch mehr sagen können als Du, da bei mir so Großes in der Zwischenzeit geschehen ist. So darf es der Mensch oft mitten auf dem rauhen Pfade, ehe er am gewünschten Ziele ist, erfahren, wie gut es Gott meint. Bisweilen, wenn mir die Flüchtigkeit der Zeit aus der Vergangenheit vorschwebt, kommt mir's auch in den Sinn, wie schnell auch unsere Zukunft, möge sie noch so groß nach menschlichen Zahlen sein, doch geschwunden sein wird. Aber wohl uns, treue Seele, wenn wir dann beim Rückblick auf das Verfllossene etwas Erarbeitetes sehen und so unsere Tage nicht umsonst zugebracht

sind.“ Hierauf erzählte er ihr einen Gemütskampf wegen einer anderen Gemeinde, Friolzheim, die ihn zu bekommen wünschte. „Ich werde jetzt auch noch einmal recht in die Enge getrieben mit den Meldungen, die mir immer das Schwerste sein wollen. Vor 8 Tagen wurde jenes Friolzheim, in der Nähe von hier, worüber ich Dir schon einmal schrieb, ausgeschrieben. Das wäre, menschlichem Ansehen nach, für das Reich Gottes ein äußerst wichtiger Platz. Der Ort ist sehr verwahrlost und die Gemeinde hungrig, denn in großer Anzahl kommen sie hierher in die Kirche. Es liegt ferner sehr bequem für die Ortschaften ringsumher, in denen eine Begierde aufgeweckt ist. O wie köstlich wäre die Nähe Iptingens! Aber die Pfarrei, deren Einwohnerzahl nicht ganz 700 Seelen ist, trägt nur 612 fl. Das wäre also einer von den schlechtesten Diensten und, ich muß es gestehen, mir fast zu gering. Nun war ich gestern in Dürrmenz; weil man mich also hier nicht antraf, so gingen mir die Leute von Friolzheim dorthin nach. Besonders ist es ein Mann, der mich eben mit aller Gewalt in Friolzheim haben will, dem's auch die anderen auf die Seele gebunden haben, alles zu versuchen, mich zur Meldung zu bewegen. Er hat mir auch schon vor 14 Tagen einen Traum erzählt, nach welchem er mich von Barth in seinem Orte habe einsegnen sehen. Die Besoldung selbst glaubt er um gewisser Akzidenzien willen bedeutend höher taxieren zu dürfen. Ich erzählte ihm, wie es mit Möttlingen stehe, er aber beharrte darauf, er gebe den Glauben nicht auf, daß ich für Friolzheim bestimmt sei. Du wirst es leicht mitfühlen können, in welcher Klemme ich mich befand. Am Ende sagte ich, er solle nach Stuttgart gehen und mit meiner Mutter reden, welcher es eben auch um des Grundes willen gar unlieb wäre, wenn ich nach so langem Warten einen so geringen Dienst bekäme. (Die allergeringsten Dienste tragen 600 fl.) Der Mann wird mir wohl übermorgen Antwort bringen, und je nachdem diese lautet, wollte ich handeln, auch wenn ich ein solch zeitliches Opfer dem Herrn bringen müßte. Wir müssen uns ja doch darauf gefaßt halten, daß er wunderlich, aber doch seliglich mit uns verfährt. Vielleicht werde ich dann die Eingabe an Engelmann schicken, mit der Bitte,

nach seinem Ermessen dieselbe abzugeben oder zurückzubehalten. Bei so geringen Diensten fällt mir die Meldung um so schwerer, weil ich bei ihnen fast mit Sicherheit darauf zählen kann, daß ich sie erhalte, also gewissermaßen *meine* Wahl entscheidend ist. Aber in Iptingen entstand eine nicht geringe Bewegung, als die Männer kamen und nach mir fragten. Wie ein Lauffeuer ging's von Mund zu Mund, daß meines Bleibens hier jetzt ein Ende sein werde. Ich habe Rührendes heute erfahren. Unter anderem fing ein Kind von 7 Jahren, als es in seiner Stube davon hörte, plötzlich an, bitterlich zu weinen. Die Mutter erschrak und fragte: ‚Katherinle, was ist dir?‘ – ‚Ach‘, sagte das Kind, ‚der Herr Vikar soll eben nicht fortgehen.‘ – ‚Daß Gott erbarm‘, versetzte hierauf eine alte Frau, die dabei war, ‚daß doch Gott deine Tränen erhören möchte, daß der Herr Vikar bei uns bleibe.‘ Mir wollen auch die Tränen kommen, indem ich solches schreibe, besonders weil in dieser Angelegenheit mich so vieles nach allerlei Richtungen hinzerzt, so daß ich durchaus *aller* Wünsche mich enthalten muß, da doch ein Zug, liebe Seele, so gar gewaltig an mir zieht. Und doch! Sind diese Traurigkeiten nicht alle zugleich auch lauter Seligkeiten? Und muß ich bei allem ausrufen: ‚Was hat doch der Herr an mir getan!‘ Ach, es geht mir auch, wie ich gestern von Heiden vorgelesen habe, welche sagten: ‚Ach, daß wir doch Herzen hätten, den Herrn genug und würdig zu loben!‘ Danke, auch aus dem Badischen bekomme ich großen Zuspruch; selbst von Durlach und hinter diesen waren am Pfingstfest Leute da! Ich darf nicht alles sagen! Aber der Herr tut Großes! Wer bin ich armer Wurm, den der Herr zu solchem Werkzeug braucht? Fast mit jeder Predigt steigt in mir das Gefühl meiner Untüchtigkeit und Unwürdigkeit, und dennoch geht die Wirkung des Worts immer weiter. Gestern hat mich eine Frau in Dürrmenz, wo ich auch eine kleine Versammlung unter angesehenen Frauen hielt, recht gefreut. Sie sagte: Es müsse doch auch eine große Versuchung für mich sein, so gar von den Leuten erhoben zu werden; sie könne sich's nicht anders denken, als daß es mich Kampf kosten müsse! Aber, sagte sie hinzu, ich werde es doch nicht übelnehmen. Da dankte

ich ihr und sagte, sie meine es doch einmal recht gut mit mir, und hatte ich die Frau vorher schon lieb, so mußte ich sie nur um so liebergewinnen. Ich kann es aber Gott zum Preise sagen, daß ich so gut als gar nicht von der erwähnten Anfechtung berührt werde, weil Gott so viel Gewichtsteine beigelegt hat, die das Rad der Eigenliebe, das im Menschenherzen so gerne rollt, aufhalten. Der Herr wolle mich, da ich dennoch die Geneigtheit zum Stolze in mir fühle, auch ferner bewahren, und Deine liebende Fürbitte wird auch nicht unvermögend sein. Eine andere Frau ebendasselbst sagte zu mir: ‚Nicht wahr? So großes Gerede beugt und macht klein!‘ – Sieh, liebe Seele, solche aufrichtige Seelen zeugt das Evangelium!“

Im Juni besuchte Blumhardt das Missionsfest in Basel und seine Braut in Sitzkirch. Auf der Heimreise berührte er Schaffhausen (wo er im Rosengarten wohnte) und berichtet über Spleiß und die anderen dortigen Freunde (Joh. Burkhardt, Mandach in Freudenfels): „Einen ungemeinen Glaubensmut und richtigen Geistesblick entwickelte Spleiß, und es ist mir lange nicht mehr so wohl gewesen als dort, da so kindlich und zutraulich die heiligen Sachen besprochen wurden. Es gibt wenige Kreise, da man so sehr das Wehen des Geistes empfindet, indem bei anderen nur gar zu oft Läppisches, Scherzendes, ja Leichtfertiges eingeflochten wird. O liebe Doris! Wie sehne ich mich, eine rechte Geistesentfaltung bei einzelnen und mehreren Personen zu bekommen, daß bei aller Heiterkeit die Salbung nicht verkannt werde! Beim Rückblick auf die verflossenen Tage mußte ich mich auch wieder schämen, es ist mir so manches Törichte und Unvorsichtige seither recht schwer geworden, und wenn ich's genau überlege, so finde ich, daß es eben an dem Umgange mit dem Herrn fehlte. Indessen fehlt es mir nicht an Mut für die Zukunft etc.“ – Über seine Heimkehr nach Iptingen schreibt er: „In meiner Gemeinde bin ich wieder recht glücklich. Am gestrigen Sonntage war ich überaus gesegnet, so ungewohnt mir's auch wieder war, daß ich nicht alles wie sonst versehen mochte. Ich möchte Dir nur auch einen Vorgeschmack von solchen Sonntagen geben können, wo man solchen fast nicht zu stillenden

Hunger vor sich sieht. Ich brauche gar nichts zu tun, als nur an mir ziehen zu lassen. Besondere Freude machte es mir, zu vernehmen, daß ein neuerwecktes Häuflein es versuchte, in der Zeit meiner Abwesenheit zusammenzukommen, ‚und‘ – sagten sie – ‚wir sind recht vergnügt beieinander gewesen‘. Meine Erzählungen vom Feste finden so großen Anklang, daß ich noch weit mehr Segen davon habe als in Basel selbst. Die Kinder sind gar lieblich. Als ich gestern abend um 9 Uhr aus der Versammlung kam, trat mir ein Dutzend derselben auf der Straße mit einem schönen Blumenkranze entgegen, mit dem sie mich beehren wollten. Ich schwimme in Freuden; ach, liebe Seele, und wie groß wird meine Freude erst sein, wenn Du’s auch miterleben darfst! Und wie groß wird die Freude droben im Himmel sein! Ach, da wird’s des Lobgesanges kein Ende geben!“

Am 3. Juli endlich erfolgte seine Ernennung nach *Möttlingen*. Den 27. Juli schreibt er seiner Braut den letzten Brief von Iptingen aus, welcher also beginnt: „Gestern empfang ich denn Deinen letzten Brief nach Iptingen, und mir wird es ganz besonders zumute, wenn ich daran denke, daß ich heute wohl gleichfalls zum letzten Male von hier aus an Dich schreibe. Nach und nach empfinde ich die Bitterkeit des hiesigen Abschieds, die fortwährend durch mancherlei rührende und ergreifende Erscheinungen erhöht wird. Heute hatte ich schon düstere Augenblicke, weil ich eben doch merke, wie so manches nach meinem Abgange wieder anders werden wird. Ich bin so sehr an die Leute gewöhnt und habe mich in ihre Bedürfnisse so sehr hineingefunden, daß ich’s fast nicht begreifen kann, daß ich mich nun von ihnen trennen soll. Oft will mir auch der unglaubliche Gedanke kommen, es sei dies wohl meine schönste Pastoralzeit gewesen; wenigstens habe ich kaum das Herz, Gott um einen ähnlichen Segen für die Zukunft zu bitten, weil es mir fast ist, als hätte ich eine außerordentliche Gnadenzeit empfangen, wie sie Gott aus weisen Absichten den Menschen spärlicher zukommen läßt. Unbeschreiblich groß wird mir bisweilen der Gedanke, daß mir bereits ein Häuflein, wie ich sagen darf, geschenkt ist, mit dem ich werde einst freudig vor den Heiland treten dür-

fen; und nur um *Deinetwillen* kann ich noch kühnere Hoffnungen fassen und bitten: ‚O Herr, gib mir noch mehr und laß sie, meine teure Gefährtin, die du mir geschenkt hast, auch Anteil daran haben‘; und ich müßte mich recht ernstlich vor mir selber fürchten, wenn ich mir in Dir nur eine gewöhnliche, zwar brave und gutmütige, aber nicht mit rechtem Eifer für die Sache des Herrn entbrannte Seele denken müßte. Wie gut hat’s doch Gott mit mir gemeint, und wie fängt nicht jetzt mein Herz immer an zu wallen, wenn ich irgendwo, da man dich noch nicht kennt, von Dir erzählen darf und dabei mit so völliger Überzeugung reden kann!“

Den 31. Juli 1838 (an Dr. Barths Geburtstage) erfolgte sein Umzug von Iptingen nach Möttlingen, den er seiner Braut folgendermaßen schildert: „Letzten Dienstag, den 31. Juli, bin ich wirklich von Iptingen ab- und nach Möttlingen eingezogen. In jenem Orte war große Wehklage, die den Abschied mir bitter schwermachte. Die guten Leute setzten mich auf einen sehr geschmackvoll mit Blumen bekränzten Wagen, und der ganze Gemeinderat nebst Schultheiß und Schulmeister, im ganzen 10 Personen, führten mich meiner neuen Gemeinde entgegen. Diese wartete auf der Höhe ob Möttlingen, und die Kinder empfingen mich mit dem Gesang: ‚Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren‘. Nachdem ich alles begrüßt hatte, ging man in schöner Ordnung vollends ins Dorf; der Schäfer mit drei schön gezierten Schafen voraus, dann die Kinder, dann die Gemeindräte, endlich die Gemeinde. Es war ein feierlicher Zug. Durch den Ort wurde noch gesungen: ‚Nun danket alle Gott‘. Das Pfarrhaus war mit Blumen geschmückt, und im Zimmer begegneten dem Blicke zuerst die Worte: ‚Gott segne Ihren Eingang‘. Als bald ließ ich die Gemeinde in der Kirche sich versammeln, worauf ich etliche wenige Worte an sie richtete. Im Pfarrhause speisten sodann meine Iptinger mit mir und Stotz (Barths Vikar) und dem hiesigen Schultheiß. O meine teure Doris! Es war meinem Gemüte fast zuviel, wie ich denn auch nachher über die Maßen abgemattet war. Aber meine Iptinger haben ihre Liebe noch recht offenbar gemacht; und jetzt noch wollen mir die Tränen

vorstürzen, wenn ich etlicher Einzelheiten gedenke, namentlich der letzten Szenen, da die Kinder eine Viertelstunde mich begleiteten, dann Blumen auf den Weg streuten und endlich zum Abschied anhielten. Hier auf freiem Felde sagte ich das Lied vor: ‚In Jesu will ich bleiben‘, dann war’s aus. Gott sei gelobt für alle erhaltene Barmherzigkeit und brünstig angefleht, daß er doch auch etwas in Gnaden auf Iptingen und Möttlingen herabsehen wolle. – In Iptingen wurde ich noch ordentlich für unsere Haushaltung beschenkt; die ledigen Töchter gaben mir ein halbes Dutzend niedlicher Kaffeetassen nebst Tellerchen, auch eine schöne Suppenschüssel und ein halbes Dutzend patentsilberner Löffel; andere Personen gaben zusammen ein halbes Dutzend große Zinnteller. Am rührendsten war mir’s, als eine Frau von ihrem eigenen Hausrat ein zinneres Schüsselchen mir zusandte.“ Vom Abschiede in Iptingen selbst schreibt er: „Ach, liebe Seele, es war herzerreißend, und immer noch überzieht eine Traurigkeit mein Gemüt, wenn ich des einzelnen dabei und der Zukunft gedenke. Ich hätte alle küssen mögen, und viele habe ich auch geküßt. Es war eine Bewegung der Liebe und des Leids. So viele Liebe, wie ich sie da erfuhr, kann der Herr nicht unbelohnt lassen. Ach, wie übergücklich bin ich doch dort trotz der herben Nebendinge gewesen!“ – „In Möttlingen“, so fährt er später fort, „werden wir’s aber auch schön bekommen. Die Liebe und Herzlichkeit der Leute ist groß, und ich darf hoffen, reichlichen Eingang zu finden, wenngleich manches ganz anders sich gestalten wird. Nun sollst Du auch daran teilhaben, und wenn Du Dich nur recht den Leuten hingibst, so wirst Du bald finden, welche Früchte das einbringt. O herz gute Doris, wir sind gesegnet und werden gesegnet bleiben! Gegenwärtig habe ich immer ein besonderes Gefühl des Segens Gottes. Denn alles gelingt; was ich nur denke und wünsche, gelingt über Erwarten, und oft scheint es, als dürfe ich nur vom lieben Gott fordern, so stehe es da. Das erfahre ich in allen Stücken; überall ist des Herrn Hand zum Segen über mich ausgestreckt. Oh, daß ich genug loben und danken könnte! Wollten wir uns noch lange besinnen und etwas dem Herrn vorenthalten? O nein, es soll ihm alles gehö-

ren und alles, was in uns und um uns ist, zu seinem Dienste geweiht sein! Das, ja das sei unser fester, ewiger Bund!“ „Nun soll die Feder ruhen“, so schließt (7. Aug. 1838) dieser Briefwechsel, „und Herz gegen Herz sich fortwährend mündlich aussprechen. Das möge Gott heiligen! Er hat uns geübt und durch solche Übung vieles gelehrt; das angefangene Werk wird er vollführen. Ja, er wird’s tun und zu seinem Preise unseren Herzensbund ausschlagen lassen ... Den innigsten Herzensgruß setze ich Dir noch aus tiefbewegter Seele mit *meiner treuen* Hand. Mögen die vielfältigen Stürme, Kämpfe, Beängstigungen, abwechselnd mit den Hoffnungen der Liebe und Freude, mit fester Seele von Dir getragen werden! Das erfleht aufs brünstigste Dir

Dein in ewiger Liebe verbundener Bräutigam
Christoph

Diese Berichte Blumhardts, wie sie hier ohne weitere Zutat aneinandergereiht worden, sagen uns wohl beredter, als es die Kunst auch des besten Biographen vermöchte, wie treu und mit wie wunderbar reichem Segen Blumhardt in den fünfviertel Jahren in Iptingen gewirkt hat. Ein Urteil seiner Oberbehörden über ihn gibt ihm bei Anlaß der Empfehlung seiner Person für Möttlingen in würdig schlichter Sprache folgendes Lob: „Blumhardt ist seit seiner Rückkehr von Basel im April vorigen Jahres dem altersschwachen Pfarrer in Iptingen als Gehilfe beigegeben und löst seine nicht ganz leichte Aufgabe in ausgezeichnete Weise. Durch seine guten Vorträge, seine unermüdete Privatseelsorge, verbunden mit einer besonnenen und freundlichen Behandlung der Gemüter, und durch seinen würdigen Wandel hat er den erloschenen Sinn für Kirchlichkeit in dieser Gemeinde wieder geweckt und den entstandenen Parteigeist beschwichtigt. Iptingen war einst Hauptsitz des Separatismus; – dieser Zustand hat sich insoweit geändert, als nur noch 20 Separatisten gezählt werden, welche zwar für sich die Kirche meiden und kein Amt annehmen, aber ihre Kinder zur Schule schicken, den bezüglichen Gesetzen gehorsam und auch gegen die Geistlichen

nicht feindselig sind.“

Jenen letzten Brief, in welchem Blumhardt vom bloß brieflichen Verkehre Abschied nimmt, hat er schon von Möttlingen aus als dortiger Pfarrer geschrieben. Wir sind also am Ende des ersten Teiles seiner Lebensgeschichte angelangt, dem wir die Überschrift „Das Werden“ gegeben haben. Allerdings erstreckt sich dieser erste Teil seines Lebens eigentlich noch weiter, bis zu jenem denkwürdigen geistigen Kampfe, welcher den Wendepunkt seines Lebens bildet. Wir schließen aber diesen ersten Teil mit Iptingen ab, um Blumhardts Leben als Pfarrer in Möttlingen in ein und demselben Teile beisammenzuhaben.

Erster Abschnitt

Einleitung und Anfangszeit

⋈

Kapitel 7 - Möttlingens frühere Pfarrer

Möttlingen (556 Meter über dem Meere) liegt am nördlichen Ende des Schwarzwaldes nordöstlich von seiner Oberamtsstadt Calw, hoch über dem rechten Ufer der Nagold. Als Pfarr-

gemeinde umfaßt es zwei merkwürdig voneinander verschiedene Dörfer, das Kirchdorf Möttlingen und ein Filiale Unterhaugstett. Stand der Bevölkerung bei Blumhardts Antritt : 874 Seelen (Möttlingen 535, Unterhaugstett 339); zwei Jahre vor seinem Amtsaustritt 1850: 985 Seelen (Möttlingen 582, Unterhaugstett 403).

Möttlingen gehört zu dem Oberamte Calw, wo es zu den Gäu-, nicht zu den Waldorten gerechnet wird, ist ein geschlossenes Dorf, in Bauart, Tracht und Sitten dem Unterland ähnelnd, und liegt auf dem das Unterland charakterisierenden Muschelkalk. Unterhaugstett gehört zum Oberamt Neuenbürg, liegt wirklich (wie Möttlingen eigentlich nicht) im Schwarzwald, dessen Gepräge es in zerstreuter Bauart, in Sprache, Tracht und Sitten trägt, und ruht auf dem bunten Sandstein. In sittlicher und kirchlicher Beziehung stand es seit langem im Kirchorte erheblich besser als im Filiale, wo ein bis zur Feindseligkeit namentlich gegen den Pfarrer gehender Unabhängigkeitssinn und Oppositionsgeist herrschte, den auch Blumhardt in den ersten Jahren seines Wirkens erheblich zu empfinden bekam.

Merkwürdiger aber als diese geologischen und geographischen Eigenschaften Möttingens war schon damals dessen bedeutsame Stellung innerhalb der württembergischen Kirche; seine Kirche war recht eigentlich eine Stadt auf dem Berge, schon seit langer Zeit gewohnt, von weither kommende Besucher in ihren Mauern zu sehen. Als im Jahre 1844 in einer Konferenz evangelischer Geistlicher, welcher Albert Knapp, W. Hofacker, Blumhardt und andere beiwohnten, die damals gerade eingetretene Erweckung in Möttlingen besprochen wurde, äußerte Knapp: „In Möttlingen ist in geistlicher Beziehung schon seit hundert Jahren ein artesischer Brunnen gegraben worden.“

Schon von Pfarrer Bühler, der 1749-1763 in Möttlingen Pfarrer gewesen, erzählten seine Töchter noch in hohem Alter, wie er nach seiner Versetzung auf eine andere Pfarre nie nachgelassen habe, für Möttlingen um fromme Seelsorger zu beten. Ihm folgte Machtholf*, eine hehre, hell und weit ins Land leuchtende geistige Gestalt, innerlich, tief, originell, geistreich, der geistliche

Vater jenes Bürgermeisters Hoffmann, des Gründers von Kornthal, sowie vieler anderer. Manche, u. a. auch Dr. Barths Vater, pilgerten damals oft von Stuttgart nach dem 7 Stunden entfernten Möttlingen, um Machtholf zu hören. Noch lebt er in des Volkes Mund, und der Leser wird's mir gerne nachsehen, wenn ich einige der beglaubigten Geschichten von ihm erzähle. Machtholfs Enkel, Bossart (später Schullehrer in Möttlingen), erzählte unserem Blumhardt anno 1831 folgendes: Ein liederlicher Handwerksbursche kam zu Machtholf und bat um ein Hemd. Er erhielt ein neues, ging damit ins Wirtshaus und ließ sich's schmecken. Da es ihm an Geld fehlt, will er das Hemd um 24 Kreuzer (den Betrag der Zeche) verkaufen. Der Wirt untersucht das Hemd, findet Machtholfs Name und bringt's diesem. Machtholf bezahlt die Zeche und heißt das Hemd dem Burschen wiederbringen. Der Wirt bringt's ihm mit dem Bemerkens, daß die Zeche bezahlt sei. Der Bursche fragt, von wem? Die Antwort macht, daß er kaum mehr sich rühren konnte; durch und durch gerührt, wird er ein Sünder und Machtholfs Zögling (aus Vikar Blumhardts Tagebuch von 1831). Er besaß, als besäße er nicht. Wenn Hoffmann zu ihm kam, brachte er ihm in einem Tüchlein Fleisch, weil er nie welches kaufen konnte. Oft lieh er Geld aus oder ward Bürge, ohne selbst etwas zu haben, und immer kam wunderbare Hilfe. Als die Franzosen plünderten und jedermann seine Sachen versteckte, langt er seine silbernen Löffel heraus und bot sie den Soldaten an, „er könne mit blechnen essen“; das machte, daß sie staunten und dieselben *nicht* nahmen; er bot ihnen Leintücher für Hosen an, sie nahmen *gar nichts*. Bald darauf gab er diese silbernen Löffel einer armen Frau, um sie für eine Schuld zu versetzen; aber nach seinem Tode kamen sie doch seinen Erben wieder zu. An dieser seiner Liebe starb er denn auch. Als er einmal, von Calw heimkehrend, die steile Steig hinaufstieg, sah er einen Handkarren mitten in der Straße stehen und hörte vom Rande der Straße her eine klagende Stimme. Es war ein Mann, der, wie man glaubt, auf Machtholfs Gutmütigkeit spekulierend, ihm vorjammerte, er sei nicht mehr imstande, diesen allerdings furchtbar schwerbeladenen Wagen

weiter bergan-zubringen. Machtholf machte sich an den Wagen, schob ihn mit Aufwenden seiner letzten Kraft die Steig hinauf, kam nachts, in Schweiß gebadet, heim und legte sich aufs Sterbette! Nach seinem Tode habe man keinen anderen Rock mehr bei ihm gefunden als den Kirchenrock.

Diese Züge von Gutmütigkeit, welche dem Gedächtnis des dankbaren Volkes sich am lebhaftesten einprägten, geben uns jedoch nur ein einseitiges Bild. Er war, so erzählt einer, ein Mann voll Liebe und Geistes Gottes, und sein Angesicht leuchtete wie eines Engels Angesicht. Er war, so darf man fortfahren, voll tiefer Blicke in die Geheimnisse des Reiches Gottes, voll Sehnsucht nach größeren Siegen desselben. Man möchte ihn dem alten Simeon vergleichen, wie das Gebetslied, welches wir folgen lassen, beweisen wird. Ein gewisses Hoheitsgefühl leuchtet aus den Worten hervor, die er einst den Möttlingern in der Predigt sagte: „Wenn einmal die Möttlinger am Jüngsten Tage gerichtet werden, so werde ich auch ein Wörtchen dazu zu reden haben.“ Das Gebetslied klingt modernen Ohren befremdlich, zeugt aber von großem Geist und ritterlichem Siegesmut und ist ein so gewaltiger Ausdruck für den Notschrei der Kirche, die mit der Witwe im Gleichnis (Luk. 18, 1ff.) ruft: „Rette mich vor meinem Widersacher“, daß der hohe Wert, den Blum-hardt demselben zuschrieb, uns begreiflich wird:

Geistliches Lied

Ach, daß es einmal hieß': es brennt
Im Weltherz, daß kein's löschen könnt!
Das wär' des Heilands größte Freud',
Des Satans größtes Herzeleid.

Gottlob, es brennt in unserm Ort
Schon lang und brennt noch immer fort.
Zwar brennt es leider wirklich schwach,
Doch glostet's unter manchem Dach.

Nur fehlt's an einem starken Wind,

O Geist des Herrn, komm doch geschwind
Und blase das, was glostet, an,
Weil es sonst nicht recht brennen kann.

Steh' auf, du heil'ger Wind des Herrn!
Dein Sausen hört mein Herz so gern.
Du gehst von Sohn und Vater aus,
Komm und erfülle jedes Haus!

Erfüll' auch meines Herzens Haus!
Mach' eine Osterwohnung draus,
Wie es in Emmaus geschah,
Da man den Auferstand'nen sah.

Ach, brennt' es doch bald hier, bald dort
Von einem Fest zum andern fort,
Bis zu des Herrn Gerichtsadvent,
Daß es kein Mensch mehr löschen könnt'.

Ihr sieben Fackeln vor dem Thron,
Geht aus vom Vater und vom Sohn;
Erbarmt euch über unser Land
Und steckt es überall in Brand!

Geht aus, geht hin in alle Welt
Und zündet an, was euch gefällt!
Macht doch, daß alle Welt bald glaubt,
Das Lämmlein sei ihr Herr und Haupt.

Geht überall von Ort zu Ort
Und treibt die falschen Geister fort;
Besuchet jede hohe Schul'
Und jeden Lehr- und Predigtstuhl.

Ach, zieht doch aller Lehrer Herz
Und alle(r) Hörer himmelwärts;

Reißt alle Satansstrick' entzwei,
Macht aller Menschen Seelen frei.

Bringt Jesu Evangelium
Auch mehr noch ins Stipendium*,
Erbarmet euch über dieses Haus
Und macht ein Obed-Edom draus.

Besucht die niedern Klöster** auch,
Durchräuchert sie mit heil'gem Rauch,
Der alles Arge draus vertreibt,
Daß mir das Gute drinnen bleibt.

Die Bundeslade setzt hinein,
Macht Priester und Leviten rein.
Besprengt sie mit dem Bundesblut,
So steht's in allen Klöstern gut.

Dann sendet sie ins ganze Land
Und stecket es durch sie in Brand,
So daß von dieser Stunde an
Kein Teufel mehr ihn löschen kann.

Amen! Das ist: „Es werde wahr“,
Den Glauben stärke immerdar.
Ich glaub' und zweifle nicht daran,
Ich weiß ja, was der Glaube kann.

Der Glaube nicht allein an Gott –
Sonst würde Satan nicht zu Spott –,
Nein, an den Sohn, auch an sein Blut,
Denn dieser Glaube ist's, der's tut.

Der ist's, der alles Gute schafft
In Jesu Überwindungskraft;
Hiemit erfüllt der Geist des Herrn

Uns alle heut' noch herzlich gern.

So fülle, Geist des Herrn, uns dann
Von diesem Augenblicke an;
Dann siehet es in Herz und Haus
Zu aller Zeit recht festlich aus.

Auf Machtholf folgte im Anfang dieses Jahrhunderts Groß, ebenfalls ein tieffrommer Mann von großem geistlichem Einfluß auf das Volk durch ganz Württemberg, obwohl das Volk von ihm weniger zu erzählen weiß. Er kam nach Möttlingen aus einer reich und nachhaltig gesegneten Wirksamkeit im Oberösterreichischen. Von seinem Tode an, 1814, wirkte bis 1824 in Möttlingen Pfarrer Bach, ein liebevoller und milder, aber etwas rationalistisch gesinnter Mann. In jenen Jahren wirkte geistlich belebend daselbst Machtholfs Schwiegersohn, Schullehrer Bossart, ein unscheinbarer, buckliger Mann, aber von großem Einfluß, namentlich auf die Kinderwelt, welcher er im Religionsunterricht alles war. In einer regelmäßigen „Stunde“, die er im Schulhause hielt, las er einmal eine Zeitlang unter großem Anklang die Offenbarung Johannis vor. Als Bach dagegen einwendete, das mache die Leute nur schwermütig, so fand er, jetzt müsse man *zweimal* in der Offenbarung lesen, sonst könnte man ja meinen, dieses Buch gehöre nicht in die Bibel. Sein Sohn war zu Blumhardts Zeit ebenfalls Lehrer in Möttlingen.

Anno 1824 erlangten die Möttlinger durch direkte Verwendung beim König die Berufung des damals schon berühmten Barth* (später Dr. Barth) zu ihrem Pfarrer.

Wir sind es nicht nur der hohen Bedeutung dieses Mannes, wir sind es vor allem der herzinnigen Liebe und der ganz außerordentlichen Hochachtung, die Blumhardt lebenslang für ihn hegte, schuldig, vor dieser geistigen Hünengestalt betrachtend zu verweilen.

„Jüngst war's öde, niemals öder auf dem Weg nach Kanaan, kaum zog hier und da ein blöder Wanderer schüchtern seine Bahn“, so schildert bekanntlich Spitta die Zeit der Glaubens-

erstorbenheit im Anfang unseres Jahrhunderts, um in hellen Tönen nachher dem Herrn dafür zu danken, daß er's doch erheblich zum Besseren gewendet hat. Unter den auserwählten Rüstzeugen nun, durch welche das Aufleben des Glaubens vermittelt wurde, stand Dr. Barth mit vornean. Seine tiefe, lautere Frömmigkeit, seine riesenhafte Begabung, sein nicht minder großer Tatendurst („Mein Grundsatz ist“, sagte er einmal, „soviel als möglich [für den Druck] zu schreiben“) und sein eiserner Fleiß gaben ihm im Kreise der jugendfrischen Glaubenszeugen jener Zeit fast eine ähnlich hervorragende Stellung, wie sie Goethe in der Sturm-und-Drang-Periode unserer Literatur einnahm. Er war's, der in der weithin zerstreuten geistigen Familie der „Gläubigen“ in Süddeutschland und der Schweiz, aber auch weiter hinaus, vornehmlich die Konversation führte.

Monatlich sprach er in seinen Jugendblättern zu der Jugend, mit der er auch mittelst seiner Preis-Bibelrätsel sich in spezielle Korrespondenz zu setzen wußte, ebensooft zu den Alten in seinem *Calwer Blatt*; jede Weihnacht brachte der Jugend wieder eine gesunde, muntere Erzählung dieses ewigen Jünglings.

Zwischenhinein warf er je und je entweder ein leuchtendes Lied, am liebsten über die Mission, in diesen Leserkreis oder eine oft anonyme Flugschrift, in welcher er irgendeine christliche Tagesfrage im besonderen für sein Württemberg heil und scharf beleuchtete. Zugleich war er der fast allgegenwärtige Festredner. Das christliche Volksfest, diese Segenserscheinung in der evangelischen Kirche unseres Jahrhunderts, hat er in hohem Grade in Bahn zu bringen und zu heben verstanden. An wie vielen Orten seines weiten Wirkungskreises, in denen solche Jahresfeste sich einbürgerten, ist nicht wenigstens einmal seine ritterliche Gestalt auf der Kanzel erschienen und haben seine Worte gezündet! Auf dem Zentralfeste (in Basel) vollends war er fast unentbehrlich, nicht nur wegen seiner geistsprühenden Rede, sondern noch mehr wegen der Wucht seines Wollens, der Weite seines Blickes, der Getrostheit seines Hoffens. Aber auch mancher Missionar in der Heidenwelt konnte darauf rechnen, dann und wann wieder in seiner einsamen, damals oft noch fast blockhaus-

ähnlichen Hütte mit einem reichhaltigen Briefe Barths (dessen Abfassung er sich viel Mühe und Zeit kosten ließ) aufgerichtet zu werden. Dabei ging es in seinem Daheim so gemütlich zu, als hätte er nichts zu tun, als von Renten (die er nicht hatte) zu leben. Immer von neuen Besuchern wurde des Junggesellen Arsenal von Schlafröcken, Pantoffeln und Tabakspfeifen in Anspruch genommen, und alle sonnten sich an seiner geistreichen, gemütlichen, witzigen Unterhaltung. Denn er liebte es, das Gewoge seiner innersten Gefühle und Gedanken hinter einer Hülle von Jovialität und sprudelndem Witz zu verbergen in einer Weise, die nicht jedermann verstand. Seine Hauptleistung vielleicht haben wir aber noch gar nicht erwähnt: Die Gründung und Leitung des *Calwer Verlagsvereins*, eines Verlages von christlichen Schul- und Volksschriften, wo die Fäden der Schriftstellerei, der Druckerei und des Verlags in seinen Händen zusammenliefen. Der Entstehungsgrund war: Ihn jammerte des Volks namentlich ob des Mangels an geistiger Nahrung einerseits und andererseits ob der elenden Surrogate, die ihm durch die Druckerpresse geboten wurden, und sein Sehnen und Streben war, dem Volke und besonders der Jugend biblisch-christlich gesunde Lektüre zu liefern: A-B-C-Buch, Welt-, Naturgeschichte, Kirchengeschichte, Missionsgeschichte, Bibelerklärung gingen aus diesem Verlage hervor, und vor allem jene in der 256. Auflage erschienenen „*Zweymal zwey und fünfzig biblische Geschichten für Schule und Familie*“ (für jede Woche je eine aus dem Alten und Neuen Testament), welche er mit früher meist von seiner Hand bald mehr, bald minder glücklich gefertigten Bildern verzierte. Dabei hatte er zunächst sein Württemberg im Auge, aber auch „so weit die deutsche Zunge klingt“ und im weiteren auch die Heidenvölker. In 65 Sprachen, wovon 40 auf Asien, Afrika, Amerika und Polynesen fallen, ist letzteres Büchlein erschienen.

Dieser Mann *wurde* er in *Möttlingen*. Er kam dahin, bekannt als streit- und schreibfertiger Kämpfer des Pietismus, als gesegneter Prediger, frisch [zurück] von einer ihm nach württembergischem Brauche zum Lohne für ein bestes Examen gewährten „wissenschaftlichen Reise“, auf welcher er alle bedeu-

tenderen religiösen Erscheinungen und Notabilitäten Deutschlands und der Schweiz kennengelernt hatte, und nun hatte er Muße, seine geistigen Kapitalien zu überblicken und – zu verwerten. Man sollte glauben, er hätte darüber seine Gemeinde vernachlässigt. Dies war aber keineswegs der Fall. Allerdings nötigte ihn das Anschwellen der Aufgaben mit der Zeit, einen Vikar anzustellen, und schließlich ward es ein Hauptgrund für ihn, das Pfarramt zu quittieren; er war aber, wie eigentlich auch gerade die beiden erwähnten Maßnahmen beweisen, von hohem Pflichtgefühl gegen sein Amt an seiner Gemeinde durchdrungen und gab sein ganzes Herz und seine Seele daran und war gegen sie, ganz wie gegen seine „große Gemeinde“, nur fast übereifrig und übertätig, ähnlich dem „großen Kurfürsten“, der seine Untertanen, wie man sagt, bis in die Schlafkammer hinein regieren wollte. Aber solche Energie, wenn sie von weiser und liebender Hand geübt wird, wer ist nicht dankbar für sie? Die Möttlinger haben ihm viel zu verdanken und danken's ihm heute noch. Er liebte sich in sie hinein, er war strenge, sehr strenge und wollte z.B. bei Hochzeiten und Kirchweihen etc. alles und jedes Weltliche (auch die Kirchweihkuchen?) verbieten, und einige Male bäumten sich die Unterhaugstetter gegen ihren gestrengen Pfarrer, merkwürdigerweise jedesmal mit schlimmen, aber keineswegs vom Pfarrer veranlaßten Folgen. Aber seine ganze Liebe ließ er die Jugend fühlen, ihr widmete er sich ganz, in allen ihren Altersstufen, besonders aber den Konfirmanden; diesen und den konfirmierten Töchtern widmete er seine Abende. Jene Bibelrätsel, mit denen er in den Jugendblättern die junge Welt fesselte, hat er eigentlich für seine Konfirmanden ausgetüftelt. Er trieb sie auf alle Weise in die Bibel, ins Denken, ins Nachdenken über sich selbst hinein. Die älteren Töchter versammelte er mit ihren Spinnrädchen im Pfarrhause und veranlaßte sie unter anderem, über aufgegebene Bibelsprüche Lieder zu machen, wodurch z.B. die später zu erwähnende Gottlieb Dittus es mit der Zeit weit über die ordinäre Versifikation zu bedeutsamen dichterischen Leistungen brachte. Am größten aber war er in den Tagen der Konfirmation. Welcher Pfarrer, der von seinen Ermahnungen,

seinen Gebeten, seinen Tränen in solchen wichtigen Tagen gelesen hat, hat sich nicht schon vor ihm geschämt! Die Saat, die er hier gesäet, ist auch später herrlich aufgegangen.

Seine Predigten waren vielleicht für regelmäßige Zuhörer nur zu glänzend und bewirkten dadurch schließlich teilweise Ermüdung und Abstumpfung der Zuhörer. Auch mag seine heiße Sehnsucht, die Zuhörer mit seinem Worte zu bekehren, bei solchen, die sich nicht undeutlich als unbekehrte, im Gegensatz zu anderen „bekehrten“, behandelt sahen, eine fast unheilbare Verstimmung bewirkt haben.

Wenn wir uns die spätere Bekehrung sowohl jener unbekehrten als dieser bekehrten vergegenwärtigen, so erblicken wir darin eine wunderbare Fügung Gottes, daß auf diesen Helden des Wortes im schönsten Sinne noch ein Held der Kraft gefolgt ist. Sei dem, wie ihm wolle, es kam allmählich für ihn recht entmutigend. „Mit jedem Jahr“, schreibt er am Schlusse 1835, „reißt sichtbarlich Leichtsinn und Gleichgültigkeit mehr ein, und das Predigen will nicht mehr anschlagen. In der wegen Sittlichkeit und Ordnung sonst berühmten Gemeinde hatte ich heute 5 Männer wegen Schulversäumnissen zu strafen, drei Jünglinge von 16 Jahren zu untersuchen, weil sie während der Kirche Karten spielten, und einen Ehebrecher zu verhören. Das waren sonst unerhörte Dinge. Oft will mir der Mut sinken und der Gedanke aufsteigen, an einem anderen Orte könnte ich mehr wirken, und für die *zu Tode gepredigten* Möttlinger wäre es besser, wenn sie noch einmal eine Zeitlang am geistlichen Hungertuch nagen müßten.“

Und Anfang 1836 schreibt er: „Der sittlich-religiöse Zustand des unbekehrten Teiles meiner Gemeinde hat sich beträchtlich verschlimmert und der des besseren Teiles nicht gehoben. Von eigentlicher, gründlicher Bekehrung eines Erwachsenen weiß ich hier kein Beispiel, unter meinen Konfirmanden sind manche, die mir Freude machen, aber es sind meistens Kinder christlicher Eltern, bei denen die häusliche Erziehung vielleicht das meiste getan und wohl auch ohne mich getan haben würde. Die Kirchlichkeit hat ab-, die Rohheit zugenommen; alles Predigen will

nicht anschlagen, ich versuche es aus allen Tönen, bald Moll, bald Dur, heut Alt, morgen Baß; nichts will anschlagen, und ich muß mich von einem Sonntag zum anderen überzeugen, daß meine Gemeinde bereits zu Tode gepredigt ist und daß kein Reizmittel mehr Effekt macht, weil die Nerven zu sehr abgestumpft sind. Das Starke und Geistige trinken sie hinunter wie die Russen den Branntwein, und man merkt ihnen nichts an; der süßen Milch des Evangeliums sind die überdrüssig.“ Das peinlichste war ihm, daß der größte Teil der sogenannten „Zuhörer“ in der Kirche *schlief*. Das kann wehmütig stimmen, denn Barth war, nach wirklicher Größe gemessen, der größten einer. Wenn wir aber im Verlaufe merken werden, in welche geheimen Bande der Finsternis damals noch die ganze Gemeinde, „Bekehrte“ fast wie „Unbekehrte“, geschlagen war, so tritt uns die ganze Aussichtslosigkeit vor Augen, mit „Reizmitteln“ und „Effekten“ der Beredsamkeit diese Fesseln zu sprengen.

Während aber Barths Wirken in Möttlingen in solcher Weise immer aussichtsloser wurde, verhieß ihm seine allgemeinen Bestrebungen immer reichere Frucht, wie sie auch seiner Begabung und seiner Neigung mehr entsprachen. Er war durch seine höheren Zwecke dem Berufe eines Ortspfarrers entwachsen, und sein Beruf, der Sache des Reiches Gottes in freierer Weise und in einer Stellung von allgemeinerer Bedeutung zu dienen, wurde ihm klar. Er zog sich ins Privatleben zurück und siedelte sich in Calw an als Leiter des Calwer Verlagsvereins, dessen Faktotum er ja ohnehin war (eine der kuriosen Adressen, die Barth an den Rand seines Büchergestelles genagelt hatte, deutete dies in ungeschickter Form nicht übel an, sie lautete: „Herrn Verein Calw'ner“). Es lag ihm sehr daran, daß Möttlingen einen tüchtigen Nachfolger bekomme. Sein Blick fiel auf seinen jüngeren, ihm durch die gemeinsame Liebe zur Mission sehr nahe stehenden Freund Blumhardt, und er bewog die Möttlinger, in einer Deputation an den König denselben darum anzugehen, daß ihnen Blumhardt zum Pfarrer gegeben werde. Daß diese Bitte erfüllt wurde, ist uns bekannt.

Kapitel 8 Amtsantritt – Hochzeit – Erstes Wirken

Das Datum der Einführung Blumhardts in sein Amt als Pfarrer in Möttlingen (Investitur) ist mir nicht bekannt. Von dem Begrüßungsworte, mit welchem er sich der Gemeinde vorstellte, sind uns schon mehrere Bruchstücke bekannt, es sind die Stücke aus seinem *Lebenslauf*, den er damals verlesen hat. Wir bringen hier den uns noch übrigen Teil dieses *Lebenslaufes** und beginnen mit den Worten, die sich auf seinen Amtsvorfahren Dr. Barth beziehen:

„Basel ist's, wo ich zum ersten Male, Geliebte in Christo, mit eurem bisherigen Seelsorger, Pfarrer Barth, bekannt wurde; unsere Herzen haben sich gefunden, und es erhöhte meine Freude, auch ihn (neben Pfarrer Werner, seinem früheren Kollegen am Missionshaus in Basel) heute als Zeugen in eurer Mitte zu sehen; möge mich der Allerschönste mit Seiner Kraft ausrüsten, um Sein allhier begonnenes Werk im Segen fortsetzen zu können (,Werk' ist nachträgliche Verbesserung; ursprünglich stand ,Sein allhier begonnenes Reich') ... (folgt Iptingen) ... und nun stehe ich hier, Geliebte in Christo, seit etlichen Monaten zu eurem Seelsorger ernannt. Es hat mich tief die Liebe ergriffen, mit der ihr auf jede Weise mir entgegengekommen seid und entgegenkommt, und mein Herz ist so voll mit Dankbarkeit gegen Gott, daß ich mir nichts Seligeres denken kann, als recht vielen von euch zur Seligkeit dienlich zu sein und einst recht viele von euch als Unverlorene dem Oberhirten darstellen zu können.

Noch habe ich unter den vielen Barmherzigkeiten, die Gott mir erzeigt hat, zu erwähnen, daß er mir eine Lebensgefährtin, Johanna Dorothea geb. Köllner, geschenkt hat, die in jeder Hinsicht gleiche Gesinnungen mit mir teilt und von der ich hoffen darf, daß sie gerne auch an ihrem Teile zu dem ewigen Wohle einer werten Gemeinde liebend mitwirken werde. Noch in den letzten Wochen meines Aufenthaltes in Basel wurde ich mit ihr in ihrem elterlichen Hause zu Sitzkirch im badischen Ober-

lande durch merkwürdige Führungen bekannt. Manche unter euch erinnern sich noch ihres nun selig vollendeten Großvaters, Pfarrer Köllner, der etliche Male auf Besuch hier war. Es macht mir unaussprechliche Freude, den Segen dieses ehrwürdigen Greisen auf ihr ruhend denken zu dürfen. Wie mich, so empfehle ich auch sie euerm fortgehenden Wohlwollen.

Seit Jahren, Geliebte in Christo, ist der 103. Psalm mein Lieblingswort, an das ich mich in Leid und Freud gehalten habe; und wenn ich alle Gnadengüsse überlege, mit welchen mich Gott von Anfang meines Lebens überschüttet hat, um zu seinem Dienste mich zuzubereiten, wie sollte ich nicht beständig ausrufen können: ‚Lobe den Herrn, meine Seele, und alles, was in mir ist, Seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes getan hat! Der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöset und dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit.‘ – So endet Blumhardts Begrüßung.

„Sei treuer als ich und sei glücklicher als ich!“ lautete bei der Einsegnung Barths Segenswort an Blumhardt. Blumhardts Bitte aber: „*Der Allerhöchste möge mich mit seiner Kraft ausrüsten!*“ ist in denkwürdiger Weise erhört worden.

Es ist interessant, den Schluß des Blumhardtschen „*Lebenslaufes*“ mit dem des „Barthschen“ (Werner II. 17) zu vergleichen.

„Unser gegenseitiges Zutrauen wurde von dem Herrn der Gemeinde bestätigt, und ich lebe der vollen Zuversicht, daß Er es ist, der uns zusammengeführt hat und hat uns einen Bund für die Ewigkeit schließen lassen. Bange müßte mir werden bei dem Gedanken, eine Gemeinde von beinahe 800 Seelen meinem Hirtenstabe anvertraut zu sehen, wenn mir nicht der Blick offenstände in eine so große Reihe von lieblichen und wunderbaren Erfahrungen, die ich in den verflossenen 26 Jahren von der treuen Durchhilfe des Herrn machen durfte, der Blick in das erbarrende Hirtenherz Jesu, der Blick in seine teuern Verheißungen: ‚Ich will mich meiner Herde selbst annehmen und des Schwachen warten; ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende;

der Geist wird euch in alle Wahrheit leiten; die Pforten der Hölle sollen meine Kirche nicht überwältigen.‘ So stehe ich denn heute vor dir, o Gemeinde des Herrn, im ganzen Gefühl meiner Schwachheit und Untüchtigkeit, aber auch im Gefühl der Nähe und Stärke des Herrn. Ich kann dir nichts versprechen als im Glauben an das Wort der Verheißung das, daß die Gnade mich nicht wird unfruchtbar sein lassen in eurer Mitte. Es wird viel darauf ankommen, wie ernstlich ihr für mich beten werdet, daß ich euch das Wort Gottes in Wahrheit verkündigen kann und unter euch wandle als ein brennend und scheinend Licht. So werde denn dieser Tag ein Tag des Segens für mich und euch, dessen wir uns einst in der Ewigkeit mit unvergänglicher Freude erinnern können!“

Wie sind doch diese beiden Freunde und Waffenbrüder durch ihre Begrüßungsreden so treffend gezeichnet! Neben diesem Hochgesang Barths aus allen Registern seines reichen Geistes und Herzens: wie hebt sich da Blumhardts Rede dagegen zuerst so schüchtern, gemessen, fast steif ab, wenn er vom „ewigen Wohl einer werten Gemeinde“ spricht und sich und seine Frau „ihrem fortgehenden Wohlwollen empfiehlt“. Er war eben ein Mann der Tat und ein im höchsten Sinne des Wortes *einfacher* Mann. Zweierlei Sprachen, eine *auf*, eine andere *unter* der Kanzel, kannte er nie und wollte er nicht kennen; darum war sein Predigtstil der des Gespräches, der edleren Konversation. Daneben hatte ihn offenbar gerade die Feierlichkeit des Momentes nur um so nüchterner gestimmt. Wie er einmal seiner Braut schreibt: „Oft habe ich's gefunden, daß meine Worte um so trockener erschienen, je voller mein Herz war“, so wollte er auch gerade in jener Feierstunde das wirkliche Leben, wie es leibt und lebt, im Auge behalten und damit auch zugleich das Heilige, wie z.B. „eure Seligkeit“, „euer Unverlorensein“, „die Kraft des Allerhöchsten“ in dieses alltägliche wirkliche Leben hineinrufen.

Bevor wir die Aufgabe, welche Blumhardt hiermit angetreten hatte, näher ins Auge fassen, wollen wir nochmals den Freundesbund zwischen Barth und Blumhardt, der durch

Blumhardts Eintreten in des ersteren Wirken nur desto inniger wurde, einer näheren Betrachtung unterwerfen.

Verwandt waren diese Männer, wie wir schon wissen, einander durch ihre seltene Begeisterung für die großen Ziele des Reiches Gottes, verwandt auch durch die Ganzheit ihres Charakters und die Geradheit ihres Wesens; im übrigen vielfach verschieden. Barth war nicht nur der ältere, sondern auch der weit über das Altersverhältnis hinaus berühmtere; sehen wir ihn doch hier schon im 3. Bande der Biographie angelangt, die sein Freund Werner* über ihn geschrieben hat, während unser Blumhardt nun soeben erst den zweiten *Teil* der seinigen angetreten hat. So blickte Blumhardt ebenso neidlos zu Barth empor, wie vielleicht Barth liebend auf ihn herabblickte; beider durch und durch monarchische Art wurde in ihrem Bund von Barth im Aktiv, von Blumhardt im Passiv konjugiert, beiderseits mit größter Selbstverständlichkeit.

Zu Beleuchtung des Gesagten diene, was Blumhardt im Jahre 1841 an Barth zu dessen Geburtstag (31. Juli) schreibt: „Heute also Dein 42. Geburtstag! Schon seit mehreren Tagen segnet Dich mein Inneres auf diesen Tag, so gut ich es eben *kann* ... ich fühle mich ebenso mit Dir verwachsen, daß Deine Tage auch meine Tage sind; wollte Gott, ich wäre Dir auch mehr nütze, nämlich nicht Dir, sondern dem, dem Du angehörst und arbeitest und für den ich durch Dich arbeiten soll!“ Und ähnlich in demselben Jahre, den 31. Dezember, als Neujahrswunsch: „Mein innigster Wunsch, ja mitunter auch *Gebet* ist es, auch *Dir* zuliebe endlich es zu etwas zu bringen.“

Dabei war das Verhältnis von einer Brüderlichkeit und Innigkeit, wie man sich dieses kaum größer erdenken kann. Wöchentlich durchschnittlich zweimal, aber oft 4 bis 5mal, oft zweimal an einem und demselben Tage, geht der Bote oder ein Expresser Blumhardts nach Calw zu Barth, und Barths Weise war es bekanntlich nicht, Briefe unbeantwortet zu lassen.

Wie kaum wohl je ein Bruder dem Bruder, so berichtet Blumhardt seinem Freunde alles und jedes, das Kleinste wie das Größte, was er erlebt. Einmal (vor der Zeit der Erweckung)

klagt er ihm geängstigt, er fühle eine schwere Krankheit herannahen, bittet ihn aber ernstlich, es seiner (Blumhardts) Frau nicht merken zu lassen. Der mannigfaltige geschäftliche Stoff, nämlich Verabredung, Verteilung, Beurteilung der schriftstellerischen Projekte und Arbeiten (namentlich der periodischen), Beschaffung der Quellen, der Klischees usw. bilden gleichsam das Gerippe der Korrespondenz, hierzu tritt ein genauer Rapport über Möttingens Verhältnisse bis ins einzelste, Krankheiten von Gemeindegliedern usw.; endlich wird der Freund auch über die kleinsten Erlebnisse der Familie auf dem laufenden gehalten, und schließlich wird auch die Tagesgeschichte vielfach berührt. Barth hat nach seiner Pünktlichkeit alle diese Briefe sorgfältig geordnet und aufbewahrt. Nach seinem Tode kamen sie kraft seiner Anordnung an Werner (der nachher sein Leben beschrieb), noch später und nach dessen Tode an Blumhardt. Sie bilden ein – immerhin wegen zwischeneingetretener mündlicher Gespräche lückenhaftes – Tagebuch für Blumhardts Leben in Möttingen. Blumhardt konnte ein Gleiches mit Barths Briefen nicht tun. Bei der Überfülle seiner Korrespondenz gebrach es ihm an Zeit und Raum, die Briefe alle aufzubewahren, und da an sich schon die Mehrzahl der Briefe, die er erhielt, um ihres höchst vertraulichen Inhaltes willen eine baldige Zerstörung als das rätlichste erscheinen ließ, so ersetzte denn auch bei ihm die Feuerbestattung größtenteils das Briefarchiv. So ist denn auch von Barths Briefen nur eine kleinere Auswahl übriggeblieben. Wer diese Korrespondenz läse, würde bewegt, einerseits von der zärtlichen Liebe, die sich in derselben ausspricht, und andererseits von der köstlichen Deutlichkeit, womit sie einander mit allerlei Wahrheiten bedienen. Es sei hier noch ein weiteres Wort über Blumhardts oft erwähnte Geradheit erlaubt: Was er wider einen hatte, das bekam der sofort liebevoll, ruhig und in vollster Deutlichkeit zu hören, damit aber war's aus und ab und für immer vergessen, darauf konnte man rechnen; wie er einmal (*Täglich Brod aus Bad Boll*, 6. April 1880) zu dem Worte Jesajas 53, 9: „Es ist nichts Betrügliches in seinem Munde erfunden“, sagte: „Wenn das von einem Menschen gesagt werden kann, so ist er

schon etwas Rechtes. Nur nichts im Hinterhalt, nichts hinter den Ohren gegen jemand, sonst ist die Aufrichtigkeit schon fort und redet der Mund anders als das Herz und ist also Betrügliches im Munde oder in deinen Reden und im Benehmen.“

Noch eine schöne andere Feier stand unserem Blumhardt bevor: seine Hochzeit. Den 4. September 1838 traten die zwei Schwestern Lotte und Doris Köllner zugleich an den Altar, die erstere, um mit Missionar Häberlin, die letztere, um mit Blumhardt vermählt zu werden. Missionsinspektor Blumhardt, der beiden beruflich, dem letzteren auch verwandtschaftlich nahestand, segnete dieses Doppelpaar ein; auch Freund Barth sandte in seiner bekannten sinnigen Weise sein Grüßchen, es war ein Gedicht, in welchem zuerst die Eltern Köllner auftraten, klagend über das Hinziehen ihrer Kinder; ihnen antworteten – sich entschuldigend und sie tröstend – die Töchter, hierauf legten für Blumhardt die Gemeinde Möttlingen, für Häberlin ein Hindu ein gutes Wort ein, worauf die beiden Glücklichen selbst noch das Wort ergreifen, und endlich schließt der „entfernte“ Freund mit einem Segenswunsch. Bedeutsam war den Neuvermählten, namentlich in späterer Zeit, die Losung jenes Tages:

Losung: „Den Frommen geht das Licht auf in der Finsternis von dem Gnädigen, Barmherzigen und Gerechten.“ (Psalm 112, 4)

Lehrtext: „Alles, was ihr bittet in euerem Gebet, glaubt nur, daß ihr's empfangen werdet, so wird es euch werden.“ (Markus 11, 24)

Beide Sprüche, die ernstgehaltene Zusicherung höchster Hilfe im ersten und der bedeutsame, vielversprechende Wink im zweiten, waren ihnen bei den vielen ernsten Kämpfen und ungeahnten Aufgaben ihres späteren Lebens oft zur Stärkung.

Von diesem Tage an besitzen wir neben dem Herrn Pfarrer eine *Frau Pfarrer Blumhardt*.

Es gehört zu den Schwierigkeiten meiner Aufgabe, daß ich von den Leistungen dieser treuen Gehilfin Blumhardts nicht so laut reden darf, um die Ohren der lieben Frau Pfarrer nicht zu beleidigen. Darf ich doch kaum es verraten, wie oft oder wie

warm es Blumhardt seinem Freunde Barth rühmt, welche treue Mitkämpferin im Beten, Ringen und Entsagen er an seiner Gattin besitze, noch auch die Möttlinger zu Worte kommen lassen in ihrem Danke für alles, was die treue Seelsorgerin an Gesunden und Kranken getan. Ich bitte einfach den Leser, sich künftig bei den Leistungen Blumhardts, wo es irgend denkbar ist, statt „Blumhardt“ „Herr und Frau Pfarrer Blumhardt“ zu denken, er wird dann das Richtige treffen. Die Gemeinde Möttlingen war äußerst vergnügt, endlich einmal wieder eine Frau Pfarrerin im Pfarrhause zu wissen.

Die Aufgabe, vor welcher Blumhardt in Möttlingen stand, überbot offenbar an Schwierigkeit weit die ihm in Iptingen gestellte. Zuhörer, welche unter einem der geistreichsten Prediger seiner Zeit *schlafen* gelernt, Übersättigung, Ermüdung und Verstimmung um und um, ein Häuflein Pietisten, Versammlungsglieder, denen Barth alles in allem blieb, und daneben nicht wenig andere Gemeindeglieder, die, über die bisherige Bevorzugung der letzteren verdrießlich, deshalb auch dem gerade von jenen hergewünschten neuen Pfarrer minder hold waren – so war der Boden beschaffen, den Blumhardt bearbeiten sollte. Die treue Arbeit und verheißungsvolle Segenssaat seines Vorgängers war vorderhand wie von einer widrigen, undurchdringlichen Kruste bedeckt und brach erst später in ihrer vollen Schöne hervor, als diese Kruste nicht ohne viel wunderbare Hilfe Gottes geschwunden war. Dazu erschwerte Barth ihm nach einer Seite hin die Lösung der Aufgabe erheblich, wohl in bester Meinung, sie ihm zu erleichtern. Die Stellung, die ein Pfarrer zu einer Gemeinde, die er verläßt, und namentlich auch zu seinem Nachfolger fortan einzunehmen habe, gehört zu den zartesten Aufgaben des Amtslebens eines Pfarrers. Man ist wohl hierin im allgemeinen so ziemlich darüber einig, daß die Aufgabe einfach laute: „Gib ganz ab! Überlaß deinem Nachfolger – zumal wenn du über den Geist, in dem er wirkt, beruhigt sein kannst – völlig freies Feld, daß er fortan völlig der Pfarrer der Gemeinde sei!“ Da war es denn allerdings von Barth nicht minder kühn als originell, daß er beim Scheiden den Möttlingern wiederholt versprach: „Ich

bleibe euer Pfarrer“, ein Versprechen von um so größerem Gewichte, als er ja seinen Wohnsitz in dem benachbarten Calw aufschlug. Durfte sich auch Barth immerhin mit einem anderen Maßstabe messen als andere Menschenkinder und sich mehr zutrauen, so ging doch die Aufgabe, dieses Versprechen mit dem schuldigen Takte zu lösen, ohne Schaden für die Gemeinde, ohne Beeinträchtigung eines gesegneten Wirkens seines Nachfolgers, fast über menschliche Kraft. Es war dies um so schwieriger, als nach seinem eigenen Geständnis der Wagen *seines* Wirkens in Möttlingen völlig verfahren war. Der Herr hat jedoch die Quelle, woraus jener Vorsatz Barths entsprang, seine innige Liebe zu den Seelen in Möttlingen, in Gnaden angesehen und es geleitet, daß die Frucht desselben – dank auch dem edlen und lauterer Sinne Barths – doch vielfach eine gesegnete war.

Zu diesem gutem Erfolge einer so gewagten Maxime trug einerseits das innige Freundschaftsband der beiden Männer bei, andererseits aber doch wohl am meisten die Art, wie Blumhardt sich voll und ganz in die gegebene Lage schickte. Er war in allen Lebensverhältnissen, großen und kleinen, in Staat, Kirche und Haus, immer dagegen, bei Mißverhältnissen oder minder bequemen, vielleicht auch minder rationellen Zuständen „gegen den Stachel zu löcken“. Es alles willig und mit möglichster Pietät als aus Gottes Hand nehmen, hierdurch auch allem die schöne Seite abgewinnen – das war ihm der Weg zur Möglichkeit, alle diese Mißstände in Segensquellen zu verwandeln. Wie manche fast unlösbar scheinende Verwicklung solcher Art, die ihm als Seelsorger geklagt wurde, hat sich infolge seiner dahingehenden Ratschläge oft bald wie spielend gelöst! So trat denn Blumhardt auch in diese gegebene Lage voll und ganz freudig ein, immerhin im Ernstfalle mit vollem Vorbehalte seiner Selbständigkeit. Wie treulich er Barth über alles und jedes, was in der Gemeinde Möttlingen vorging, auf dem laufenden erhielt haben wir schon vernommen und werden wir noch mehr inne werden; ja etwa einmal, wo er über Barths *Art* des Einwirkens nicht ganz zufrieden ist, schreibt er ihm: „Sind’s doch auch *Deine* Seelen!“ Letzteres trat ein in der Zeit des Kampfes und teil-

weise auch des Anfangs der Erweckung, wo Barth viel sich von einigen Gemeindegliedern zutragen ließ und ihnen Ratschläge erteilte, einer Erörterung mit Blumhardt *selbst* aber mehr und mehr auswich. Hier, glaube ich, war der Moment, wo alle Gegenmittel gegen die Gefahren eines so künstlichen Zweipfarrersystems, von denen der eine eben doch nicht mehr in und mit der Gemeinde lebte, einen Augenblick lang ihren Dienst versagten. Barth hätte vielleicht die neuen, selbständigen Bahnen, [auf] die sein Freund da geführt wurde, unbefangener gewürdigt, wenn ihm dessen Selbständigkeit vorher schon mehr ins Bewußtsein getreten wäre.

Aber im ganzen war dieser Freundesbund und gerade dies, daß derselbe sein ganzes Interesse Möttlingen zuwandte, für Möttlingen von großem Segen. Noch steht dieses Pfarrerpaa bei den Möttlingern in leuchtendem Andenken, und so, daß man kaum an den einen allein, sondern immer an beide zugleich denkt.

Treten wir nun Blumhardts erstem Wirken näher! Er hatte anfangs einen schweren Stand. Nach solcher geistreichen, bald dichterisch schwungvollen, bald energisch beredten Verkündigung des Evangeliums, wie sie die Möttlinger Kirche vorher gehört hatte, klang Blumhardts Predigt fast zu einfach. Der Kirchenschlaf dauerte fort. Den wenigen wirklichen und eigentlichen „Zuhörern“ aber, den Stundenleuten, mochte ein unsagbares Etwas in seiner Predigt fehlen; war’s doch schon nicht ganz ihre Sprache! Wenn wir ihn zu den Baslern vom „Mitmenschen“ reden hören, wenn er vor den Möttlingern sich die Hilfe des „Allerhöchsten“ wünscht usf., so fühlt man schon mehr Berührung mit dem gewöhnlichen allgemeinen Denken, als es diesen Leuten eigen war, und ähnlich wie diese Ausdrücke mochte auch die einfache, aufs schlichte Leben eingehende Denkweise Blumhardts ihnen von ihm den Eindruck eines noch weniger „geförderten“ Christen erwecken; kurz: neben Barth galt er denselben lange Zeit sehr wenig. Er seinerseits liebte diese Leute sehr – wie wir’s uns ja schon von Iptingen her denken können – und besuchte auch, im Unterschiede zu Barth, häufig ihre „Stunde“. Al-

lein er liebte und besuchte auch die anderen, und die strenge Sonderung der Gemeinde nach Stundenleuten und anderen war für ihn nicht vorhanden, was ihn wohl ebenfalls in den Verdacht minderer Gefördertheit brachte. In seiner Korrespondenz mit Barth erscheinen etwa einmal einzelne Klagen über den Zustand der Gemeinde, dann aber bricht wieder sein Sinn durch, alles – schon der Billigkeit halber – so günstig als möglich zu beurteilen. So schreibt er ihm z.B. einmal: ... „Überhaupt, *daß es hier nicht gut stehe*, kann ich gottlob gegenwärtig *nicht* sagen; ich bin zufriedener als je, obwohl mir alles bekannt ist, was vorfällt und vorgefallen ist unter jungen Leuten. Wer wollte aber da je ganz säubern! Es bleibt dabei, Möttlingen ist eine *christliche* Gemeinde. Eigentlichen Widerspruch finde ich bei wenigen, und über manches muß ich mich sehr verwundern, das ich nicht so gut erwartet hätte. Nun, lieber Bruder, einmal auch so!“

Blumhardt und seine Frau machten sich bald heimisch in den Familien der Gemeinde. Allmählich, aber desto sicherer wirkte seine natürliche, zutraulich brüderliche, unzugängliche und doch innige Weise, wie wir sie in Iptingen kennengelernt. Der Schule nahm er sich mit Eifer an, half oft selbst längere Zeit für den kranken Schulmeister aus, verstand es mit Geschick, die Eltern zu regelmäßigerem Schulbesuche ihrer Kinder zu vermögen, und trat im übrigen in Behandlung der Jugend so ziemlich in Barths Fußstapfen, immerhin selbständig und innerhalb der Grenzen einer andersgearteten Begabung. Bei der Konfirmation liebte er es, dem einzelnen Konfirmanden zu seinem Bibelsprüche noch ein ihm eigens gedichtetes Liederverschen mitzugeben, so z.B. einem zu Luk. 24, 36:

Dein Heiland, von dem Tod erstanden,
 Ruft: „Friede sei mit dir!“ dir zu;
 Zu lösen dich von allen Banden,
 Zu führen dich zu seiner Ruh’,
 Ergreife mutig diesen Frieden
 Und laß ihn nicht in Angst und Pein,
 So wird – ist heiß der Kampf hienieden –

Der Sieg in deinen Händen sein!

Am wirksamsten aber für die Erfrischung der geistigen Atmosphäre war wohl das, daß er sich an die *männliche* Jugend zu machen verstand. Barth hatte von der konfirmierten Jugend nur den weiblichen Teil um sich zu versammeln vermocht; wohl weil keine Aussicht war, die männliche Jugend für geistliche Abendveranstaltungen zu gewinnen; eine sehr gewöhnliche Erscheinung, wodurch aber leicht das christliche Lebensideal des Pfarrers und derer, die sich ihm anschließen, gewissermaßen einen weiblichen Typus gewinnt, was denn wieder von neuem die Männer und Jünglinge entfremdet. Wie gelang es nun Blumhardt, die Jünglinge um sich zu sammeln? Er las ihnen (im Schulhause) die *Zeitung* vor (des Pfarrers Zeitung war vielleicht die einzige im Dorfe) und besprach mit ihnen das Gelesene. Da war der leutselige und doch innerlich gesammelte Blumhardt in seinem Elemente, da tauten die Jünglinge auf; viel geistlicher Segen floß aus dieser Stunde, die sich namentlich auch in der Erweckungszeit fühlbar machte. Die Stunde wurde mit Gesang und Gebet begonnen und geschlossen, und Blumhardt, dem Geistliches, Weltliches (d.h. allgemein Menschliches), Natürliches eigentlich immer in eins zusammenfloß, verstand aus den Weltereignissen die tiefste Erbauung zu schöpfen. Später, in den revolutionär aufgeregten Zeiten von 1848 ff., diente diese Stunde, an der nun auch Männer teilnahmen, sehr zur Beruhigung der Gemüter.

Anlaß zu besonderer Entfaltung seelsorgerischer Tätigkeit gaben wiederholt (zwischen 1838 und 1843) auftretende Epidemien (Brechruhr und Typhus). Die Frau Pfarrer errichtete im Pfarrhause eine förmliche Suppenküche, damit den Kranken und den Gefährdeten die zweckmäßige Nahrung gereicht werden könne.

Neben diesem Wirken innerhalb der Gemeinde und für dieselbe eröffnete sich für Blumhardt bald allerlei Gelegenheit für ein weiter hinausreichendes Wirken. So wurde er z.B. Direktor einer der beiden Schulkonferenzen des Bezirks, wo er die Erfahrungen, die er z.B. als früherer Lehrer der „nützlichen Kenntnis-

se“ gemacht, fruchtbar verwerten konnte. Von den Arbeiten, die er in dieser Stellung ausgeführt hat, erwähnt er zwei im Jahre 1843 abgehaltene Lehrkurse, einen über die Behandlung der deutschen Sprachlehre in den Volksschulen und einen über das Leben des Apostels Paulus.

Bald wurde er auch schriftstellerisch tätig. Die nächste Anregung hierzu brachte ihm selbstverständlich sein reger Verkehr mit Barth und sein Eifer für die Mission. So beteiligte er sich an der Redaktion der „*Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden*“, und bald übernahm er dieselbe ganz*. Diese monatlich anfallende Arbeitsschuld hat aber später den so allseitig in Anspruch genommenen, übermäßig geplagten Mann fast übermenschliche Anstrengung gekostet; die Seufzer darüber, das Flehen um Nachsicht, wenn's erst in der letzten Stunde fertig wurde, das Drängen auf endliche Ablösung lassen sich später in seinen Briefen an Barth allmonatlich, fast regelmäßig wie Stundenschlag vernehmen.

Daneben setzte er seine schon in Iptingen begonnenen Studien über Missionsgeschichte fort, und infolgedessen wurde er vom Calwer Verlagsverein, d.h. von Barth, mit der Ausarbeitung eines „*Handbüschleins der Missionsgeschichte und Missionsgeographie*“* betraut. Welch eine Arbeit! Namentlich für Blumhardt, der von genialer Oberflächlichkeit nichts an sich hatte, dem alles „klappen“ mußte und der Worten wie „ungefähr“, „möchte“, „dürfte“ so abhold war. Waren doch schon fast alle Küsten der Welt, oft bis tief ins Innere, wie auch schon manches Binnenland von der Mission in Angriff genommen! Woher nun das Material finden, vorerst für die Geschichte? War doch das Jahresberichtesystem der verschiedenen Gesellschaften noch in der ersten Entwicklung, der Biographien gab es vollends wenige, die Missionare und auch die anderen Berichtersteller berichteten aus vollem Herzensdrange sehr warm, sehr ausführlich, aber nicht immer so deutlich, daß der Geschichtsforscher auf alle seine Fragen Antwort gehabt hätte! Daß die Hauptquellen englisch geschrieben waren (zum Teil auch französisch) genierte ihn nicht, wohl aber die heute noch bekannte Breite des englischen

Reportertums und oft auch sehr die *Schwierigkeit*, alle diese Quellen zu *beschaffen*. Und nun vollends für die *Geographie*! Geographie oft von Gegenden, die vor dem Missionar noch von keinem Weißen besucht oder doch bewohnt worden waren! Und dieser Missionar? Ja, gerade oft der tüchtigste und gesegnetste Missionar kümmerte sich wenig um Geographie, hatte weder Sinn noch Verständnis dafür. Und hier vermehrte oft nebenbei das die Verwirrung, daß die europäischen Sprachen mit denselben Zeichen des Alphabets jede wieder andere Ausdrücke bezeichnen. Der Engländer hört ‚Tänscher‘, ‚Seiem‘ und schreibt Tanjure, Siam etc. Und nun vollends die Karten! Wo die alle auftreiben! Das Tübinger Stift weiß offenbar vielen seiner Schüler eine außerordentliche Lust, Kraft und Geschick für schriftstellerisches Arbeiten („schanzen“ nennt es Blumhardt in seinen Briefen) beizubringen. Welche kolossale Arbeitsleistungen haben wir gerade von schwäbischen Theologen von rechts und links, heißen sie nun Baur oder Barth etc., erlebt! Und auch Blumhardt verstand das aus dem Fundamente. Aber eins hatte Blumhardt von dieser Riesenarbeit: Sie beschäftigte seinen Geist beständig mit allen Völkern der Erde, mit dem armen hirtenlosen Menschengeschlechte! Und immer im Namen Jesu, immer im Blick auf die Pläne und Taten des Herrn, diese Völker unter Seinen Hirtenstab zu bringen! Da lernte er an seinem Schreibpulte als Priester vor Gott stehen für alle Seine verlorenen Kinder!

Zu gleicher Zeit bemächtigte sich seiner ein neuer Stoff. Es war [opportun], endlich einmal jenes Kirchengesangbuch, das die Aufklärung dem württembergischen Volke zu seinem großen Herzeleide auferlegt hatte, durch ein besseres zu ersetzen. Da drohte eine doppelte Gefahr, für den Liedertext und für den musikalischen Teil. Betreffs des Textes schien das Schwesternpaar Vorsicht und Rücksicht das Regiment führen und wieder ein abgeschwächtes Produkt herstellen zu wollen; der musikalische Teil lag größtenteils in Händen von Musikern, die großes Wohlgefallen an ihren eigenen Melodien hatten. Unter den vielen württembergischen Theologen (obenan für den Text Knapp, für die Melodien Palmer), die sich rührten, um der Gefahr zu steuern, war

auch Blumhardt. Er wehrte sich namentlich für den musikalischen Teil. Er suchte die alten Melodien zusammen, warf sich mit Macht aufs Studium der Harmonielehre, begeisterte sich für die rhythmischen Choräle (ließ auch seine Schulkinder allerlei singen) und setzte sich mit Arbeitsgenossen (mit Palmer zum Teil indirekt durch Barth) in Verbindung; namentlich aber stand er dem damals in dieser Sache besonders emsig und erfolgreich tätigen heutigen Prälaten Dr. von Hauber treulich bei und machte ihn unter anderem auch mit der seither unter uns heimisch gewordenen lieblichen Melodie zu „Morgenglanz der Ewigkeit“ bekannt. Auch gab er kleinere Sachen heraus. Sein Arbeiten war für den beabsichtigten Zweck nicht ohne Erfolg und war für ihn selbst von großem Gewinn, da es seiner Lust zu komponieren eine solide Grundlage gab.

Bekanntlich wurde jenes „*Neue*“ *Württembergische Gesangsbuch*, trotz mancherlei Mängel in Text und Melodie, ein wahres Musterwerk, das bei dem bald darauf allgemein erwachenden Eifer zur Erstellung neuer Kirchengesangbücher fast immer in erster Linie zu Rate gezogen wurde, und allzu große Verachtung seiner Grundsätze weiser Mäßigung und Berücksichtigung des heutigen Sprachgeschmacks hat sich mitunter empfindlich gerächt.

Eine weitere Aufgabe ward ihm vom „Calwer Verlagsverein“ gestellt, nämlich ein „*Handbüchlein der Weltgeschichte für Schulen und Familien*“* zu schreiben. Brachte ihn die Missionsgeschichte mit der ganzen Menschheit unserer Tage in Fühlung, so diese Aufgabe mit der ganzen Vergangenheit. Aber leicht war die Aufgabe nicht: Auf 316 Seiten, wovon wohl 16 für die in den Text eingestreuten Bilder abgehen, erzählt er in der 1877 erschienenen 7. Auflage die Weltgeschichte, und zwar konkret, anschaulich, mit individuellen Zügen, wie's die Jugend liebt. Es ist unstreitig in seiner Art ein Meisterwerk. Er beginnt mit der Schöpfung (1. die Erde, 2. Sonne, Mond und Sterne, 3. die Naturreiche, 4. der Mensch) und schließt mit einem Abschnitt: die Missionen. Drei Hauptteile: alte (bis Odoaker), mittlere (bis Reformation), neue Geschichte; der dritte Teil scheidet

sich in der Zeit der Reformation, der Religionskriege, der Politik, der Revolution. Die „Alte Geschichte“ schließt in Abschnitt VII. (Römer), Kap. 7 (Augustus – Christus) mit den Worten: „Dennoch kommt der Plan Gottes zur Wiedergeburt der Menschheit allmählich zum Sieg, und die Völker werden auf den Tag der Zukunft Christi in der Herrlichkeit reif gemacht, bis endlich Gott wird alles in allem.“ Das Büchlein schließt (Neuere Geschichte V, Missionen) mit den Worten: „Doch geht die Weltgeschichte dem Zeitpunkt entgegen, da ‚in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle Knie und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters‘. Denn ‚es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker, und (Matth. 24, 14) dann wird das Ende kommen‘.“

Obwohl das Büchlein bei seinem bescheidenen Preise (1 M. 70) leicht zugänglich ist, so kann ich mir doch nicht versagen, hier aus seiner letzten (7.) Auflage von 1877 die *Einleitung* folgen zu lassen, als ein Beispiel dafür, wie er zu der Jugend sprach und wie er große Gedanken faßlich darzustellen und klar zu gruppieren wußte. Stammt auch diese Einleitung wohl aus späterer Zeit, als die ist, die wir jetzt betrachten, so erfüllt dieselbe damit nur noch einen neuen Zweck. Wir sind jetzt nämlich bald am Fuße des Berges angelangt, von wo aus der Aufstieg zu dem Teile des Lebens Blumhardts, der allgemeine Bedeutung gewonnen hat, beginnt, und da passen diese seine Worte gar wohl zur Einleitung; denn sie atmen jene sieghafte Zuversicht, jene gewisse Hoffnung eines ebenso heiligen wie herrlichen Zieles und Abschlusses der Weltgeschichte, die nun noch gestärkt war durch sein stilles Bewußtsein, selbst im Kampfe für dieses Ziel rastlos, unverzagt und nicht ohne Erfolg im Vordertreffen zu stehen.

Blumhardts Einleitung zur Weltgeschichte

„Man wird es euch, liebe Leser, nicht erst zu sagen brau-

chen, daß es so, wie es um euch her ist, nicht von jeher gewesen ist. Die Sitte, die Religion, die Bildung, die Denkweise, die Sprache, die Regierung – alles, was ihr wahrnehmet, ist erst durch die Länge der Zeit geworden, was es ist, und ihr werdet begreifen, daß unzählige Veränderungen in der Vorzeit haben geschehen müssen, bis sich alles so gemacht hat, wie es jetzt ist. Die Geschichte dieser Veränderungen, die mit der Menschheit vorgegangen sind, nennt man die Weltgeschichte. Natürlich gehört nicht alles, was die Menschen je getan haben, in den Kreis der Weltgeschichte, sondern nur das, was auf das Ganze der Menschheit Einfluß gehabt hat. Stellet euch die Entwicklung der Menschheit unter dem Bilde eines Baues vor, der allmählich zustande kommen soll, nachdem der Grund dazu durch die Schöpfung gelegt war, ein Geschlecht um das andere an dem Bau fortgeholfen, freilich so, daß Gott als Baumeister allezeit die Leitung behielt. Mit dem Bau ging es aber teils langsam, teils seltsam zu. Oft hat ein Geschlecht wieder niedergerissen, was das andere aufgebaut hatte, und doch hat auch das Niederreißen zur Förderung des Baues gedient. Dabei sind bei weitem nicht alle Menschen, daß ich so rede, Maurer oder Steinmetze oder des etwas an dem großen Bau gewesen. Vielmehr sind sie meist entweder nur müßige Zuschauer, oder wenn sie arbeiten, arbeiten sie nur für sich und sprechen mit jenem Reisenden, den man auf die blühenden Bäume aufmerksam machen wollte: „Was gehen mich die Bäume an?“, oder sie wirken nur in ganz kleinen Kreisen, über welche hinaus ihr wohltätiger oder schädlicher Einfluß nicht bemerkbar wird; oder sie werfen nur sozusagen an den Bau etwas hinauf, das aber nicht hängenbleibt, sondern herabfällt und spurlos verschwindet. Von allen diesen Menschen weiß die Weltgeschichte nichts zu sagen. Andere legen ganz in der Stille ihr Steinlein zu; aber man merkt nichts davon, und so bleiben auch sie vergessen. Die Hauptarbeit am Bau der Weltgeschichte ist einigen Geschlechtern zugewiesen, welche man die Kulturvölker nennt und deren Kreis sich zusehends erweitert. Ein jedes von diesen hat seine besondere Gabe, mit der es dem Ganzen dient. Darunter stehen Männer auf, welche tüchtige Quader herbei-

schleppen; das sind die Helden der Weltgeschichte. Sie tragen nicht nur das Gepräge der jeweiligen Zeiträume an sich, sondern wirken zur Entwicklung ihrer Zeiten in einer Weise mit, daß man ihre Spur noch Jahrhunderte nach ihnen finden kann. Freilich sind diese Helden nicht alle gleich wertvoll und wichtig. Manche werden bloß durch Geburt und Stellung, ohne daß sie es in der Tat sind, zu Welthelden, von denen man reden muß, und insofern geht es etwas vornehm in der Weltgeschichte zu, weil das Niedrige häufig übersehen wird. Andere, die an der Spitze der Weltbegebenheiten stehen, machen bloß durch ihre Kraft, nicht durch ihre sittliche Würde Eindruck oder sind nur durch häßlichen Charakter und einflußreiche Schandtaten merkwürdig. Indessen fehlt es nicht an Helden, von denen man mit Freuden liest. Leider müssen diese häufig auch Kriegshelden sein, denn die Weltgeschichte ist fast nur eine Kriegsgeschichte zu nennen, wie es nicht anders sein kann, da im Grunde doch der Geist der Welt in ihr obenan steht. Durch Kriegsgewitter reinigt Gott immer wieder die sich verdampfende Atmosphäre der Welt. Dennoch steuert die Geschichte, wie wir finden werden, immer mehr dem allgemeinen Weltfrieden entgegen, d.h. dem Zeitpunkte, da Christus alle Feinde sich zum Schemel seiner Füße gelegt haben wird. Denn in der Geschichte bestätigt sich das Wort des weisen Salomon: ‚Des Königs Herz ist in der Hand des Herrn wie Wasserbäche, und er neiget es, wohin er will.‘ Spr. 21, 1. Es lenkt aber der verborgene Finger Gottes alles auf die Vollendung des beseligenden Reiches seines lieben Sohnes hin. Die Wege sind oft krumm und doch gerade, oft pflegt es wunderseltensam auszusehen; doch triumphiert zuletzt sein hoher Rat! In diesem Büchlein übrigens können wir nicht viel mehr als Geschichten aus der Weltgeschichte versprechen, und auch bei dieser Gabe müssen wir uns sehr beschränken, da wir doch auch dem Faden, an dem sich alles fortspinnt, einige Aufmerksamkeit zu schenken haben. Belehrend wird auch dieses wenige sein. Und vielleicht überzeugt ihr euch, daß jeder Mensch, ohne daß sein Name in der Geschichte zu stehen braucht, zur Förderung des Baues der Menschheit etwas beitragen kann und soll; und da dieser Bau

zuletzt ein Tempel werden soll, worin Gottes Herrlichkeit wohnt, so wünsche ich nur noch, das Büchlein möchte dazu mitwirken, daß ihr lebendige Steine an diesem Tempel oder gar Pfeiler in demselben werdet (1. Petr. 2,5; Offb. 3, 12).“

Auch an der beliebtesten Leistung des Calwer Verlagsvereins beteiligte sich Blumhardt, an den „*Jugendblättern*“, wie dies wenigstens aus einer Korrespondenz erhellt, z.B. mit einem längeren Aufsätze über die Erscheinungen und Wirkungen des Lichtes und einem anderen, der von den Prinzipien der Bewegung handelte. Gar leicht wurde ihm dies nicht; er klagt auch über die Mangelhaftigkeit der (teilweise englischen) Hilfsmittel, die ihm hierfür zu seiner eigenen Aufklärung zur Hand waren; oft gab's auch Not wegen der erforderlichen Illustration, und oft sollte fast der Text sich nach den Bildern richten, die zur Verfügung standen.

Ein Umstand, den wir doch nicht ganz übergehen dürfen, erschwerte Blumhardts Arbeiten für den Calwer Verlagsverein. Barth war nämlich unerbittlicher Ober-Redaktor. In manchem lernte Blumhardt gerne von dem federgewandten Freunde; weniger vielleicht verstand es Barth, eines andern Art genügend zu würdigen. Blumhardt unterzog sich willig, wenn auch nicht ohne manchen Schmerz, den strengen Anordnungen seines Freundes. Ganz seinem obgenannten Grundsatz gemäß, „soviel als möglich zu schreiben“, war Barth damals für alle Erzeugnisse des Calwer Verlagsvereins von drei Wünschen beseelt: 1.) rasch, 2.) billig, und infolgedessen 3.) kurz! Für Abfassung seines *Handbüchleins der Weltgeschichte* erhielt Blumhardt nur auf sein inständiges, wohlbegründetes Flehen eine Verlängerung der ihm auf ein Jahr angesetzten Frist. Seine Darstellung der *Weltgeschichte* sollte, so verlangte es anfangs Barth, nicht größer werden als Barths *württembergische* Geschichte und nicht teurer als jene „biblischen Geschichten“, denen ihrem Stoffe nach doch ein unermeßlich größeres Absatzgebiet und daher auch billigere Herstellung zukam. Auch hier ließ Barth auf Blumhardts Dringen ein wenig von der Strenge seiner Forderung nach, und ins übrige fügte sich

Blumhardt, obwohl gegen seine Überzeugung. Am empfindlichsten war ihm diese Beschränkung bei dem „*Handbüchlein der Missionsgeschichte und Missionsgeographie*“, welches eben nicht ein Auszug aus Sammelwerken war, sondern in mancher Beziehung selbst ein Sammelwerk sein konnte. Am meisten war dies allerdings später im Anfang der sechziger Jahre der Fall, wo er, der sonst schon mit Arbeit überladene Mann, die dritte Auflage dieses Handbuches ausarbeitete und mit Riesenfleiß das gewaltig angeschwollene Material von allerorten her zusammenbrachte und in ein auf drei Bändchen angelegtes Werk zusammenfaßte. Es wäre wohl doch dieses Werk in seiner ursprünglichen Gestalt ein noch ungleich wertvollerer Bestandteil unserer wissenschaftlichen Missionsliteratur geworden, als es dasselbe jetzt schon in seiner auf zwei Bändchen verkürzten Gestalt ist; und die Steigerung des Preises wäre wohl von derjenigen des Wertes des Buches übertroffen worden, auch in den Augen des Publikums. – Aus dem hier Bemerkten mag noch hervorgehen, daß Blumhardt als Schriftsteller für den Calwer Verlagsverein nicht ganz er selbst ist, daß wir in seinen für jenen verfaßten Schriften (die periodischen ausgenommen) seinen schriftstellerischen Charakter nicht völlig kennenlernen. Aber auch ein anderes leuchtet uns ein: daß jene Arbeiten ihm eine treffliche Schule waren für knappen, bündigen und doch klaren Stil.

Mit Ausnahme der *Monatsblätter*, deren Redaktion er länger beibehielt, erstrecken sich diese seine schriftstellerischen Arbeiten vornehmlich über die ersten fünf Jahre seines Wirkens in Möttlingen und nahmen ihn gerade in den Zeiten des *heißesten Kampfes am meisten* in Anspruch, so daß er in jener Zeit jede Minute zu Rate ziehen mußte, was ihm fast wie eine göttliche Fürsorge erschien, da es ihm die Zeit zu allem Grübeln und Phantasieren, falls er je zu solchem aufgelegt gewesen wäre, gründlich abschchnitt. – Übrigens war er in den ersten (etwa vier) Jahren seines Lebens in Möttlingen von äußerst zarter Konstitution, und regelmäßig jeden Sommer überfiel ihn für Monate eine Ermattung, die ihm fast jede Nebenarbeit neben den Anforderungen seines eigentlichen Berufes verbot. Auch begann sich sein

Haus mit Knäblein und Mägdlein zu beleben, denen er als treuer Gatte und Vater namentlich in der Nacht seine liebende Pflege zuwandte.

Eine Schilderung seiner Art in jener Zeit von kompetentester Seite erzählt uns: „Er war damals glücklich in der emsigen Erfüllung seiner beruflichen Obliegenheiten und schriftstellerischen Aufgaben, etwa wie ein aufgeweckter Schulknabe in den seinigen.“

Im Grund seiner Seele aber lag, wie er erzählt hat, damals eine tiefe Wehmut, eine schmerzliche Sehnsucht, für das Reich Gottes, das in seinen Augen so tief daniederlag, mehr wirken zu dürfen, als ihm vorderhand in Aussicht stand.

Zweiter Abschnitt

Der Kampf



Kapitel 9 - Krankheit der Gottlieb Dittus

Blumhardts Leben, soweit wir es bis jetzt betrachtet haben, ließ auch für seinen weiteren Verlauf eine äußerst fruchtbare und gesegnete Wirksamkeit erwarten. Man konnte sich Erfahrungen, ähnlich wie in Iptingen, vielleicht noch in größerem Maßstabe, versprechen, auch hatte er Aussicht, als Schriftsteller dem Reiche Gottes in mannigfachster Weise zu dienen. Die Ereignisse jedoch, in welche er nun hineingerissen wurde, gaben seinem Le-

ben und Wirken eine ungeahnte Wendung. Die Mächte, von welchen unser Dasein oft mehr, als wir ahnen, beeinflusst ist, wurden ihm in einer Weise offenbar, für die er von der Mitwelt die wünschbare Aufmerksamkeit weder erwarten konnte noch auch erfuhr. Die allerhöchste Macht des Herrn, an die er sich hielt, trat ihm aber auch in einer Größe und Lebendigkeit nahe, wie sie wohl seit langer Zeit kaum einer in solchem Grade erfahren durfte. Die Ereignisse, die wir meinen, hat er selbst seiner kirchlichen Oberbehörde auf ihr Verlangen in einer Denkschrift mitgeteilt unter dem Titel: „*Die Krankheitsgeschichte der Gottlieb Dittus in Möttlingen*“; in seiner Erinnerung hießen sie „der Kampf“.

Diese Denkschrift fand ohne Schuld jener Behörde, aber völlig gegen den Wunsch Blumhardts bald den Weg in die Öffentlichkeit, wenigstens insofern, als vielfache, teilweise entstellte Abschriften zu zirkulieren begannen, was Blumhardt nötigte, seinerseits die Denkschrift, von der er für sich nicht einmal ein Original behalten hatte, in sorgfältiger Redaktion in einer Auflage von 100 Exemplaren lithographieren zu lassen*. Er stellte diesem „Manuskripte“ die Erklärung an die Spitze, es sei sein Wunsch nicht, daß dieser Aufsatz sich weiterverbreite – und die Bitte an den Leser, diesen seinen wohlüberlegten Wunsch freundlich zu berücksichtigen.

Diesem Wunsche werde auch ich insofern Rechnung tragen, als ich in der Mitteilung jener *Krankheitsgeschichte* alle die schauerlichen Offenbarungen unheimlicher Kräfte nur soweit berühren werde, als es zur Mitteilung der dabei erfochtenen Siege des Herrn unerlässlich ist. Zu weiterer Berücksichtigung seines obgenannten Wunsches fühle ich mich weder verpflichtet noch auch berechtigt. Denn einerseits darf doch der Leser dieser Biographie nicht gar zu sehr verkürzt werden gegenüber den vielen, welche schon Einblick in genannte Denkschrift erlangt haben, und andererseits hat Blumhardt diesen seinen Kampfeserlebnissen bis zu seinem Lebensende, ja fast je länger, je mehr, eine so große Bedeutung für die christliche Kirche zugeschrieben, daß ich das bestimmte Gefühl habe, mit seiner Zustimmung zu handeln,

wenn ich nun, nach seinem Tode, diese seine Erfahrungen ihrem wesentlichen Inhalte nach veröffentliche; hat er doch selbst oft bei dem Worte des Herrn: „Was ich euch ins Ohr sage, das prediget von den Dächern“, bemerkt, es gebe im Reiche Gottes oft solche Zeiten, wo etwas eine Zeitlang nur ins Ohr gesagt werden könne, nachher aber Zeiten, wo das nämliche von den Dächern gepredigt werden müsse. Wir sind es auch gewissermaßen dem guten Namen des Seligen selbst schuldig; denn der Schein des Apokryphen, der sich bei bloß allgemeinen, geheimnisvollen Andeutungen um diese Erlebnisse lagert, verschwindet bei genauerer Darstellung und macht dem überwältigenden Eindruck einer großen Wirklichkeit Platz.

Zur weiteren Einleitung dieser Partie unserer Lebensbeschreibung sei hier das an seine Oberbehörde gerichtete Vorwort der genannten Denkschrift wenigstens dem größeren Teil seines Inhaltes nach mitgeteilt; manches der Worte des Seligen ist auch mir, indem ich den Mut fasse, solche Dinge mitzuteilen, aus der Seele geschrieben:

„Indem ich mitfolgenden Aufsatz einer hochpreislichen Oberkirchenbehörde übergebe, fühle ich mich zu der Erklärung gedrungen, daß ich noch gegen niemand so kühn und unumwunden über meine Erfahrungen mich ausgesprochen habe. Ich werde mit verschiedenen Augen selbst von meinen besten Freunden angesehen, und eben letztere haben mich in die peinliche Lage versetzt, gegen sie ganz schweigen zu müssen, weil es ist, als ob sie eine Gefahr fürchteten, wenn sie nur auch davon hörten, obwohl ich ihnen auch dafür Dank schuldig bin, daß sie fortgehend während der Zeit meines Kampfes für mich zitterten. War daher bei weitem das meiste bisher Geheimnis geblieben, das ich in meiner Brust bis ins Grab unenthüllt bewahren könnte, so stand es mir völlig frei, für diesen Aufsatz beliebige Auswahl zu treffen; und es wäre mir eine Kleinigkeit gewesen, eine Darstellung zu geben, die sich ohne allen Anstoß hätte können von jedermann lesen lassen. Das konnte ich aber nicht über mich bringen; und obwohl ich fast bei jedem Abschnitt zittern wollte, ob es nicht übereilt und unvorsichtig wäre, alles so bar herauszusagen,

so lautete es doch immer wieder in mir: Heraus damit!

So sei es denn gewagt; und ich tue es auf den Namen Jesu, der Sieger ist. Eben hier ehrlich und offen zu sein, achte ich nicht nur als Schuldigkeit gegen meine hochverehrte Oberkirchenbehörde, welche alles Recht zu einer Offenheit um mich verdient hat, sondern auch gegen meinen Herrn Jesum, dessen Sache allein es ist, die ich zu verfechten hatte. Indem ich aber hier zum ersten Male ohne Rückhalt mich ausspreche, liegt mit freilich der Wunsch nahe, es möchten diese Mitteilungen mehr als Privatmitteilungen angesehen werden, als lege ein vertrauter Freund seine Geheimnisse in den Schoß seiner Freunde nieder.

Eine zweite Bitte möchte auch verzeihlich sein: Es mögen die verehrten Leser öfters das Ganze lesen, ehe sie ein Urteil fällen. Indessen vertraue ich dem, der die Herzen in seiner Gewalt hat, und wie auch die Urteile ausfallen mögen, so bleibt mir die Beruhigung, ohne Hehl Wahrheit gesprochen zu haben, und obendrein die felsenfeste Gewißheit: ‚Jesus ist Sieger!‘“

Eine weitere Beleuchtung seiner Denkschrift gibt Blumhardt in seiner *Verteidigungsschrift gegen Herrn Dr. de Valenti*,* S. 51, in folgenden Worten: „Ich hätte freilich, möchte man sagen, klüger sein und in meinem Berichte das, was man mir als den ungemessensten Eigendünkel auslegen konnte, füglich weglassen können, weil man ja längst gewohnt ist, Geschichten von dämonischen Erscheinungen, namentlich von Somnambulen, ohne einen vernünftigen Ausgang sich schließen zu sehen. Aber ich habe das alles wohl gefühlt, und man glaube ja nicht, daß ich in der Dummheit allzu ehrlich gewesen sei. Wenn ich berichten mußte, und dazu war ich beauftragt, so wollte ich nicht gegen die Wahrheit es so darstellen, als ob ebenda einmal wieder eine dämonische Scharlatanerie oder Sonderbarkeit vorgekommen sei, wie man sie in den letzten Jahrzehnten schon oft gehört und gesehen hat. Ich hätte mich geschämt, in die Reihe der abenteuerlichen Sonderlinge mich einreihen zu lassen, welche so häufig nur ein irriges Spiel mit Erscheinungen und Ereignissen aus der anderen Welt treiben; ich stand in der Furcht Gottes bei jener Sache, und wenn die letztere ein viel ernsteres Gewand bekam, als

alle Geschichten ähnlicher Art sonst haben, so mußte ich eben das schon zu meiner Selbstrechtfertigung meiner Behörde deutlich machen. Schrieb ich einmal etwas ..., so mußte ich alles schreiben, und so sagte ich offen und ohne Vorbehalt heraus, wie ich handelte und dachte; so konnte ich auch um so getroster jedes Resultat erwarten, und war ich etwa verkehrt oder im Irrtum oder im Eigendünkel, so sollte das meine Behörde wissen oder zu beurteilen imstande sein, denn ich will einmal nicht in einen stummen Eigensinn mich verrammeln, wie es allerdings in gegenwärtiger Zeit manche falsche Richtungen und dämonische Geistlichkeiten tun, da die Betrogenen im verborgenen mancherlei ausbrüten und niemanden, der nicht schon ganz ihnen angehört, in ihre Heimlichkeiten hineinschauen lassen; meine Sache sollte ans Licht und im Lichte geprüft werden – aber, wohlgemerkt, nur als eine Art Beichtgeheimnis gegenüber meiner Behörde; dieser wollte ich es sagen und vorerst sonst niemandem. Ich habe auch Wort gehalten.“ –

In Möttlingen steht gegen einer seitlichen Dorfgrenze zu ein ärmliches Haus, heute noch wie damals kenntlich durch einen Fensterladen, der in verwitterten Zügen die Inschrift trägt:

„O Mensch, gedenk der Ewigkeit,
Versäume nicht die Gnadenzeit,
Denn das Gericht ist nicht mehr weit.“

In das Erdgeschoß dieses Hauses zog im Frühjahr 1840 eine arme, aus fünf Geschwistern bestehende Familie Dittus; es waren zwei Brüder: Andreas (der als Ökonomieverwalter im Bad Boll starb) und Johann Georg (nur halb sehend, lebt noch im Bad Boll, dort unter dem Namen Hansjörg bekannt, der aber damals auswärts diente) und drei Schwestern: Katharina (heute noch in Bad Boll lebend), bekannt unter dem Namen „Base“, Anna Maria und endlich eben jene Gottliebin, von welcher die folgende Geschichte handelt, geboren den 13. Oktober 1815. Die Eltern dieser Geschwister, besonders ihre geistig begabte Mutter, waren tiefgegründete Christen, die von dem frommen Geiste der Pfarrer Machtholf und Groß gebildet waren. Gottliebin war sei-

nerzeit Dr. Barths Liebling, weil sie innerlich besonders aufgeweckt und zu tieferer Erkenntnis erfaßbar war (so hat sie z.B. auch an jenen Spinnabenden mitgedichtet und dadurch die Fähigkeit erlangt, in späterer Zeit feine, geistatmende Lieder zu dichten). Auch ihrerseits blieb die Erinnerung an den teuren Gottesmann Barth lebenslang frisch und anregend („ohne Dich gilt ihr nichts“, schreibt Blumhardt noch von Boll aus an Barth). Von Kind auf hatte sie je und je manches Unheimliche erlebt, dem die Tendenz immer zugrunde zu liegen schien, sie zu einer Hauptperson in der unter dem Volke im Schwange gehenden Zauberei zu machen, welche Absicht jedesmal durch ihre starke Gottesfurcht vereitelt wurde. In der Folge nun bekam sie allerlei eigentümliche Krankheiten, um derentwillen sie ihre Dienstplätze, an welchen sie wohl gelitten war, öfters zeitweise und schließlich gänzlich verlassen mußte. Barth benutzte seine vielen Verbindungen, um bedeutende Ärzte für sie zu Rate zu ziehen, so daß sie von ihrem letzten Leiden, einer Nierenkrankheit, leidlich genas. –

Von dem nachfolgenden Pfarrer Blumhardt fühlte sie sich in unerklärlicher Weise ebenso stark angezogen wie abgestoßen. Bei seiner Antrittspredigt focht sie der Wunsch an, ihm die Augen auszukratzen; andererseits war Blumhardt sicher, sie überall zu treffen, wo es irgend möglich war, irgendein Erbauungswort von ihm zu hören, so auch wöchentlich im Filial Unterhaugstett, obwohl ihre Gebrechen, namentlich ein kurzer Fuß, ihr das Gehen sehr erschwerten; dabei hatte sie eine auffallende, gedrückte Schüchternheit, hinter welcher sich, wie dies ja oft genug der Fall ist, übermäßiges Selbstbewußtsein und abwehrende Verschlossenheit zu verstecken schien. Ihr Eindruck auf Blumhardt, und nicht nur auf ihn, war ein im eigentlichsten Sinne unsympathischer.

Sofort nun, als diese vier Geschwister in obgenannte Wohnung eingezogen, glaubte Gottliebin Dittus eine eigentümliche Einwirkung auf sich zu verspüren, die ihr um so auffallender war, da es ihr vorkam, als sähe und hörte sie manches Unheimliche im Hause. Letzteres entging auch ihren Geschwistern

nicht. Gleich am ersten Tage, als sie zu Tische betete: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was du bescheret hast“, bekam sie einen Anfall, bei dem sie bewußtlos zu Boden fiel. Was man hörte, war ein häufig wiederkehrendes Gepolter und Geschlürfe in der Kammer, Stube und Küche, das die armen Geschwister oft sehr ängstigte, auch die oberen Hausleute beunruhigte, wiewohl alle sich scheuten, irgend etwas davon kundwerden zu lassen. Gottliebin erfuhr noch besondere Dinge an sich, daß ihr z.B. bei Nacht gewaltsam die Hände über einander gelegt wurden, daß sie Gestalten, Lichtlein usw. erblickte; ja aus ihren Erzählungen geht hervor, daß die späteren Besitzungen schon in jener Zeit ihren Anfang bei ihr genommen hatten. Sie hatte von jener Zeit an etwas Widerliches und Unerklärliches in ihrem Benehmen und eine zurückstoßende Art, die vielfältig mißfiel; doch ließ es jedermann so gehen, da nach der armen Waisenfamilie niemand viel fragte und Gottliebin mit ihren Erfahrungen höchst verschwiegen war. Blumhardt selbst hörte nur allmählich und nur gerüchteweise von der Sache und nahm keine Notiz von derselben.

Erst im Herbst 1841 kam Gottliebin zu Blumhardt ins Pfarrhaus, da ihre nächtlichen Anfechtungen und Plagen einen immer höheren Grad erreichten, sprach aber nur in so allgemeinen Ausdrücken von denselben, daß Blumhardt nicht recht aus ihr kam, auch wenig Befriedigendes ihr sagen konnte. Indessen bekannte sie aus freien Stücken einiges aus ihrem früheren Leben, indem sie durch dieses Bekenntnis von den erwähnten Anfechtungen frei zu werden hoffte. Im Dezember jenes Jahres bis in den Februar 1842 litt sie an der Gerichtsrose und lag sehr gefährlich krank. In der ganzen Krankheit aber mochte Blumhardt sie nicht viel besuchen, weil ihn ihr Benehmen abstieß, indem sie, wenn sie ihn sah, beiseite blickte, seinen Gruß nicht erwiderte, wenn er betete, die vorher gefalteten Hände auseinanderlegte, überhaupt seinen Worten gar keine Aufmerksamkeit schenkte, ja fast besinnungslos schien, was sie vor und nach seinem Besuche nicht war. Blumhardt glaubte sie damals eigensinnig, selbstgerecht, geistlich stolz, wofür man sie auch anderwärts zu halten

anfang, und blieb lieber weg, als sich lauter Verlegenheiten auszusetzen. So war die Kranke wieder nahezu auf sich selbst angewiesen, und zwar unverschuldet; denn all dies ihr widriges Wesen war krankhaft und unwillkürlich; die Hände z.B., so klagte sie später, seien ihr, sobald Blumhardt zu beten anfing, gewaltsam auseinandergetan worden. Einen treuen Freund und Berater hatte sie dafür an ihrem verständigem und mitleidvollen Arzte, Dr. Späth in Mercklingen, dem einzigen, dem sie alles klagte, namentlich auch die Spukgeschichten. Ein sonderbares Leiden, das sie ebenfalls nur ihm klagte (Brustblutungen), vermochte er nicht zu beheben, es verlor sich aber sofort, als Blumhardt sie in seine seelsorgerische Pflege nahm (ohne daß er weder vom Leiden noch von der Genesung eine Ahnung hatte).

Endlich, im April 1842, also nachdem der Spuk schon über zwei Jahre gedauert, wurde Blumhardt durch Verwandte der Geplagten, die ihn um Rat frugen, des näheren über diesen Spuk berichtet. Es tat eben Hilfe not, denn das Gepolter wurde nachgerade so unverschämt laut, daß man's ziemlich weit in der Nachbarschaft hörte, gerade als wären hier Handwerksleute geschäftig. Sie berichteten folgendes: Gottliebin sehe ganz besonders häufig die Gestalt eines zwei Jahre vorher verstorbenen Weibes von Möttlingen mit einem toten Kinde auf den Armen. Dieses Weib, erzählte sie (den Namen verschwieg sie vorsichtig und sagte ihn nur später), stehe immer auf einer gewissen Stelle vor ihrem Bett und bewege sich zuweilen zu ihr her und wiederholte oft die Worte: „Ich will eben Ruhe haben“, oder „gib mir ein Papier, so komme ich nicht wieder“ usw. „Nun wurde ich“, erzählt Blumhardt, „gefragt, ob man ein Näheres bei der Gestalt erfragen dürfe. Mein Rat war, Gottliebin dürfe sich durchaus in kein Gespräch mit der Gestalt einlassen, um so mehr, da man nicht wisse, wieviel Selbsttäuschung mit unterlaufe, jedenfalls gewiß sei, daß man in entsetzliche Verwirrungen und Torheiten geraten könne, wenn man mit der Geisterwelt sich einlasse; sie sollte ernstlich und gläubig beten, so werde die Sache nach und nach von selbst aufhören. Eine Freundin wagte es auf meine Bitte (denn eine der Schwestern diene damals auswärts, auch der

Bruder war selten da, und die andere Schwester konnte nicht genügen), bei ihr zu schlafen, um ihr Gemüt womöglich von jenen Dingen abzuziehen. Das Gepolter wurde auch von dieser gehört, und endlich entdeckten sie, durch einen Lichtschimmer geleitet, unter einem Brett an der Oberschwelle der Kammertüre einen rußigen halben Bogen Papier, der überschrieben, aber um des daraufgeschmierten Rußes willen unleserlich war. Daneben fanden sie drei Kronentaler (einen von dem Gepräge 1828) und etliche Papiere, die inwendig gleichfalls mit Ruß überzogen waren.“ Von da an war's ruhig. „Die Gespenstergeschichte hat ihr Ende erreicht“, schrieb Blumhardt an Barth. Allein nach 14 Tagen fing das Gepolter wieder an. Neue Funde ähnlicher Art (durch ein hinter dem Ofen aufflackerndes Flämmchen verraten), auch Pülverchen, die, vom Oberamtsarzt und einem Apotheker in Calw untersucht, nichts Erhebliches ergaben.

Das Gepolter wurde indessen immer ärger und skandalöser, Tag und Nacht, am meisten, wenn Gottliebin in der Stube war. Dr. Späth blieb nebst anderen neugierigen Personen zweimal in der Stube über Nacht, und was er erfuhr, übertraf seine Erwartungen. Das Aufsehen wurde immer größer, auch in der Umgegend, zog selbst Reisende herbei. Da entschloß sich Blumhardt, um womöglich dem Skandal ein Ende zu machen, in der Sache selbst etwas zu tun und dieselbe einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Insgeheim verabredete er mit dem Schultheißen, Teppichfabrikant Kraushaar, einem verständigen, nüchternen, gottesfürchtigen Manne, und etlichen Gemeinderäten, zusammen 6 bis 8 Mann, den 9. Juni 1842 eine nächtliche Inspektion. Ein junger, verheirateter Mann, Mose Stanger, ein Verwandter der Gottliebin, durch christliche Erkenntnis ausgezeichnet und auch sonst im besten Rufe stehend (später Blumhardts treueste Stütze), war vorausgeschickt, dann folgten unerwartet gegen 10 Uhr nachts die übrigen, indem sie sich je zwei und zwei in und um das Haus verteilten. Schon bei Blumhardts Eintritt in die Stube kamen ihm zwei gewaltige Schlagtöne aus der Kammer entgegen. In kurzer Zeit erfolgten ihrer mehrere; und Töne, Schläge, Klopfen der verschiedensten Art wurden gehört, meist in der

Kammer, wo Gottliebin angekleidet auf dem Bett lag. Die anderen Wächter draußen und im obersten Stock hörten alles und sammelten sich nach einiger Zeit im unteren Logis, weil sie sich überzeugten, daß alles, was sie hörten, hier seinen Grund haben müsse. Der Tumult schien größer zu werden, besonders als Blumhardt einen geistlichen Liedervers zu singen angab und einige Worte betete. In drei Stunden wurden gegen 25 Schläge auf eine gewisse Stelle in der Kammer vernommen, die so gewaltig waren, daß der Stuhl daselbst aufsprang, die Fenster klirrten und Sand von der Oberdecke niederfiel und ferne Ortsbewohner an ein Neujahrsschießen erinnert wurden. Daneben ließen sich stärkere und schwächere Töne, oft wie ein Spiel mit den Fingern oder ein mehr oder minder regelmäßiges Umherhüpfen, vernehmen, und man konnte dem Ton, der unter der Bettlade hauptsächlich zu entstehen schien, mit der Hand nachfahren, ohne im geringsten etwas zu bemerken. Sie versuchten's mit und ohne Licht, was keine Veränderung machte, doch erfolgten die stärksten Schläge in der Kammer nur, wenn alle in der Stube waren, wobei man aber immer unter der Türe deutlich die Stelle, worauf sie fielen, unterscheiden konnte. Es wurde alles aufs genaueste untersucht; aber ein Erklärungsgrund konnte auf keinerlei Weise gefunden werden. „Endlich“, so erzählt Blumhardt selbst, „gegen 1 Uhr, da wir gerade in der Stube waren, rief mich Gottliebin zu sich und fragte, ob sie, wenn sie eine Gestalt sehe, sagen dürfe, wer es sei; denn sie hörte bereits ein Schlürfen. Das schlug ich ihr rund ab. Es war mir nun des Untersuchens schon zuviel geworden, und ich wollte es nicht darauf ankommen lassen, daß von so vielen Personen nun auch Unklärliches *gesehen* werde. Ich hieß sie daher aufstehen, hob die Untersuchung auf und sorgte dafür, daß Gottliebin alsbald in einem anderen Hause Unterkunft fand. So schieden wir vom Hause. Der halbsehende Bruder aber wollte nach unserem Abschied noch manches gehört und gesehen haben. Merkwürdig aber ist, daß gerade in jener Nacht die Unruhe am gesteigertsten war.“

Des folgenden Tages war, als an einem Freitage, Gottesdienst. Aus demselben ging Gottliebin besuchsweise in ihre alte

Wohnung zurück. Eine halbe Stunde danach entstand dort vor dem Hause ein ungeheurer Zusammenlauf, und ein Bote meldete Blumhardt, daß sie in tiefer Ohnmacht liege und dem Tode nahe sei. Er eilte hin und fand sie ganz starr auf dem Bett liegend, die äußere Haut am Kopf und an den Armen glühend und zitternd, sonst dem Anschein nach am Ersticken. Die Stube war gedrängt voll, und ein Arzt von einem Nachbarorte, der im Dorfe war, war auch hergesprungen, versuchte etliches, sie zum Leben zu bringen, ging aber kopfschüttelnd weg. Nach einer halben Stunde erwachte sie; Blumhardt vernahm im stillen von ihr, daß sie nach der Kirche in der Kammer die Gestalt des Weibes mit dem toten Kinde gesehen habe, aber alsbald bewußtlos umgefallen sei.

Nachmittags wurde das Lokal neuerdings untersucht, wobei man allerlei Seltsames sah und wieder wunderliche Sachen, die mit Zauberei im Zusammenhang zu stehen schienen, so auch kleine Gebeinchen fand. Die Sachen packte Blumhardt zusammen und fuhr damit in Begleitung des Schultheißen zum Oberamtsarzt, Herrn Dr. Kayser in Calw, dem sie alles offen erzählten und der nach einiger Zeit die Gebeine für Vogelbeine erklärte. Es lag nun vor allem daran, alles Aufsehen für immer zu unterdrücken. Er verschaffte Gottlieb ein Ort bei ihrer Base, später bei ihrem Vetter, dem Vater des Mose, dem Gemeinderat Johann Georg Stanger, der zugleich ihr Taufpate war und eine zahlreiche Familie (4 erwachsene Töchter und 2 Söhne) hatte, deren sämtliche Glieder christlich gesinnt und jetzt auch sehr teilnehmend waren und welche auch die strengste Verschwiegenheit beobachteten. Zugleich beehrte er von Gottlieb, bis auf weiteres ihr eigenes Haus möglichst nicht wieder zu betreten, in das sie auch wirklich erst in der Mitte des folgenden Jahres wieder einzog. Von der Sache selbst durfte kein besonderes Wesen mehr gemacht werden, und so strenge wehrte er allem Geläufe, daß er sogar dem Bruder der Gottlieb, Hansjörg, den Besuch bei derselben untersagte. Blumhardt nahm sich vor, ganz im stillen mit dem Schultheißen und einigen anderen verständigen Männern bisweilen Besuche bei ihr zu machen, um zu sehen, was da werden wolle.

Blumhardt schildert uns seine Besorgnisse und seine Maßnahmen in jener Zeit folgendermaßen: „Ein besonderes Grauen hatte ich vor Erscheinungen des Somnambulismus, die so häufig ein ärgerliches Aufsehen erregen und so wenig Gutes bisher gestiftet haben, und da sich immerhin ein geheimnisvolles und gefährliches Feld hier eröffnete, so konnte ich nicht umhin, in meinen einsamen Gebeten die Sache dem Herrn zu befehlen, ihn bittend, doch ja vor allen Torheiten und Verirrungen, in welche man verwickelt zu werden versucht sein könnte, mich und andere zu bewahren. Als sich die Sache ernstlicher entwickelte, hielt ich besondere Gebete und Besprechungen auf meinem Zimmer mit dem Schultheißen und Mose; und ich kann wohl sagen, daß hierdurch ein nüchterner Sinn unter uns erhalten wurde, der allein ein glückliches Ende versprechen konnte.“

Jenes eigentümliche Kränzchen war Blumhardt und seinen beiden Freunden von großem Segen. „Unvergeßlich“, sagt er hierüber in der *Verteidigungsschrift* S. 42*, „sind mir die heißen Gebete, die hier diese Männer zu Gott emporschickten, um Weisheit, Kraft und Hilfe. Wir durchsuchten miteinander die ganze Heilige Schrift und bestärkten und ermahnten einander, ja nicht weiter uns gehen zu lassen, als die Schrift uns führe; daß wir Wunder tun wollten, kam uns nicht entfernt in den Sinn. Tiefbekümmert aber waren wir, daß der Teufel sollte so viel Macht noch haben und daß solche von niemand erkannten Satansnetze über die Menschen sollten ausgebreitet sein (bezieht sich auf die nun folgenden Erlebnisse). Unser herzliches Mitleiden betraf so nicht bloß die arme Person, deren Jammer wir vor uns sahen, sondern wir jammerten und seufzten vor Gott über die Millionen, die, von Gott abgewichen, in die heimlichen Bande der Zauberei verstrickt werden; wir beteten, daß Gott doch wenigstens in diesem Falle uns Sieg geben und den Satan unter unsere Füße treten lassen wolle.“

Es vergingen indes Wochen, ehe das Geschrei in der Umgegend sich verlor, und viele Fremde kamen, das Haus zu besuchen, manche wollten auch darin übernachten, um sich von der Wahrheit des in Umlauf Gekommenen zu überzeugen; allein das

Haus wurde sorgfältig verwahrt, was dem gegenüberwohnenden Dorfschützen anempfohlen wurde; und Anfragen bei Blumhardt, wie einmal von drei katholischen Geistlichen der badischen Nachbarschaft, die etliche Stunden der Nacht in der Stube zu bringen wollten, wies derselbe aufs entschiedenste zurück. Allmählich wurde es stiller, und alles Nachfolgende blieb der Gemeinde unbekannt, wenn auch einzelne manchmal einiges erhaschten. „Im übrigen“, sagt er, „erzeigte mir diese Gemeinde, welche eben doch geistlich gehobener war als viele andere Gemeinden, in der langen Kampfzeit, in der Stille, ohne sich gegen mich zu äußern, eine ernste, andachtsvolle und erwartungsvolle Teilnahme, was mir die Ausdauer sehr erleichterte, aber gleichfalls es mir unmöglich machte, aufzuhören, ohne wirklich fertig zu sein.“

Das Gepolter dauerte in jenem Hause fort und hörte erst mit dem Beginn der Erweckung, Anfang 1844, auf. Aber nicht lange ging's, so fing's nun auch in der anderen Wohnung, in der sich Gottlieb befand, zu poltern an; und Blumhardt vernahm, Gottlieb verfallend, sooft man etwas höre, bald darauf in heftige Konvulsionen. Diese Konvulsionen wurden immer stärker und andauernder, so daß sie oft nach vier bis fünf Stunden kaum fünf Minuten Ruhe hatte. In jener Zeit, wo die Krämpfe so heftig wurden, daß einmal die Bettstelle auseinanderging, sagte der anwesende Dr. Späth unter Tränen: „Man sollte meinen, *es sei gar kein Seelsorger im Orte*, daß man die Kranke so liegenläßt, das ist nichts Natürliches!“

Blumhardt ließ sich das zu Herzen gehen und besuchte sie häufiger. „Als ich einmal mit Dr. Späth bei ihr war“, erzählte er, „zitterte ihr ganzer Leib, jeder Muskel am Kopf und an den Armen war in glühender Bewegung, wiewohl sonst starr und steif, dabei floß häufig Schaum aus ihrem Munde; so lag sie schon mehrere Stunden da, und der Arzt, der nichts Ähnliches je erfahren hatte, schien ratlos zu sein. Da erwachte sie plötzlich, konnte sich aufrichten, Wasser trinken, und kaum konnte man es glauben, daß sie die nämliche Person wäre.“ In jenen Tagen kehrte auch ein herrenhutischer Reise- oder Diaspora-Prediger,

Weiz aus Königsfeld, im Pfarrhause ein; er besuchte die Kranke, die ihm von früher her bekannt war, und nach seiner Rückkehr sprach er zu Blumhardt beim Abschiede mit aufgehobenem Finger: „Vergiß deine Schuldigkeit nicht als Seelsorger!“ „Wieder Seelsorger!“ „Was soll ich denn tun“, dachte Blumhardt, „ich tue ja, was jeder Seelsorger tut, was soll ich denn Weiteres tun?“ –

Bald darauf, an einem Sonntagabend, kam Blumhardt wieder zu der Kranken, als mehrere Freundinnen anwesend waren, und sah schweigend den schrecklichen Konvulsionen zu. Er setzte sich etwas entfernt nieder; sie verdrehte die Arme und krümmte den Leib hoch empor, und Schaum floß aus ihrem Munde. „Mir war“, sagte er, „klargeworden, daß etwas Dämonisches im Spiele sei nach den bisherigen Vorgängen, und ich empfand es schmerzlich, daß in einer so schauerhaften Sache so gar kein Mittel und Rat sollte zu finden sein. Unter diesen Gedanken erfaßte mich eine Art Ingrim, und plötzlich kam's über mich, und ich kann nicht anders als bekennen: Es war eine Anregung von Oben, ohne daß ich's eben jetzt dachte. Mit festen Schritten trat ich vor (,sprang ich vor', sagt er ein andermal), faßte die starrkrämpfigen Hände (was ich hätte lassen können, denn sie fühlte nachher Schmerzen davon), um sie möglichst zusammenzuhalten, rief ihr in ihrem bewußtlosen Zustande ihren Namen laut ins Ohr und sagte: ‚Lege die Hände zusammen und bete: Herr Jesu, hilf mir! Wir haben lange genug gesehen, was der Teufel tut, nun wollen wir auch sehen, was der Herr Jesus vermag.‘ Nach wenigen Augenblicken erwachte sie, sprach die betenden Worte nach, und alle Krämpfe hörten auf zum großen Erstaunen der Anwesenden. Dies war der entscheidende Zeitpunkt, der mich mit unwiderstehlicher Gewalt in die Tätigkeit für die Sache hineinwarf, ich hatte vorher auch nicht den geringsten Gedanken daran gehabt, und auch jetzt leitete mich ein unmittelbarer Drang, von dem ich den Eindruck noch so stark habe, daß eben er später oft meine einzige Beruhigung war, weil er mich überzeugte, daß ich nicht aus eigener Wahl oder Vermessenheit eine Sache unternommen hatte, deren schauerliche Entwicklungen ich mir damals unmöglich hätte vergegenwärtigt.“

gen können.“

Das war für Blumhardt, wie er später mehr und mehr erkannte, der Wendepunkt seines Lebens. Er hatte diesem dunklen Geschehen gegenüber, statt mit dumpfer Ergebenheit oder Gedankenlosigkeit es eben geschehen zu lassen, es gewagt, sich mit festem Bewußtsein unmittelbar zu Gott, dem Allerhöchsten, oder zu Jesu, der zur Rechten Gottes erhöht ist, zu wenden, und der Herr hatte ihm sofort aus den Höhen herab mit der Tat geantwortet. Er selbst ist fortan ein anderer, er ist nicht mehr bloß jene lebenswürdige, fast jungfräuliche Erscheinung, als die er von seinen Jugendfreunden geschildert wird, es ist ein Siegergeist aus der Höhe über ihn gekommen, der in ihm blieb. Hier hatte er ein gnadenvolles, machtvolles Eingreifen des Heilandes erlebt, ähnlich wie er's als Kind in der Bibel gelesen, und auch ein zweckvolles. Denn wie wichtig für das Reich Gottes, ja wie unentbehrlich für einen endlichen Sieg desselben das sei, daß einmal dem Reiche der Finsternis und seinen Einflüssen in solcher Weise Abbruch geschehe, das begann Blumhardt fortan, eigentlich bis an seinen Tod, je länger, je mehr zu erfahren. Jene geistlichen Feinde, denen es gelang, den Menschen den Namen Gottes und Seines Sohnes Jesu Christi dermaßen zu verhüllen, daß man sogar über ihr Sein oder Nichtsein gelehrte Forschungen anzustellen sich bemüßigt finden konnte – diese Feinde müssen, soll's anders mit dem Reiche des Herrn vorwärtsgehen, einmal zum Schemel Seiner Füße gelegt werden. Und daß dies eine Frage der Macht, eine Sache des Kampfes, eine Aufgabe des Glaubens sei, ja daß in letzter Linie soviel göttliche Erlösung ins Menschenleben hereinrage oder nicht hereinrage, wie seitens der Menschheit Glaube und glaubendes Wünschen da ist oder nicht – darüber gingen ihm gerade im Verlaufe dieses Kampfes immer mehr die Augen auf. Auch wir Beschauer seines Lebens stehen hier an einem denkwürdigen Wendepunkte. Wir haben vielleicht den Mann liebgewonnen, wir versprachen uns von dieser lieblichen Erscheinung immerhin Großes, er werde eine Saat des Segens säen, die ein reiche Ernte verspreche. Aber – wir mögen's glauben oder nicht – mit solchen ausgezeichneten

Menschen, ausgezeichneten „großen“ Christen ist an und für sich zwar oft für das Seligwerden einzelner Seelen sehr viel, für den großen Gang des Reiches Gottes aber manchmal blutwenig, zum Weinen wenig ausgerichtet auf Erden. Ihre Spur verwischt sich wie die Wellenringe, die ein Steinchen bildet, das ins Wasser fällt, und nach wie vor geht's wieder ein Jahrhundert ums andere fort, und das schöne Ziel einer herrlichen Zeit, wie sie in den Propheten, und des Wiederkommens des Herrn Jesu, wie's im Neuen Testament verheißen ist, bleibt in ewig unnahbarer Ferne. Was wir hoffen und wünschen müssen und was – so dürfen wir wohl sagen – auch seitens des Himmels geplant und gewünscht ist, war ein fortdauerndes und ist – weil es nun einmal seit vielen Jahrhunderten merklich zurücktrat – ein erneuertes Eingreifen Jesu, des Herrn selbst, durch den Glauben der Seinen. Jenes Eingreifen Jesu, des Herrn selbst, durch den Glauben der Seinen, wie es in den Tagen der Apostel zutage trat, es war – so dürfen wir wohl sagen – seitens des Himmels als ein fortdauerndes geplant und gewünscht; und daß dies – nachdem es seit vielen Jahrhunderten merklich zurückgetreten – uns wieder werde, das sollte ein Hauptziel unseres Hoffens und Wünschens sein. Er, der Herr Jesus, wird auch wieder eingreifen. Er allein bringt's vorwärts, aber er bringt's machtvoll, groß und herrlich zum Ziele. Unser Wendepunkt ist nun der, daß in dieser Lebensbeschreibung in der Folge unvermerkt, aber doch unverkennbar, die Person Blumhardts vor einem anderen zurücktritt – vor dem Herrn Jesus selbst. Wir haben im Verlaufe oft weniger Leistungen Blumhardts als Taten des Herrn Jesus durch ihn zu verzeichnen. Vielleicht sind wir nach Blumhardts Tode nun dieser Einsicht zugänglicher, vielleicht kommt jetzt neben unserer Besorgnis, ja nicht zuviel aus Blumhardts Person zu machen, die andere Besorgnis eher zur Geltung, große Taten des Herrn Jesus nicht allzu gering zu schätzen. Das Verdienst, welches Blumhardt dabei gebührt, hat er einmal in seiner naiven Geradheit damit ausgesprochen: „Damals hat der Heiland vor der Tür gestanden und angeklopft, und ich habe ihm aufgetan!“ Gerne führe ich dies nach seinem Gedanken weiter aus, in weiterer Beleuchtung jenes

Spruchs (Offenbarung 3, 20), auf den er sich da bezog: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. So jemand meine Stimme hören wird und die Türe auf tun, zu dem werde ich eingehen“ etc. Blumhardt wollte dem Worte den ihm gewöhnlich unterlegten zarten Sinn für Gemüts- und Gefühlsbedürfnisse nicht rauben, obwohl sein (um mich eines Gedankens aus der Predigt des „Seminaristen“ oder Studenten Blumhardt [siehe Seite 57f.] zu bedienen) „nach Geschehen hungerndes“ Herz davon noch nicht befriedigt war. Das Wort steht an so wichtiger Stelle als letzter Ruf, wie Abschiedsruf an seine (vgl. die Sendschreiben) dem Einschlafen nahe Gemeinde. Es steht ähnlich wie im Alten Testament Maleachis letztes Wort: „Ist's nicht ein Ruf dessen, der wiederkommen will? Siehe, ich stehe an der Tür, ich bin schon wie vor die Tür gestellt, ich will hinein, hinein in euer Menschenleben, in eure ‚Wirklichkeit‘ mit all der Gnadenmacht, die mir der Vater gegeben hat, hineinwirken und mein volles Kommen vorbereiten. Ich klopfe an, aber ihr hört ob all euren Siebensachen, euren politischen Streitigkeiten und theologischen Zänkereien meine Stimme nicht.“ So ungefähr verstand Blumhardt diese Stelle und sagte: „Damals habe ich sein Anklopfen *gehört* und ihm *aufgetan*.“ Er hat dem Herrn Jesu Gelegenheit gegeben, selbst einzugreifen. Das obgenannte, das sichtliche, macht- und gnadenvolle Eingreifen des Herrn Jesus ist auch der Grund, warum der Leser die folgenden zum Teil sehr unerquicklichen Geschichten mit in Kauf nehmen wolle, weil eben gerade in ihnen die Hilfe des Herrn sich offenbarte. Wir fahren in Erzählung der Geschichte fort, die, statt – wie zu hoffen schien – hier aufzuhören, hier eigentlich erst recht beginnt.

Auf oben erzählte Hilfe hin hatte die Kranke mehrere Stunden Ruhe. 10 Uhr abends wurde Blumhardt wieder gerufen, die Krämpfe waren wieder in über die Maßen schauerlicher Weise da; wiederum ließ er sie obige Bitte ausrufen: „Herr Jesu, hilf mir!“ Wieder ließen die Krämpfe augenblicklich nach, und immer erneute Versuche derselben, wiederzukehren, wurden wieder auf die nämliche Weise vereitelt, bis sie nach drei Stunden rief:

„Jetzt ist mir ganz wohl!“ und von da an bis 9 Uhr abends des folgenden Tages Ruhe hatte. Als dann Blumhardt mit seinen beiden Freunden, die er grundsätzlich immer mit sich nahm, wenn er die Kranke allein wußte, sie wiederbesuchte, stellten sich neue Zustände ein; die Kranke gebärdete sich wütend gegen ihn, versuchte ihn zu schlagen, jedoch ohne ihn je zu berühren, und endlich schlug sie die Hände aufs Bett nieder, wobei es das Ansehen hatte, als ob eine geistige Macht durch die Fingerspitzen ausströmte. So ging's noch einige Zeit je mit Unterbruch von etwa 3 Tagen, und endlich verloren sich diese Krämpfe, und Blumhardt glaubte wieder einmal mit einem tiefgefühlten „Gottlob“ fertig zu sein. Über das Verhalten der Kranken in der ganzen Kampfzeit bemerkt Blumhardt: „Eigentümlich war dabei, daß der Geist der Kranken nie eigentlich angegriffen wurde, ihre Person, wenn frei, blieb immer dieselbe klare, lautere, dem Herrn zuversichtlich anhangende Christin und erforderte nicht die geringste seelsorgerische Behandlung; wenn die momentan eintretenden, ob auch länger dauernden Angriffe vorüber waren, war sie wieder aller ihrer Sinne vollkommen mächtig und besaß eine Verständigkeit, Umsicht und Einsicht ins Göttliche, wie dies wenige Christen haben.“

Bald ging bei der Gottlieb in eine neue Not an. Man hörte wieder ein Klopfen wie mit Fingern um sie her, dann bekam sie plötzlich einen Schlag auf die Brust und sank zurück; auch sah sie die weibliche Gestalt wieder, die sie im vorigen Logis gesehen. Diesmal nannte sie Blumhardt den Namen derselben: eine zwei Jahre vorher verstorbene Witwe, die Blumhardt noch stark in seelsorgerischer Erinnerung war. Sie hatte bei Lebzeiten ein seufzendes Wesen, suchte Frieden und fand ihn nicht. Einmal, als Blumhardt Schades schönes Lied: „Ruhe ist das beste Gut“, zitiert hatte, erbat sie sich dasselbe und schrieb es ab; noch auf dem Todbette bekannte sie Blumhardt, von heftigen Gewissensbissen gepeinigt, schwere Sünden, fand jedoch nur wenig Ruhe dadurch. „Als ich hinging – erzählt nun Blumhardt –, hörte ich das Klöpfeln, Gottlieb lag ruhig im Bette, plötzlich war's, als führe es in sie, und ihr ganzer Leib geriet in Bewegung. Ich

sprach sodann einige Worte als Gebet und erwähnte dabei des Namens Jesu. Sogleich rollte sie die Augen, schlug die Hände auseinander, und eine Stimme ließ sich hören, die man augenblicklich für eine fremde erkennen mußte, nicht so [sehr] wegen des Klanges als wegen des Ausdrucks und der Haltung in der Rede. Es rief: ‚Den Namen kann ich nicht hören.‘ Alle zusammen schauderten. Ich hatte noch nie etwas der Art gehört und wandte mich in der Stille zu Gott, er möge mir Weisheit und Vorsicht schenken und namentlich mich vor unzeitiger Neugier bewahren. Endlich wagte ich etliche Fragen mit dem bestimmten Vorsatz, mich nur auf das Notwendigste zu beschränken und auf meine Empfindung zu merken, wenn es etwa zuviel wäre, zunächst mit Bezug auf jenes Weib, etwa so: ‚Hast du denn keine Ruhe im Grabe?‘ ‚Nein.‘ ‚Warum nicht?‘ ‚Das ist meiner Taten Lohn.‘ ‚Hast du denn – fuhr ich fort (nur still voraussetzend, daß es jene Person sei) – nicht alles gestanden?‘ ‚Nein, ich habe zwei Kinder gemordet und im Acker begraben.‘ ‚Weißt du denn jetzt keine Hilfe mehr? Kannst du nicht beten?‘ ‚Beten kann ich nicht.‘ ‚Kennst du denn Jesum nicht, der Sünden vergibt?‘ ‚Den Namen kann ich nicht hören.‘ ‚Bist du allein?‘ ‚Nein.‘ ‚Wer ist denn bei dir?‘ Die Stimme antwortete zögernd, zuletzt rasch herausfahrend: ‚Der Allerärgste!‘ So ging das Gespräch noch eine Weile fort, und die Redende klagte sich auch der Zauberei an, um derentwillen sie des Teufels Gebundene sei. Schon siebenmal – sagte sie – sei sie ausgefahren, jetzt gehe sie nicht mehr. Ich fragte sie, ob ich für sie beten dürfe, was sie erst nach einigem Bedenken gestattete, und ich gab ihr endlich zu verstehen, daß sie im Leibe der Gottliebigen nicht bleiben dürfe. Sie schien wehmütig zu flehen, dann wieder trotzig zu werden, ich aber gebot ihr, auszufahren (jedoch nicht im Namen Jesu, was ich lange nicht wagte), worauf sich schnell die Szene änderte, indem Gottliebigen die Hände stark aufs Bett niederschlug, womit die Besetzung vorüber zu sein schien.“*

Wir können uns denken, daß in jenen Tagen die Frage, ob Blumhardt am Ende nicht doch in ein maßvollst gehaltenes Gespräch eintreten dürfe oder müsse, in jenem Freundeskreise,

Blumhardt, Schultheiß, Mose, ernstlich behandelt und erwogen wurde, und ebenso, daß sie, weil sie diese Erwägungen immer an der Hand der Bibel vornahmen, schließlich notgedrungen bei Lukas 8, 27ff. (besonders V. 30) anlangten. Blumhardt hat die dort erzählte Geschichte der Heilung der besessenen Gergesener 1874 in den „*Blättern aus Bad Boll*“ in 4 Nummern (Nr. 39-42**) oder 4 Paragraphen (Evangelium Matthäi § 64-67) ausführlich in einer bei seinen Erfahrungen hochinteressanten Weise besprochen. Wir sind es ihm schuldig, denjenigen Abschnitt, der das oben erzählte Verfahren Blumhardts zu beleuchten geeignet ist, hier wiederzugeben.

(*BBB*, 1874, Nr. 41, S. 321f., Evangelium Matthäi § 66.)

„... Statt augenblicklich, wie das sonst war, auszufahren, versuchten die Dämonen noch eine Bitte. Nach Luk. fürchteten sie nichts mehr, als in die Tiefe fahren zu müssen. Jesus zeigt sich aber offenbar weich gestimmt, und als zukünftiger Richter der Lebendigen und der Toten, zu deren Erlösung im weitesten Umfange, soweit sich's möglich machte, er zunächst gekommen ist, kann er für Tote nicht als der Empfindungslose dastehen. Er läßt daher sozusagen mit sich reden und hält gleichsam inne. So fragte er den – alle repräsentierenden – unsauberen Geist: ‚Wie heißt du?‘ Offenbar fragt er so nicht den besessenen Menschen, sondern den aus ihm redenden Geist – und den fragt er nach dem Namen, den er im Leben gehabt habe. Er kann auch nicht außermenschliche Wesen, wenn man diese sich unter den Dämonen vorstellen wollte, also fragen. Hier ließe sich ja gar kein Grund denken. Denn welche Bedeutung sollte hier solcher Wesen Namen haben, da ja gar nichts bezüglich ihrer Person sich daran anknüpfen ließe. Deswegen ist eben diese Frage der stärkste Beweis dafür, daß es sich bei Dämonen, welche Menschen in Besitz nehmen, vielfältig um abgeschiedene Seelen handeln müsse. Warum aber will der Herr den Namen wissen? Will er nicht etwa eine friedliche, ja mitleidige Gesinnung damit zeigen, mindestens ein Interesse für ihn? So ist's wenigstens bei uns, wenn wir jemanden um seinen Namen fragen, daß wir denselben nicht als einen beliebigen, unbestimmten, gleichsam namenlosen Je-

mand nehmen wollen und daß wir ihm auch einige Freundlichkeit zu erzeigen geneigt sind.

Man könnte fragen, ob denn Jesus den Namen des redenden Dämonen nicht von selbst gewußt habe. Das denn wohl schon; aber am Bekenntnis von seiten des Dämonen muß dem Herrn gelegen gewesen sein, wenn er etwa, wie vielleicht doch möglich war, etwas, sei's, was es wolle, zu seinen Gunsten im Sinne gehabt hatte. Auffallend ist freilich, daß der Dämon vor den Umstehenden seinen Namen angeben und damit sich zu erkennen geben sollte. Aber konnte das nicht auch noch weitere Bedeutung gehabt haben? Wir sehen, wie vielerlei sich da denken läßt und wieviel zwischen den Zeilen gelesen werden kann, das freilich der mehr sieht, der einige Erfahrungen in diesem Gebiete gemacht hat. Der Geist hätte sich also nennen dürfen, tut's aber nicht, und zeigt vielleicht damit einen noch gebundenen oder ungebrochenen Sinn, mit dem er sich weitergehende Berücksichtigung abgeschnitten hat. Diese hätte wohl gerne der Herr auch vor den Umstehenden gezeigt, die wohl merken durften, wie weit sein Erlösungsdrang gehe. Des Dämons Antwort lautete: „Legion; denn unser ist viel.“ Damit sagte er nichts Bestimmtes, aber freilich auch etwas, das noch mehr Mitleidenerregendes hatte, weil sich's um die Befreiung von vielen handelt. Wir sehen hiernach zugleich, was für eine geheimnisvolle, allerdings ungreifliche, grauenvolle Sache es ist um solche Besessenheiten, wie hier eine war, wenn da Tausende gar eine Art Herberge oder Schutz in einem Menschen suchen oder unter der Gewalt der Finsternis stehen, die sie nötigt, auch Lebender Qual zu werden.“*

Etliche Tage später – um auf unsere Geschichte zurückzukommen – wiederholte sich die scheinbare Besetzung, wiewohl sich Blumhardt jetzt in kein Gespräch einließ. Bald war es, als führen in bestimmtester Zahl Hunderte von Dämonen aus, wobei jedesmal das Gesicht der Person sich veränderte und eine neue, drohende Miene gegen Blumhardt einnahm. Auch bekamen die Anwesenden, selbst der Schultheiß, manche Stöße und Faustschläge, Blumhardt – dem die Dämonen nichts tun zu dürfen be-

haupteten – nicht. Hier und da rauft sie sich die Haare, schlug sich die Brust, warf den Kopf an die Wand und suchte auf allerlei Weise sich zu verletzen, wurde jedoch immer mit einfachen Worten zur Ruhe gebracht.

Indessen war es, als ob die Szenen sich immer schrecklicher machten und als ob Blumhardts Einwirken die Sache nur verschlimmerte. „Was ich – sagte er – im Geist und Gemüt damals ausgestanden habe, läßt sich mit keinen Worten beschreiben. Mein Drang, der Sache ein Ende zu machen, wurde immer größer, und obwohl ich jedesmal befriedigt scheiden konnte, insofern [als] ich fühlte, daß die dämonische Macht sich fügen müsse, und insofern die Person jedesmal vollkommen recht war, so schien die finstere Macht sich immer wieder zu verstärken und mich zuletzt in ein großes Labyrinth verstricken zu wollen, mir und meiner amtlichen Wirksamkeit zum Schaden und Verderben. Alle Freunde rieten mir, zurückzutreten. Aber ich mußte mit Schrecken daran denken, was aus der Person werden könnte, wenn ich meine Hand von ihr abzöge, und wie sehr ich vor jedermann, wenn es übel erginge, als der Ursäher dastehen müsse. Ich fühlte mich in einem Netze, aus dem ich mich ohne Gefahr für mich und andere unmöglich durch bloßes *Abtreten* wieder herauswinden konnte. Zudem schämte ich mich vor mir und meinem Heilande, zu dem ich so viel betete und dem ich so viel anvertraute und der mir drunter hinein so viele Beweise seiner Hilfe gab – ich gestehe es offen –, dem Teufel nachzugeben. Wer ist der Herr? mußte ich mich oft fragen; und im Vertrauen auf den, der Herr ist, hieß es in mir immer wieder: Vorwärts! Es muß zu einem guten Ziele führen, wenn es auch in die tiefste Tiefe hinuntergeht, es sei denn, daß es nicht wahr wäre, daß Jesus der Schlange den Kopf zertreten habe!“

Die Szenen, in welchen es war, als führen Dämonen aus, steigerten sich; zugleich traten aber andere unheimliche Erscheinungen ein, die sich sogar körperlich fühlbar machten; so fühlte sich Gottlieb in einer Nacht und im Schläfe von einer brennenden Hand am Halse gefaßt, welche alsbald große Brandwunden zurückließ. Bis die Tante, die im gleichen Zimmer schlief,

das Licht anzündete, waren bereits gefüllte Blattern um den ganzen Hals her aufgefahren, und der Arzt, der am folgenden Morgen kam, konnte sich nicht genug darüber wundern. Auch sonst bekam sie bei Tag und bei Nacht Stöße auf die Seite oder auf den Kopf, oder es faßte sie an den Füßen, daß sie plötzlich entweder auf der Straße oder auf der Treppe oder wo es war, niederstürzte, wovon sie Beulen oder andere Schäden davontrug. Endlich, den 25. Juni 1842, als Blumhardt nach Korntal zum Kinderfest mußte, vernahm er bei seiner Rückkehr, sie sei nahezu wahnsinnig. Er besuchte sie erst am folgenden Tage, morgens 8 Uhr, nachdem er in der Reihe seiner täglichen Bibellektionen die merkwürdigen Worte im Buch Jesus Sirach (Kap. 2) nicht ohne Tränen und mit fast gebrochenem Herzen gelesen hatte:

„Mein Kind, willst du Gottes Diener sein, so schicke dich zur Anfechtung! Halte fest und leide dich und wanke nicht, wenn man dich davonlocket! Halte dich an Gott und weiche nicht, auf daß du immer stärker werdest; alles, was dir widerfährt, das leide, und sei geduldig in aller Trübsal. Denn gleichwie das Gold durchs Feuer, also werden die, so Gott gefallen, durchs Feuer der Trübsal bewähret. Vertraue Gott, so wird er dir aushelfen; richte deine Wege und hoffe auf ihn! Die, so ihr den Herrn fürchtet, vertrauet ihm; denn es wird euch nicht fehlen! Die, so ihr den Herrn fürchtet, hoffet des Besten von ihm; so wird euch Gnade und Trost allezeit widerfahren! Die, so ihr den Herrn fürchtet, harret seiner Gnade und weicht nicht, auf daß ihr nicht zugrunde geht!“

Mit diesen Worten gestärkt, ging er zur Leidenden, wo es bald gutzugehen schien. Nachmittags aber nahmen die Ereignisse eine außerordentliche Gestalt an. Die Kranke wurde so angegriffen, daß sie wie tot dalag, es wiederholte sich aber nun jener Eindruck vom Ausfahren von Dämonen in einer Weise, die das bisher Erlebte weit hinter sich ließ und den Eindruck eines Sieges von ungeahnter Ausdehnung erweckte. Es kam denn nun auch mehrere Wochen so gut wie nichts mehr vor, und Gottlieb konnte wandeln, wohin sie wollte. „Ich freute mich“, sagt Blumhardt, „in dieser Zeit.“

Wir gönnen ihm diese Freude von Herzen. Er war als ein Soldat treu auf seinem Posten gestanden, weder vermessen vorgehend noch auch nur einen Schritt zurück, und hatte (Epheser 6, 13) am bösen Tage Widerstand getan, alles wohl ausgerichtet und das Feld behalten. Sein Kämpfen erinnert ein wenig an das des kleinen David gegen den „schrecklichen“ Goliath. „Jedermann in Israel, wenn er den Mann sah, floh vor ihm und fürchtete sich sehr“ (1. Sam. 17, 24). So war's auch hier; auch die besten Freunde meinten, „nur mit solchen Sachen nichts zu tun zu haben! Da läßt sich nun einmal nichts machen“. In Blumhardts Augen hätte das geheißen: man darf die Vermutung, als gäbe es einen Heiland, doch nicht allzu straff spannen. Er handelte kühn, als gäbe es einen Heiland, dem alle Gewalt übergeben ist im Himmel und auf Erden; er wagte es darauf, daß Jesus Christus, welcher *gestern*, d.h. vor 1800 Jahren, zugunsten der armen Menschen und zur Ehre Seines Vaters den finsternen Mächten Einhalt gebot, auch heute noch *derselbe* sei; er ging mutig vor, „auf das alles Land innewerde, daß Israel einen Gott hat“ (1. Sam. 17, 46). Und sein Vertrauen wurde mit hehrem Erfolge, mit Hilfe aus der Höhe beantwortet. „Aber“, so schrieb er mitten im heißesten Kampfe (9. Juli 1842) an Barth, „sooft ich den Namen *Jesu* schreibe, durchdringt mich ein heiliger Schauer mit freudiger Inbrunst des Dankes, dieses *Jesum* mein zu wissen. **Was wir an Ihm haben, weiß ich erst jetzt recht.**“

Wir haben diese Worte unter Blumhardts Bild gesetzt. Vielleicht hat sich der Leser dort an dem vermeintlichen Schreibfehler „dieses Jesum“ gestoßen, in der Meinung, es sollte stehen „diesen Jesum“. Aber wir haben es hier schwerlich mit einem kaum erklärlichen Schreibfehler zu tun, sondern mit Blumhardts ängstlicher Genauigkeit in Glaubenssachen, die wir gelegentlich seiner dogmatischen Studien (vgl. Universität) erwähnt haben, oder einfacher: mit Blumhardts *Ehrfurcht*. Wahrscheinlich wollte ihm der Ausdruck „diesen Jesum“ in die Feder fließen, als ihm aber das folgende „mein“ in Sicht kam, da stutzte er und gab rasch dem Gedanken eine andere Wendung. Der Ausdruck „mein Jesus“ ist zwar unserer geistlichen Literatur in Poesie und

Prosa sehr geläufig, aber im Neuen Testamente findet er sich *nirgends*; eines der Beispiele dafür, wie sehr oft unsere bloß erbauliche Auffassung des Christentums von derjenigen der Heiligen Schrift abweicht. Blumhardt hätte sich offenbar nicht erlaubt, so von Jesu zu reden, dafür war ihm Jesus zu groß und er selbst sich zu klein. Es ist ein anderes, wenn ich von Gott sage: mein Gott, mein Vater; mit beiden stelle ich mich unter Ihn oder gleichsam in Ihn hinein, aber wenn ich irgendeinen Mann mit Namen mein nenne, „mein N.“, so erhebe ich wie einen Sonderanspruch, es liegt drin wie ein Gedanke an Privateigentum. Darum wohl schrieb Blumhardt – allerdings sehr prägnant – „dieses ‚Jesum!‘“ „Dieses Recht, Jesum haben zu wollen und Jesum in Anspruch zu nehmen in aller Not – das ist mein –“, das wollte er sagen, und so ist gerade dieses auffallende „s“ in seiner ängstlichen Bescheidenheit ein Ausdruck des „heiligen Schauers“, der ihn erfüllt.

Der Stellung, die wir diesem Ausspruch Blumhardts an der Spitze des Buches angewiesen haben, waren wir diese Erörterung, die ja auch sonst ein Licht auf Blumhardts Denken wirft, schuldig.

Blumhardts heißer, sehnlicher Wunsch, endlich einmal mit dieser mißlichen Sache fertig zu sein, schien erfüllt. Aber es war nur Schein. Er hatte sich mit einem Feinde eingelassen, der immer neue Scharen aus dem dunkeln Hintergrunde entsandte. Well' auf Welle kam: „und will sich nimmer erschöpfen und leeren, als wollte das Meer noch ein Meer gebären“. „Nie hätte ich“, sagt er, „geahnt, was nun weiter folgte.“

Im August 1842 kam die Kranke blaß und entsetzt zu ihm, um ihm etwas zu klagen, was sie bisher aus Schüchternheit vor ihm zurückgehalten habe, nun aber nicht länger verschweigen könne. Sie zögerte nun eine Weile, und er wurde ängstlich gespannt, bis sie endlich anfang, ihm von einem Leiden zu erzählen, welches sie jeden Mittwoch und Freitag befallt und welches mit so schmerzlichen und starken Blutungen verbunden sei, daß diese Plage, wenn sie nicht aufhöre, ihr Tod sein müsse. Ihre Schilderungen über andere mit dieser Plage verbundene Erleb-

nisse entziehen sich unserer Mitteilung und waren derart, daß Blumhardt hier die allerschauerlichsten Phantasien des Volksaberglaubens teilweise verwirklicht sehen mußte. „Vorderhand“, schreibt Blumhardt, „brauchte ich ordentlich Zeit dazu, mich zu sammeln, um zu der traurigen Überzeugung zu kommen, daß die Finsternis so viele Macht über die Menschen solle bekommen haben. Mein nächster Gedanke war: ‚Jetzt bist du fertig, jetzt geht's in die Zauberei und Hexerei hinein; und was willst du gegen diese machen!‘ Wenn ich aber das jammernde Mädchen ansah, so schauderte mich's vor der Möglichkeit der Existenz jener Finsternis und vor der Unmöglichkeit der Hilfe. Es fiel mir ein, daß es Leute gebe, denen man geheimnisvolle Künste zur Abwehr von allerlei dämonischen Übeln zuschrieb und sympathetische Mittel, welchen immer unbedingt Hohe und Niedere huldigen. Sollte ich etwa nach dergleichen Dingen mich umsehen? Das hieße, wie ich längst überzeugt war, Teufel mit Teufel vertreiben. Ich erinnerte mich alsobald an eine Warnung, die ich einmal bekommen hatte, da ich damit umging, etwa den Namen Jesu an die Türe der Wohnung der Kranken zu heften oder sonst so etwas zu versuchen, weil eben guter Rat oft schwer zu finden war. Unter solchen Gedanken las ich morgens die Losung der Brüdergemeinde jenes Tages, welche lautete: ‚Seid ihr so unverständlich? Im Geist habt ihr angefangen, wollt ihr's denn nun im Fleisch vollenden?‘ Gal. 3, 3. Ich verstand den Wink, und Gott sei gepriesen, der mich geleitet hat, stets bei den lautereren Waffen des Gebets und Wortes Gottes zu bleiben! Soll, durchfuhr es mich, gläubiges Gebet nicht auch wider obige Satansmacht, worin sie nun bestehen möge, etwas auszurichten vermögen? Was sollen denn wir arme Menschlein machen, wenn hier nicht direkte Hilfe von oben zu erlehen ist? Ist Satan hier im Spiel, ist's recht, es dabei zu belassen? Und kann das nicht durch den Glauben an den wahrhaftigen Gott niedergetreten werden? Wenn Jesus gekommen ist, die Werke des Teufels zu zerstören, soll solches nicht hier vornehmlich festgehalten werden? Gibt's eine Zauberei und Hexerei, ist's nicht Sünde, sie unangetastet ihr Spiel treiben zu lassen, wenn eine Gelegenheit sich zeigt, ihr

* „Blumhardts Kampf“, op. cit., S. 32f.

** S. 305-309, 313-315, 321-324, 329-332.

mit Ernst die Spitze zu bieten? Mit solcherlei Gedanken arbeitete ich mich in den Glauben an die Kraft des Gebets auch in dieser Sache, bei welcher kein anderer Rat sonst übrig war, hinein, und ich rief der Kranken zu: ‚Wir beten, sei’s, was es wolle, wir probieren’s; wir verspielen wenigstens nichts mit dem Gebet; und auf Gebet und Gebetserhörung weist uns die Schrift fast auf jeder Seite; der Herr wird tun, was er verheißt!‘ So entließ ich sie mit der Versicherung, ihrer gedenken zu wollen, und mit der Weisung, mir wieder Bericht zu bringen.“

Der gefürchtete Freitag war schon der folgende Tag, es war der Tag, an welchem nach mehrmonatiger Dürre gegen Abend das erste Gewitter am Himmel erschien, für Blumhardt ein unvergeßlicher Tag. Neben anderem Schauerlichen, das sich einstellte, war Gottliebinn namentlich von einer wahren Wut, sich das Leben zu nehmen, befallen. Sie fuhr rasend durch beide Stuben und beehrte hitzig ein Messer, das ihr die Geschwister natürlich nicht in die Hände kommen ließen; dann entrann sie auf die Bühne, sprang auf das Gesimse des Fensterladens hinauf und stand bereits außer dem Laden in freier Luft, nur noch mit einer Hand nach innen sich haltend, als der erste Blitzstrahl des nahenden Gewitters ihr ins Auge fiel, sie aufschreckte und weckte. Sie kam zur Besinnung und rief: „Um Gottes willen, das will ich nicht.“ Der lichte Augenblick verschwand, und im wiederkehrenden Delirium erfaßte sie einen Strick (woher, ist ihr heute noch unerklärlich) und band ihn künstlich um das Gebälke der Bühne mit einer Schleife, die sich leicht zusammenzog. Schon hatte sie den Kopf beinahe ganz in die Schleife hineingezwängt, als ein zweiter Blitzstrahl durch das Fenster ihr Auge traf, der sie wie vorhin wieder zur Besinnung brachte. Ein Tränenstrom floß ihr am folgenden Morgen von den Augen, als sie den Strick am Balken erblickte, den sie bei der besten Besinnung so künstlich umzuwinden nicht imstande gewesen wäre. Am nämlichen Tage, abends um 8 Uhr, wurde Blumhardt gerufen und fand sie ganz im Blute schwimmend. Ihre sonstigen furchtbaren Bedrängnisse übergehe ich. Blumhardt hob, nachdem er ohne viel Erfolg einige Trostesworte gesprochen, mit Ernst an zu beten, während

draußen der Donner rollte. Das wirkte nach einer Viertelstunde so entscheidend, daß alles weg war. Bald kam sie ganz zu sich, und Blumhardt entfernte sich auf einige Augenblicke, bis sie ganz umgekleidet war. „Es war unter uns – fährt er fort – nur ein Loben und Danken, als wir sie wieder so völlig verändert, auf dem Bette sitzend, antrafen. Die Plage war für immer verschwunden.“ Die Schreckensszene jener Nacht hat übrigens noch einen denkwürdigen Anhang, den ich dem Leser nicht vorzuenthalten mir erlaube. Wir lassen Blumhardt (in Abkürzungen) erzählen:

„Die Kranke bekam unvermutet einen neuen Anfall, gerade wie sonst, wenn Dämonisches über sie fiel, und nach allerlei Zwischenfällen brach plötzlich mit ganzer Stärke der Zorn und Unmut der Dämonen los, und es wurde eine Menge Äußerungen folgender Art vernommen, meist mit heulender und wehklagender Stimme: ‚Jetzt ist alles verspielt, jetzt ist alles verraten, du verstörst uns ganz, der ganze Bund geht auseinander, alles ist aus, alles kommt in Verwirrung, du bist schuld daran mit deinem ewigen Beten, du vertreibst uns doch noch. Wehe, wehe! Alles ist verspielt, unser sind 1067, und derer, die noch leben, sind auch viele, aber die sollte man warnen, oh, weh ihnen, weh, sie sind verloren, Gott verschworen, ewig verloren.‘ Das Gebrüll der Dämonen, die zuckenden Blitze, die rollenden Donner, das Plätschern der Regengüsse, der Ernst der Anwesenden, die Gebete von meiner Seite – sagt Blumhardt –, auf welche die Dämonen in oben beschriebener Weise ausfuhren: das alles bildete eine Szene, die sich kaum wird jemand auf eine der Wirklichkeit entsprechende Weise vorstellen können. Wenn übrigens die Dämonen unter anderem äußerten: ‚Niemand in der Welt hätte uns vertrieben; nur du mit deinem ewigen Beten und Anhalten setztest es durch‘, so war das nicht ganz unerklärlich, denn nicht so leicht würde sich einer so hingeeben haben wie ich, und sicherlich die am wenigsten, die, indem ich ehrlich genug bin, auch solche Äußerungen niederzuschreiben, mich einer hochmütigen Selbsterhebung zeihen wollen.“ (Vgl. 1. Sam. 17, 28: „Ich kenne deine Vermessenheit wohl.“)

Blieb auch diese Plage fortan völlig aus, so traten doch bald immer wieder andere Erscheinungen dämonischer Art ein. Ein Freund, dem Blumhardt seine Not geklagt hatte, Seminardirektor Stern in Karlsruhe, machte ihn auf das Wort des Herrn aufmerksam: „Diese Art fährt nicht aus, denn durch Beten und Fasten.“ Weiteres Nachdenken brachte nun Blumhardt darauf, dem Fasten mehr Bedeutung zu geben, als man ihm gewöhnlich gibt. „(In)sofern dasselbe ein tatsächlicher Beweis vor Gott ist – schreibt er –, daß der Gegenstand des Gebets dem Beter ein wahres und dringendes Anliegen sei, und (in)sofern es die Intension und Kraft des Gebets in hohem Grade verstärkt, ja ein fortgesetztes Gebet auch ohne Worte repräsentiert, konnte ich glauben, daß es nicht ohne Wirkung sein werde, besonders, da für den Fall, in dem ich stand, ein besonderes Wort des Herrn vorlag. Ich versuchte es, ohne jemandem etwas davon zu sagen, und in der Tat wurden mir dadurch die nachfolgenden Kämpfe außerordentlich erleichtert, ich konnte viel ruhiger, bestimmter und fester reden, hatte auch nicht mehr nötig, so lange Zeit zu verweilen, ja ich fühlte, daß ich, ohne dazusein, wesentlich einwirken konnte. Und wenn ich kam, gewährte ich oft in wenigen Augenblicken bedeutende Resultate.“

Von dem, was Blumhardt noch Weiteres über die dämonischen Erscheinungen erzählt, gehen wir hier nur noch einzelnes, was eine Beziehung zur Religion und Sittlichkeit hat. So habe sich z.B. zwischen den Dämonen ein Unterschied gezeigt; die einen trotzig, voll Haß gegen Blumhardt, sprachen oft Worte aus, die wert gewesen wären, aufbehalten zu werden; sie hatten ein Grauen vor dem Abgrund, dem sie sich jetzt nahe fühlten, und sagten unter anderem: „Du bist unser ärgster Feind, wir sind aber auch deine Feinde; dürftest wir nur, wie wir wollen! Oh, wenn doch nur kein Gott im Himmel wäre!“ Daneben schrieben sie doch alle Schuld ihres Verderbens sich selber zu. Schauerlich war das Benehmen eines Dämons, der früher im Hause der Gottliebinnen von dieser gesehen worden war und jetzt als Meineidiger sich zu erkennen gab. Er rief zu wiederholten Malen die Worte aus, die an dem Fensterladen jenes Hauses ge-

malt stehen:

„O Mensch, bedenk' die Ewigkeit,
Versäume nicht die Gnadenzeit,
Denn das Gericht ist nicht mehr weit!“

Dann verstummte er, verzog das Gesicht, hob starr drei Finger (es sind wohl die Finger der Kranken gemeint) in die Höhe, schauderte plötzlich zusammen und stöhnte: „Hm!“ Dergleichen Szenen, welchen er gerne mehr Zuschauer gegönnt hätte, kamen viele vor. Die meisten Dämonen indessen, die sich vom August 1842 bis Februar 1843 und später kundgaben, gehörten zu solchen, die mit heißester Begierde nach Befreiung aus den Banden des Satans schmachteten. Es kamen dabei auch die verschiedensten Sprachen mit dem sonderbarsten Ausdruck vor, meist daß er sie mit keinen europäischen Sprachen vergleichen konnte. Aber sicher kam auch Italienisches (dem Klange nach) und Französisches, das er selbst verstand, vor. Sonderbar und mitunter komisch anzuhören waren in einzelnen Fällen die Versuche solcher Dämonen, deutsch zu reden, besonders auch, wenn sie Begriffe, deren deutschen Ausdruck sie nicht zu wissen schienen, umschrieben. Dazwischen hinein ließen sich Worte vernehmen, die Blumhardt keiner von beiden Arten Dämonen zuschreiben konnte. Denn sie klangen als aus einer höheren Region stammend. Dahin gehört die über die Maßen häufige Anführung der Worte (Hab. 2, 3.4): „Die Weissagung wird ja noch erfüllt werden zu seiner Zeit und wird endlich frei an den Tag kommen und nicht außenbleiben. Ob sie aber verziehet, so harre ihrer; sie wird gewißlich kommen und nicht verziehen. Siehe, wer halsstarrig ist, der wird keine Ruhe in seinem Herzen haben, denn der Gerechte lebt seines Glaubens.“ Dann war's wieder, als ob dieselbe höhere Stimme sich zu den Dämonen wenden wollte, indem sie eine Stelle, die er lange nicht finden konnte, bis er sie in Jer. 3, 25 erkannte, ausrief (statt der ersten Person, „wir“, wurde die zweite gebraucht), also: „Darauf ihr euch verließet, das ist euch jetzt eitel Schande, und des ihr euch tröstet, des

müßt ihr euch jetzt schämen. Denn ihr sündigtet damit wider den Herrn, euren Gott, beide, ihr und eure Väter, von eurer Jugend auf, auch bis auf diesen heutigen Tag; und gehorchtet nicht der Stimme des Herrn, eures Gottes.“ „Diese und andere Bibelstellen – sagt Blumhardt – begriff ich lange nicht; doch lernte ich allem mehr Aufmerksamkeit und Bedeutung schenken. Bei solchen Äußerungen, die bisweilen am Schlusse eines Kampfes

* Auf die hier ausgesprochene Vermutung, die Frage Jesu nach dem Namen deute auf *menschliche* Abkunft des den Gergesener störenden Geistes, ist Blumhardt – wie ich zu wissen meine – erst kurz vor Abfassung dieser Erklärung infolge eigentümlicher Erfahrungen gekommen. In der Zeit, wo wir ihn hier sehen, im *Anfange* seiner Erfahrungen, entnahm er diesem Texte nur *eins*: daß es Notfälle geben könne, wo absolutes Vermeiden je des Redens oder Fragens weder geboten noch aus rätlich sei. Auf den Gedanken, hier es mit der Seele einer Verstorbenen zu tun zu haben, kam Blumhardt *nur* durch die ihn selbst sehr überraschende und unliebsame Erfahrung, wie übrigens jeder sieht, der seine Erzählung für redlich nimmt. Ein Hypothesenmacher war Blumhardt nicht. Wenn deshalb ein Rezensent die Hypothese aufstellt, Blumhardt hätte sich vorher obige Hypothese zurechtgemacht und von da aus operiert, so wäre es konsequenter, dann auch Blumhardt nicht (wie er tat) die „Unchristlichkeit seiner Hypothese“, sondern einfach die *Unredlichkeit seiner Erzählung* zum Vorwurfe zu machen, was Rezensent aber aus begreiflichen Gründen doch unterlassen hat. Freilich erlaubte Blumhardt sich auch nicht, sich eigensinnig an das ihm damals gewiß so gut wie heute noch fast uns allen anhaftende Vorurteil unserer Schulhypothese zu binden, daß diese Dämonen von überallher, nur nicht von Menschen stammen können, oder wie Rezensent mit Worten eines Theologen sagt: „daß die Heilige Schrift durchgängig zwischen Dämonen und unseligen Seelen unterscheidet“, während sie uns doch über die Herkunft der Dämonen gar *nichts* sagt, also auch nicht, daß sie nicht von Menschen stammen. Die Heilige Schrift gibt uns über dieses Gebiet keinen „Offenbarungsunterricht“, so daß es darüber eine förmliche „christliche Lehre“ gäbe. Sie stellt sich schlicht auf den Boden allgemein menschlicher Erfahrung. Immerhin könnte man sagen, des Heilands Voraussetzung einer schlimmen Beeinflussung der Menschen seitens des *Hades*, d.h. der Welt der unselig Verstorbenen, Matth. 16, 18, die ihm doch wohl gerade im Zusammenhang mit seinen Erfahrungen auf dem Gebiete der Seelenstörungen kam – diese seine Voraussetzung lasse Erfahrungen, wie sie Blumhardt gemacht, nicht so „unchristlich“ erscheinen. Und wie viele

vorkamen, war es mir zumut, als ob mir Stärkung und Trost von oben damit geboten wäre, wie ich denn auch nicht ohne den gerührtesten Dank auf die vielen Bewahrungen und Rettungen zurückblicken kann, die ich erfahren durfte.“

Einiges aus Blumhardts Verhalten gegen die nach Befreiung schmachttenden Dämonen teile ich wörtlich mit: „Ich gab lange Zeit ihren Reden kein Gehör und kam oft in großes Gedränge, wenn ich den schmerzvollen Ausdruck im Gesicht, die flehentlich emporgehobenen Hände und den heftigen Tränenstrom, der aus den Augen floß, sah und dabei Töne und Seufzen der Angst, Verzweiflung und Bitte hörte, die einen Stein hätten erweichen sollen. Sosehr ich daher mich sträubte, auf irgendeine Erlösungs-

unheimliche Erfahrungen machte der *Heiland*, die auch vorher in der Bibel *nirgends* erwähnt werden! Es scheint fast, als meine jener Rezensent, in diesem Gebiete sei wirklich der Hypothese, der Phantasie freier Spielraum gegeben, und unsere Pflicht bestehe nur darin, die Resultate unseres Grübelns, unsere Hypothesen, „christlich“ – oder vielleicht eher: „dem Geschmack unserer heutigen Bildung entsprechend“ – ausfallen zu lassen, während wohl kaum mehr als hier nur Unbefangenheit, Freiheit und Redlichkeit des Denkens verlangt ist. Jedenfalls war allerdings Blumhardt nicht der Mann, der fähig war, dem Jammer gegenüber, der an ihm kam, zu antworten: „Seele, sag, was du willst: du bist's doch nicht – ich weiß das aus meinen Collegienheften.“ Das sonderbarste an des Rezensenten Vorwürfen ist, daß er dem großen „Missionsmanne“ Blumhardt vorwirft, „heidnische“ Hypothesen zu vertreten. Waren Blumhardts Erfahrungen reell, so ist nichts *weniger* zu verwundern, als wenn dergleichen unheimliche Erscheinungen gerade auch in der *Heidenwelt* zutage treten. Eine heidnische Quelle aus dem Altertum, die diese Hypothese als Theorie brächte, ist mir übrigens nicht bekannt. Josephus, der diese Theorie bringt, war ein Jude und konnte sie gar wohl aus den Anschauungen seines Volkes gewinnen, das sich um dieses Gebiet lebhaft interessierte, ja vielleicht auch indirekt aus den Vorstellungen, die sich das Volk allmählich infolge des auffallenden Wirkens Jesu und seiner Apostel gebildet. Nicht eine Hypothese, sondern eine (wirkliche oder vermeintliche) Tatsache dieser Art läßt – erheblich *später* als Josephus – Philostratus den Apollonius von Tyana aus seinen Erfahrungen bei den indischen Brahmanen erzählen. Dies ist meines Wissens wohl das einzige hierher gehörige Beispiel aus dem klassischen Heidentum. Denn jene Drohung, die Horaz (*Epod.* 5) dem für Zauberkünste zu Tode gequälten Knaben in den Mund legt, er wolle, wenn gestorben, nach dem Rechte der *dii manes* seine Mörder ängstigen – diese Drohung erweckt eine ganze andere Vorstellung als die des Besessenseins, würde also auch dem Josephus nicht zur Begründung seiner Annahme gedient haben.

manier einzugehen, weil ich bei allem, was vorkam, immer zuerst an einen etwaigen gefährlichen und verderblichen Betrug des Teufels dachte und für die Nüchternheit meines evangelischen Glaubens fürchtete, so konnte ich doch zuletzt nicht umhin, eine Probe zu machen, besonders da gerade diese Dämonen, die einige Hoffnung für sich zu haben schienen, weder durch Drohungen noch durch Anmahnungen sich zum Weichen bringen ließen. Der erste Dämon, bei welchem ich es, soviel ich mich erinnere, wagte, war jenes Weib, durch welches die ganze Sache angeregt schien. Sie zeigte sich wieder in der Gottlieb und rief fest und entschieden, sie wolle des Heilands und nicht des Teufels sein.* Dann sagte sie, wieviel durch die bisherigen Kämpfe in der Geisterwelt verändert worden sei. Mein Glück aber sei das gewesen, daß ich ganz allein beim Worte Gottes und dem Gebet geblieben sei. Wenn ich etwas anderes als das versucht und etwa zu geheimnisvoll wirkenden Mitteln meine Zuflucht genommen hätte, wie sie vielfältig unter den Leuten üblich seien und auf welche es die Dämonen bei mir angelegt hätten, so wäre ich verloren gewesen. Das sagte sie mit bedeutungsvoll aufgehobenem Finger und mit den Worten schließend: ‚Das war ein fürchterlicher Kampf, den Sie unternommen haben!‘ Dann flehte sie dringend, ich möchte für sie beten, daß sie vollends ganz aus des Teufels Gewalt befreit werde, in die sie fast unwissend durch getriebene Abgötterei, Sympathie und Zauberei gefallen sei, und daß sie irgendwo einen Ruheort erhalte. Ich hatte das Weib im Leben gut gekannt, und sie zeigte damals eine Begierde zum Worte Gottes und nach Trost, wie ich sonst nicht leicht wahrgenommen hatte. (Wir erinnern uns hier dessen, was oben über ihre vielen Besuche im Pfarrhause erwähnt worden.) Nun wollte mir doch das Herz um sie brechen, und mit innerlichem Aufblick zu dem Herrn fragte ich sie: ‚Wo willst du denn hin?‘ ‚Ich möchte in Ihrem Hause bleiben‘, antwortete sie. Ich erschrak und sagte: ‚Das kann unmöglich sein.‘ ‚Darf ich denn nicht in die Kirche gehen?‘ fuhr sie fort. Ich besann mich und sagte: ‚Wenn du mir’s versprichst, daß du niemanden stören und nie dich sichtbar machen willst, und unter der Voraussetzung, daß es

Jesus dir erlaubt, habe ich nichts dagegen.‘ Es war ein Wagnis von mir, doch vertraute ich dem Herrn, er werde alles recht machen, da ich mich vor ihm auch keiner Vermessenheit schuldig fühlte. Sie gab sich zufrieden, nannte noch den äußersten Winkel, dahin sie sich begeben wolle, und fuhr sodann freiwillig und leicht aus nach dem Anschein. Von alledem wurde der Kranken nichts gesagt; doch sah sie das Weib zu ihrem großen Schrecken an der bezeichneten Stelle in der Kirche. Außer ihr aber gewahrte niemand etwas davon, und auch in der Kirche hörte später die Erscheinung ganz auf, wie überhaupt durch die nachfolgenden Kämpfe sich alles immer wieder veränderte. Auf gleiche Weise suchten auch andere Geister, die durch Abgötterei und Zauberei noch Gebundene des Teufels zu sein vorgaben, während sie sonst Liebe zum Heiland hatten, Befreiung und Sicherheit. Nur mit äußerster Behutsamkeit und angelegentlichen Bitten zu dem Herrn ließ ich mich in das Unabweisbare ein. Mein Hauptwort war immer: ‚Wenn Jesus es erlaubt!‘ Es zeigte sich auch, daß eine göttliche Leitung darunter waltete. Denn nicht alle erlangten, was sie baten, und manche mußten, auf die freie Barmherzigkeit Gottes sich verlassend, fortgehen. Ich möchte diesen subtilen Punkt nicht weiter ausführen und bemerke nur, daß keinerlei Unruhe vorgekommen ist, während die Kranke stets wieder erleichtert wurde. Solche Geister, denen ein vorübergehender Ruheort gegeben wird, dürfen auch mit den eigentlichen Spukgeistern nicht verwechselt werden. Die letzteren erscheinen immer als unter dem Gericht und unter der Gewalt des Satans, von welcher jene befreit waren. Manche Bemerkungen, die ich nach den gemachten Erfahrungen mitteilen könnte, halte ich um so lieber zurück, da sie nur Anstoß erregen könnten, während sie sonst, als nicht in der Bibel begründet, keine weitere Aufmerksamkeit verdienen. Nur einen sehr interessanten Fall kann ich nicht übergehen. Einer der Geister bat gleichfalls darum, in die Kirche gelassen zu werden. Ich sagte mein gewöhnliches ‚Wenn es Jesus erlaubt!‘ Nach einer Weile brach er in ein verzweifertes Weinen aus und rief oder hörte rufen: ‚Gott ist ein Richter der Witwen und Waisen!‘ mit dem Bemerkten, es werde ihm nicht

gestattet, in die Kirche zu gehen. Ich sagte: ‚Du siehst, daß der Herr es ist, der dir den Weg zeigt, und daß es also nicht auf mich ankommt. Geh’ hin, wo der Herr dich hingehen heißt!‘ Dann fuhr er fort: ‚Dürfte ich nicht in Ihr Haus gehen?‘ Diese Bitte überraschte mich, und an Frau und Kinder denkend, wollte ich nicht geneigt sein zu willfahren. Allein ich bedachte mich, ob es nicht eine Versuchung für mich sein soll, zu zeigen, daß ich mir alle Aufopferung gefallen lassen könne, und sagte daher endlich: ‚Nun denn, wenn du niemand beunruhigst und Jesus es dir erlaubt, so mag es geschehen.‘ Plötzlich hörte ich wieder etwas, wie von höherer Stimme, aus dem Munde der Kranken, das rief: ‚Nicht unter Dach! Gott ist ein Richter der Witwen und Waisen!‘ Der Geist fing wieder nach dem Ansehen an zu weinen und bat, wenigstens in meinen Garten gehen zu dürfen, was ihm jetzt gestattet zu werden schien. Es war, als ob einst durch seine Schuld Waisen um ihr Obdach gekommen wären.“

Blumhardt verwahrt sich bei diesen vielen Erlebnissen und seinem Verfahren in denselben gegen zweierlei. Erstens dagegen, als ob durch diese Erlebnisse der Wahn von der Existenz eines sogenannten Fegfeuers eine Stütze erhielte, zweitens gegen die Inzucht, als ob er sich hier mit Geisterbekehrungen abgegeben hätte, zwei Irrtümer, welche miteinander im Zusammenhang stehen. Wie furchtbar trügerisch der Wahn sei, als ob der jenseitigen Qual eine reinigende Kraft innewohne, trat ja gerade hier zutage, da er gegenteils in schauerlicher Klarheit den so willenslosen Zustand dieser Verlorenen und ihre völlige Unterworfenheit unter die Tyrannei der Finsternis erkennen mußte, weswegen von einer Bekehrung nicht die Rede war. Dagegen stritten seine Erlebnisse allerdings gegen jene Annahme, als ob der Mensch nach seinem Tode sofort entweder ewig selig oder ewig verdammt sei, oder mit anderen Worten, als ob es nur zwei Aufenthaltsorte für Gestorbene gebe, Himmel oder Hölle.

Mir ist, gegen diese allerdings sehr einfache, aber auch sehr schroffe Annahme spreche schon das Wort Jesu Matth. 12, 32, daß die Sünde wider den Heiligen Geist nicht vergeben werde weder in dieser Weltzeit noch in der künftigen (so lautet be-

kanntlich dieses Wort nach dem Urtext).

Die Worte beanspruchen eine eingehendere Beleuchtung. Der Herr setzt hier nicht zwei *Örtlichkeiten* einander gegenüber, etwa ein „Diesseits“ und „Jenseits“, wonach der Mensch bis zum Tode in *dieser*, nach demselben aber in *jener* Welt sich befände; sondern Er stellt der *jetzigen Weltzeit* oder Weltordnung, in welcher der Arge Macht hat (2. Kor. 4, 4; Röm. 12, 2; Eph. 2, 2 etc.), eine *künftige* entgegen, die Er bringt und die allerdings in Ihm, ihrem Urheber, und in Seinem Reiche schon in diese jetzige Weltzeit hereinragt (Hebr. 6, 5). Wer unerlöst stirbt, verfällt dem Todesgebiete (dem Hades, Luk. 16, 23, Matth. 16, 18, wo beide Male die Übersetzung „Hölle“ ungenau ist), das *dieser* Weltzeit angehört und mit derselben bei Anbruch der künftigen aufhören wird. Die Vergebung, von der Er hier redet, richtet sich also nicht nach der kleinen Geschichte des *einzelnen Menschen*, sondern nach der großen der *Welt*. Es sieht nahezu so aus, als ob der Herr hier nur solche Sünden im Auge habe, für deren Vergebung innerhalb des Erdenlebens der normale Weg der Buße und des Glaubens an Ihn versäumt worden sei, so daß Er für dieses Erdenleben auch der Lästerung des Heiligen Geistes den Weg zur Buße und Vergebung nicht gänzlich sperren wollte. Mag dem sein, wie ihm wolle, hier sieht er in zweierlei Zeit eine Stätte für Vergebung der Sünden: 1.) in *dieser* Zeit, also bis zum Jüngsten Gerichte, also eine Begnadigung, vielleicht nach Jahrhunderten der Qual, noch *vor* dem Jüngsten Tage, und 2.) in der *künftigen* Zeit, also etwa an jenem Tage, dem „Tage der Offenbarung der Kinder Gottes“. Merkwürdig ist, daß der Herr betreffs aller übrigen Sünden mit Ausnahme der Lästerung des Heiligen Geistes nicht von *Möglichkeit*, sondern von *Eintreten* der Vergebung spricht, als wäre ihm die Vergebung derselben nur eine *Frage der Zeit*, etwa vielleicht so, daß jedes Menschen Leben schließlich an die Grenze gelange, wo ihm die Wahl bleibt zwischen einer bußfertigen Beugung unter den Namen Jesu und dem Abgrund! – Wir mögen nun diese ebenso schwierige wie wichtige Stelle so oder anders verstehen, immerhin wird sie zwei Gedanken uns nahelegen: 1.) daß *jeden-*

falls nicht betreffs aller Menschen (z.B. der Heiden, aber auch sonst wohl solcher, deren Unwissenheit unverschuldet war) die Möglichkeit einer Vergebung der Sünden durch Christum mit ihrem Tode erlösch; und 2.) daß mit Anbruch der „künftigen Weltzeit“ noch eine Vergebung von überwältigendem Umfange zu hoffen sei. Mit diesen Gedanken steht denn auch wohl ein anderes Bibelwort, welches Blumhardt fortan äußerst wichtig war, in engem Zusammenhang, das Wort Römer 8, 19-23; „19. Denn das ängstliche Harren der Kreatur (Schöpfung) wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. 20. Sintemal die Kreatur unterworfen ist der Eitelkeit, ohne ihren Willen, sondern um des willen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung. 21. Denn auch die Kreatur wird frei werden vom Dienste des vergänglichen Wesens (genauer: des Verderbens, der Verwesung) zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. 22. Denn wir wissen, daß alle Kreatur (die ganze Schöpfung) sehnet sich mit uns und ängstet sich noch immerdar. 23. Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir haben des Geistes Erstlinge, sehnen uns auch bei uns selbst nach der Kindschaft und warten auf unseres Leibes Erlösung (die Erlösung unseres Leibes vom Tode).“

Wenn nach des Herrn Andeutung dem Jüngsten Gerichte so viele Vergebung vorbehalten ist, sollte da nicht jene Sehnsucht der ganzen Schöpfung nach dem „Tag der Offenbarung der Kinder Gottes“ damit in Zusammenhang stehen? Man erlaubt sich freilich nicht nur, sondern man hält sich gewöhnlich sogar für verpflichtet, von diesem Begriff der ganzen „Schöpfung“ die unselig gestorbenen Menschen auszuschließen, als gehörten sie gar nicht zu dem, was Gott erschaffen hat, und begnügt sich lieber damit, etwa einem geplagten und mißhandelten Tierlein eine poetische Sehnsucht auf einen Tag zuzuschreiben, der ihm schwerlich etwas eintragen wird. „An die Gestorbenen“, sagte Blumhardt oft, „denkt eben kein Mensch“, und doch sind ihrer Milliarden, und sie leben von Stunde zu Stunde, und ihre Verschuldung ist oft, man denke an die Heidenvölker, eine nicht übergroße. Allerdings bekommen dann die Worte, daß diese Schöpfung der Eitelkeit unterworfen sei, und zwar gegen ihren

Willen, und daß sie der Knechtschaft des Verderbens verfallen sei, eine viel tiefere Bedeutung, (in)sofern dann eine Herrschermacht durchschimmert, deren vordere Seite Eitelkeit und deren Kehrseite Verderben ist, und der Gedanke des Apostels, daß die ganze Schöpfung dieser Lügen- und Todesmacht verfallen sei, wirkt ebenso erschütternd wie der andere Gedanke erhebend, daß sie durch den endlichen Sieg Jesu aus dieser Knechtschaft befreit werden soll.

Ich habe gerne diese Gedanken hier eingestreut, weil Blumhardt gerade in diesen Kämpfen zuerst diesen unauflösllichen Zusammenhang der Verlorenen untereinander einerseits und mit der Mitwelt andererseits auf eine so entsetzliche Weise inward und ebenso zu verstehen begann, warum diese ganze Masse der Verlorenheit bewußt oder unbewußt ängstlich auf den Sieg der Kinder Gottes harrt. Wie sehr verstand er nun das Wort des Psalms 110, das im Neuen Testament so oft auf den Herrn Jesum Christum angewendet wird: „Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege!“ Der Herr Jesus hat durch seinen Opfertod die Rechte und die Macht erworben zu unserer Erlösung und zu unserer Befreiung von diesen Feinden und sagt uns: „Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun.“ Blumhardt mußte in solchen Kämpfen erkennen, daß im gegenwärtigen Stande des Reiches Gottes die Machtfrage die brennendste sei, wer die Macht haben solle, die Finsternis oder der Heiland, und daß in diesem Kampfe der Herr siegen will durch den Glauben seiner Kirche, sowie daß ein Kommen des Herrn nur durch solches fortwährendes Siegen vorbereitet werde. „Freilich“, sagt er in seiner *Verteidigungsschrift* (S. 54)*, „es träumen viele hiervon so, es werde einmal der Herr nur so geschwind, mir nichts, dir nichts, kommen und den Teufel totschiagen, wie jener Heide sich wunderte, daß er's nicht schon längst getan hätte, ohne daß die Gläubigen sich hierum viel zu bekümmern hätten.“

Bezüglich dieses Reiches der Finsternis und seiner Einflüsse auf die Menschen pflegt man freilich sonst ein anderes Verfahren zu beobachten. Man hütet sich, an dasselbe zu denken, oder hält

es wohl gar für erste Pflicht der Aufgeklärtheit, es zu leugnen, und stellt lieber auch gegenüber sonst unerklärlichen Tatsachen das Getriebe des Verstandes still, um ja nicht zu Schlüssen gelangen zu müssen, welche vom modernen Denken mit dem Bannfluch belegt sind. Es liegt darin viel Gesundes, und Blumhardt selbst war wohl gerade auch deshalb befähigt, diese Kämpfe zu bestehen, weil er ganz besonders stark von solcher gesunden Scheu vor allem vorwitzigen Grübeln oder Spielen mit diesem Gebiete beherrscht war; aber andererseits fand er es denn doch auch da, wo Tatsachen sich aufdrängen, kindisch, sein Denken in solche Fesseln zu legen, namentlich wo ihm als Diener des Evangeliums die Pflicht zu handeln nahelag. Für einen Offizier gibt es doch noch eine höhere Pflicht, als etwa ja nur vom Feinde, von seiner Stärke, von seinen Absichten, ja womöglich von seinem Vorhandensein nichts wissen zu wollen.

Wollten wir die Einblicke in des Feindes Lager, die ihm da zuteil wurden, in wenig Worten zusammenfassen, so wüßte ich kein besseres Wort als das Wort Luthers: „Groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist!“ Daß es bei Strafe höchster Schmach verpönt ist, nur von einem Dasein Satans zu reden, ist nicht seine kleinste List. *Einer* List kam aber Blumhardt immer mehr auf die Spur, und er wurde darüber unfreiwillig vielfach zum Märtyrer, nämlich: der Zauberei und dergleichen. Es ist ja gar nicht übel, alle in dieses Gebiet einschlagenden Erscheinungen einfach als Torheit zu belächeln, aber fatal ist's, daß dann vielfach wieder in allerlei Not zu abergläubischen Mitteln, als wären es harmlose Dinge, die Zuflucht genommen wird. „Helfen solche Dinge nicht – so sollte man doch wenigstens denken –, dann sind sie lächerlich, helfen sie aber, dann sind sie unheimlich.“ Ich gebe hierüber Blumhardt das Wort, wo er zugleich sich gegen den Vorwurf verteidigt, als hätte er sich mit Geisterbekehrungen abgegeben: „Von Bekehrungen war überall nirgends bei mir die Rede, sondern von einer Befreiung sonst gläubig, ja recht gläubig gewesener Seelen, die unbewußt um getriebener Zaubereisünden willen, die sie in ihrem Leben nicht dafür erkannten, obwohl ein inneres Gefühl sie davor gewarnt hatte, im

Bann und unter einer gewissen Gewalt des Teufels geblieben waren. Sie bedürfen also keiner Bekehrung – denn auch mit jenen Sünden hatten sie sich nicht von Gott abkehren wollen –, sondern nur einer Befreiung; und diese Befreiung konnten sie nur damit finden, daß im Glauben an das Blut Jesu Christi irgendwie auf Erden gegen die Macht der Zauberei gekämpft würde. Das eben, daß von keiner Seite her eine Stimme, eine ernstliche, tatkräftige Stimme gegen den Heidengreuel sich erhob, machte, daß jedermann sicher war; und oft waren's gerade redliche Seelen, welche elende und kranke Personen zum Gebrauch solcher Geheimmittel noch aufmunterten und dieselben [Mittel] unbegreiflicherweise entweder darum, weil man dazu bete unter Anrufung der höchsten Namen, für etwas Rechtes hielten oder mindestens darum für etwas Gleichgültiges, weil es etwas sei, dahinter nichts als unbekannte Gesetze der Natur stecken. So haben sich die Elenden und mit Plagen Heimgesuchten zu jedem Dienst hergegeben und sind selber vor dem Grausesten nicht zurückgebebt, haben Zauberkessel bei sich herumgetragen, darauf unter anderem stand: „In der Hölle sehen wir uns wieder“, ohne zu wissen, was sie trugen, jedenfalls Zettel mit allerlei abergläubischen Figuren und Buchstaben, auch sogenannten Hexenfüßen, wobei noch dazu heilige Geschichten und Worte lästerlich mißbraucht wurden, und haben solches auf bloßem Leibe Tag und Nacht getragen oder in Ställe, Bäume, Türpfosten, Bettladen zu unheimlicher Stunde eingegraben, haben sich auch nicht gescheut, die Ruhestätten der Toten bei Nacht zu durchwühlen, um mit gefundenen Gebeinen Greuel zu treiben. Doch was soll ich das alles nennen, was in dicken Büchern nicht erschöpft werden könnte und in feinerer, bisweilen fast unmerklicher Art selbst alle Stände durchläuft! Aber die Folge davon war ein Bann, der oft trotz allem Glauben an das Verdienst Jesu auf den Armen liegenblieb, weil die Sünde selbst von ihnen nicht erkannt war, während sie's hätten erkennen können, wenn sie hätten aufmerken wollen. So gibt es noch manche andere Sünden, die auch gläubige Christen ohne alle Scheu, obwohl zuzeiten mit innerer Zurückhaltung, tun und worüber sie nie zur Erkenntnis kommen,

sie aber auch niemand zur Erkenntnis führt. Da gibt's dann einen Aufenthalt nach dem Tode bei vielen; denn Christus ist kein Sündendiener. Es bleiben satanische Verstrickungen übrig, die gelöst werden müssen irgendwie, da der Rat Gottes doch nicht der sein kann, solche bisweilen in mancher Beziehung unschuldig und redlich zu nennende Seelen nun ohne weiteres im Bann zu lassen und in ewige Verdammnis zu stürzen. Kein Bann auf der Christenheit lag aber so schwer wie der der mehrfach erwählten Zauberei, an den niemand denkt und denken will. Mir aber ist nun Gelegenheit geworden, diesen Bann zu erkennen und dagegen zu wirken; und glauben kann ich's, daß durch einen Kampf, wie ich ihn gehabt habe, für viele auch in jener Welt (vgl. Matth. 12, 32) eine Befreiung möglich ist, die sie freilich noch lebend schon damit gefunden hätten, wenn sie, was fehlte, erkannt und im Blute Christi sich gereinigt hätten. Hierzu aber, und das ist mir das wichtigste, ist mir jetzt eine Stimme gegeben; und mein Eifer als Diener des Evangeliums bleibt darauf gerichtet, dafür Sorge zu tragen, daß, wer glaubt, einen lautereren und keuschen Glauben habe und behalte bis ans Ende.“

Kehren wir wieder zu Blumhardts Kämpfen zurück! Es folgte wieder einmal ein friedlicher, sieghafter Abschluß, der den meisten der obenerwähnten seltsamen Erscheinungen für immer ein Ende machte; es war wie ein feierlicher Gerichtsakt über die Geister, unter denen die Kranke gelitten. Die nähere Schilderung übergehen wir.

Es folgt nun diejenige Erscheinung, welche in der ganzen Krankheitsgeschichte die allerunbegreiflichste war. Blumhardt leitet die Erzählung derselben damit ein: „Ich bleibe bei meiner Ehrlichkeit und fahre fort, mitzuteilen, was mir immer noch in Erinnerung ist; überzeugt, der Herr werde auch bei dieser Darstellung seine Hand über mir haben; Ihm, dem Sieger über alle finsternen Kräfte, zur Ehre alles zu erzählen ist auch meine einzige Absicht.“ Und im Verlauf der Erzählung sagt er: „Ich kann es wahrlich niemandem übelnehmen, der mißtrauisch gegen obige Mitteilungen wird; denn es geht zu sehr über alles Denken und Begreifen. Aber die fast ein ganzes Jahr hindurch fortgesetz-

ten Beobachtungen und Erfahrungen, bei welchen ich immer mehrere Augenzeugen hatte, worauf ich – schon um üblen Gerüchten vorzubeugen – strenge hielt, lassen mich kühn und frei die Sachen erzählen, indem ich völlig versichert bin, was ich schon vermöge des Charakters der Gottliebigen sein müßte, daß nicht der geringste Betrug obwaltete noch obwaltem konnte.“

Die Erlebnisse, die Blumhardt hierauf erzählt, hatten für ihn einen hohen Wert, weil er da in einer sogar seine bisherigen Erfahrungen überbietenden Weise das hilfreiche Eingreifen der Schöpferhand Gottes erfuhr. Solchen Wert hatten sie für ihn, der diese Dinge unmittelbar und *unfreiwillig* erlebte. Fernerstehenden könnten aber die schauerlichen und qualvollen Kunststücke der Finsternis, die da zutage traten – um des sichtlichen Behagens willen, das einmal unsere Phantasie insgeheim an solchen Sachen empfindet –, den Eindruck großer göttlicher Hilfe überragen und beeinträchtigen, so daß wir diesen Teil des Berichtes Blumhardts im übrigen füglich überschlagen dürfen. „Endlich“, erzählt Blumhardt, „als diese Erscheinung unerschöpflich zu werden drohte, da raffte ich all mein Inneres zusammen und flehte zu Gott, Er möge, da Er die Kraft sei, die alles aus nichts gemacht habe, nun diese Gegenstände in nichts verwandeln, daß die Kunst des Teufels gänzlich zunichte werde. Dieser Art war mein Kämpfen mehrere Tage lang, und der Herr, der verheißten hat: ‚Alles, was ihr in meinem Namen bitten werdet, das will ich euch geben‘, hat Wort gehalten, es gelang.“

Aber auch diesem vermeintlichen Ende folgten nun noch einmal entsetzliche Krankheitserscheinungen bei der Gottliebigen, welche *absichtlich* auf ihren Tod zu zielen schienen. Als sie einmal sich selbst in unglaublich furchtbarer Weise verwundet hatte und die Wunden, nachdem sie ebensowunderbar geheilt waren, plötzlich wieder aufbrachen und eine Freundin in größter Bestürzung zu Blumhardt eilte mit der Meldung, jede Minute Verzug sei gefährlich, „da“, erzählt er, „stürzte ich, ganz übernommen, in meinem Zimmer auf die Knie nieder und redete kühne Worte. Diesmal wollte ich, so stark war ich geworden im Augenblick, dem Teufel nicht einmal die Ehre antun, hinzugehen,

sondern ließ durch die Freundin sagen: Gottlieb soll sich aufmachen und zu mir kommen, sie *könne* es im Glauben. Es stand nicht lange an, so kam sie die Treppen hinauf. Wie es aber mir dabei wurde, kann mir niemand nachfühlen.“

Den ersehnten Schluß der Geschichte, welcher in den Weihnachtsfeiertagen (24. bis 28. Dezember 1843) erfolgte, lassen wir Blumhardt, mit etwelcher Abkürzung, mit eigenen Worten erzählen: „Es schien sich alles, was nur je früher vorgekommen war, noch einmal zusammenzudrängen. Das mißlichste war, daß sich in diesen Tagen die finsternen Einwirkungen auch auf den halbblinden Bruder und eine andere Schwester, Katharina, ausdehnten und ich also sogar mit dreien zumal den verzweifeltsten Kampf durchzumachen hatte, wobei deutlich der innere Zusammenhang zwischen diesen dreien zu erkennen war. Den Verlauf des einzelnen kann ich nicht mehr genau erzählen; es war viel zu mannigfaltig, als daß ich es hätte im Gedächtnis behalten können; aber Tage waren es, wie ich keine mehr zu erleben hoffte, denn es war so weit gekommen, daß ich sozusagen alles aufs Spiel zu setzen wagen mußte, wie wenn es hieß ‚siegen oder sterben!‘ So groß übrigens auch meine Anstrengung war, so fühlbar war mir ein göttlicher Schutz, indem ich nicht die geringste Ermüdung und Angegriffenheit fühlte, selbst nicht nach vierzigstündigem Wachen, Fasten und Ringen. Der Bruder war am schnellsten wieder frei, und zwar so, daß er sogleich tätige Hilfe im Nachfolgenden leisten konnte. Die Hauptsache kam aber diesmal nicht an Gottlieb, welche im letzten Akt nach vorausgegangenen Kämpfen gleichfalls völlig frei zu sein schien, sondern an ihre Schwester Katharina, welche früher nicht das mindeste der Art erfahren hatte, nun aber so rasend wurde, daß sie

* Wahrscheinlich war es damals, daß diese ihn fragte: „Wer bist du denn?“ und auf Blumhardts Antwort: „Ein Diener des Evangeliums!“ entgegnete: „Ja, aber ein harter“, und daß sie auf seine Frage: „Wo bist du denn?“ antwortete: „In der Kluft“ (vgl. Luc. 16, Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus: „Es ist zwischen uns und euch eine Kluft befestigt“), ein Wort, das Blumhardt tief erschüttert hat.

nur mit Mühe festgehalten werden konnte. Sie drohte, mich in tausend Stücke zu zerreißen, und ich durfte es nicht wagen, ihr nahezutreten, sie machte unaufhörliche Versuche, mit eigener Hand, wie sie sagte, sich den Leib aufzureißen, oder lauerte listig umher, als wollte sie irgend etwas Gräßliches an denen, die sie hielten, verüben; dabei rasselte und plärrte sie so fürchterlich, daß man Tausende von Lästermäulern in ihr vereinigt sich denken konnte. Am auffallendsten war, daß sie ganz bei Besinnung blieb, indem man mit ihr reden konnte, sie auch bei scharfen Ermahnungen sagte, sie könne nicht anders reden und handeln, man möchte sie nur recht festhalten, daß nichts durch sie geschehe. Auch nachher hatte sie noch von allem, selbst von den gräßlichsten Mordversuchen bestimmte Erinnerungen, und diese wirkten so niederschlagend auf sie, daß ich mich mehrere Tage ihrer besonders annehmen mußte, bis nach fleißigem und ernstlichem Beten ihr die Erinnerungen allmählich schwanden. Daneben ließ sich dennoch der Dämon aus ihr ebenso bestimmt vernehmen, der sich diesmal nicht als einen abgeschiedenen Menscheng Geist, sondern als einen vornehmen Satansengel ausgab, als das oberste Haupt aller Zauberei. Er behauptete, daß mit dem, daß er in den Abgrund fahren müsse, der Zauberei der Todesstoß gegeben werde, an dem sie allmählich verbluten müsse. Plötzlich gegen 12 Uhr um Mitternacht dröhnte aus der Kehle des Mädchens zu mehreren Malen, ja wohl eine Viertelstunde andauernd, nur *ein* Schrei der Verzweiflung mit einer erschütternden Stärke, als müßte das Haus zusammenstürzen. Grausenregenderes läßt sich nicht denken, und es konnte nicht fehlen, daß nicht die Hälfte der Bewohner des Ortes, nicht ohne besonderen Schrecken, Kenntnis von dem Kampfe bekamen. Dabei befahl die Katharina ein so starkes Zittern, daß es war, als wollten sich alle ihre Glieder voneinander abschütteln. Unter Äußerungen von Angst und Verzweiflung mischten sich in der dämonischen Stimme ein riesenhafter Trotz, eine Herausforderung an Gott, ein Zeichen zu tun, damit er nicht so gemein wie andere Sünder seine Rolle niederlegen, sondern gewissermaßen unter Ehren in die Hölle fahren müsse. Solch schauerlich Gemisch von

Verzweiflung, Bosheit, Trotz und Hochmut ist wohl schwerlich je irgendwo erblickt worden. Endlich kam der ergreifendste Augenblick, welchen unmöglich jemand genügend sich vorstellen kann, der nicht Augen- und Ohrenzeuge war. Um zwei Uhr morgens brüllte der angebliche Satansengel, wobei das Mädchen den Kopf und Oberleib weit über die Lehne des Stuhles zurückbog, mit einer Stimme, die man kaum bei einer menschlichen Kehle für möglich halten sollte, die Worte heraus: ‚Jesus ist Sieger! Jesus ist Sieger!‘ Worte, die, so weit sie ertönten, auch verstanden wurden und auf viele Personen einen unauslöschlichen Eindruck machten. Nun schien die Macht und Kraft des Dämons mit jedem Augenblick mehr gebrochen zu werden. Er wurde immer stiller und ruhiger, konnte immer weniger Bewegungen machen und verschwand zuletzt ganz unmerklich, wie das Lebenslicht eines Sterbenden erlischt, jedoch erst gegen 8 Uhr morgens.“

„Das war der Zeitpunkt, da der zweijährige Kampf zu Ende ging. Daß dem so sei, fühlte ich so sicher und bestimmt, daß ich nicht umhin konnte, am Sonntag, tags darauf, da ich über den Lobgesang der Maria zu predigen hatte, meine triumphierende Freude merken zu lassen. Es gab freilich hintennach noch mancherlei aufzuräumen, aber es war nur der Schutt eines zusammengestürzten Gebäudes. Mit dem halbblinden Bruder, einem bescheidenen und demütigen, auch christlich sehr verständigen Menschen, der viel Glauben und Gebetskraft hat, hatte ich fast nichts mehr zu schaffen; und die an ihn gekommenen satanischen Angriffe sind anderen Leuten kaum bemerklich geworden. Die Katharina hatte noch eine Zeitlang je und je krampfartige Bewegungen infolge der außerordentlichen Angegriffenheit des Gemüts, war aber auch bald wieder völlig hergestellt; und was mit ihr vorgefallen war, hat, möchte ich sagen, niemand erfahren. Etwas Mehreres stellte sich noch in der nächsten Zeit bei der Gottlieb in ein; aber es waren mehr nur erneuerte, jedoch von selbst mißlingende Versuche der Finsternis mit Früherem, die mich weiter nicht viel in Anspruch nahmen. Ja, unter diesen Nachzüglern geschah es allmählich, daß sie zu einer vollkom-

menen Gesundheit gelangte. Alle ihre früheren Gebrechen, die den Ärzten wohlbekannt waren, wurden ganz aufgehoben: die hohe Seite, der kurze Fuß, die Magenübel usw. Dabei wurde ihre Gesundheit immer fester und dauerhafter; und jetzt steht es seit geraumer Zeit mit ihr so, daß sie in jeder Hinsicht als vollkommen hergestellt, als ein wahres Wunder Gottes angesehen werden kann. Ihr christlicher Sinn hat auch auf eine erfreuliche Weise zugenommen; und ihre stille Demut, ihre gediegene und verständige Rede, mit Entschiedenheit und Bescheidenheit gepaart, macht sie zu einem gesegneten Werkzeug an vieler Herzen. Was den Wert ihres Charakters am deutlichsten zu erkennen gibt, ist das, daß mir keine weibliche Person bekannt ist, die mit so viel Einsicht, Liebe, Geduld und Schonung Kinder zu behandeln wüßte, weswegen ich ihr bei nötigwerdender Aushilfe am liebsten meine Kinder anvertraue; und wie sie schon im ganzen vorigen Jahre Industrielehrerin zu aller Zufriedenheit gewesen war, wobei ich nur mit dankbarem Erstaunen auf die bewahrende göttliche Vorsehung zurückblicken kann, infolge deren sie *in der sonst so schweren Zeit auch nicht ein einziges Mal genötigt war, den Unterricht einzustellen*, so konnte ich jetzt, da eine Kleinkinderschule errichtet werden sollte, keine Person finden, die so geeignet wie sie gewesen wäre, dieselbe zu übernehmen.“

Wir fügen noch die Bemerkung über der Gottlieb in späteres Verhalten bei, welche Blumhardt im Jahre 1850 in einer Abschrift dieser *Krankheitsgeschichte** beifügte. Gottlieb in, sagte er, sei seit vier Jahren ganz in sein Haus eingekehrt (1846) als die treueste und verständigste Stütze seiner Frau in der Haushaltung und Kindererziehung, der seine Frau alles ins Haushaltungswesen Einschlagende, Kleines und Großes, unbedingt anvertrauen und nach Umständen überlassen durfte. „Was sie unserem Hause und allen Personen, die bei uns ein- und ausgehen, ist, lasse ich andere bezeugen; das weiß ich, daß, wer sie kennenlernt, nicht versäumt, seine Achtung und Wertschätzung ihrer Person überall auszusprechen. Mir ist sie namentlich auch für Behandlung von geisteskranken Personen nahezu unentbehrlich geworden, da dieselben alsbald das ungemessenste Zutrauen zu

ihr bekommen, so daß mein Umgang mit ihnen nur wenig Zeit erfordert. Übrigens ist sie nicht als eine Dienstperson bei uns, da ihre Dankbarkeit sich für das, was sie für uns tut, nicht will bezahlen lassen, sondern sie betrachtet und fühlt sich als von uns an Kindes Statt angenommen, was nun auch mit der Schwester Katharina und dem halbblinden Bruder der Fall geworden ist.“ Dieser halbblinde Bruder, Hans Georg, half später im Pfarrhause in allem aus, im Holzspalten so brauchbar wie im Überwachen von Geisteskranken, für deren Behandlung er eine besondere Gabe hatte. Blumhardt nannte ihn (wie Abraham den Elieser) seinen Hausvogt. Wieviel Gottlieb in der Folgezeit für Blumhardt war, werden wir später sehen.

So war denn nun der Kampf, nachdem er, weit entfernt, eine Ende nehmen zu wollen, immer schauerlichere Dimensionen anzunehmen gedroht hatte, fast plötzlich völlig und für immer zu Ende. *Eines* Kreuzes, das bisher nur andeutend erwähnt wurde, sei nun noch ausführlicher gedacht, nämlich, wie Blumhardt seinen Weg durch diese dunklen Gebiete immer einsamer und einsamer hat gehen müssen. Seine Freunde flohen ihn fast, und am schwersten war's ihm, daß auch sein Busenfreund Barth ihn nicht verstehen wollte. Treulich hat ihm Blumhardt von Zeit zu Zeit Bericht erstattet und oft dem um ihn bekümmerten Freunde versichert, jetzt sei's aber für immer zu Ende; und daß Barth ihm diese Täuschung so hoch als Fehler anrechnete, tat ihm weh. Er meinte, Barth hätte doch wenigstens daraus ersehen können, wie sehnlich er dem Ende entgegenseh; und nur um so tiefer hätte der Jammer, wenn's wieder ausbrach, auch ihm zu Herzen gehen dürfen. Barth hatte in diesem Gebiet ebenfalls Erfahrungen gemacht, aber solcher Art, daß er sich ihrer, obwohl er auch nicht ohne Erfahrung göttlicher Hilfe geblieben war, nicht gerade gerne erinnerte; ferner war sein Ohr doch allerlei Berichterstatern, die nur Unsicheres von der Sache wußten, zu sehr offen; während er es zu Blumhardts großem Schmerz und, wie ihm Barth nachher gestand, „absichtlich“ vermied, sich von *Blumhardt* nähere Aufschlüsse geben zu lassen. Barth hielt überhaupt jede einmal gewonnene Überzeugung oder Ansicht gerne fest,ühlte kei-

neswegs das Bedürfnis, sie anderen aufzudrängen, aber noch weit weniger, sie irgend gegen neue umzutauschen; auch machte ihn die Rücksicht auf andere der Sache *noch* ferner stehende Freunde zurückhaltender gegen Blumhardt, als es seiner sonstigen Freundschaft gegen letzteren entsprach. Durch Blumhardts bisheriges demütiges Anlehnen an ihn war er gewöhnt, ihn sich gleichsam als unter seiner Obhut zu denken, und sandte ihm seine in diese Kampfesgeschichte einschlagenden Räte, Warnungen und dergleichen in fast befehlendem Tone.

Blumhardt schrieb ihm den 2. Januar 1844, als er des erkämpften Sieges völlig gewiß war, einen warmen Brief, von dem ich mir nicht versagen kann, manches wörtlich mitzuteilen mit der Bitte, denselben weder zu ungunsten des edlen Barth auszuliegen noch auch aus demselben auf eine allzu große Spannung zwischen diesen lebenslang unzertrennlichen Freunden zu schließen. Es herrschte eben in dieser Freundschaft ein wunderbarer, gerader, herzlicher Verkehr, und jeder wußte, daß er dem anderen unbeschadet der Freundschaft die derbste Wahrheit bieten durfte. Blumhardt klagt in diesem Briefe zuerst, wie Barth nur Gehorsam verlangt habe, ohne sich in eine Besprechung einzulassen zu wollen, und fährt fort: „Du aber wolltest nur diktieren, und zwar so, wie es schnurgerade der Sache zuwider war und es mir Verderben hätte bringen müssen, denn daß der verloren ist, der dem Feind, mit dem er einmal kämpft, den Rücken bietet, dürftest Du wohl wissen. Du selbst sagst, der Feind habe *es auf meinen Ruin abgesehen*. Das ist wahr, aber um Jesu Christi, meines Heilandes, willen, bitte und beschwöre ich Dich, mir zu sagen und zu bekennen: Gibt es denn keine Kraft in der Welt als die des Teufels? Wollen wir denn des Teufels Anbeter werden, das heißt den Teufel schonen und fein machen lassen, damit er uns nichts tut? Tue doch Deine Augen auf, mein lieber Bruder, und sage mir: Sucht nicht der Teufel *jedes* Menschen Ruin, und glaubst du nicht, daß ich dem Ruin näher wäre, wenn ich mich in ein Schneckenhaus verkröche, als wenn ich dem Teufel mit dem Worte Gottes die Spitze biete? O Bruder, Bruder, Du kennst den grausen Jammer nicht, der auf der armen Menschheit

lastet.

Du weiß nicht oder überlegst es nicht, in welchem gräßlichem Umfang Zaubereien, Teufelsverbindungen in der Welt und in der Christenheit sich befinden. Das aber allmählich erfahren und wissen, gewiß wissen und doch zurücktreten – wahrlich, ich müßte ärger als der Teufel sein, wenn ich das hätte tun wollen. So wisse denn, ich habe es gewagt, ob denn nicht mit der Kraft Jesu dem Teufel das Genick gebrochen werden könne, ich war dazu hingetrieben, das weißt Du, und ich wollte sehen, wer am Ende müde wird oder verspielen sollte, der Teufel oder ich. Ich hab's gewagt, gekämpft; was ich täglich zu Gott geschrien habe seit anderthalb Jahren im Geiste an der Hand des Wortes – das konnte nicht verloren sein. Ob ich recht geglaubt, wird der Tag klarmachen, und Jesus, mein Erbarmender, wird mich rechtfertigen und hat mich gerechtfertigt.“ Im Verlaufe schreibt übrigens Blumhardt noch, wie sehr ihm gerade im Kampfe die Wichtigkeit der Mission und auch die Größe seines Freundes Barth offenbar geworden sei.

Eine Antwort in demselben Briefe auf Barths Besorgnis, Blumhardt schade sich selbst an Leib und Seele, möge ebenfalls noch folgen. Sie lautet u.a.: „Oh, Du solltest es sehen, wie kindlich heiter ich nach jedem Kampfe bin, wie selig ich mich im Danke gegen meinen Heiland fühle, wie ich beten gelernt habe, daß ich gar vieles meinem Heiland nur sagen darf, und ich hab's. Das ist so auffallend, namentlich bei den Kindern, daß auch meine liebe Doris nur eine Freude ist. Ein Seufzer nach oben: ‚Herr, stärke mich!‘ stellt alle meine Kräfte her, und nach den größten Kampfnächten hat mir's gewiß noch niemand angesehen. Frage einmal nach, ob in dieser Woche (wo Blumhardt 40 Stunden wachte), da ich 15mal vor meiner Gemeinde gestanden bin, mich jemand geschwächt oder angegriffen dachte. Von ruinierten Nerven, Heraus-schraubungen ist gar keine Rede, und davon könntest Du Dich leicht überzeugen.“

Wir sind endlich durch die dunkeln Klüfte, durch welche unser Blumhardt geführt wurde, hindurchgelangt. Mancher Leser wird mir's zürnen, daß ich nicht lieber ihn über diese Klüfte auf

eleganten Brücken allgemeiner Andeutungen hinübergeführt.* Er möge mir's glauben, daß mir dies für mich weit angenehmer gewesen wäre und daß ich oft und viel vor den einzelnen Partien dieser Schauergeschichten im Geiste stille gestanden, mit ernster Prüfung, was ich unterdrücken dürfe, was ich erzählen müsse, und mancher Leser, der mir anfangs fast zürnen möchte um solchen Stoffes willen, wird doch vielleicht etwa wieder zur Betrachtung desselben zurückkehren und schließlich den Eindruck gewinnen: Das ist nicht leichte Ware, um bloßen Nervenreizes willen zusammengestellt, es ist gewissermaßen heiliges Land; dem Manne, der's erlebt hat (Blumhardt), war's ernst, und in heiliger Weise hat er sich benommen und in heiliger Weise auch darüber berichtet.

Zwei Bedenken drängen sich etwa beim Innewerden dieser Erlebnisse auf. Fürs erste hat es manchen befremdet, daß hier Dinge erlebt wurden, von denen „nichts (?) oder doch wenig in der Bibel steht“. Aber einerseits ist die Bibel weit davon entfernt, uns über die Finsternis allseitigen, erschöpfenden Unterricht zu geben – wie sollte sie derselben diese Ehre antun! Sie verkündigt Gott, das Leben, die Erlösung, und nicht den Gegensatz, nicht die Zerrbilder. So berichtet sie aus diesem Gebiete jeweils nur das, was durch unmittelbaren Konflikt mit der Heilsgeschichte in die Sichtbarkeit gedrängt wurde. Und andererseits ist es nicht zu verwundern, wenn es in diesem Gebiete vielfach gewissermaßen „unbiblisch“ zugeht; ist es doch seine eigenste Art, dem Willen Gottes, soweit es Seine unerforschliche Vorsehung noch zuläßt, zuwiderzuhandeln. Darum ist es auch dem Heilande eigentlich ähnlich gegangen. Er hat auch unheimliche Dinge (z.B. an den Gergesenern) erlebt, für welche die ganze damals vorhandene Bibel, das Alte Testament, nichts Ähnliches, kaum einen dürftigen Anhaltspunkt bot. Ja, es schien fast, als haftete Ihm gleichsam eine unglückliche Anziehungskraft an, daß gerade Er immer und immer wieder mit solchen Dingen zu tun haben mußte, mit denen sich sonst nur die fatalsten, religiös verschrobensten Leute, Zauberer und Geisterbeschwörer, und zwar eben in *abergläubischer* Weise, zu tun machten. Hierdurch lie-

ßen sich die Pharisäer – vielleicht, weil sie selbst tiefer, als sie sich's gestanden, in den finsternen Banden des Aberglaubens befangen waren – zu jener Verleumdung verleiten, welche der Heiland an ihnen als die denkbar schwerste und gefährlichste Sünde strafte – zu der Verleumdung, der Heiland sei selbst ein Abergläubischer, Er treibe die Dämonen aus durch einen Dämonenfürsten, Beelzebul (eine Figur des Aberglaubens, an welche sie selbst zu glauben schienen). – Warum aber begegnet Ihm denn dies, nämlich daß Er so viel von derartigem Unheimlichen zu erleben hatte? Darum, weil Er sich nicht erlaubte, diesem unliebsamen Elende aus dem Wege zu gehen, weil Er sich verpflichtet fühlte, auch diesem als Sieger und als Heiland entgegenzutreten. Dies konnte damals nur *Er*. Kaum ein Prophet hätte wohl wagen dürfen und können, im Namen Gottes gegen diese Mächte anzukämpfen. Für alle anderen mochte es damals freilich das geratene gewesen sein, *nichts* zu tun und das Elend sich selbst zu überlassen; denn sich der Sache in abergläubischer Weise annehmen war das allersündlichste, -verkehrteste und -verderblichste Tun.

Dies führt uns zur Beurteilung des *zweiten* Bedenkens. Solche Geschichten – heißt es – kommen nicht nur einerseits in der Bibel *nicht* vor, sondern sie erscheinen andererseits in der Geschichte des Aberglaubens (wofür manche gar das edle Wort „Mystik“ mißbrauchen) in widerlicher Fülle. Das mag sein. So viel auch als Produkt der dichtenden Phantasie oder gar des Betrugs wird abgezogen werden müssen – eine peinliche Fülle unheimlicher Tatsachen wird dem *wirklich* unbefangenen und nüchternen Beurteiler wohl immer übrigbleiben. Solche Erscheinungen erwecken unser aller Abscheu. Aber nicht nur dies: sie stimmen uns auch von vorneherein gegen diejenigen mißtrauisch, welche sie erlebten oder denselben gegenüber tätig vorgingen. Und mit Recht. Denn immer und immer wieder wurde in feinerer oder gröberer Weise fleischlich, eigenwillig und deshalb auch mit mehr oder minder Bewußtsein abergläubisch vorgegangen, mit Formeln und anderen schlimmen Mitteln; namentlich ist es ein Krebschaden in der katholischen Kirche, daß sie solcher

Sünde oft gar noch die Weihe eines christlichen Tuns geben zu wollen scheint. Soll man nun aber *gar nichts* tun? Jedenfalls lieber, weit lieber gar nichts, als auch nur ein Titelchen zu Hilfe zu ziehn, das sich nicht in schlichtester, ja zwingender Weise aus dem in Geist und Wahrheit vor Gott erwogenen Evangelium ergibt. Aber „gar nichts“, das ziemt sich denn doch heute, wo Jesus lebt, nicht mehr, das wäre Unglaube gegen Jesum, Übergläubigkeit an den Teufel oder an die Finsternis. Blumhardt hat über jene abergläubischen Methoden nicht nur gelächelt, er hat vor jeder Verflechtung mit denselben *gezittert*. Aber als ein verordneter Diener Jesu Christi an Seiner Gemeinde konnte er es in die Länge nicht über sich bringen, den Heiland aus Mangel an einem Werkzeuge so wehr- und machtlos dastehen sehen zu müssen. Eins half ihm – nebenbei bemerkt –, so viel Demut mit so viel Tapferkeit zu verbinden: sein festes kirchliches Gemeingefühl, das ihn eigentlich im Kreise seiner Gesinnungsgenossen auszeichnete, da diese alle mehr die Frömmigkeit des einzelnen, weniger die Kirche und die Tatsachen, auf denen sie ruht, betonten. Er hatte ein Selbstbewußtsein oder richtiger ein Pflichtgefühl namens der Gemeinde Jesu Christi und ihren Rechten vor Gott und namens der Stellung, die ihm Gott innerhalb derselben zugewiesen hatte. Das enthob ihn der bösen Wahl: entweder in Erwägung seiner Unzulänglichkeit sich hinter die Linie zurückziehen oder aber sich sein Vorgehen irgendwie durch Einbildung einer persönlichen Bedeutung zu begründen. – Ein urteilsfähiger Kenner dieses Nachtgebietes und der Geschichte desselben war von der „*Krankheitsgeschichte*“ freudig und mächtig ergriffen. Zweierlei bezeugte er Blumhardt in warmem Dank gegen Gott, *erstens*: noch niemand habe in solchen Fällen sich so heilig und nüchtern vor allen anderen Mitteln gehütet als denen, welche das in Geist und Wahrheit vor Gott erwogene Evangelium zur Hand gibt, dem einfachen, ebenso tapferen wie gehorsamen Glauben an Jesum; und *zweitens*: noch nirgends sei deshalb so wie hier heller, klarer, voller *Sieg* und *Sieg Jesu allein* erfolgt.

Wer diesen großen Unterschied oder Gegensatz zwischen Blumhardts Verfahren und demjenigen des Aberglaubens ver-

kennt, der tut dies auf seine eigene Gefahr und Verantwortung hin; Blumhardt ist daran nicht schuld. Und klein ist diese Gefahr nicht. Zwar dies hat, so sehr es auch zu bedauern ist, weniger zu sagen, wenn solche Verkennung nur dazu dienen soll, sich allen weiteren Beherzigens jener Erfahrungen zu entschlagen, indem man sie mit all den abergläubischen, mit welchen man sich von Rechts wegen nicht zu befassen hat, zusammenwirft. Sehr, sehr gefährlich wäre es dagegen, wenn jemand durch Blumhardts Erfahrungen sich zu selbst eigenem Vorgehen in diesem Gebiete wollte angetrieben fühlen, *ohne* mit ihm vor allen eigenwilligen Wegen und vor jeder Art zwingerischen Aberglaubens zu *zittern*. Es weht uns von diesem Gebiete her ein ansteckender, ungesunder Reiz an und nicht zum mindesten auch eine Versuchung zu eitlen, herrschsüchtigem Ehrgeiz, ein Wunsch, auch als „Gottesmann“ diesem Gebiete gegenüber etwas zu „können“. Wer davor nicht erbebt und anmaßlich unberufen vorgeht, der mache sich auf schlimme Folgen gefaßt; denn hier – wo einer im Namen Gottes, des Allerhöchsten, soll handeln dürfen – ist heiliges Land! Arg vollends ist es, wenn solcher Unberufene etwa einer gemütskranken oder sinnverwirrten Seele – sei's in direkter Anrede, sei's indirekt in Gebeten oder dergleichen vor ihren Ohren – eigenmächtig zu verstehen gibt oder zu glauben zumutet, sie sei „besessen“. Das kann gar leicht ein *unnützes* Wort sein, das schwer wiegt am Tage der Rechenschaft, oder gar ein „Racha (Matth. 5, 22)“, das verderblich wirkt auf den Angeredeten und noch verderblicher für den, der es geredet hat.

Der Leser wird dann auch finden, daß er, um ein getreues Lebensbild Blumhardts zu besitzen, auch von diesen seinen Kämpfen einen vollen Eindruck erhalten mußte und daß, um ihm diesen vollen Eindruck zu geben, es unerläßlich war, ihm diese Bilder im einzelnen und ohne künstliche Übermalung vorzuführen. Es ist wahr, es wird in denselben das Vorhandensein eines Reichs der Finsternis in einer Weise offenbar, die uns entmutigen könnte, und hätten wir nun wirklich in diesem Abschnitte nichts anderes als Kundgebungen dieses Reiches zu lesen bekommen, dann wären allerdings diese Seiten besser ungedruckt

geblieben; denn Kenntnis von diesen Nachtseiten kann ein Mensch (um mit Blumhardt zu reden) nur soviel ertragen, wie er Jesum, den Erlöser, kennt und erfahren hat. Aber wem ist nicht gerade in dieser teilweise dunklen Partie unseres Buches *Jesus, der Erlöser*, wieder in ganz besonderer Weise nahe getreten? Es ist wahr, bei der Unart unserer armen Natur tritt dies leicht zurück hinter den erschütternden Eindrücken des unsichtbaren Vorhandenseins einer schlimmen Macht, deren Existenz wir nahezu vergessen haben. Im Neuen Testament ist uns allerdings viel davon erzählt von dem Herrn selbst und von den Aposteln, aber wir haben es längst als etwas „minder Erbauliches“ beiseite gelegt. Daß unter solchem Schutze des Vergessenseins dieses Reich, wenn es dennoch existiert, sich stärker entfaltet und, als es unvermuteterweise sich angegriffen sah, sich mit unerhörter Wildheit zur Wehr gesetzt hat, das wäre dann eigentlich uns begreiflich und würde uns die erzählten Szenen zu erklären dienen. Aber bei alledem bleibe uns nur ein schwerer Druck, daß wir uns in das Vorhandensein von so ernsten, schweren Verhältnissen, denen unsere winzige Glaubenskraft kaum gewachsen wäre, schicken müßten. Dies wäre vielleicht die Wirkung des Gelesenen auf uns, wenn das Lebensbächlein unseres Blumhardt nach diesen Katarrhakten wieder gänzlich in das gewöhnliche Bett zurückkehrte, gleichsam nur um Wiesen zu wässern und Mühlen zu treiben, oder ohne Bild zu reden: wenn sein Leben wieder ganz ähnlich verlief, wie wir's vor dem Kampfe geschaut haben. Aber gottlob, so ist's nicht. Die Geschichte ist noch nicht zu Ende, nur das Schauerliche derselben hat einen Abschluß gefunden, das *Wesentliche* derselben, das gnädige Eingreifen des Herrn, geht hehr und machtvoll vorwärts, und zwar ununterbrochen, fast rastlos. Am 28. Dezember 1843 war der Kampf zu Ende; noch am 2. Januar 1844 verteidigt sich Blumhardt in dem von uns benützten Briefe gegen Barths Behauptung, er untergrabe mit seinem Verfahren in diesem Kampfe seine Wirksamkeit in Möttlingen, aber schon den 1. Januar war das „Gnadenwerk in Möttlingen“, von dem Barth im Februar 1844 rühmend erzählt, im stillen angebrochen. Noch einmal können wir von Blumhardt

* J. C. Blumhardt, *Der Kampf in Möttlingen*, Texte, (Gesammelte Werke I/1) op. cit. S. 77f.

sagen, was er am Vorabend der schwersten Entwicklungen des Kampfes gesagt: „nie hätte ich geahnt, was nachher kommen würde“; aber es kam freundlich, hell, es kam diejenige Erfahrung seines Lebens, gegen welche ihm die eben erzählte völlig in den Hintergrund trat, wir nennen sie kurz die *Erweckung*. Oft schmerzte es Blumhardt, daß manche Leute immer mehr vom Kampfe als von der Erweckung wissen und reden wollten, und einmal, als ihm ein alter Freund das Manuskript der *Krankheitsgeschichte* zur Einsicht abbettelte, gab er's ihm ungerne, mit der fast befehlenden Bemerkung: „Aber Du weißt: *das ist nicht Möttlingen*.“ „Möttlingen“, d.h. das Erlebnis, welches der Name Möttlingen ihm ins Gedächtnis rief, auf das er auch seine großen Hoffnungen baute und dem er bis ans Ende seines Lebens eine hohe Bedeutung für die christliche Kirche zuschrieb, war nicht der Kampf, sondern die Erweckung.

... --- ...

Dritter Abschnitt

Die Erweckungszeit

R

Kapitel 10 - Die Bußbewegung

Wer die großen Tage, deren Betrachtung uns nun folgt, mehr oder minder miterlebt hat, der war durch dieselben in bestimmtester Weise an Tage erinnert, wie sie uns das Neue Testament erzählt, Tage Johannis des Täufers, Tage der Apostel. Es war uns, als hätte das Himmelreich, das die Erde zu erobern trachtet, geradeso in demselben Glanze, wie es zu der Apostel Zeiten sich offenbarte, bis heute fortexistiert, aber mit einer Hülle umgeben, und als hätte in jenen Tagen diese Hülle sich etwas gelüftet und wäre wie durch eine Lücke derselben ein Strahl jenes Glanzes des Himmelreichs Jesu Christi auf uns gefallen. Sie begannen mit einer Bußbewegung, die man in das Tagebuch des kirchlichen Lebens unter die Rubrik „Erweckung“ einregistriert hat, eine Bezeichnung, welche freilich das Mißliche hat, daß sie auch schon manchen mehr oder minder ungesunden Erscheinungen religiöser Natur beigelegt wurde.

Die Wurzeln, aus denen diese Bußbewegung hervorstach, reichen weit zurück, wie Knapps obenerwähntes Wort es treffend ausdrückt: „In Möttlingen ist in geistlicher Beziehung schon 100 Jahre lang an einem artesischen Brunnen gegraben worden.“

Wir sind es vor allem schuldig, nochmals an Barths Religionsunterricht zu erinnern und besonders an seine überaus feierlichen und gesegneten Konfirmationen, die, wie die Leute in der Erweckungszeit bekannten, in vieler Konfirmanden Herz und Gewissen einen tiefen Stachel zurückließen. Der Kampf selbst brachte, wie wir bereits wissen, eine feierliche Stimmung über die Gemeinde. Am tiefsten aber wirkte der Kampf auf Blumhardt selbst wie auch auf seine beiden Kampfgenossen und nicht minder auf seine Familie. Es war für diese (wie auch für Gottlieb) eine ernste Zeit der Buße und scharfen Gerichtes. Immer neues, strafendes Licht ging ihnen aus dem Worte Gottes auf. „Es war ein *eisener* Kamm, der an uns gehandhabt wurde“, sagte mir jemand, der eng in dieses Ringen verflochten war. In jenen Kreisen reifte schon damals jene gründliche Lauterkeit vor Gott und gegeneinander, welche später die Erweckung in so unsagbarer Weise kennzeichnete. Aber die Erweckung selbst kam „wie der Quell aus verborgenen Tiefen“ ohne jede Ahnung sei-

tens Blumhardts, noch weit mehr ohne jedes absichtliche Zutun desselben. War doch seine Art auch sonst stetsfort allem Tendenziösen feind; sie kam aus den Tiefen des Geistes, der wehet, wo er will, aber du weißt nicht, woher er kommt, noch, wohin er fährt.

Ein erster Bote dieses Friedensfrühlings war ein Erlebnis im Konfirmandenunterricht anno 1841 bis 42. Sein Konfirmandenunterricht war durch und durch sachlich gehalten, mit Vermeidung aller tendenziösen Erbaulichkeit. Wo er solche bei einem Pfarrer, dem er etwas sagen durfte, witterte, da konnte er mit Zorn die Partei des, wie er sicher voraussetzen konnte, verstimmt und verbitterten Schülers ergreifen. Nun, lassen wir uns von ihm in seinen Konfirmandenunterricht versetzen und hören wir ihn erzählen: „Da ich so 20 Konfirmanden um mich herumsitzen sah, da sah ich einen Knaben, der zu den schlimmsten gehörte, die überhaupt in der Schule waren, bei dem man schon glaubte, daß alles verloren wäre, denn böse Streiche hat er gemacht. Auf einmal rieseln diesem Knaben die Tränen von den Augen. Mir war es verwunderlich, wußte nicht, was daraus machen. Aber nach der Stunde hieß ich ihn ein wenig bleiben. Dann fragte ich ihn: ‚Was hast du? Warum weinst du?‘ dann sagte der ganz treuherzig, er habe sich ins Ohr sagen hören: ‚Deine Sünden sind dir vergeben.‘ Es ist mir ganz unerwartet gewesen; ich kann nicht sagen, daß ich ein Ähnliches so erfahren habe wie bei diesem Knaben; und richtig, er war von nun an ein anderer Mensch.“*

Ein weiteres Wehen von Frühlingsluft verspürte Blumhardt am Karfreitag 1842; also kurz vor Beginn des „Kampfes“. Es stand damals noch traurig im Gottesdienst. Zwar besucht wurde er fleißig; sogar die Haugstetter begannen, in Erwiderung der fleißigen Gänge Blumhardts zu ihnen, um ihnen dort Bibelstunde zu geben, sich fleißiger und zahlreicher einzustellen, aber jene furchtbare Macht, über die schon Barth geklagt, der *Schlaf*, herrschte noch unbestritten in der Kirche. An jenem Karfreitag nun erfaßte ihn, als er noch vor der Predigt in der Sakristei saß, der Gedanke an das Bevorstehende, den *Schlaf* seiner Gemeinde

an diesem heiligen Tage, mit tiefem Weh; aus tiefstem Inneren schrie er im Geiste zu Gott, und er fühlte an sich selbst eine Erhöhung; der Text, über den er predigen wollte (Joh. 19: Weib, siehe, das ist dein Sohn. Siehe, das ist deine Mutter), ergriff ihn selbst mit wunderbarer Gewalt; er predigte, anders als er's vorbereitet hatte, über des leidenden Heilandes herzliche Liebe zu den Seinen, mit einer Herzlichkeit und Bewegtheit, daß man des Heilandes herzliche Liebe selbst herausempfund; *eines* der gesenkten Häupter nach dem anderen hob sich überrascht empor, sie horchten ergriffen und horchten fort, mit dem Schlafen war es aus, und zwar für immer.

Noch näher rückte die eigentliche Erweckung an der Weihnacht des folgenden Jahres, am Schlusse des Kampfes. Der Ruf: „Jesus ist Sieger!“ war in der Nacht von manchen gehört und verstanden worden. Andere erzählten des Morgens, sie hätten in selbiger Stunde in den Lüften das Tal entlang schauerliche Jammerrufe: „In den Abgrund! In den Abgrund!“ vernommen; alles war erschüttert und bewegt. Mit großer Bewegung predigte am Sonntag darauf Blumhardt über den ihm folgenden Text, den Lobgesang der Maria (Luk. 1, 46-55): „Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes, denn Er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen. Siehe, von nun an werden mich seligpreisen alle Kindeskinde; denn Er hat große Dinge an mir getan, der da mächtig ist und des Name heilig ist; und Seine Barmherzigkeit währet immer für und für bei denen, die Ihn fürchten. Er übet Gewalt mit Seinem Arm und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn. Er stößet die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen; die Hungrigen füllet Er mit Gütern und lässet die Reichen leer. Er denket der Barmherzigkeit und hilft Seinem Diener Israel auf; wie Er geredet hat unsern Vätern, Abraham und seinem Samen ewiglich.“

Es war, sagt Blumhardt, eine Triumphpredigt, welche die ganze Gemeinde wohltuend erschütterte. Von der Stimmung der Gemeinde über die Ereignisse jener Nacht schreibt Blumhardt an Barth: „Im Orte wird wenig über die Sache gesprochen, es

herrscht jetzt großes Erstaunen und Zittern, und eins ums andere kommt und beichtet mir.“ Letzteres bezog sich wohl erst vorzüglich auf die Konfirmanden, unter welchen es sich zuerst ganz im stillen regte. Noch gegen den Jahresschluß erhielt er bald von dem, bald von diesem Konfirmanden ganz insgeheim ein Brieflein, welches Sündenbekenntnisse enthielt. Es waltete ein mehr und mehr fühlbarer heiliger Geist im Unterrichte. Die Konfirmanden taten sich auch, ohne daß es Blumhardt wußte, in den Häusern im stillen zusammen, um miteinander zu beten. Mit Anbruch des Jahres 1844 kam es auch an die Alten. Am Neujahrsabend kam ein Möttlinger, der sonst den Weg zum Pfarrhause selten fand, ins Pfarrhaus. Der Mann war nicht gerade als Ausbund von Schlechtigkeit bekannt, aber doch, wie Blumhardt sagt, „in vieler Hinsicht übel berüchtigt und so verschrobener Natur, daß ich mich gescheut hätte, mit ihm auch nur zu reden, weil ich in Gefahr stand, belogen zu werden“. Er war bei dem jungen Volk in den Winterabenden der zungenfertige Wortführer und Spaßmacher. Dieser trifft vor der Haustür den Hans Georg und fragt ihn kleinlaut, ob er zum Pfarrer dürfe. „Was hast du“, fragt dieser befremdet, „beim Pfarrer zu tun?“ „O Hansjörg“, war die Antwort, „ich bin im Elend, ich bin in dieser Nacht in der Hölle gewesen als verlorener Sünder, und da wurde mir gesagt, ich solle zum Pfarrer, dann komme ich wieder heraus, sonst nicht.“ Hansjörg führte ihn hinauf und in des Pfarrers Zimmer; Blumhardt will ihn auf einen Stuhl setzen, aber „nein, Herr Pfarrer, aufs Sünderbänkchen gehöre ich“, war die Antwort, worauf sich Hansjörg, merkend, daß es ernst wird, entfernte. „Zitternd und bleich, sich selbst gar nicht mehr gleich“, so erzählt Blumhardt, „fragt er nun: ‚Herr Pfarrer, ist es denn auch möglich, daß mir noch vergeben und ich selig werden kann?‘ Er versicherte dabei, daß er schon acht Tage lang nicht mehr geschlafen habe, und wenn ihm nicht leichter auf der Brust gemacht werde, so müsse es sein Tod sein. Auf diesen Mann war ich nicht gefaßt; ich blieb daher etwas kalt und prüfend und sagte ihm geradeheraus, daß ich ihm nicht traue, auch nicht eher traue, als bis ich an einigen Bekenntnissen seiner Sünden mich seiner

Redlichkeit versichert hätte. Doch konnte ich nicht umhin, mit ihm zu beten und ihm, dem seltsam verstörten Mann, was ich zuvor noch nie getan hatte, unter Handauflegung etliche Segensworte zuzurufen, die ihn sichtbar stärkten.“ Des anderen Tages (2. Januar) kam er wieder. Blumhardt schreibt darüber (3. Januar) an Barth: „Jener arme Sünder kam gestern schon wieder und stand unter der Stubentüre so zusammengehauen und betrübt da, daß einer meiner Mägde, die merkte, was das war, vom bloßen Anblick die Tränen von den Augen flossen.“ Wie dieser zweite Besuch verlief, weiß ich nicht. Die Absicht, Sünden zu bekennen, hatte der Mann schon bei seinem ersten Besuche, aber er scheint es trotz seines Wollens noch nicht einmal beim zweiten Besuche dazu gebracht zu haben. Erst ein späteres Mal sagte er offen: „Herr Pfarrer, jetzt will ich bekennen.“ „Das tat er denn auch“, erzählt Blumhardt, „mit großer Offenheit, und ich bekam den ersten Eindruck von den vielen schweren Sünden, die unter unserem Volk im Schwange sind. Noch war er in hohem Grade gedrückt, und was ich ihn evangelisch tröstete, wollte nicht haften; er meinte, ich müsse ihm nach meinem Amte vergeben, wenn er völlig beruhigt sein sollte. Ich vertröstete ihn auf den nächsten Besuch, den er schon am folgenden Morgen, im Gemüte um ein bedeutendes erleichtert und getröstet, machte. Er beharrte auf seinem Wunsche einer förmlichen Verkündigung der Vergebung seiner Sünden; und ich, ohnehin gehoben von der Freude über die Rettung dieses Sünders, nahm keinen Anstand, etwas, das ich mir nach der augsburgischen Konfession und dem Katechismus sowie nach den Testamentsworten Jesu gar nicht anders als dem evangelischen Amte zuständig denken konnte, zu tun. Ich tat es unter Handauflegung, und als er von den Knien aufstand, glänzte sein gänzlich verändertes Gesicht vor Freude und Dank.“

Das war der zweite Wendepunkt in Blumhardts Leben. Hatte ihn der erste, die Erhöhung des Rufes: „Herr Jesu, hilf!“, in dunkle Kämpfe und erst durch diese zu einem denkwürdigen Siege geführt, so fiel ihm bei diesem zweiten eine unerwartete Siegesfrucht in den Schoß. Es war ihm in der Folgezeit bei dem

ungeahnten Erntesege, der nun sich ihm bot, im Kleinen wohl ähnlich zumute wie etwa einst dem „Engel der Gemeinde zu Philadelphia“, als dieser die Worte des Herrn (Offb. 3, 7 und 8) vernahm: „Das sagt der Heilige, der Wahrhaftige, der den Schlüssel Davids hat, der auf tut, und niemand zuschließt, der zuschließt, und niemand auf tut: ‚Ich weiß deine Werke. Siehe, ich habe vor dir gegeben eine offene Tür, und niemand kann sie zuschließen.‘“ Blumhardt hat diesen ihm so wichtigen Augenblick mehr als einmal schriftlich fixiert. Wir bringen hier aus einer solchen zweiten Schilderung noch folgende Worte Blumhardts:

„Den Eindruck aber, den es (die Absolution) auf mich und den Mann machte, kann ich nicht vergessen. Eine unaussprechliche Freude leuchtete aus dem Angesicht des Mannes, und mir war’s, als ob ich in eine ganze neue, mir völlig unbekanntes Sphäre hineingezogen würde, in welcher heilige Geisteskräfte rege würden. Ich wußte mir’s noch nicht zu deuten und deutete es auch nicht, sondern fuhr in Einfachheit und Vorsicht fort, auf ähnliche Weise zu handeln, als bald noch andere Sünder kamen.

Fröhlich und glücklich kam der ‚arme Sünder‘ aus dem Pfarrhause und sagte zu Hansjörg: ‚So, jetzt will ich’s meinen Kameraden auch sagen. Haben sie meinen Späßen gelauscht, so werden sie jetzt auch hören, wenn ich ihnen sage, was ihnen zur Seligkeit verhilft.‘ Und er hielt Wort. Des anderen Tages stand er wieder vor der Pfarrstube, mit einem Kameraden am Arm, der ebenso zerknirscht war wie früher er und dem er ins Studierzimmer verhalf. Gleicher Hergang, gleiche Frucht! Bald kam wieder einer, und so fort!“ Freitag, den 26. Januar*, an einem monatlichen Bußtage, predigte Blumhardt – von diesen Erlebnissen ergriffen – über die Tageslosung: „Die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern“ (Ps. 77, 11). „Das war – erzählte er – das Signal zum allgemeinen Durchbruch; und der Drang der

* Die ausführliche Darstellung der die Heilung der Gottlieb Dittus begleitenden Erlebnisse findet sich in Blumhardts Bericht an die Kirchenbehörde, abgedruckt in: „*Blumhardts Kampf*“, Reichl Vlg., St. Goar 2003.

Leute wurde so stark, daß ich von 7 Uhr morgens bis 11 Uhr abends unaufhörlich zu tun hatte und Männer, denen man zuvor auch nicht das mindeste zutrauen konnte, oft stundenlang, in sich gekehrt, in der Wohnstube saßen, bis die Reihe an sie kam.“ Samstag, den 27. Januar, schreibt Blumhardt an Barth: „Bis 8 Uhr gestern wechselte bei mir Person auf Person. Es sind jetzt im ganzen 16 Personen bei mir gewesen mit Bekenntnissen. Mit 10 derselben bin ich vorderhand fertig, sonst warte ich mit der völligen Beruhigung, und jeder muß wenigstens 3mal kommen; andere, denen die Ruhe nicht kam, weil noch ein Butzen versteckt war, haben 6-8mal kommen müssen. Viele sind mir schon angekündigt. Nur eins will ich dir jetzt gesagt haben, aber mit Schüchternheit: H. X. hat seit letztem Montag keinen Branntwein mehr getrunken, NB ohne ausdrückliche Aufforderung von mir und ohne es nur mir zu sagen, bis ich’s gestern morgen von ihm vernahm und auch von seinem Weibe. Aber freuet euch mit Zittern!“ Dienstag, 30. Januar, schreibt Blumhardt: „Gestern wechselten von 8 morgens bis 11 Uhr nachts Besuche auf Besuche ... es sind bis gestern abend 35 geworden, die alle große Gewissensangst hatten und mit solchem Ringen und Weinen Ruhe suchten, daß in vielen Fällen ich gleich das erste Mal Absolution reichte, weil ihr Herz zu zerspringen schien. Andere jedoch müssen wiederkommen. Allein 24 haben Frieden erlangt. In F.s Hause ist schon jeden Abend Männerversammlung von lauter jung Erweckten. Sonst kommt man da und dort zusammen, besonders bei der G., zu deren Haus alles mit Vertrauen läuft. Es wogt und gärt immer stärker.“

Am 3. Februar kann er – infolge jener Predigt – seinem Freunde schon von 67 berichten. „In der Wohnstube warten die, welche gekommen waren, gepreßten Herzens nebeneinander, bis die Reihe an sie kam, ins Studierzimmer zu kommen. Dort konnten sich auch die härtesten Männer nicht der heißesten Tränen erwehren.“ Blumhardts Art gegen die Kommenden war – aus seinen sonstigen Äußerungen und seinem späteren Benehmen in ähnlichen Fällen zu schließen – ruhig, wie passiv, mild, nie aufdringlich, aber unerbittlich auf Wahrheit bestehend, alles Be-

schönigende abweisend. Dabei gaben ihm die vielen ungeahnten Sünden und Greuel – wie er Barth schrieb – innerlich viel zu seufzen und zu beten.

Daß nicht alle so tief zerknirscht kamen wie manche der Geschilderten, zeigen folgende Worte des oben zitierten Briefes vom 3. Februar: „Manche, wenn ich frage, was sie hertreibe, sagen, sie sehen, daß die anderen so freudig und heiter werden, und so möchten sie's auch bekommen. Da fehlt freilich noch viel; aber sind sie einmal dagewesen, so entwischen sie nicht mehr. – Viele Gebetskreise finden jetzt statt, und in allen Häusern ist nur ein Redens der Gottseligkeit, und meine heiteren und populären Vorträge, was sie auch seien, sind Zündfeuer und Ortsgespräche, woraus Du allein schon sehen kannst, wie sehr sich alles geändert hat. Gott sei gepriesen und helfe mir durch, daß ich Vorsicht, Weisheit und Geduld und Liebe beieinander behalte.“

Auch nach Haugstett kam's. Mancher, der vorher gespottet oder z.B. seine Frau ausgezankt, wenn sie „auch ging“, stellte sich acht Tage später selbst ein, mit bitteren Tränen vor allem dieses sein feindseliges Benehmen bereuend und mit dem Geständnis, er habe Tag und Nacht keine Ruhe mehr.

Langsam nur kamen die Besucher der „Stunde“, die eigentlichen Pietisten (dafür war das Gnadenwerk an ihnen nachher auch weit echter und solider als bei manchen anderen). Ein Führer der Stunde machte sich einmal abends auf dem Pfarrhofe an Hansjörg: „Du, das ist eigentlich doch katholisch Zuig (Zeug), wie's unser Pfarrer treibt.“ „Meinst du? Aber er verlangt ja dieses Bekennen nicht! Wenn aber Leute so kommen, Frieden zu suchen, so ist er doch, wie eigentlich jeder Pfarrer, verpflichtet, ihnen zu dienen. Hast du Vergebung der Sünden?“ „Ja.“ „Nun ja, dann gönn's auch den anderen!“ Aber siehe, nach einigen Tagen kam er wieder, bat zuallererst bei Hansjörg wegen seines Einwurfs ab, der ihm seither schwer aufs Gewissen gefallen sei; ging dann, wie die anderen, zerknirschten Herzens zum Pfarrer und kehrte heim, nicht mehr als ein Frommer, sondern als ein armer, mit Gott aus Gnaden versöhnter Sünder. Ähnlich ging es

einem anderen hervorragenden Mitglied der Stunde, einem um seines frommen, ehrbaren Wesens willen nicht ohne Grund sehr geachteten Manne. Auch er ging ins Pfarrhaus. Auf der Treppe begegnet er dem Pfarrer und sagt: „Herr Pfarrer, ich dachte, weil so jedermann zu Ihnen kommt, so –.“ „Hast du etwa auch etwas auf dem Herzen?“ fragte Blumhardt. „Das gerade nicht“, war die Antwort. „Ach ja, ich dachte mir's, du bist der liebe, brave A.“, sagte Blumhardt herzlich, ihm die Hand drückend, und bot ihm – sich entschuldigend – Lebewohl. Des anderen Morgens in aller Frühe begehrt A. den Herrn Pfarrer zu sprechen: Er habe eine furchtbare Nacht gehabt, alle seine Sünden seien ihm gezeigt worden, er komme nicht mehr als der brave A., sondern als einer der ärgsten Sünder. Blumhardt sagte: „Hab gedacht, der werde kommen, denn ich habe in einem fort seither für ihn beten müssen.“

Immer mehr wuchs ihm die Arbeit an. „Täglich – schreibt er den 10. Februar – habe ich bis nachts ½12 Uhr noch Leute bei mir, und morgens 6 Uhr steht schon wieder einer da, und den ganzen Tag geht's unaufhörlich fort, daß ich an gar nichts anderes mehr denken kann. Gestern verbat ich mir in der Kinderlehre, bei welcher das Schulzimmer gedrückt voll war, die Besuche wegen des *Monatsblattes*, um so mehr habe ich heute zu erwarten. Wenn's so fortgeht ... und doch – was soll ich zu allem sagen? Es geschieht mir auf eine Weise, die ganz über all mein Denken geht. Sind doch schon jetzt im ganzen 156 Personen gekommen, alle mit Bußtränen, wenn nicht das erste, so doch das zweite und gewiß das dritte Mal. Wie ich auskomme, ist mir selbst ein Rätsel. Denn denke Dir die vielerlei Charaktere, und wüßtest Du auch die vielerlei Sünden und Greuel, bei denen ich oft ganz starr werden möchte, so würdest Du noch mehr, als Du's schon tust, die Schwierigkeiten meiner Lage erkennen ... Die Versammlungen, Spinnstube etc. werden so voll, daß ich bald werde organisieren müssen etc.“ Das war am Samstag geschrieben; am Donnerstag darauf belief sich die Zahl schon auf 222.

Aus jenen Tagen sind briefliche Notizen Barths (an einen

anderen Freund) über die Bewegung in Möttlingen vorhanden. Er schreibt am 13. Februar: „Am Sonntag war ich mit Seldenschlo in Möttlingen und habe mehrere der Erweckten gesehen, die einem Freude machen. Freilich sind unter denselben auch manche, die längst erweckt und Stundenleute waren, aber zum Teile sehr schläfrig und nicht ganz lauter, zum Teil von dem neuen Leben aufs neue angefaßt wurden. Indessen ist doch das Ganze ein Wunder vor meinen Augen.“ Am 24. Februar: „Wir streuen jahrelang den Samen aus und wissen, daß wir guten Samen gehabt und nicht vom Samenhändler uns haben betrügen lassen, und doch will nichts aufgehen, und die Leute sind ein Mal wie das andere Mal. Aber es ist nichts verloren, nur braucht's gute Weile, bis etwas hervorkommt, davon habe ich jetzt ein auffallendes Beispiel vor Augen. In Möttlingen hatte Machtholf 37 Jahre lang das Evangelium kräftig gepredigt, nach ihm Groß 14 Jahre lang, durch den viele Leute erweckt wurden, aber im Ort selbst wenige; dann, nachdem 10 Jahre lang wenigstens nichts niedergerissen, wenn auch nichts neu aufgebaut worden, arbeitete ich 14 Jahre lang auf dem alten Grunde fort, in der Hoffnung, wenigstens von dem vormals gestreuten Samen eine Ernte zu sehen. Aber diese Freude war mir nicht bestimmt; habe sie freilich, aufrichtig gestanden, auch nicht verdient. Nun, nachdem mein Nachfolger Blumhardt auch wieder 5 Jahre lang treulich sich gemüht, in deren Laufe es dem äußeren Anschein nach immer schlimmer wurde und der Stand der Sittlichkeit und des inneren Lebens auch bei vormaligen Gemeinschaftsgliedern immer tiefer herabgesunken war - nun ist seit einigen Wochen ein Feuer angezündet, das immer weiter um sich greift. Eins ums andere, darunter die Rohesten und Wildesten zuerst, kam verzweifelnd und klagend, gedrückt und weinend zum Pfarrer und bekannte seine Sünden und fand schneller oder langsamer den Frieden der Vergebung. Furchtbare Greuel der Sünde, die im geheimen getrieben wurden und wohl auch anderwärts getrieben werden, kamen zum Vorschein, und so sind nun bereits mehr als dritthalbhundert Personen, von den 80jährigen Greisen bis zu den Schulkindern herab, gekommen, und das Feuer hat sogar ins

Filial hinübergezündet, wo bisher eine absolute Unempfänglichkeit zu herrschen schien, und auch dorthin haben sich schon mehr als 20 Personen gemeldet. Bei der am letzten Montag gehaltenen Hochzeit der Tochter eines der standhaftesten Gegner der Wahrheit wurden die schönsten Lieder unseres Gesangbuches mit heller Stimme gesungen und so dem Evangelium ein lauter Triumph verschafft. Merkwürdig ist, daß die Leute sich immer auf Eindrücke berufen, die sie zu Machtholfs, Großens und meiner Zeit empfangen und gegen die sie so lange untreu gewesen. Namentlich aber hat sich's aufs neue herausgestellt, wie wichtig unsere Konfirmation ist, denn fast alle bekannten, daß sie da einen Stachel bekommen haben, den sie nicht mehr loswerden könnten.“ – Derselbe berichtet ferner noch am 2. März: „In Möttlingen gehen die Triumphe der Gnade fort.“ – Anfang März kann Blumhardt seinem Freunde folgendes namentlich über die *Früchte* der Bewegung berichten: „Denke Dir! Gestern hörte ich, daß die Konfirmanden alle (24) in N.s Hause zusammenkamen und alle Tage förmliche Stunden miteinander halten. Sie beten kniend und so, daß die Reihe an alle nach und nach kommt, singen, gehen ein Kapitel durch, und M. M., der am meisten angefaßte, macht den Stundenhalter und fragt über das Kapitel die anderen aus, und alles geht so nett und kindlich und unschuldig zu, daß man's ohne große Rührung nicht mit anhören könne.“ In jenen Tagen, als er sich in der Männerstube von so vielen Männern und (bis auf 2 oder 3) *alten* ‚Buben‘ (Jünglingen) umgeben sah, erwachte ihm die Sehnsucht und Hoffnung auf eine *Ausgießung des Heiligen Geistes*. „Das muß kommen, wenn es mit unserer Christenheit anders werden soll. Ich spüre es, so ärmlich darf's nicht fortgehen. Die ersten *Gaben* und *Kräfte*, oh, die sollten wiederkommen! Und ich glaube, der liebe Heiland wartet nur darauf, daß wir darum bitten.“

In jener Stunde also, im Kreise seiner „Buben“, die ihm schon vorher durch die „Zeitungsstunde“ so nahe gekommen waren, erwachte in ihm der Gedanke, der fortan der Wahlspruch seines Lebens war: „Bitten wir und hoffen wir auf eine neue Ausgießung des Heiligen Geistes.“ Es kennzeichnet das den

göttlichen Schutz und Segen, unter dem er fortwährend stand, daß ihm seine großen Erfahrungen nicht das Gefühl des *Reichtums* erweckten, sondern das der *Armut*, daß er nicht einem Größenwahn verfiel, dem's gar wohl gefallen hätte, daß er und die um ihn ein mehreres hätten als alle anderen, sondern daß er sofort an alle anderen dachte: „Die müssen's auch haben, und sie wie wir bedürfen noch mehr, als uns jetzt zuteil geworden ist.“*

Versetzen wir uns an einem solchen langen Tage, von 6 Uhr früh bis 11 Uhr spät, in seine Lage und bedenken, wieviel das Gemüt Angreifendes vorkam und wiederum wie vieles, das heilige Weisheit erforderte, so fühlen wir, daß seine Erntefreude mit viel Arbeitsschweiß verbunden war. „Aber bedauern“, schreibt er an Barth, „darfst Du mich freilich nicht, als (in)sofern Du mich selber plagen mußt (mit Mahnungen betreffs fälliger schriftstellerischer Arbeitsschulden), denn wenn ich nicht geradezu die Türe schliesse, so ist buchstäblich kein Augenblick für mich übrig. Die Türe aber konnte ich bisher nicht schließen, denn den Leuten pressiert's oft so wegen des Drucks oder der Plage. Gestern kam's mal vor, daß unter den Wartenden einer außer der Reihe heraufgeschickt wurde mit den Worten ‚Geh du jetzt, weil dir's so pressiert.‘ Gestern waren 20 Männer bei mir in der Konferenz (heute bekomme ich noch mehr). Alles ging vortrefflich. Alles wurde ein Herz und eine Seele: und es dauerte wieder drei Stunden. Zu derselben Zeit hatte meine Frau unten eine Partie Spinnerinnen. Sie hat auch am Montag einen Weiber-Missions-spinnverein bei des Tabakspinners eingeleitet... Von Deinen Konfirmationen erfahre ich täglich mehr; selbst J. P. hat etwas gewußt.“ Das alles im Monat Februar, in welchem Monat Barth 12 Briefe von Blumhardt erhielt. 2. März: „Meine Konferenzen hatten einen herrlichen Fortgang. Am Montag 31 Jünglinge, am Dienstag 21 Männer, am Mittwoch 46 Männer, zusammen 98 Mannsleute, die alle gesprochen, und so aufrichtig und herzlich, daß ich am Mittwoch einmal ein Gefühl von der Generalkonferenz in Basel bekam. Am Donnerstag 33 Weiber, gestern 50 Weiber, tut 83. Auch bei ihnen ging's sehr ordentlich her.“ Den 9. März schreibt er: „Das *Monatsblatt* kommt heute noch,

und zwar durch Extra. Denn bedenke! Gestern morgen Besuche und Korrektur, daß ich Mühe hatte, noch recht nach Haugstett zu kommen. Dort Betstunde und Konfirmandenunterricht; dann 21 Besuche von Erwachsenen und 26 Kinder, die gesegnet sein wollten, so daß ich wohl um 6 Uhr abends hier ankam. Hier warteten schon wieder Leute, worunter auch der K.; und kurzum, vor ½12 Uhr nachts kam ich nicht an die Arbeit. Die Nacht mußte schon her, aber was geschieht? – Außer dem, daß ich mit den (eigenen) Kindern stets Geschäfte haben mußte, läutet's um 2 Uhr, ‚die alte M. sei am Sterben‘. Ich eile (sie war so vergnügt den Tag vorher bei mir); und wie ich hinkam, merkte ich am Zittern etc. bald, was es war; geholfen war sogleich. Beiläufig gesagt, dort sagte man, daß den Abend vorher gegen 10 Kinder in ihrer Stube waren, die umherknieten und 1.) für den König, 2.) für den Pfarrer, 3.) für alle Menschen herzlich beteten. Kaum zu Hause angekommen, läutet's wieder. ‚Des Schultheißen Kind sei am Sterben‘; tapfer fort, aber diesmal – traf ich's tot etc.“

Darüber, wie (ohne Blumhardts Wissen) die kleinen Kinder sich zusammentaten, um miteinander, jedes der Reihe nach, kniend zu beten, erzählt Blumhardt noch manches Rührende. Ich übergehe es aber, um nicht den Leser immer mit einem: „Aber, wohlgemerkt, hier war's etwas Gesundes!“ ermüden zu müssen. Gegen krankhafte Kindererweckungen und Kindergebetsvereinigungen hatte kaum einer einen so starken Widerwillen wie Blumhardt. Als einmal von Schülern erzählt wurde, die sogar in den Freistunden sich zum Beten zusammentaten und dann saumselig und zerstreut in die Unterrichtsstunde kamen, sagte Blumhardt: „Denen hätte ich Ohrfeigen gegeben, deren Beten war kein Beten“, und behauptete, man hätte solche Ausschreitungen gar wohl verhüten können; auf die Frage: wie, war seine Antwort: „*Erschrecken* hätte man sollen (statt selbst eine stille Freude dran zu haben), so hätten solche Ausartungen von vorneherein sich nicht entwickeln können.“

Die Kinder kamen alle zu ihm ins Pfarrhaus, um sich von ihm segnen zu lassen; manche auch, um Sünden zu bekennen, leider gar nicht ohne Grund; denn dies entlockte Blumhardt den

Jammerruf an Barth: „In der Kinderwelt sieht's greulich aus!“ – Die liebliche Erscheinung, wie die vorher so (nach Blumhardt) „dahinbrütende“ Kinderwelt so lebendig wurde, war ihm eine große Erquickung. Er achtete indessen sehr darauf, daß die Kinder zwar mehr unvermerkt beaufsichtigt, aber nicht beobachtet oder gar angestaunt wurden, und fand's ganz in der Ordnung, daß dieses Tun der Kinder bald wieder aufhörte.

Den 13. März schreibt Blumhardt: „Mancherlei Freude und Kampf! Beides so, daß niemals eines von beiden vorherrschen darf. Und so ist's recht. Was meinst Du aber, wenn jetzt selbst Lebensgefahren kommen, die der Teufel durch Menschen stellt? Tut alles nichts, jeder Tag ist ein Siegestag, denn ich sage: je mehr Kampf, desto mehr Sieg! Denn vom Nachgeben bin ich nicht! Und ist das, so muß alles gelingen! St. B. hatte jahrelang einen Groll auf Dich, weil er kein Büchlein zum Hochzeitsgeschenk erhalten hat; es ist ihm jetzt zur großen Sünde geworden, um derentwillen er bei Dir abbitten will.“ 29. März: „Der Herr muß etwas Rechtes vorhaben, wir beten und glauben in Geduld fort. Aber daß die Regung bleiben, ja zunehmen dürfte, ist ein wichtiges Zeichen, daß noch was kommt. Ich freue mich auf die Karwoche wie ein Kind.“

Bis zur Osterzeit war bis ganz wenige Ausnahmen, die später folgten, die *ganze* Gemeinde (mit Einschluß von Haugstett) von der Bewegung ergriffen. Aber schon während des Winters hatte sie sich auf die benachbarten Ortschaften und teilweise weiter in den Schwarzwald hinein erstreckt. Das Gerede, auch das Gespötte, über die Sache machte sie bekannt und gab manchem, auch der Lacher, zu denken, so daß er, ehe er sich's versah, auch kam. Einmal, bei der Beerdigung einer wenig bekannten Person, sah Blumhardt zu seinem Staunen die Kirche voll von Fremden; und von da an kamen auch sonntags immer mehr Zuhörer aus der Ferne. Schon am 6. April schreibt er (an Barth): „Der ganze Raum um die Kirche her (Gottesacker) reicht nicht mehr hin. Ein Beweis, wie not es tut, daß auch die anderen Brüder (Pfarrer) die Tore öffnen.“ Letzteres lag ihm außerordentlich am Herzen, damit die Glieder anderer Gemeinden nicht zu ihm

müßten und weil er von der Notwendigkeit und Größe der Sache durchdrungen war.

Über sein Verhältnis und sein Verhalten zu den Fremden schreibt er im *Kirchenblatte*, wie schwer ihm der Gedanke gefallen sei, daß dieses Herzuströmen der Leute die Gottesdienste mancher Kollegen wenigstens teilweise entvölkere. „Aber“, fährt er fort, „was sollte ich machen? Wie hätte ich dem Strome gebieten sollen? Wahrlich, die ganze auffallende und ungewöhnliche Erscheinung – man muß Zeuge davon gewesen sein – hat mich viel ins Nachdenken und ins Gebet getrieben; und da es eine Erscheinung in der Kirche war, deren Oberhirten wir kennen, so wird man mir es weder als Torheit noch als Anmaßung auslegen können, wenn ich den Gedanken nicht abwies, ob unter solcher Bewegung nicht auch der Herr seine Hand haben könnte. Hatte ich's aber mit dem Herrn zu tun, so war's geraten für mich, eher alle Arbeit, Sorge, Angst, Mißdeutung, allen Kampf und Schweiß auf mich zu nehmen, als aus menschlichen Rücksichten Ihm Widerstand zu leisten. So beschränkte ich mich darauf, den Zudrang nicht zu fördern; und daß ich den Fremden geschmeichelt habe, wird mir niemand nachsagen. Dabei getröstete ich mich der Hoffnung, zu welcher vieles mich berechtigen konnte, daß vielleicht in Bälde meine Kollegen vollere Kirchen bekommen dürften als je, während jedenfalls das Hierherlaufen von selbst wieder nachlassen müßte. Ich könnte Kollegen nennen, die ihre Gemeindeglieder sogar aufgefordert haben, nach Möttlingen zu gehen. Ob aber nun durch die vielen Besuche etwas herausgekommen, das lasse ich andere beantworten, das habe

* Auffallend ähnlich ist, was Wilhelm Hoffmann 1829 als Vikar in Heumaden an sich selbst erlebt hat. Er fühlte sich vor Gott und Menschen als ein „unbekehrter Prediger“ in falscher Stellung und seufzte lange um Erleuchtung und Frieden. Da war's ihm, während er den Kindern Religionsunterricht erteilte, auf einmal, als ob ihm eine Stimme ins Ohr rief: „Deine Sünden sind dir vergeben, sei getrost!“ Als bald überströmte ihn eine unbeschreibliche Seligkeit; er konnte nicht mehr bleiben, bat den Lehrer um Fortsetzung des Angefangenen, eilte ins Freie und ins Kämmerlein und beugte dort – zum ersten Male wieder seit langer Zeit – seine Knie vor dem Herrn, um Ihm zu danken.

ich auch nicht zu verantworten. Ich habe sie nicht gesucht und befördert wie auch nicht gehindert und in beidem mein Gewissen frei erhalten. – Übrigens waren die Hausbesuche der Fremden, die bis heute noch nicht ganz aufgehört haben, noch viel beschwerlicher und drückender für mich. In der Regel kamen sie mit Angelegenheiten des Herzens, die sie mit mir besprechen wollten, und es war mir auffallend und bedenklich, sie ganz in derselben Fassung und Haltung vor mir zu sehen wie früher meine Gemeindeglieder. Sie fühlten den Druck bestimmter Sünden, die sie nimmer länger bei sich behalten wollten. Da fand ich mich nun freilich in der größten Verlegenheit, und zwar um so mehr, weil ich bald merkte, daß manche Kollegen, zu denen ich sie am liebsten geschickt hätte, nicht so ganz die Überzeugung von dem Werte der Privatbekenntnisse mit mir teilten, wiewohl mir's mehrere dankten, daß ich ihre Angehörigen zu ihnen wies. Es blieb mir nichts anderes zu raten übrig, als daß sie, wenn ihr Druck so groß sei, einem ihrer Freunde, der's aufrichtig mit ihnen meine, als in Gegenwart Gottes und unter Gebet, sich aufschließen sollten, nach dem Wort des Apostels Jakobus: „Es bekenne einer dem andern seine Sünden“, worauf die Versicherung der Vergebung, wenn ihre Buße ernstlich sei und sie auf völlige Erneuerung ihres Sinnes es absehen würden, ihnen nicht fehlen dürfe, besonders wenn sie sich dieselbe noch durch den Genuß des heiligen Abendmahles versiegeln ließen. Dies war meine Weise mit den Fremden. Hier und da traf sich's freilich, daß man dies und jenes aus seinem Leben erzählte, was einem Bekenntnisse oder einer Beichte gleichsah; aber dem Gerücht, als hätte ich sie ebenso wie meine Gemeindeglieder behandelt und damit in fremdes Amt gegriffen, muß ich hier aufs bestimmteste widersprechen. Von einer Absolution war ohnehin nicht die Rede. Das aber kann ich nicht nachdrücklich genug gegen meine werten Kollegen aussprechen, welche eine Wohltat sie ihren Gemeindegossen erzeigen können, wenn sie einerseits deren alte verborgene Sünden ihnen zum Bewußtsein wecken und andererseits ihnen die Hand bieten, durchs Bekenntnis sich derselben zu entledigen.“

Soweit unsere oder vielmehr Blumhardts tagebuchartige Schilderung.

Blumhardts Wort: „Meine Worte erscheinen mir um so trockener, je voller mein Herz ist“, kommt uns hier zu Sinne. Wenn über einen Sünder, der Buße tut, Freude ist im Himmel, was für ein ununterbrochenes Freudenfest war denn das, was wir nun gelesen haben, für den Himmel! Aber eben gerade um der Größe und Feierlichkeit der Sache willen geziemt ihr eine trockene, einfache Darstellung.

Es ist schwer, von der Tiefe des Ernstes, mit welcher diese Bewegung das Volk ergriff, sich eine Vorstellung zu machen. Man denke sich in einen Mann hinein, der etwa aus einem entfernteren Dorfe als erster sich aufmachte zu Blumhardt, um seines Herzens Not zu klagen, was er zu überwinden hatte, um diesen Schritt zu tun! Und wenn er fröhlich heimkam, wieviel bedurfte es gar, bis ein zweiter, ein dritter etc. sich dazu entschloß! Denn mit jedem neuen nahm natürlich in solchem Dorfe (anfangs wenigstens) das Gespötte überhand. Dieses Gespötte blieb übrigens auch unterwegs nicht aus. Wer sonnabends eine Straße zog, die ihn mit einiger Wahrscheinlichkeit als „Wanderer nach Möttlingen“ verriet, der bekam allerlei Grüße wie „Auch nach Jerusalem?“ „Viel Vergnügen!“ etc. Ferner gebrach es dieser Bewegung an aller Poesie der Schwärmerei, die sonst eine so gewaltig ansteckende Kraft hat. Von einem öffentlichen Bußgeheil oder gar von einem insgeheim fast prahlerischen Auskramen seiner Sünden oder Beteuerung der eigenen Schlechtigkeit, wie das ja leider oft bei sogenannten „Erweckungen“ auftritt, von dem allem war hier nichts zu sehen, dazu war die Sache viel zu nüchtern, zu ernst, zu fest ins Tatsächliche, Wirkliche eingewurzelt. Es war bei vielen ein förmliches *Müssen*, sie *konnten* nicht mehr anders, es war, wie's der 32. Psalm singt: „Wohl dem, dem die Übertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedeckt ist! Wohl dem Menschen, dem der Herr die Missetat nicht zurechnet, in des Geist kein Falsch ist! Denn da ich es wollte *verschweigen*, verschmachtetete meine Gebeine durch mein

tägliches Heulen; denn deine Hand war Tag und Nacht schwer auf mir.“ Es war ein Schreck über die Seele gekommen. Man war unwillkürlich an die Bewegung in Johannes' des Täufers Tagen erinnert. Auch die Schlichtheit und der Ernst in den „recht-schaffenen Früchten der Buße“ erinnerte daran. Überall kamen Versöhnungen alter Feinde und namentlich auch Wiedererstattungen von Gestohlenem vor. Ein Krämer in Calw erzählte mir mehr als einen Fall, u.a. auch, wie einmal ein anständig gekleideter Mann in der Dämmerung in den Laden gesprungen sei, ein Geldstück hingeworfen und sich eiligst wieder entfernt habe. Vermutlich hatte er einmal mit Wissen hier ein außer Kurs gesetztes Geldstück verausgabt. Die Wiedererstattungen machten Blumhardt große Not. So hatte z.B. ein sonst „christlich gesinntes“ armes Ehepaar eine Schuld zu verzinsen und vermochte es nur mit Not. Da hatte der Schuldherr einmal aus Versehen *zwei* Jahreszinse, den restierenden und den laufenden, statt nur eines einzigen, quittiert. Sie merkten's erst bei ihrer Heimkehr, nahmen's so halb „mit Dank für diese göttliche Hilfe“ an, und Jahre gingen darüber hin. Da, in den Strom der Erweckung hingerissen, schlug ihnen auch darüber das Gewissen; sie bekannten's Blumhardt, gestanden auf dessen Rat die Sache dem Schuldherrn und baten um Nachsicht und Geduld, da sie augenblicklich völlig außerstand waren, diese alte Schuld zu tilgen. Sie hofften (wie auch Blumhardt), es werde nicht allzu schlimm ablaufen; allein höchste Entrüstung des Schuldherrn, hartes Eintreiben der Schuld, große Not und Bedrängnis war die Folge! Manchmal, wo Rückerstattung in keiner Weise mehr möglich war, verwies Blumhardt die Reuigen auf Epheser 4, 28.

Über das, was die Leute zur Buße trieb, und zwar gerade zu dieser besonderen Weise, Buße zu tun, hat sich Blumhardt einmal in einer Morgenandacht in Bad Boll ausgesprochen, da er seine Hoffnungen auf eine über alle Menschen sich erstreckende Bewegung des näheren schilderte. Was er da *hoffend* sprach, sprach er offenbar aus dieser seiner *Erfahrung* heraus. Die Betrachtung steht im *Täglich Brod aus Bad Boll*, 17. und 18. Juli 1880 und lautet:

„Sacharja 8, 23. ‚Zu der Zeit werden zehn Männer von allerlei Sprachen der Heiden einen jüdischen Mann bei dem Zipfel ergreifen und sagen: Wir wollen mit euch gehen, denn wir hören, daß Gott mit euch ist.‘

Es wird einmal eine Zeit geben, da jedermann bei sich in eine Unruhe kommt und merkt, er habe nicht, was er haben sollte. Die Leute werden ein großes Bedürfnis nach etwas Ungekanntem fühlen, das ihnen aber fortan unentbehrlich erscheint. Auf einmal wird ein Verlangen wach und kommt eine Empfindung an die Leute, die sie sprechen heißt: Was sind wir doch so arm und so schwach, so elend und verkommen! Wie haben wir doch so wenig Trost, so wenig Sicherheit und Gewißheit in unserem Denken, Glauben und Hoffen! Eine Zeit wird kommen, da werden alle eine unaussprechliche und peinliche Leere in sich fühlen. Auf einmal aber sehen sie Leute, sie blicken heiter drein wie solche, die just das haben, was ihnen fehlt. Dann machen sie sich schnell an die hin und sagen: ‚Wir wollen mit euch gehen!‘ Von denen hören sie dann auch und haben sie mancherlei gehört, wie Gott an ihnen sich bezeugte und offenbarte, wie Er sie segnete und wie sie sich so bestimmt und deutlich unter Seinem Schutze fühlen. Nun möchten es alle auch so haben. Das ist der Anfang von Bekehrungen, wie sie in der Heidenwelt je und je vorkommen und wie sie einmal, wenn die Zeit dasein wird, durch die ganze Welt gehen werden. Da werden die, die das Rechte haben und bei denen man merkt, daß sie's haben, ganz überflutet werden von verlangenden Seelen,

* Blumhardt verlegt dies in einem Bericht über die Erweckung im *württembergischen Kirchen- und Schulblatte* 1845 in den Anfang Februar. Da er aber erzählt, er habe über die Tageslosung gepredigt (was wohl im Sturme der Ereignisse fester in seinem Gedächtnisse haften blieb als das Datum der Predigt), so verlegen wir dieselbe auf den 26. Januar, der diese Tageslosung (Losungsbüchlein 1844) aufweist, was um so wahrscheinlicher, da die von Blumhardt sofort vom 27. Januar erzählten Erlebnisse merkwürdig dazu stimmen. Was Blumhardt im *Kirchenblatt* über das Zahlenverhältnis der Besucher vor und nach jener Predigt erzählt, ist dagegen wieder teilweise den Erinnerungen aus dem Februar entnommen.

die's auch gerne hätten. O daß diese Zeit bald käme! Das würde uns doch gefallen. Es ist übrigens immer etwas Wichtiges, wenn man bei einander Hilfe sucht. Die gegenwärtige vornehme, eigenliebige Art der Frömmigkeit sagt: ‚Ich brauche niemand, ich mach's allein ab mit dem lieben Gott.‘ Solange die Leute niemand brauchen, sich an niemand machen, um durch den sich Rats zu holen und durch ihn, was ihnen fehlt, zu gewinnen, bringen sie es nicht weit. Erst wenn die Leute einander brauchen und sich deswegen auch aneinander hinmachen, ist der Segen Gottes dabei und kommen sie vorwärts. Solange einer immer alles im stillen für sich machen will, hat's keine Art und keinen Stil. Drum wollen wir uns auch aneinander hinmachen und ein jedes vom anderen in geistlichen Dingen zu gewinnen suchen, soviel es immer kann. Ja, wenn der Herr in den Leuten den Zug weckt, daß sie gegeneinander den Mund auftun, sich zu stärken und zu kräftigen in dem Herrn, dann ist's eine Gnadenzeit.“

In einer tiefergehenden Weise sprach er sich 1846 in einem Briefe über die Ursachen der Erweckung und ihren Zusammenhang mit dem Kampfe aus. Der Freund, dem er schreibt, hatte sich in einem Briefe (der mir nicht zu Händen ist) über seine Eindrücke ausgesprochen, die er in Möttlingen selbst betreffs der ganzen Bewegung gewonnen. Offenbar war ihm, der Möttlingen öfter besuchte, etwas aufgefallen, das keinem mehr als nur flüchtigem Beobachter entgehen konnte. Ähnlich nämlich wie die Apostelgeschichte in ihren ersten Kapiteln (2, 7.43; 3, 10; 5, 11) von einer steigenden „*Furcht*“ berichtet, die sich der Seelen bemächtigt habe, so sah dieser Freund bei aller Friedensseligkeit der Leute doch die ganze Stimmung stetsfort von einem Schrecken beherrscht und gehalten und zog daraus offenbar den Schluß, vielleicht sei die ganze Erweckung als eine moralische Wirkung des Schreckens über den Kampf und namentlich über den schließlich erfolgten Sieg zu erklären. Darüber antwortet ihm nun Blumhardt, wie folgt:

„Deine Bemerkungen über das Möttlinger Leben haben mich gefreut. Nur mußt Du unter dem *Schreck*, von dem Du redest, nicht ein mechanisches Erschrecken über gewisse Tatsachen

verstehen. Der Zusammenhang meines Kampfes mit der Erweckung ist durchaus nicht äußerlich. Letztere ist durch ersteren im vollsten Sinne erworben. Durch den Kampf und Sieg wurden satanische Kräfte gebrochen, die jetzt gar nicht mehr oder nur äußerst schwach wirken können. Ein Bann, der die Herzen und Geister umnachtete, ist abgetan; letztere sind nicht mehr so vernagelt und sind zugänglich. Weil aber in ihrem vernagelten Zustande viele *horrenda* (Greuel) von den Leuten geschehen sind, aus denen sie sich nichts machten, so kann der erste Eindruck eines lebendigen Wortes auf sie nur ein Schrecken über sich selbst sein. Was sie getan haben, haben sie häufig nicht gewollt, nicht mehr gewußt; jetzt fällt's zentnerschwer auf sie, und sie können's nicht mehr wie vor sich, so vor dem Licht verbergen. So, mein Lieber, mußt Du's Dir ansehen; und so erklärt sich der fortgehende Schreck.“

Werfen wir nun noch einen betrachtenden Blick über die ganze Bewegung, so scheint mir *eins* vor allem bezeichnend für sie zu sein – der Charakter der Objektivität. Für diesen Ausdruck besitzt unsere Sprache leider kein entsprechendes Wort. Ich wüßte es in diesem Falle kaum anders zu verdeutschen als so: „Sie trug das Gepräge *göttlichen* Ursprungs.“ Es war nichts *Gemachtes* in der Sache, weder bei Blumhardt noch bei den Leuten, die zu ihm kamen; was er tat und was sie taten, war gleichsam unwillkürlich über sie gekommen. Blumhardt seinerseits hatte diese Bewegung nie von ferne gehant noch viel weniger so etwas hervorzurufen gesucht. Allerdings hatte er schon in der Kampfzeit es merken gelernt, daß, wie er sagte, „Heimlichkeit die Macht der Sünde ist“ und daß mancher Bann nicht vom Gewissen wegkommt, bevor er [nicht] ans Licht gebracht ist, und hatte infolgedessen angefangen, sonntags vor dem Abendmahle in seiner herzlichen und brüderlichen Weise den Zuhörern zu sagen, wer etwa einen Bann auf dem Gewissen habe, der ihm den Segen des Abendmahles rauben oder hindern würde, der möge zu ihm kommen. Das war aber auch alles. Seine Predigt in der Erweckungszeit deckte allerdings schonungslos und rückhaltslos die Sünden und Schäden des Volkslebens (unter

hoch und nieder) auf und leuchtete bis in die innersten Verstecke des Herzens, aber sie redete immer als zu Bußfertigen*, wie Blumhardt gelegentlich einmal bemerkte: „Der Eingang, den meine Predigten in den Gemütern finden, beruht teilweise auch darauf, daß ich alle meine Zuhörer als mir gleichgesinnt mir denke und sie als solche behandle.“ Daß dies ein sehr energisches Dringen auf Bekehrung nicht ausschloß, sagt er uns in einem späteren Brief an einen Freund, der – von den bei Blumhardt erlebten Heilungswundern hingerissen und für dessen Hoffnungsgedanken begeistert – ihn zu lauterem, vermeintlich mutigerem Auskünden der ihm gewordenen besonderen Lichtblicke in den Gang des Himmelreichs antreiben wollte. Blumhardt verweist ihn auf den „Anfang seiner Geschichte“, auf die Bekehrung seiner Gemeinde und sagt: „Da wurden die Leute durch Buße und Glauben hindurchgeführt, noch ehe ich daran dachte, irgendwie Heilkräfte zu haben. Was waren dabei meine leitenden Grundsätze? Keine anderen, als die ich von Kind auf gekannt hatte, die ich nach reformatorischer Art mir aus der Schrift gesammelt hatte. Sie wurden nur geistiger, energischer, lauterer festgehalten, als sie viele andere vor mir hatten. Alle meine Predigten waren und blieben der Reflex der protestantischen Lehre, und ich fühlte es stets, daß ich nur wirksam predigte und die Seelen traf, wenn ich solches vornehmlich mit der Macht des Geistes trieb. Buße und Glauben an Christum, den Gekreuzigten, war die Angel, um die sich alles bewegen mußte. Bekehrung und nichts als Bekehrung der Leute war das Ziel, auf das ich loszusteuern hatte, und zwar mit den jedermann bekannten Hebeln unserer Katechismuslehre. Hierbei mußte ich immer mit den stärksten Worten herausheben, was jeder augenblicklich beim Heiland haben könne, wenn er mit lauterem Sinne Buße und Glauben erfaßte, und vorerst eben das haben könne, was seit 300 Jahren der Katechismus heraushebt als sichere Frucht des Glaubens, wie Vergebung der Sünde, Frieden, Kindschaft mit Gott, einen gnädigen, erhörenden Heiland. Damit trat ich in die Fußstapfen eines Johannes ein, der dem Herrn den Weg bahnte durch Buße und Vergebung der Sünden, in die Fußstapfen des

Herrn selbst, wie Er's in allen Reden, besonders in der Bergpredigt, darstellt, in welcher unter anderem der Herr, ohne auf Eventualitäten in der Zukunft hinzuweisen, die stärksten Gebetsverheißungen gibt.“ – Jene Art dagegen, mit aller Kraft der Beredsamkeit auf die Nerven des „Sünders“ einzuwirken, um ihn zur Buße zu bewegen, als der „Bekehrte“ dem „Unbekehrten“ gleichsam mit Schwertern und Stangen des Zuspruchs zu Leibe zu gehen (etwa mit dem Motto: Schmiedet das Eisen, weil es noch warm ist!), die war ihm in der Seele zuwider. Er fürchtete sich vor einem solchen Eindringen eines Sünders auf den anderen Sünder, wobei der erstere so stark seine eigene vermeintlich treffliche Persönlichkeit mitwirken läßt, und versprach sich davon nur schlimme Folgen, wenn auch scheinbar wirkliche Bekehrungen erfolgen würden. „Wenn doch“, so klagte er einst in Möttlingen, „nur *die* Bekehrungen einmal gänzlich aufhören würden, bei denen für Herz und Wandel nichts herauskömmt!“ Als er einmal in einer sehr weltlich gesinnten Stadt auf Besuch predigte und der dortige Seelsorger fast unzufrieden darüber war, daß er so überaus lieblich und freundlich geredet habe, sagte er: „Alles Evangelium wirkt Buße“, und ferner: „Was aus eigener Buße fließt, wirkt wieder Buße, auch wenn's lauter Evangelium ist; was aber nicht aus eigener Buße herausgeredet ist, wirkt wie Seifenblasen gegen Festungsmauern.“ So bangte ihm für die heutige an christlichen Bestrebungen so reiche Zeit immer vor einem Du-Christentum im Gegensatz zum Ich-Christentum, d.h. davor, daß einer sich sehr sorgfältig um den anderen, um dessen Bekehrung bemühe, minder aber um die eigene, etwa wie jener Jüngling in Youngs *Nachtgedanken**: „um sich ganz unbesorgt, als frommer Sohn nur wünschend, sein Vater möchte besser sein“.

So schonte Blumhardt sozusagen ängstlich des Menschen *Freiheit*. So war er ja auch, wie wir oben sahen, auf seinem Studierzimmer ernst, aber ferne von Aufdringlichkeit, nur unerbittlich alles Halbe richtend. Frugen die Leute, *was* von alledem, das sie drücke, sie kundgeben sollen, so riet er ihnen (wie er in einer Pfarrerkonferenz berichtet hat): „Sag' *das*, *was* du ungerne

sagst!“ Mit der Erteilung der Absolution nahm er's, wie wir sahen, nicht leicht, keineswegs etwa wegen der Größe einer Sünde und der Schwere ihrer Schuld, die hinderte ihn nicht, wohl aber wachte er ängstlich darüber, ob er Lauterkeit vor sich habe oder ob man noch hinter dem Berge halte.

Solche vorsichtige Zurückhaltung beobachtete er um so mehr, seit er, wie wir später vernehmen werden, für ein oberflächlicheres Vorgehen eine empfindliche Züchtigung an sich selbst erlitten hatte. So fühlte er sich mehr und mehr gebunden als ein Knecht Christi, der von sich selbst abzusehen und rein nur als im Namen seines Herrn zu handeln habe, so daß es der Herr durch ihn als Sein Werkzeug tue, was zu tun war. Das war denn auch das andere *Objektive*, das zutage trat: die Friedenskraft, die von Blumhardt ausströmte, daß man fühlte: Es ist Jesus Christus selbst, der durch Seinen Knecht hindurch dem Sünder die Friedenshand reicht, der ein tatsächliches, unabweisbar gewisses Wort der Vergebung spricht, wie es eigentlich in den Worten liegt: „Was ihr auf Erden lösen werdet, das soll auch im Himmel los sein“ (Matth. 18, 18), und: „Welchen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben“ (Joh. 20, 23). Diese Wirkung war damals das weitaus auffallendste in der ganzen Bewegung und gleichsam die innere Triebfeder derselben; denn ebendieser außerordentliche selige, durchschlagende Erfolg, den man an Leuten sah, die man etwa als „auch nichts Besonderes“ oder gar als schlimme kannte, trieb andere an, ebenfalls zu kommen; von ihm zu erzählen, wird daher auch Blumhardt nicht müde; so erzählt er z.B. einmal: „Unter meiner Handauflegung fühlten sie eine wohltätige Kraft über sich kommen, die ohne mein Wissen selbst auf leibliche Heilung wirkte und jedenfalls ihr ganzes Aussehen veränderte und verjüngte.“ Wie einfach, schlicht und freundlich half da der Heiland *selbst*, als Er endlich einen, so darf man vielleicht sagen, gefunden hatte, der Ihn besser verstand als viele andere und Ihn mehr nach Seinem Sinne walten und selber eingreifen ließ! Wieviel wirksamer und dem ewigen Leben, das Er gibt, entsprechender war's als oft die endlose Schraube unserer menschlichen Zusprüche, sei's in Androhung der Stra-

fe, sei's in Zusicherung des Trostes, deren Unwirksamkeit wir den Leuten wahrlich oft nicht so gar hoch anrechnen dürfen!

Der sofortige Eindruck von dem, was sie empfingen, muß bei den Empfangenden ein überwältigender gewesen sein, und noch tiefer bewegte sie nachher die Wahrnehmung, wie tiefgehend und nachhaltig die Wirkung war. Ein kräftiger Naturmensch (Möttlinger) wurde, als die Reihe an ihn gekommen war, von der Wohnstube hinauf ins Studierzimmer zu gehen, und Blumhardt ihm den Friedenssegen erteilte, von der Klarheit des Friedens und der Gewißheit der Vergebung so ergriffen, daß er sofort dem Pfarrer (wie Blumhardt an Barth schreibt) um den Hals fiel und ihn verküßte. Es lag in der Vergebung eine Erlösung, eine Befreiung, es kostete die Leute wohl Wachsamkeit, nicht aber harten Kampf, [um] vor Sünden, in denen sie gefangen gewesen, sich zu hüten. Gewesene Säufer z.B. versicherten, sie hätten gar keinen Durst mehr, und während vorher jedes Wirtshaus, an dem sie vorbeikamen, sie wie mit Zauberkraft angezogen hatte, strömte ihnen jetzt aus demselben etwas wie Ekel und Widerwillen entgegen.

Das letzte Symptom von Objektivität, das ich erwähnen will, war die *Allgemeinheit* der Wirkung. Es entstanden nicht etwa zwei Fraktionen, von „Bekehrten“ und „Unbekehrten“; umgekehrt, es verschwanden gerade die Fraktionen; die Bewegung erstreckte sich innerhalb Blumhardts Gemeinde mit verschwindenden Ausnahmen über alles, „was Gott erschaffen hat“. Es ist wahr, einigermaßen läßt sich dies aus Blumhardts ganzer Art erklären. Feinde hatte er eigentlich, außer etwa jener heimlichen Todfeinde, welche uns im folgenden Kapitel begegnen werden, nie; Fraktionen, Parteistreitigkeiten gediehen in seiner Nähe nicht; Haß, Streit, Verfolgung hatte eigentlich auch sein früheres,

* Wenn ein Rezensent die Behauptung aufgestellt hätte, Blumhardt sei erst infolge des Ausbleibens etwa von ihm geträumter Früchte der Erweckung zu der Ansicht gelangt, wir bedürften einer erneuten Ausgießung des Heiligen Geistes, eine Behauptung, die wohl niemand, der Blumhardt näher kannte, zu verstehen oder zu begreifen vermocht hat, so reicht wohl obige geschichtliche Notiz allein schon hin, diese Wahrnehmung zu widerlegen.

wenn auch noch so mächtiges Wirken nirgends erregt, weder in Dürrmenz noch in Iptingen. Es hing dies zusammen mit einer Gesinnung, welcher er selbst größtenteils seine Macht auf seine Zuhörer zuschrieb, der nämlich, daß er jedem Zuhörer die gleiche Gesinnung, die er selber hatte, zutraute, überhaupt seinem großen Vertrauen auf die Allgemeinheit des guten Willens in uns sündhaften Menschen. Gegen solche Prediger etwa, die über „Verfolgung“ klagten, konnte er scharf sein. „Glaub doch nicht, das widerfahre dir wegen deiner Frömmigkeit, die möchte noch viel leiden, mit der ist's schwerlich so arg viel; aber wenn einer deiner Zuhörer von dir merkt: ‚der hat nichts auf mir‘, dann hat er ein Recht, dir zu zürnen.“ Also, allerdings die ersten Vorbedingungen eines Einflusses aufs Ganze waren bei Blumhardt vorhanden; aber damit ist denn doch *diese* fast ausnahmslose Allgemeinheit einer so tiefgehenden Bewegung noch von ferne nicht erklärt. Diese Allgemeinheit scheint mir fast das deutlichste Zeichen, daß der Anschein einer von Gott gewirkten Sache, den offenbar die ganze Bewegung an sich trug, die Buße sowohl als das Finden des Friedens, daß dieser Anschein in der Tat nicht ein bloßer Schein, sondern helle, schöne Wirklichkeit war, daß eine Barmherzigkeit Gottes gegen die Sünder in ganz besonders mächtiger Weise alles durchwaltete. Noch eines Zeichens der Objektivität könnte man erwähnen, wenn auch nicht ohne Wehmut: der *Dauer* und *Nachhaltigkeit* der Bewegung. Nicht ohne Wehmut, denn was Blumhardt von Anfang an befürchtete: „Wenn diese Bewegung nicht *allgemein* wird und wenn nicht wieder über uns neu der Geist aus der Höhe ausgegossen wird, so wird auch sie, diese Bewegung, erlahmen“, das trat ja leider ein; aber doch nur sehr teilweise. Man frage heute in Möttlingen und weiterhin im Schwarzwald die Kinder und Enkel der 1844 und '45 Erweckten, ob jene schöne Zeit bei ihnen vergessen und ihre Spur verschwunden sei, und ihr vor Dank strahlendes Augen wird antworten! Im Jahre 1879 berichtete der *Schwäbische Merkur*, wie auf den 1. Mai die Schwarzwälder in Scharen nach Calw zum Missionsfeste geströmt seien, und bemerkte dazu: „Sie waren gekommen, ihren Vater Blumhardt wiederzusehen.“ Sie

wußten warum; es waren die Kinder (und Enkel) der Männer der Erweckungszeit.

Wir geben hier noch die Schilderung eines Mannes, des Name von gutem Klang ist in unseren Kreisen, des seligen Herrn Christ-Sarasin, Ratsherrn von Basel und Präsidenten der Basler Missionsgesellschaft. Er hat 1845 eben jenes obenerwähnte, je auf den Feiertag Philippi und Jakobi (1. Mai) fallende Missionsfest in Calw und von da aus Möttlingen besucht. Sein Bericht versetzt uns zwar in das dem Beginne der Erweckung *folgende* Jahr; es ist aber dies nur um so besser, da ja im Verlaufe von 1 bis 1½ Jahren bloßes Strohfeuer längst hätte verflackern können.

Ratsherr Adolf Christ hat nämlich seine damaligen Reiseeindrücke einem Freunde in einem Briefe geschildert, und der „*Christliche Volksbote aus Basel*“ hat seinen Reisebericht seinen in Nr. 15-19 des Jahres 1880 erschienenen „*Erinnerungen an Pfarrer Blumhardt in Boll*“ einverleibt. Er erzählt zuerst seine Fahrt von Korntal nach Calw, die gastfreundliche Aufnahme, die er und viele andere daselbst bei Dr. Barth gefunden, und anderes und schildert dann das Missionsfest und seinen darauf erfolgten Besuch in Möttlingen wie folgt:

„Um ein Uhr läutete es in die große Calwer Kirche, und wir traten durch die Sakristei und das Chor ein. Welch ein Anblick! Eine Kirche wie unsere St. Peterskirche in Basel in der Größe, aber mit ringsherum laufenden Lettnern, und zwar zwei übereinander, mit offenem Chor und Lettner voll württembergischen Landvolks! Die Städter verschwanden vor den Bauern. Niemand konnte sitzen, sondern in den Bänken und Gängen drängten sich die Tausende Kopf an Kopf aneinander, daß im buchstäblichen Sinn kein Steinlein hätte zur Erde fallen können. Wenn wir in Basel eine Vereinigung von Gläubigen vieler Stämme, von Trachten vieler Länder, wenn wir Stimmen der verschiedensten Mundarten hören und das Bild der Einheit und Verschiedenheit haben, so stand hier auch in der äußeren Erscheinung ein Volk vor dem Herrn. Tracht, Züge, Redner, alles echt württembergisch, ein Eindruck, der mir, aufrichtig ge-

sagt, tiefer sitzt als alle gehaltenen Reden und der insonderheit bei dem Gesang sich erhob, der aus 6000 Kehlen (denn so schätzte man die Versammlung) emporstieg:

Jesus lebt!
Das Haupt erhebt,
Brüder, die ihr ihn erkennet,
Seinen Namen nennet!

Sehr treffend war Barths Schlußwort: ‚Sehet! Die Nacht ist noch so groß auf der Erde. Die Missionsarbeit und der Erfolg sind noch so klein, daß wir sie auf einer so großen Weltkarte wie dieser Altar noch kaum verzeichnen könnten! Und doch müssen wir diese Macht besiegen! Ist’s unmöglich? Höret! General Goodie in Indien sollte eine Felsenfestung erobern und schickte ein Regiment zum Sturm. Sie kamen zurück, schilderten die Schwierigkeiten und hießen es unmöglich. Was unmöglich? Ich habe den Befehl in der Tasche, es muß sein; und es geschah. Und noch eines: Als Nelson seine letzte Schlacht schlug, gab er seinen Leuten die Losung: England erwartet, daß jeder Soldat seine Pflicht tue! Und so, Freunde! Das Reich Gottes erwartet, daß jeder von euch, von uns, seine Pflicht tue. Das sei unsere Losung!‘

Es war 5 Uhr abends, als wir die Kirche verließen und auf der Terrasse vor derselben auf den großen Markt herunterblickten, der wie ein lebendiger Strom wogte. Doch ich vergaß, daß diesmal im allgemeinen Volksgefühl eigentlich das Auftreten von Pfarrer Blumhardt in Möttlingen der Mittelpunkt des Festes war, den alle sehen wollten, da er wegen der Erweckung in seiner Gemeinde in aller Mund und Herzen ist. Er gab den Missionsbericht; doch kann man sagen, er *bedeutete* den Missionsbericht, denn es waren im Grund seine tiefen Erfahrungen, mit erstaunlicher Macht der Rede hervorquellend, die das Ganze durchwoben und durchdrangen, und zwar insonderheit der Gedanke: ‚Soll denn immer und immer alles so mangelhaft, alles christliche Leben so ärmlich bleiben? Warum sagen sogar Gläubige, wenn sie eine Erweckung sehen, daß nur wenig davon

bleibend sein werde? Warum dieser Unglaube? Soll es denn nicht ein Neues werden? Ja, es muß und wird ein Neues werden, wenn eine neue Ausgießung des Geistes kommt, und ich lege euch die Last auf, um dies zu beten, so wird sie kommen, und wir werden große Dinge bei uns und in der Ferne sehen!‘

Nach zweistündigem freundlichem Beisammensein bei Barth, wobei die Pfarrer Mann und Zimmermann aus dem Badischen auch waren, fuhr ich mit dem so gesegneten Pfarrer Blumhardt nach Möttlingen herauf, etwa 2 Stunden von Calw, hoch, aber fruchtbar gelegen.

Blumhardt, seit fünf Jahren dort Pfarrer, hat im Jahre 1843 ein Jahr des schweren Kampfes gehabt, und zwar nicht mit Fleisch und Blut, sondern mit dem Fürsten und Gewaltigen der Finsternis. Namentlich *eine* Person, die vom Satan übel geplagt war, gab ihm unsäglich viel zu schaffen, und zwar von einer Art, daß es ihm unmöglich wird, es im ausführlichen zu erzählen, da es zu tief in die Geheimnisse, in das Schauervolle und in die Tiefe hineingeht. Die ganze Gemeinde wußte davon und war von einer gewissen Furcht und doch Verwunderung ergriffen. Endlich am Schluß des vorigen Jahres war der Kampf ausgekämpft, und die Geplagten erlangten Ruhe und Freiheit ... Und siehe, am Neujahrstag 1844 kommt ins Pfarrhaus ein Mann von Möttlingen, übel berüchtigt von Sitten, gewaltsam von Charakter, gefürchtet von den Nachbarn – kommt und sagt unter Tränen, daß ihm seine Sündenlast zu schwer werde, daß er’s nicht mehr aushalten könne, daß er alles bekennen müsse, daß er Frieden und Ruhe haben müsse. Und so bekannte er dem Pfarrer ausführlich und gründlich seine Sünden, und der Pfarrer hatte die volle Überzeugung, daß er ihm mit Handauflegen die Vergebung der Sünden zusichern könnte. Und der Mann erlangte Frieden von Gott und war so freudig, daß er es seinen Gefreundten und Nachbarn erzählte und ihnen zum gleichen Frieden helfen wollte. (Sie heißen ihn jetzt nur den Missionar.) Bald nachher kamen mehrere mit schwerem Herzen zum Pfarrer, bekannten ihre Sünden und fanden Frieden. Ja, es kam so, daß von Neujahr bis nach Ostern *alle* Möttlinger (zirka 600), bis auf 10-15, und *alle*

Haugstetter (Filial von zirka 300 Seelen), bis auf etwa 30, zum Pfarrer kamen, bekannten und nun fröhlich sind im Herrn. Auch die Kinder waren von der Bewegung des Geistes so ergriffen, daß sie gruppenweise ins Pfarrhaus kamen, vier-, fünf-, sechsjährige, nicht um zu bekennen, aber um vom Pfarrer gesegnet zu werden; reihenweise saßen sie zuweilen vor ihm, um seinen Segen zu erhalten und davonzutragen. Und es steht so, daß nun der Pfarrer zuversichtlich auch die Erweckung der letzten erwartet.

Wir fuhren spät ins Dorf hinein. Bei jedem Hause hatte Blumhardt einen neuen Dank zum Himmel hinaufzuschicken. Hier hatte schwerer Ehestreit aufgehört, da stand ein erlöster Trunkenbold hinter seiner Türe, drüben waren ungehorsame erwachsene Kinder untertänig geworden, dort hatten sich alte Feinde versöhnt, gegenseitig gedemütigt ... Aus dem erleuchteten Schulhause schallte ein kräftiger Männergesang. Bei 200 Männer und Jünglinge waren schon eine halbe Stunde beisammen, singend und ihren Pfarrer erwartend.

Wir eilten hin. Blumhardt bat in herzlicher Liebe sein Spätkommen ab und sagte unter anderem: ‚Sehet, es ist mir ganz leid, daß ich hier auf dem Katheder höher sitze als ihr; ich würde gern unter euch drunten sitzen, aber es muß nun einmal wegen des Lichts usw. sein. Aber nicht wahr, ihr wollet mir dennoch eure Gedanken sagen, wenn ich schon einen Schuh höher stehe; nicht wahr, ihr wollet dees tue?‘ ‚Ja, ja!‘ schallte es aus den Bänken heraus. – ‚Sehet, es ist nötig, daß wir untereinander zusammenkommen; denn in der Kirche sehe ich euch gar nicht mehr, wenn ihr schon alle kommet – (es ist nämlich eine Gedränge von anderen Zuhörern, daß man sich in der Kirche umsehen muß, bis man einen Möttlinger sieht) und dann muß ich für alle allgemein predigen und manchmal scharf rauslangen, so daß es wichtig ist, daß ich mit euch *besonders* noch rede! Doch heute will ich zuerst erzählen, was ich an diesem Tage über Möttlingen genau vernommen habe. Ihr habt jetzt seit hundert Jahren Pfarrer, die euch das Evangelium predigen. (Folgt allerlei über Bühler und Machtholf, auch Groß und Barth werden er-

wähnt, statt „Bach“ wohl aus Versehen des Reiseberichtes ein „Wagner“.) Und nun? Warum ist wohl der Herr euch Möttlingern so lang und jetzt über alle Maßen so gnädig gewesen?‘ – ‚Das wissen wir nicht‘, sagten einige – ‚das Gebet Bühlers!‘ riefen andere. ‚Ach, es war die freie Gnade, wir sind die allerunwürdigsten!‘ sagte endlich eine Stimme. – Die Auslegung der Losung und das Gebet waren ganz eigener Art! Bis auf den Klang der Stimme war Blumhardt gehoben und lieblich; aus der Stimme heraus klangen gleichsam die herrlichen Erfahrungen; es war ein Gefühl, als lägen die Herzen der Leute offen vor ihm, und so war es ja gewesen; ich möchte mich ausdrücken, daß der Pfarrer nach meinem Gefühl im höchsten Sinne des Wortes im Rapport mit seinen Zuhörern stand. – Der Schulmeister sagte dann nachher, wie so ganz anders, besser und bereitwilliger nun seine Schulkinder lernten; die Gottseligkeit sei zu allen Dingen nütze und habe die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens. –

Erst $\frac{1}{4}$ nach 10 Uhr kamen wir ins Pfarrhaus, und natürlich wurde es fast Mitternacht bis zum Schlafengehen. Da saß ich neben Blumhardt, diesem merkwürdigen Rüstzeug, der die Taten Gottes so nahe und mächtig gesehen und dabei gewirkt hat. – Der einzelnen Züge sind eine Menge. –

Die Sündenlast auf den Gewissen war bei einigen Leuten so schwer, daß sie sich manchmal körperlich äußerte; einer atmete so schwer und war so beengt, daß er während des Sprechens in ein ängstliches Schnaufen kam und körperlich und geistlich erleichtert wurde, als ihn der Pfarrer unter Handauflegung der Sündenvergebung versicherte. – Ein gar roher Mann der Gemeinde, der lange gesagt hatte: an *ihn* werde es nicht kommen, ward eben auch heilsbegierig und sagte dem Pfarrer: ‚Ja, wenn afange d’Kinder für den Vater beten, dann kann er nicht mehr widerstehen; – ich kam letzthin heim und hörte, ehe ich die Türe öffnete, meine Kinder so dringend für mich beten, daß ich eine Last auf mein Herz fallen fühlte und nun Hilfe suche.‘ Auch ihm wurde Friede zuteil.

Als bei einer Zusammenkunft während der Erweckung der

Pfarrer fragte, wie es ums Gebet stehe und ob sie auch die Erhörung finden, da vernahm er wahre Wunder der Gnade, tägliche Durchhilfe, tägliche Erhörung, insonderheit von Kindern. – Zwei kleine Mädchen waren durch ernstliches Gebet innert wenig Tage von einem sonst nur durch eine starke Kur zu vertreibenden bösen Ausschlag frei geworden; ein Konfirmand hatte bei Tag und Nacht und am frühen Morgen an einem bösen Umstand gelitten; er betete um Befreiung, wurde frei und konnte die ganze Konfirmation ruhig mitmachen. – Als der König krank war, beteten kleine Kinder gemeinschaftlich für seine Wiederherstellung mit ganz besonderer Herzlichkeit; sie knieten in einem Kreis und beteten abwechselungsweise. – In allen Häusern beten die Eheleute gemeinschaftlich auf den Knien. Seit der Erweckung sind sechs alte Personen in der Gemeinde gestorben; sie waren wie aufbehalten, um noch Frieden zu finden, und der Friede verließ sie bis zum Ende nicht. Blumhardt drückte allen die Augen zu und sang mit den Umstehenden dann jedesmal das Loblied:

Halleluja! Lob, Preis und Ehr
Sei unsrem Gott je mehr und mehr
Für alle seine Werke usw.

Die Liebe der Leute zum Pfarrer ist wirklich zärtlich; auf den Feiertag (1. Mai) haben sie ihm am Eingang seines bescheidenen Gärtchens zwei Tannenbäumle („Maienbäumle“), mit einem Buchskranz vereinigt, aufgerichtet, ein Pfortlein, unter dem besser durchzugehen ist als unter allen Triumphbögen! –

Am andern Morgen früh war ich im Dorf und begrüßte die Leute und brachte dann eine Stunde bei Stanger zu, dem Vater des in Guinea gestorbenen sowie des jetzigen Zöglings Stanger. Dieser ist ein alter, erfahrener, frommer Mann und seine Eindrücke von der Sache also sehr wichtig. Nun war aber nichts vom „ältesten Bruder“ im Evangelium an dem trefflichen Mann zu sehen und zu hören, sondern mit Freudentränen redete er von den Neuerweckten und bestätigte namentlich, daß der Wandel der Leute ganz umgekehrt sei, daß seine Verhältnisse mit bösen

Verwandten nun ganz herrlich geworden seien und daß es wirklich bei ihnen jetzt heiße: „In den ersten Gnadentagen wird man von dem Lamm getragen“, und daß er nur wünsche, der zweite Teil des Verses: „Endlich muß man lernen wagen, selber seinen Gang zu gehen“, möge auch an ihnen erfüllt werden.

Sein Nachbar, ein Schmied, war ein roher, zänkischer Mensch in hohem Grade; Stanger hatte vor Neujahr Streit mit ihm gehabt und sich auch erzürnt, so daß er glaubte, um seines Gewissens willen seine Aufwallung abbitten zu müssen. Doch verschob er dies. Nun kam aber des Nachbars Erweckung dazwischen, und sofort kam nun dieser und bat ab, so daß bei Stanger Freude und Demütigung zusammenkamen.

Am Morgen meines Hierseins sollte der Pfarrer seine wöchentliche Bibelstunde im Filial Haugstett halten, und ich ging mit ihm. Die Haugstetter sind's gewesen, die ihm früher boshafterweise einen Fußweg versperrt haben, der ihm seinen Weg abkürzte, die ihn aber jetzt wie einen Vater lieben; der Schultheiß, der damals sich sehr schlimm gehalten, war der erste, der in der Schulstube erschien, als das Glöckle (jedes Württemberger Schulhaus hat ein Glöcklein) läutete. Da sahen wir Leute mit Wagen und Geräten vom Feld hereinkommen und zur Bibelstunde herbeieilen, und doch war es ein schöner Morgen um 10 Uhr. Von den zirka 250 Einwohnern des Dorfes füllten wohl 150 die Schulstube. Und welche Klarheit in den Gesichtern, welcher helle Schein in vielen Augen, welcher schöne Strahl vom neuen Menschen leuchtete aus so vielen gebräunten Gesichtern und auch aus manchen Kindern heraus.

Der Pfarrer ist gerade an der Stelle, wo Johannes den Heiland fragen läßt: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten?“ Es trat ein Mann herein, bei dem er etwa geistlichen Vorwitz und eigene Gedankenspekulationen fürchtete, und er seufzte innerlich, daß ihm doch etwas für diesen Mann gegeben werde. Und da kommt ihm bei und über der Frage Johannis, die man gewöhnlich einem wankenden Glauben zuschreibt, der Gedanke, es auch als eine Vorsicht anzusehen und auszulegen. Und so hob er diese Seite heraus, ohne die andere

* Edward Young (1683-1765), *Klagen oder Nachtgedanken über das Leben, den Tod und die Unsterblichkeit*. ... Übers. von J. A. Ebert, Braunschweig 1768.

abzutun, und sagte, wie bei einer so wichtigen Frage: ‚Ob einer der Messias sei?‘ Vorsicht wohl angelegt sei und wie sie auch uns so wohl zieme in geistlichen Dingen.

‚Und vor wem‘, fragte er weiter, ‚müssen wir denn am meisten Vorsicht haben?‘ ‚Vor uns selber‘, antworteten mehrere Anwesende. ‚Ja freilich, wir haben den Trieb, eigenen Gedanken nachzuhängen, etwas für uns auszusinnen, und da haben wir die Ermahnung zur Vorsicht nötig. Johannes *schickte* zum Herrn, wir können *selber* zu ihm und seinem Wort gehen.‘

Er kam nun auf die Umgebung Jesu zu reden, welche er seinen Leuten gar herzlich beschrieb: ‚Blinde, Lahme, Aussätzige, welche Gesellschaft für den Herrn! Das wird den Vornehmen übel gefallen haben! Aber nicht wahr, das tut uns wohl, daß er sich mit den Ärmsten abgab?‘ Und zum Schluß war besonders schön die Auslegung von: ‚Selig ist, der sich nicht ärgert an mir‘, wo er das Ärgern als die Freude zerstörend in verschiedenen Arten beschrieb. ‚Wenn ihr euch ärgert über einen Weg Gottes, so ist die Freude vorbei, wenn ihr euch ärgert über die Schwachheit unter Nächsten, so ist die Freude weg, wenn ihr euch ärgert über einen Zuspruch des Seelsorgers, so ist es vorüber mit der Freude!‘

Der Schulmeister erzählte mir dann, während der Pfarrer mit einigen Leuten sprach, von der größeren Lernbegier der Schulkinder seit der Erweckung, und insonderheit, wie seitdem die Feldarbeit so leicht gehe; vorher habe man schrecklich geflucht, und jetzt geschehe alles im Frieden und gehe gut. –

So machten wir uns auf den Heimweg; in Möttlingen war Mittagszeit, die Leute saßen am Tisch; wo aber eines den Pfarrer kommen sah, da stand alles auf, die Fenster öffneten sich, die freundlichen Gesichter winkten aus allen Häusern. Da erblickte ich, am Wege stehend, einen Mann von eher finstern Aussehen, der sich eine Zeitlang besann, ehe er grüßte; ich sah den Pfarrer fragend an. ‚Das ist ein Fremder! Ich kenne ihn nicht‘ – es war mir ein neuer Beweis, daß wirklich die Gesichter den Leuten anders geworden sind. – Die Person, die so arg besessen gewesen, sahen wir auch einen Moment; sie scheint ganz gesund.

Ein merkwürdiger Umstand ist, daß der Konsistorialdirektor Knapp aus Stuttgart eine weitläufige Verwandte zum Lernen der Haushaltung zu Blumhardt tun wollte, und da gerade die Erweckung eintrat, so ging er selber vorher hin, um nachzusehen. Und der feste, kalte, verständige Mann, ein Jurist, war so gerührt von der sichtbaren Liebe der Bauern zu ihrem Pfarrer, daß er eine ihrer Versammlungen besuchte und so erfreut war, daß er Blumhardt versicherte, er brauche nun keine weitläufigen Berichte mehr zu machen, er habe nun selber gesehen, was nötig sei. –

Zum Mittagessen kamen noch zwei Freunde ins Pfarrhaus; – alles ist dort ganz einfach; zinnerne Teller und Löffel; – vier köstliche Kinder sind im Haus und eine Frau, die ihren vollen Anteil an dem Wirken ihres Mannes nimmt. Und wirklich konnte das Haus nicht ohne Anteil bleiben, denn es warteten ja oft reihenweise die gedrückten Leute, um zum Pfarrer zu gelangen, während er jeden einzeln oben auf seiner Stube hatte. Wir sahen auch das uralte Kirchlein und auf dem Kirchhof das Grab von Machtholf und von Barths Mutter. Tief bewegt und hoch erfreut verließ ich das teure Haus am 2. Mai, nachmittags 2 Uhr, und war abends 8 Uhr wieder in Korntal.“

Aus dieser Schilderung Christs leuchtet wohl auch das uns entgegen, betreffend den Charakter dieser Bewegung, was ich mit dem Ausdruck „Objektivität“ bezeichnen wollte. Blumhardt war nur der nächste und oberste *Erleber* dieser großen Dinge. Jenes oft so bedenkliche „heiße Ringen“ um Erweckungserscheinungen und dergleichen lag niemandem ferner als ihm; wo er gekämpft hat, war er durch vorhandene Not gezwungen und war dann allerdings voll und ganz eingestanden. Aber durch irgendein geistliches Tun: Reden oder Beten, Erweisungen des Heiligen Geistes forcieren, erzwingen zu wollen – davor schauderte es ihn. Es war ungeahnt über ihn gekommen, und fort und fort war er nun vom Strom eines großen, heiligen Geschehens *getragen*. Wie sehr dies der Fall war, sage er uns selbst:

„Was ich tat, war nichts von mir Gesuchtes, Erzwungenes, Gemachtes, sondern etwas rein von sich selbst Ergebendes, ja

* Damit will natürlich nicht ausgeschlossen sein, daß nicht Buße und Bekehrung der Seelen, die ihm der Herr nahelegte, sein erstes und letztes Anliegen war. „Du mußt dich – schreibt er später einmal einem Freunde – mehr in diesen Fundamenten des Heils, in Buße und Glauben bewegen. Ich sage dies nicht in der Meinung, als entzögest du dich für dich diesen Dingen, sondern ich bitte dich nur, denselben mehr Aufmerksamkeit, mehr inneres Arbeiten, mehr Drandenken anderen gegenüber zu widmen. Denn in diesen Dingen, die ich dir empfehle, ist die Erfüllung der Pflichten. Hoffe

ohne meine Bitte aus unverdienter Barmherzigkeit mir Gewordenes. Mit mir selbst kam ich auch ins Gedränge, der ich mich auch als Sünder fühlte und nicht denken konnte, daß Gott mit mir eine Ausnahme mache und einen anderen Weg als mit anderen gehen wolle, und es wurde mir schwer, ähnliche Sünden, deren ich mich schuldig fühlte und die mir doch nicht auf diesem Wege vergeben waren, nun anderen als im Namen Gottes zu vergeben. Weil die Zeit drängte, so machte ich einstweilen im stillen gleichsam einen Akkord mit dem lieben Heilande, er möge mich für den nehmen, der wie jeder andere Sünder seine Sünden bekannt hätte, da er wisse, daß ich bereit dazu sei, bis mir eine Gelegenheit geboten wäre. So durfte ich mit einem vorläufig versöhnten Gewissen und freudigen Geist fortmachen, daß es mir etwa erging wie dem Cornelius und seinen Gefährten, über die der Heilige Geist fiel, ehe sie getauft waren, die aber doch noch hintendrein getauft werden mußten. (Apg. 10, 44-48.) Indessen kam für mich bald die gewünschte und gesuchte Gelegenheit (bei einem Amtsbruder).“

Gerade darum aber, weil die Bewegung so ohne ihn, ja auch über ihn gekommen war, drängte sich ihm der Gedanke an eine allgemeine Bedeutung derselben für unsere Kirche, ja für das Menschengeschlecht unwiderstehlich auf. Das Bedürfnis, das ihm seitens der Friedesuchenden entgegenkam, war ein so wahres und unabweisliches, daß dessen Allgemeinheit in die Augen sprang, und die Hilfe, die ihnen – sozusagen ohne sein eigenes Zutun – durch sein Wort, das er als Knecht Christi sprach, widerfuhr, war wiederum so tatsächlich und groß, daß man fühlen mußte: Dies will der Herr allen geben und gönnen. Ein anderer als Blumhardt hätte vielleicht an seiner Stelle sich gern, recht gerne mit der vermeintlich bescheidenen Meinung zufriedengestellt: „So was ist eben nur möglich, wo ich oder doch einer wie ich da ist, und derer gibt's eben nicht viele“, oder: „Eigentlich nimmt's mich nicht Wunder, daß von mir aus solche Wirkungen ausgehen, ich bin auch danach.“ Ein solcher hätte dann ein wenig in Religionsstiftung gemacht und – zum wievielten Mal wohl seit der Apostelzeit? – wieder einmal die „echte, wahre

Gemeinde Christi“ „gegründet“, d.h. er wäre, mehr oder minder ausgesprochen, ein Sektenmann geworden. Aber in Blumhardt sträubte sich gegen solchen bornierten Hochmut jedes Äderchen seines Wesens, und eben das ist wohl eine der Hauptursachen, warum er gerade befähigt war, solche großen Erfahrungen zu erleben. Fürs Große stimmten ihn seine Erfahrungen immer kühner im Hoffen, *persönlich* aber, für *sich*, immer *demütiger*. Auch als die großen Wunder kamen, fühlte er sich durch jedes wieder neu unter jenen „Schreck“ gestellt, und andere, die etwa aus verborgener Eitelkeit ähnliche Gebetserhörungen gleichsam erzwingen wollten oder die eine oder die andere erfahrene Gebetserhörnung zu erzählen nicht müde wurden, konnte er warnen: „Bilde Dir *einmal* etwas darauf ein, so ist's für lange hinaus nichts“, oder: „Es in *solchem* Sinne *haben* wollen ist das größte Hindernis, es je zu *bekommen*.“ Aber ebendarum wußte er, daß seine Amtsbrüder dieselben Erfahrungen machen könnten und sollten. „Es liegt nicht in uns, es liegt im göttlichen Worte, das wir nur schmucklos wiederzugeben haben, und im Segen unseres Amtes.“ Das waren seine Gedanken, das möchte er wohl heute noch uns Pfarrern zurufen. Danach lechzte er aber damals förmlich bei dem Andrang der friedensuchenden Leute. So schreibt er den 3. April 1844 an Barth: „Im (Schwarz-) Wald hat ein Mann von A. heimlich von den Möttlinger Sachen reden hören, und so, daß er Hoffnung faßte, A. öffne auch seine Türe für den armen Sünder; B. (ein neuer Ortsname) hat sie geöffnet, am Palmsonntag, da es ähnlich die Leute zu sich einlud wie ich früher. Dasselbe hat N. getan; M. N. M. (alles Ortsnamen, die Buchstaben sind nicht Anfangsbuchstaben) wird feuriger, und mit großer Gespanntheit harren die Beichtkinder auf ihre Erklärung. Warum können auch B. D. N. so hart sein und keinen Zug tun wollen bei dem großen Verlangen der Leute? Sie dürften nur in der Predigt berühren, wer einen Druck habe, soll kommen ... Ach, es muß anders werden, denn ich sehe es klar, daß das Bisherige nichts war in Vergleichung mit demjenigen, was sein sollte.“* Und tags darauf, den 4. April, schreibt er: „Überall wollen die Gewissen entladen sein, denn von allen Ortschaften werde

ich überstürmt, und wie froh wäre ich, den gepreßten Herzen sagen zu können: ‚Gehet zu eurem Pfarrer!‘ Die Leute dauern mich, ich darf nichts tun und muß sie mit Kanzleitrost abspesen. Sonst meine ich aber, christliche Brüder hätten aus meinen Mitteilungen doch schon sich etwas merken können und denken, es könnte ihnen auch etwas glücken, wenn sie’s probieren wollten, ihre von Gott ihnen befohlenen Beichtkinder einzuladen zum Bekenntnis, wenn dies gewünscht wird. ... Den Leuten fällt’s auf, daß ich allein stehe und daß eben meine Freunde in einer so wichtigen Sache nicht folgen. Oh, der Herr weiß es, wie mir’s zumut ist und wie mich’s brennt für die ganze Welt. Vorwürfe will ich niemand machen, aber mein Herz ausleeren gegen Dich ist mir Bedürfnis.“

Eine herzbewegende Klage! Das Volk ist in ernsthaftester Weise von der Bewegung ergriffen und strömt zu Blumhardt, nach demselben Troste hungernd, der den Möttingern geworden, und er kann ihnen nur – wie er sagt – „Kanzleitrost“ geben, weil sie nicht seine Pfarrkinder sind und er nicht in eines anderen Amt eingreifen will noch darf. Er hungert mit diesen Leuten und für sie nach einem Entgegenkommen der Pfarrer, aber umsonst. Die Ernte ist reif, die Schnitter sind da, aber sie tragen Bedenken, die Ernte einzuheimsen. Blumhardts Unmut vergleicht sich vielleicht in diesem Stücke – sofern ein solcher Vergleich erlaubt ist – einem Zorne darüber, daß ein Feigenbaum nicht Früchte trägt, weil es noch nicht die Zeit der Feigen ist.

Durch die kühle, ablehnende Haltung der Pfarrer fiel so auf diese so sehr aufs Allgemeine angelegte Bewegung allmählich der Schein einer bloß örtlichen und an Blumhardts Person geknüpften Besonderheit, und was Tausende mit unwillkürlicher Macht ergriffen hatte, mußte sich „eine Spezialtheorie Blumhardts“ schelten lassen. Das war sein Schmerz. Ihm war’s unabweislich eine erfreuliche, gewaltige, verheißungsvolle Erscheinung im Leben der evangelischen Kirche, woran ihm nur die erste Stelle des Miterlebens zugefallen war; manchen theologischen Freunden aber erschien es fast als Ketzerei! Am schmerzlichsten traf ihn der Vorwurf einer Annäherung an den

Katholizismus, ihn, den so durch und durch evangelischen und gerade in Luthers Geist und Schriften so tief gewurzelten Mann! Hatte er doch soeben in seinem furchtbaren Kampfe so tief in die geheimen Schäden des Katholizismus hineingeblickt, daß er gerade damals über das Wesen desselben sich gelegentlich in erschreckend ernster Weise aussprach. Diese seine damaligen Äußerungen über den Katholizismus gebe ich darum nicht wieder, weil ihm später so sehr daran lag, sich gegen keine der großen geschichtlichen Erscheinungen des Christentums, also auch nicht gegen diese Kirche, feindselig zu erzeugen.

Es verstößt nicht gegen obige Friedensmaxime, wenn wir uns hier daran erinnern, daß gerade jene beiden Faktoren der hier geschilderten Bewegung: Sündenbekenntnis und Absolution, einst durch den schamlosen Mißbrauch, der in der katholischen Kirche mit denselben getrieben wurde, die Reformation hervorgerufen haben. Die Absolution wurde – das läßt sich nun einmal aus den Blättern der Geschichte nicht mehr austilgen – auf ein unheiliges, schamloses Sündenbekenntnis hin handwerksmäßig für Geld erteilt! Es war die letzte, schwerste Äußerung einer Entartung des Christentums und darum der Anlaß zur Reformation. Von daher haftet uns Evangelischen eine nicht unbegründete Reizbarkeit an betreffs dieser beiden Äußerungen christlichen und kirchlichen Lebens, so sehr, daß manchem vielleicht Worte, die der Herr in feierlichen Momenten und feierlich ausgesprochen, wie: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, was ihr auf Erden binden werdet, das soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, das soll auch im Himmel los sein“, und: „Welchen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben“, daß ihnen – sage ich – solche Worte unbequem und lästig sind und sie dieselben nahezu als „katholisch“ beiseite liegenlassen oder sie „geistig“ zu verdünnen lieben.

Etwas von der königlichen Macht, mit welcher der Herr im ersteren zitierten Worte durch Petrus (Matth. 16, 19) und damit doch durch Seine Knechte überhaupt (Matth. 18, 18) zu wirken verspricht, hatte Blumhardt in seinem Kampfe erfahren, freilich mehr in kriegerischer Weise; jetzt erfuhr er ein Ähnliches, aber

in der dem Herrn erst recht von Herzen gehenden friedlichen, priesterlich versöhnenden Weise. Er sah, wie gerne, rasch und völlig Jesus Christus kraft Seiner Erlösungsrechte alle Sünden, auch die schwersten, vergibt: Mord, Ehebruch, Dieberei und unnennbare Greuel, wenn sie ans Licht kamen; er erlebte in ungeahnter Weise, wie der Herr das Verlorene sucht und Sünder selig macht und wie durch des Herrn Wort die recht eigentlichsten Sünder in einfacher Weise, so wie's im Evangelium geschildert ist, Frieden fanden, wenn sie das, worüber sie bisher *nicht* Frieden gefunden, einem anderen, und zwar als vor dem allgegenwärtigen Gott, offenbarten! Wie geht es eigentlich *sonst* zu? Das Gewöhnliche dürfte sein, daß solche, deren Gewissen mit so schweren Greueln belastet ist, überhaupt *nicht* Frieden finden; entweder gehen sie als trotzig Ungläubige oder als seufzende, bösgewissige Fromme einher. Dann ist aber des Heilands großes Erlösungsrecht und Sein Erlösertum verkümmert und Sein Werk, Verlorenes zu suchen und zu retten, fast auf „Halbverlorenes“ oder dergleichen eingeschränkt. „Aber warum denn, sagt man, vor Menschen bekennen? Genügt es nicht, auch solches im Kämmerlein vor Gott zu bekennen?“ Aber betrachten wir die Sache doch einfach! Solch ein Bekennen ist wie ein Selbstgespräch: „Ich sage eine Sache, die ich schon längst weiß, Ihm, der sie ebenfalls schon längst weiß.“ Das ist ein, wie wir ja wohl wissen, sehr gesegnetes Tun, so vor Gott ins einzelne die Schäden unserer Seele zu erwägen, sie uns klarzugeben und sie vor Ihm zu bekennen – aber heimliche Greuel? Und deren gibt's eben viele auf Erden! Gehört's da nicht nach der allgemeinen menschlichen Erfahrung, wie's z.B. so oft an Sterbebetten wie auch bei Kindern klarwird, gewissermaßen zur *Naturreligion**, daß solche Dinge *herausmüssen* ans Licht? Wenn ich etwas Gott bekenne in Gegenwart eines Menschen, der's *noch nicht weiß*, ist das nicht der Weg, auf welchem mein Heimliches aus der Finsternis heraus ans Licht dringt? Ist es nicht denkbar, daß Gott es nicht nur Sich Selbst, sondern auch *mir* für schuldig erachtet, solches von mir zu erwarten, „mir“, d.h. meiner Würde, die Er mir voll und ganz zurückgeben möchte? Damit ist nicht nach der Zwangs-

beichte des katholischen Beichtstuhls gerufen, von deren Schädlichkeit manches erzählt werden könnte; noch weniger fast nach jenen vermeintlich frommen Kränzchen, wo man seine Sünden einem Dutzend anderer Sünder zu erzählen hat, was entweder auf das Schamgefühl oder dann den Wahrheitssinn zerstörend wirken muß, sondern es ist nur dem Menschen, der sich nicht mehr zu helfen weiß, die Türe zu einem verschwiegenen Bruderherzen aufgetan. Auch kann ich mich – so peinliche Eindrücke ich z.B. auch aus meinen amtlichen Erfahrungen von dem katholischen Beichtstuhl habe – doch der Vermutung nicht erwehren, er sei auch eine der Ursachen, warum in katholischen Bevölkerungen der Selbstmord lange nicht so schrecklich überhandgenommen hat wie in unseren evangelischen. Wie gut wäre es, wenn im Bewußtsein unseres allgemeinen „Menschen“ das Studierzimmer des Pfarrers – in edlerer, freierer Weise als der Beichtstuhl – als der Ort bekannt wäre, wo man schließlich alles sagen darf und für alles ein freundliches und verschwiegenes Ohr findet! Es wäre dann doch noch die Wahl da zwischen dem „Strick“ oder der „Eisenbahnschiene“ und diesem Zimmer! Aber gestehen wir's uns, vor lauter Geistigkeit, Freiheit etc. sind ihrer viele, Millionäre wie Proletarier, verschmachtet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben!

Eine Folge dieser nüchternen, trockenen Buße in der Möttlinger Erweckung war denn auch jene einfache, offene, natürliche und herzliche Art, die sich sowohl am Gebaren des einzelnen als auch in dem Tone kundgab, der in den gemeinsamen Unterhaltungen herrschte.

An solcher Buße, wie sie hier stattfand, ist eben rein auch gar nichts, das dem geistlichen Hochmute Nahrung geben könnte. Wer so sich selbst, d.h. seine Vergangenheit, gleichsam außer sich, sich gegenüber angeschaut hat, im Spiegelbilde des Urteils eines anderen, dem man sie rückhaltlos mitgeteilt, der ist von allem Bewußtsein, ein Frommer zu sein, gewiß für lange Zeit geheilt. So fröhlich ihn der Friede macht, wenn er Vergebung erlangt hat, so denkt er natürlich nur noch geringer von sich als vorher; wie Paulus (Römer 3, 22-24) sagt: „Es ist hier kein Un-

terschied (zwischen denen, die Gerechtigkeit schon gefunden haben, und den übrigen), sie alle (die Gerechgewordenen) haben gesündigt und mangeln des Ruhms vor Gott und werden umsonst gerecht durch seine Gnade vermittelt der Erlösung, die in Christo Jesu geschehen ist.“ Der Friede aber, der etwa von einem Menschen, der Schweres auf dem Gewissen hat, durch bloßes Gefühl erzeugt wurde, ohne daß jener Gottlose in ihm einmal aus den dunklen Tiefen des Herzens hinaus an die Luft, ans Tageslicht gekommen ist, dieser Friede bedarf oft, um nicht wieder zu erlöschen, eines fast fieberhaft gesteigerten Frömmigkeitsgefühls.*

Aber die Absolution? Nun, die erteilt allerdings heute jeder sich selbst, bald mit mehr, bald mit minder Vertrauen auf den Erfolg. Aber es gibt eben doch solche, denen dies durchaus nicht gelingen will, und von diesen allein haben wir ja zu reden. Gesetzt, wir wären über das Wohltuende eines Bekenntnisses einig, sollte denn, so könnte man denken, dem Bekenntenden dieses Abgelegthaben seines Bekenntnisses nicht genügen? Sollte er nicht nun doch daraus das Vertrauen und den Mut oder eben den Glauben gewinnen, ihm seien die Sünden vergeben? Diese Frage läßt sich wohl so im allgemeinen, Aufrichtigkeit und Lauterkeit bei dem Bekenntenden vorausgesetzt, getrost bejahen. Aber es wäre dem Heilande, möchte man sagen, Seinerseits doch zu mager und ärmlich. So soll's nicht zugehen, wenn der heißersehnte verlorene Sohn in des Vaters Haus zurückkehrt! Des Heilands Art ist's nicht, der Fordernde zu sein, und wenn geleistet ist, gehenzulassen; Er ist der Geber. Es leuchtet das Bedürfnis eines solchen Vorgehens aber auch noch von einer anderen Seite her ein. Mancher mag bei den obigen Erörterungen gedacht haben: „Das wäre allerdings schöner, wenn die Verlorenen unserer Tage von selbst kämen, ihre Sünden zu bekennen, anstatt daß man sie noch erst auf dieselben aufmerksam machen müßte; aber das kommt eben nicht vor!“ Allerdings kommt das für jetzt selten vor, aus begreiflichen Gründen. Nur die sichere Gewähr einer darauf folgenden, rund und ganz eintretenden Vergebung kann, *wird* aber auch zu einem solchen Schritte bewegen. Und solche

Vergebung können wir uns auch trotz unseres Bekennens nicht selbst versprechen. Denn solche Vergebung geht weit über das, was wir erwarten können; wir können sie uns weder als Ergebnis einer gewissen Schlußfolgerung unserer Gedanken noch als letzte Frucht irgendeines Bußkampfes uns erwerben; denn getane Sünden sind eben geschehene Dinge, die durch nichts von uns ungeschehen gemacht werden können, und jede solche Schlußfolgerung unsererseits würde zu einer Selbstrechtfertigung, da wir auf irgendwelche Weise die Selbstverdammung, die uns allein ansteht, zurücknehmen. Die uns Sündern gewordene Möglichkeit einer Vergebung der Sünden ist ein geschichtliches Ereignis, ist der innerste Kern aller bisherigen Menschheitsgeschichte, ist die Frucht der Sendung Jesu Christi vom Himmel und des Kampfes Jesu Christi auf Erden, Seines Kreuzestodes, Seiner Auferstehung, die Vergebung selbst ist eine persönliche Gabe Jesu, des Siegers, an die Kommenden. Aber ebendarum will Er dies nicht nur auf dem Wege eines inneren Gedankenprozesses, sondern gleichsam im hellen Lichte menschlichen Geschehens als etwas äußerlich geschichtlich Dastehendes von Herz zu Herz, von Mund zu Mund geben. Wie Er, das Wort, *Fleisch* geworden ist, so will er zu uns nicht nur durch Gedanken, sondern durch Menschen sprechen. Für eine solche geschichtlich von außen, und nicht bloß von innen, an uns gekommene Zusicherung Seiner Gnade haben wir allerdings das heilige Abendmahl. Gerade Blumhardt hörte nicht auf, darauf hinzuweisen. Aber fraglich ist's, ob der Herr nicht dem Sünder noch ein unmittelbarer an sein Herz im besonderen sprechendes Wort, ein Wort, wie es unserem menschlichen Verkehr entspricht, gönnen möchte. Er hat dem einzelnen gesagt: „Dir sind deine Sünden vergeben“; offenbar nicht, um einen allgemein gültigen, im besonderen Fall nichts Besonderes sagenden Satz auszusprechen, sondern in dem Sinne, daß jetzt das, was bisher bei dem Betreffenden *nicht* war und auch nicht in Aussicht stand, um Seines Sagens willen *sei*; Er sprach als [der], der im Namen des Gläubigers die Schuld *streicht*. Er sprach's, daß es auch die Pharisäer so verstanden: „*Er vergibt* Sünden.“ Er sprach's mit dem ganzen Wagnis, Anstoß zu

erregen als einer, der in Gottes Befugnisse eingreife, und begründete es damit, daß er diese Befugnis *habe*. Er ließ es also nicht bei der allgemeinen Verkündigung bewenden: „Wenn ihr Buße tut und glaubt, so habt ihr Vergebung der Sünden“, sondern Er schritt tätlich ein und sagte: „Dir sind deine Sünden vergeben.“ Verlangte Er auch ein Sündenbekenntnis? Dem ersten oberflächlichen Anscheine nach nicht. Er *wußte*, was im Menschen ist, und war ohne viel Worte des anderen klar über ihn und den Grad seiner Lauterkeit, und Er war ferne von allem kleinlich Förmlichen, es ging alles so natürlich, so allgemein menschlich zu. Aber daß die als „Sünderin“ Stadtbekante sich so mit Tränen an Ihn macht oder daß ein Schächer sagt: „Wir leiden, was unsere Taten wert sind“, oder wie's Zachäus machte oder ein gewiß sehr erschrockenes, bösgewissiges Gesicht des Gichtbrüchigen, das wie nach *rascher, rascher* Beruhigung rief, das waren auch Bekenntnisse, um so mehr, als eben alle diese nicht mit Jesu allein sein konnten.

„Ganz recht“, möchte einer sagen, „aber dieses Tun Jesu war eben eine Besonderheit Seiner göttlichen Würde.“ Träfen wir aber wohl damit wirklich den Sinn des Herrn? In Seinem Reiche, das fühlen wir Ihm ab, sollte alles persönlich sich vermitteln, von Herz zu Herz, von Hand zu Hand, durch freundlichen Verkehr, brüderliche Gemeinschaft; und so hat Er denn auch Seine Zwölf gleichsam als einfache Verlängerung Seines Arms verwendet, als Seine stellvertretenden Werkzeuge, durch die hindurch Er wirken wolle, als stünde Er da; in Seinem Namen sollen sie tun, was Er tat, sich gebaren, wie Er sich benahm, und es soll gelten als von Ihm getan. Und gerade auf unseren Fall sprach Er die doch sicherlich gewichtigen Worte: „Was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los sein“ (Matth. 18, 18); und nach der Auferstehung: „Wie mich der Vater gesandt hat in die Welt, so sende ich euch auch; nehmet hin Heiligen Geist!“ „Welchen ihr die Sünden *vergeben*, denen sind sie vergeben“ (Joh. 20, 21-23).

Die Zwölfe hatten dazu „Heiligen Geist“ empfangen. Und dessen bedurfte es auch, um die Sünde heilig zu beurteilen und

evangelisch, d.h. in völlig vergebendem Sinn, und um, das eigene Selbst gänzlich vergessend, sich nur unmittelbar unter den Herrn und seine Leitung zu stellen; sowie auch, damit ihrem Reden und Tun eine göttliche Kraft innewohne.

Sollten nun etwa die kommenden Geschlechter wirklich um diese persönliche Vermittlung der Gnade verkürzt werden? Das kann sehr leichthin bejaht werden, leichter wohl, als wirklich aus der Heiligen Schrift begründet. Blumhardt sah es anders an, er fühlte, daß der Heiland den Seelen näher, lebendiger, faßbarer nahe sein will in der Kraft der Gnade, als man's heute meint, und daß es deshalb im Großen besser kommen dürfe, müsse und solle, als es ist, daß wir das, was der Heiland unter Christentum versteht, nicht mehr oder noch nicht in der Vollkraft besitzen und daß des Herrn Wille sei, daß die Kirche ihn unablässig darum bitte.

Ähnliche Gedanken kamen Blumhardt ebensoungesucht, ebensosehr nur durch die Gewalt seiner Erfahrungen, in bezug auf die *Wunder*. Bevor wir seine Berechtigung zu solchen Gedanken, die zu seinem Schmerz viel zuwenig beachtet wurden, untersuchen, wollen wir ihm noch das Wort geben zur Begründung seines Verfahrens in „Privatbeichte und Privatabsolution“ (so nennt er's dort im Unterschiede von der in der lutherischen Kirche schon gebräuchlichen allgemeinen Beichte und allgemeinen Absolution).

Er sagt darüber in seiner „*Verteidigungsschrift gegen Dr. de Valenti*“ (S. 120ff.)*:

„Man sagt, es stehe von der Privatbeichte so wenig in der Bibel. Aber bedenke doch, lieber Leser, wie kann im Neuen Testamente viel davon stehen? Soviel ist doch gewiß, daß man die, die glaubten, getauft hat. Was aber die Taufe ihrem Wesen nach ist, lehrt uns die Taufe Johannis, der nach dem Bekenntnis der Sünden auf die Vergebung getauft, d.h. von diesen Sünden abgewaschen hat. Die Taufe hat der Herr in den Tagen seines Fleisches durch seine Jünger fortgesetzt (Joh. 4, 1 u. 2). Wird er gesagt haben: ‚Jetzt brauchst's kein Bekenntnis mehr?‘ Bei seinem Hinscheiden hat er die Taufe befohlen, deren Wirkung er mit

den Worten bezeichnete: ‚Welchen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben.‘ Muß man nicht sagen, ebendarum sollte die Taufe den Eintritt ins Reich Gottes bedingen, weil letzterer nur mit Bereinigung der Sünden geschehen kann? Wie konnte man aber die Sünden bereinigen, wenn man sie heimlich bei sich versteckte? Paulus kannte wohl die Korinther und wußte, welche Greuel einst unter ihnen üblich waren. ‚Und solche‘, sagt er, ‚sind euer etliche gewesen; aber ihr seid abgewaschen.‘ Kurz, solange die Wichtigkeit der Taufe biblisch ist, ist es an und für sich schon auch die des Bekenntnisses. Man denke sich Diebe, Mörder, Ehebrecher, Hurer, Sodomiter, Blutschänder, Meineidige, Leute, die man in ihrem unschuldigen Gesicht nicht immer so leicht erkennt, wie konnten sie ohne weiteres von diesen Sünden abgewaschen werden, ohne daß sie derselben auch nur Erwähnung taten? Zum Eintritt ins Reich Gottes oder zum Empfang der herrlichen Gnade Gottes wurde mindestens ein Bekenntnis erfordert, nicht ein sklavisches, erzwungenes, quälendes, aber doch ein aufrichtiges, ohne Falsch. War nun aber einmal die Gnade durch die Taufe zugesichert, so sollten ja die Sünden, die zu bekennen nötig waren, gar nicht mehr vorkommen und eine Beichtanstalt überflüssig sein. So redete man in den apostolischen Zeiten mitten in der Gemeinde nicht viel vom Bekennen, weil dieses im Grunde in die Zeit vor der Bekehrung fiel. Mitunter konnte es aber doch auch wieder nötig werden, wie mehrere Stellen vermuten lassen, vornehmlich 1. Joh. 1, 9: ‚So wir aber unsere Sünden bekennen‘ und Jak. 5, 16: ‚Bekenne einer dem anderen seine Sünde.‘ Was jene Stelle betrifft, so setzt man gerne hinzu: ‚dem Herrn‘, als brauchte es nur, sie dem Herrn zu bekennen. Wenn du [da]mit auskommst, lieber Leser, so lasse ich’s dir, wo nicht, so wisse, daß der Beisatz nicht dasteht, und wenn man ihn aus Psalm 32, 5: ‚Ich sprach: ich will dem Herrn meine Übertretung bekennen‘ ergänzen will, so sage ich dir, daß es im Alten Testament noch viel weniger eine Vergebung ohne Bekenntnis vor Menschen gab, indem nur vor dem Altar durch ein Opfer, über welchem die Sünde namhaft gemacht wurde, was schon aus den besonderen Opferarten für die einzelnen Sünden

s.S. 251
HH Mey

* In dem Bemühen, die Gemeinden und deren Pastoren, Zündels Zeitgenossen, nicht zu kompromittieren, verwendete er Kürzel. Blumhardt hatte unverschlüsselt geschrieben: „ ... Liebenzell (selb zweit) und Reichenbach hat ein Mann von letzterem Ort heimlich im Wald von den Möttlinger Sachen reden hören, und so, daß er Hoffnung faßte, Reichenbach öffne auch seine Thüre für arme Sünder. Liebenzell hat sie geöffnet am Palmsonntag, da es üblich die Leute zu sich einlud wie ich früher

zu ersehen ist, die vergebende Nachsicht Gottes erlangt werden konnte. Wenn also David dem Herrn bekannte, so tat er’s vor dem Tempel in Gegenwart des Priesters - und so vergab ihm der Herr die Missetat seiner Sünde, weil in seinem Geist kein Falsch war (Psalm 32, 2). Bekenntnis und Taufe mit Vergebung fiel also in der apostolischen Zeit zusammen. Wir aber werden als kleine Kinder getauft, fallen meist aus der Taufgnade, wie man sich ausdrückt, und nur zu oft in einzelne schwere Sünden, Todsünden, d.h. solche, auf welche der Herr einen besonderen Fluch in der Schrift gelegt hat. Nun sollen wir wieder als verirrte Schafe zum Heiland zurückgeführt oder sozusagen aus Heiden wieder Christen werden. Wie soll das zugehen? Denkst du, gar nicht anders, als daß nun auf einmal einer wieder sagt: ‚Ich glaube?‘ Doch nein! Man sagt, er müsse Buße tun. Er tut’s, wann ist’s genug? Und wie soll er’s machen? Soll er nun tage-, wochen-, monate-, jahrelang weinen, seine Schuld in fest verschlossenem Herzen behaltend? Wann ist’s genug? Wir sehen, es fehlt an einem sicheren Anfang. Sind wir aber Heiden geworden, was braucht’s anderes, als daß wir das Wesentliche der Taufe uns gefallen lassen? Wir bekennen und lassen uns vergeben wie Täuflinge, nur daß wir nicht mehr getauft werden. Was ist klarer als dieses? Und wer wird’s leugnen können, daß ein solcher Anfang für die Erweckten eine außerordentliche Erleichterung ist? Freilich kann’s auch mißbraucht werden; man kann heucheln, selbst mit seiner Sünde großtun, kann auch aus Schamlosigkeit alles nur gleich herausagen, wie die Buben im Wirtshause, man kann selbst aus dem Bekenntnis ein Werk machen und so in eine Werkheiligkeit sich stellen. Aber weil der Schlangensame alles verdirbt, muß man dann gleich alles wegwerfen? Oh, wenn unsere Gläubigen nur auch wieder guten Grund legen und denselben bei Neuerweckten insbesondere in Anwendung bringen lernen möchten!“

Über die Absolution spricht sich Blumhardt in derselben Schrift (S. 126ff.)* noch weitläufiger aus, weil sie noch mehr als das Sündenbekenntnis von unseren heutigen Anschauungen abweicht, und ebendeshalb geben wir auch seine Worte wieder,

s.S. 252+253
HH Mey

Dasselbe hat Ostelsheim getan; Simmozheim, Hirsau, Malmsheim wird feuriger, und mit größter Gespanntheit harren ihre Beichtkinder auf ihre Erklärung. Warum können doch AltHengstett und AltHengstett so hart seyn und keinen Zug thun wollen, bei dem großen Verlangen der Leute. Sie dürften nur im d. q. Predigt überhören, eine Briefe Druck habe, soll kommen. Ich schreibe dir, daß du, nach deiner Weisheit und Liebe, doch wegen und nicht wegen müßtest, daß es anders wird

das Bisherige nicht
...“ J. C. Blumhardt.
1838-1852. Texte,

wenigstens soweit sie dies sein Tun biblisch begründen (mit Übergehung der Begründung seines Tuns aus der Lehre und der Sitte der Kirche). Sie lauten:

„Die Wirkung, die diese sogenannte Absolution auf die Personen machte, nach welcher die letzteren vor jedermann als ganz andere Leute erschienen, ohne die geringste Spur von Schwärmelei dabei zu zeigen, war es hauptsächlich, daß die Bewegung immer allgemeiner wurde und zuletzt meine beiden Orte erfaßte. Ich hatte gar keine anderen Gedanken, als daß ich hier ganz im Einklange mit der protestantischen Kirche handle, wenn auch nicht, wie diese jetzt ist, aber wie sie nach unseren Bekenntnisschriften sein sollte. ... Meine Erfahrungen jedoch bei dem Akt der Absolution boten mir manches Eigentümliche dar. Oben schon berührte ich's, daß neben dem auffallenden Eindruck zur Beruhigung des Gemüts je und je auch leibliche Übel schwanden. Sodann kam es mir bei etwa zwölf Personen vor, daß ich unter dem Gedränge, in dem ich stand, zu früh die Absolution erteilte, [in]sofern diese Personen mehr oder minder absichtlich Wichtiges verschwiegen hatten. Diese konnten von keinem Eindruck reden, den der Akt auf sie gemacht hätte; im Gegenteil, es war, wie wenn es auf mich zurückgeschlagen hätte. Ich fühlte alsbald eine Enge auf der Brust und nach einigen Stunden eine Mattigkeit durch alle meine Glieder, als wollte mit einem Male alle meine Kraft zusammensinken. Ich kann die Eigentümlichkeit dieses Unwohlseins und der allgemeinen Lähmung, die 2-3 Tage fort dauerte, nicht näher beschreiben. Aber ich erkannte meinen Fehler und hatte und behielt von da an eine besondere Angst vor der Erteilung der Absolution. Gerne hätte ich sie ganz aufgegeben. Das erschien mir aber als eine Feigheit und Verzagtheit, zumal da ich eben durch diese Erfahrung um so gewisser überzeugt wurde, daß etwas Reales bei der Absolution wirkt, das ich den mir anvertrauten Seelen nicht vorenthalten dürfe, sofern mir's für sie gegeben sei. Ich mußte es wagen – o mein lieber Leser, wie wenige mögen die Wagnisse, denen ich mich oft unterzog und unterziehen mußte, verstehen! Noch im nämlichen Sommer geschah es, daß ich von einem fernen tod-

kranken Kollegen sehnlich erwartet wurde. Ich besuchte ihn endlich; er bekannte mir und forderte die Absolution. Ich gewährte ihm die Bitte aus freundschaftlicher Gefälligkeit, die aber in Gottessachen nimmermehr am Platz ist – und kam krank, wie oben beschrieben ist, nach Hause. Da merkte ich, welche eine ernste Sache es um die vom Herrn erhaltene Vollmacht ist, daß, was auf Erden gelöst werde, auch im Himmel gelöst sein solle. Ja, eben weil dieser Akt unseres Amtes die größte Treue erfordert und der schwerste ist, wenn er nämlich die verheißene Geltung erhalten sollte, wurde mir's erklärlich, warum in der Kirche eines der wichtigsten Worte unseres Herrn so gar in Vergessenheit geriet. Entweder die Absolution, nicht mit dem rechten Geiste erteilt, hat keine Wirkung, oder wenn wirklich eine Kraft dabei wirkt, so ist auch ein Zurückschlagen zu fürchten mit Nachteilen selbst für das Beichtkind, entsprechend der protestantischen Lehre vom heiligen Abendmahl, wonach Luther im Gegensatz zu Calvin behauptet, daß jedenfalls der Genuß eine Wirkung habe sowohl auf Bußfertige als auf Unbußfertige, nur in letzterem Fall eine nachteilige zu einem Gericht, nach Paulus (1. Kor. 11, 30) zu Krankheiten, ja selbst zum Tod.

Das Gesagte erscheint nun als etwas ganz Neues und Auffallendes, und man fragt billig nach einer biblischen Begründung. Mir wurde die letztere erst recht klar, indem eben meine Erfahrungen mich zur rechten Erklärung der Schrift hinleiteten. Alles beruht auf der Hauptstelle Joh. 20, 21-23. Da lesen wir die Worte des auferstandenen Jesu an seine Jünger:

„Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch; und da er das sagte, blies er sie an und spricht zu ihnen: ‚Nehmet hin (den) Heiligen Geist; welchen ihr die Sünde erlasset etc.‘

Was ist denn nun dieses Anblasen des Herrn anders als eine geistige Befähigung zu dem Auftrage, den er ihnen erteilte? Und was ist der hier mitgeteilte Heilige Geist (im Grundtext heißt es nur ‚Heiligen Geist‘, nicht: ‚den Heiligen Geist‘) anderes als eine besondere Gotteskraft, vermittelt welcher die Jünger das

tun sollten, was ihnen aufgetragen wird? Diese Kraft ist verschieden von dem am Pfingstfest ausgegossenen Geist, oder sie ist vorläufig nur etwas von dem letzteren, ein Strahl vom großen Lichte. Solche Kraft teilte der Herr wohl deswegen zum voraus mit, um zu verstehen zu geben, daß sie auch sonst wirksam sein könne, auch wenn die größere Gabe, der alle den Menschen zugedachten Gotteskräfte in sich schließende Pfingstgeist, nicht gegeben werde, weil sie es vorzüglich ist, durch welche die Gemeinde Gottes aufgebaut werden soll. Denkt man darüber nach, wie diese Kraft wirken sollte, so ist klar, daß sie dazu gegeben ist, dem Beichtenden die Gewißheit der Vergebung als unmittelbar von Gott, wie die Reformatoren es ausdrücken, fest zu machen. Vermittelst dieser Kraft, die von Gott kommt, redet in der Tat Gott selbst mit dem Menschen, und durch die Handauflegung, wohl auch ohne sie durch die einfache Absolution (denn Gott bindet sich nicht an eine äußere Handlung), teilt sich diese Kraft dem Menschen mit. Daher die wunderbare Wirkung, die über allen Zweifeln stehende, plötzlich eintretende Gewißheit und Beruhigung; daher auch andere wohltuende Wirkungen auf Nerven-, Leibes- und Seelenkräfte des Menschen; daher auch das Zurückschlagen auf den mit dieser Kraft Begabten, wenn er mehr leichtfertig als treu die Kraft anwenden will; daher die nachteiligen Wirkungen auf den Beichtenden, der nicht ohne Falsch ist. Eben weil es etwas von Gott ist, darf es auch nicht brachliegen oder unbenutzt gelassen werden, widrigenfalls Gott mit seiner Gabe zurücktritt, weswegen mir leicht erklärlich ist, warum unsere Kirche dieser eigentümlichen und doch zum Aufbau und zur Erhaltung der Gemeinde Gottes so dienlichen und nötigen Kraft nahezu verlustig geworden ist. Glaubt oder übt sie ja niemand mehr. Übrigens scheint sie bei der Konfirmation, besonders wie diese in unserer vaterländischen Kirche gehalten wird, noch am meisten Nachklänge zu haben, da der Erfahrung gemäß doch viele Kinder bei derselben, namentlich unter dem Akt der Einsegnung, etwas Besonderes empfinden, das ihnen ein Schatz bleibt für ihr ganzes Leben hindurch, wenn sie auch in viele Verirrungen hineingeraten. An eine bei der Konfirmation

empfangene Gnade gedenken viele später mit Tränen, was ich auch hier erfahren habe, da die meisten von Pfr. Machtholf, Pfr. Groß und Pfr. Barth – von welchem letzterem, dessen Konfirmationsfeiern tiefen Eindruck machten, die jüngeren alle mit besonderer Empfindung sprachen – konfirmiert worden waren. Diese Eindrücke kommen nicht bloß von dem Unterricht her, wiewohl auch bei diesem jene Gotteskraft, sofern sie nur da ist, wirksam sein muß, sondern vorzüglich von dem letzten Akte der Konfirmation selbst, da Gott selbst dem Kinde seine Zusage gibt. Je bestimmter der Prediger mit Bezug auf die Verheißungsworte Jesu hierbei denkt und redet oder je lebhafter überhaupt sein Geist, wenn auch minder dessen sich bewußt, was vorgeht oder vorgehen sollte, nach dem Throne der Barmherzigkeit für das Kind gerichtet ist, desto mehr wird er mit seiner Gotteskraft angetan erscheinen. Aber, ach, die meisten wollen mehr mit Worten wirken, als in der Kraft stehen!“

Blumhardt wurde einerseits infolge fortgehender Erfahrungen immer fester in diesen Anschauungen, und andererseits sah er sich immer mehr vereinsamt betreffs derselben, da man sie sozusagen kaum der Beachtung wertzuhalten schien. Er ist deshalb noch einmal ausführlich darauf eingegangen, als ihn seine *Auslegung des Evangeliums Matthäi* in den „*Blättern aus Bad Boll*“ (1876, Nr. 3, S. 17-20, § 133) zu der Stelle Matth. 16, 19. 20 führte, eben der Stelle, wo der Herr vom Binden und Lösen spricht. Um nicht allzu weitläufig zu werden, bringe ich nur einige Gedanken dieser sehr tief eindringenden Erörterung im Auszuge:

Er sagt dort (S. 19), die unmittelbar vorher geschehene Erwähnung der Pforten der Hölle diene dazu, das Erfordernis einer „Lösung“ zu erklären. „Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht“, er ist durch die getane Sünde unter die Obrigkeit der „Finsternis“ (Kol. 1, 13) geraten, die ihn „mit Zähigkeit festhält“. Von diesen Banden kann er sich nicht selbst lösen, er wird erst frei, „wenn die Sünde als durch Christi Blut wirklich ausgelöscht erscheint“. Nun tritt wohl oft und viel bei redlich Kämpfenden durch die Freundlichkeit des Herrn gleichsam von selbst

eine Befreiung ein; aber leichter ist doch der Weg, den der Herr hier, an unserer Stelle, in Aussicht nimmt. Nach derselben bedarf es hierzu nach der Ordnung Gottes eines Dieners oder Bevollmächtigten Christi. Die Lösung kann gleichsam nur durch die Person Jesu geschehen, welcher der Teufel ohne weiteres weicht, und diese Person Jesu ist nach der Verheißung unseres Textes vertreten in seinen Dienern. Diese berufen sich auf den Gekreuzigten; und dem Gekreuzigten gegenüber, in dessen Namen sie zu lösen und zu vergeben das Recht haben, kann keine Macht der Hölle widerstehen. Die Pforten der Hölle müssen immer weichen, weil ja der Fürst der Welt gerichtet ist (Joh. 16, 11). So geht die Lösung „sogar ohne viel besondere Mühe, wenn nämlich alles in der Ordnung zugeht, teils von seiten des Sünders, teils von seiten des Dieners Christi“.

Vielleicht manchem eine harte, schwer zu verdauende Rede, zumal im Auszuge, wo sich immer alles unvermittelter, schroffer macht! Ob sie aber nicht doch den Text auf ihrer Seite hat? Etwa „mit Paragraphen“ die Gemeinde zu binden und zu lösen – daß das der Gedanke sei, wird schwerlich jemandem einleuchten. Einerseits wäre der Gegenstand der Vollmacht, also in diesem Falle etwa das Gebiet kirchlicher Verfassung, der Feierlichkeit des Momentes und auch der Denkungsart des Herrn wenig entsprechend, andererseits aber wäre die damit dem Petrus gegebene gesetzgeberische Macht von sinnloser Ausdehnung. Übrigens beziehen sich die Matth. 18, 18 wiederholten Worte vom Binden und Lösen dort entschieden auf Vergebung der Sünden, wodurch auch an unserer Stelle wohl jede andere Beziehung ausgeschlossen ist. Wenn aber dem so ist, so wird man Blumhardts obiger Auseinandersetzung kaum mittelst der Heiligen Schrift etwas anhaben können.

Den Schluß dieses Abschnittes möge die Besprechung eines Wortes bilden, das ebensowohl in Äußerungen anderer über Blumhardt als auch wieder aus seinem eigenen Munde öfter gehört werden konnte, das Wort „Priester“. Daß die Christen wieder priesterlich möchten fühlen lernen für ihre Mitmenschen, war eines der großen Anliegen Blumhardts; und wiederum, wer

immer das Wohltätige seines seelsorgerischen Einflusses bezeichnen wollte, dem kam unwillkürlich dieses Wort zu Sinne. Es ist das ein heute sehr unbeliebtes Wort, vielleicht deswegen, weil echt priesterliches Tun so selten geworden ist. Scheint es doch oft als Erfordernis der evangelischen Freiheit zu gelten, daß aller geistliche, religiöse Verkehr rein menschlich verlaufe. Ich ermahne, bestrafe, tröste dich, du mich, nach bestem Ermessen, ein Tun, das ja seine Berechtigung und seinen Segen hat, aber auch seine Gefahren, wenn wir uns nicht recht ernst und kindlich den Heiland vergegenwärtigen, der eigentlich allein Recht und Kraft hat, solches Ermahnen etc. fruchtbar und lebenswirkend zu tun. Der Grundsatz: „Ich sage dir deine Sünde, du mir die meine“, dieser Wahlspruch der von vielen so heiß ersehnten Kirchenzucht, bei welchem gewöhnlich die erste Hälfte, „ich dir“, die beliebtere ist, dieser Grundsatz ist eine gefährliche Waffe in unseren Händen, „die wir doch arg sind“ (Matth. 7), und hat wenig an sich von dem Gepräge der uns durch Jesum Christum gewordenen Erlösung. Einer der vertrautesten Freunde Blumhardts, der selige Dieterlen*, weiland Fabrikherr im Steintale, hat gegen die aus Mißbrauch obigen Grundsatzes folgende Unart, sich gar zu richterlich um das Seelenheil des anderen zu bemühen, ein treffliches Schriftchen geschrieben: „*La religion pure et sans tâche*“ (auch deutsch herausgegeben unter dem Titel: „*Der reine und unbefleckte Gottesdienst*“); es ist neben der warmen Anpreisung der Barmherzigkeit gleichsam eine Predigt über Goethes berühmtes Wort (Tasso 2, 1): „Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt.“ Dieterlen hatte in Möttlingen bei Blumhardt viel gelernt. Er widmete wöchentlich je einen Tag seinen seelsorgerischen Gängen, wobei ihm allerdings seine Verhältnisse erlaubten, mit voller Tasche auszugehen und mit leerer heimzukehren. Er hatte bald bemerkt, wie manche Kranke, sobald sie seiner durchs Fenster ansichtig wurden, rasch ein Erbauungsbuch holten, um es aufzuschlagen; er suchte daher, so rasch als möglich die Verschanzungen bloß gemachter Andächtigkeit zu durchbrechen und auf offenen, natürlichen, kameradschaftlichen Fuß mit den Leuten zu kommen. „Wenn Leute, die ich zum er-

sten Male sehe, auf frommen Stelzen gehen – je höher sie steigen, desto mehr halte ich mich zu dem Niedrigen und rede immer wieder von ihren Schulden, ihrer Ziege, ihrem Dünger, bis sie von ihrer Höhe herabsteigen, um natürlich und gewöhnlich zu werden.“ So sagt er in seinem Schriftchen und bemerkt noch: „Gefehlt ist’s, wenn man mit der Erbauung gleich hereinfällt. Wenn man die Leute mit Bibellesen und Beten *überraumpelt*, so werden die Redlichen scheu, die Bösen lachen, die Schwachen heucheln.“ So trieb er’s, und so kam er auch einmal zu einer armen Familie, die einige Stunden von seinem Dorfe entfernt wohnte. „Ich fand – erzählt er – eine schwindsüchtige, entmutigte Frau, einen Mann, der im Trunke seine Lage zu vergessen suchte, sechs Kinder, in Lumpen gehüllt, eine wüste, unordentliche Haushaltung. Ich zeigte den Leuten Teilnahme, wiederholte meine Besuche, gewann ihr Zutrauen und konnte zu ihren Seelen reden. Eines Tages sagte mir der Mann: ‚Sehen Sie, Herr, lange hat uns alle Welt verlassen in unserem Elend, und da haben wir gedacht: Niemand denkt mehr ans uns; es scheint, Gott hat uns verlassen; so haben wir uns immer tiefer sinken lassen. Da sind Sie gekommen und wiedergekommen, und wir haben gedacht: Hier ist doch ein Fremder, der von seiner Straße weg zu uns kommt und immer wiederkehrt; weil dieser Fremde uns nicht verläßt, so sind wir noch nicht von Gott verlassen, und es ist noch Hoffnung für uns. Da haben wir neuen Mut zu Gott gefaßt.‘ Wir tun also – fährt Dieterlen fort – Gottes Dienst, wenn wir die Witwen und Waisen besuchen und in der Liebe arbeiten *für* Gott und *mit* Gott.“ Gerne gab ich hier einmal einem Manne das Wort, der als einer der ersten mit ganzer Seele auf das einging, was er im Verkehr mit Blumhardt teils durch Besuche in Möttingen, teils durch eifrige Korrespondenz empfangen und erfahren. Er diente den Kranken nicht nur mit seinem Gelde und seinem freundlichen Worte; er meldete kindlich und getrost ihre Leiden an Blumhardt in kürzester Weise: „7 Kranke“ und dergleichen – und nicht umsonst. Durch sein ganzes Wirken, seine Erbauungsstunden mit eingeschlossen, erwachte wieder in vielen, wie in dem obenerwähnten trunkenen Manne, der Mut, an einen

in Jesu Christo *barmherzigen* Gott zu glauben, der Mut zur Buße und Umkehr.

Wir sind, dem Anscheine nach, von unserem Thema abgekommen. Aber gerne habe ich unserer Erörterung des priesterlichen Tuns das Bild eines priesterlich fühlenden Laien vorausgeschickt [und] mit diesem Bilde deutlicher und friedlicher, als ich es könnte, das ins Bewußtsein gerufen, was gegen eine gewisse schroffere Weise, sich um des anderen Besserung zu bemühen, gesagt werden kann. Wenn du etwa, ohne irgendein besonderes Freundesrecht an mich zu haben, mir deine strafenden Andeutungen noch so fein und herablassend sagst, so empört sich doch vielleicht der *Mensch* in mir, der sich in seinem Menschenrechte verletzt fühlt, und erscheint mir deine ärztliche Bemühung um die Splitter in meinem Auge schwerlich in dem von dir gewünschten Lichte. „Sünden anderer – das war Blumhardts Regel – weiß ich nicht, auch wenn sie mir von noch so viel Ohrenbläsern zugetragen werden, sie gehen mich nichts an, bis sie mit der Frage um Vergebung an mich gelangen; ich kenne sie nur im Lichte der Erlösung, ich habe nie zu richten, nur zu vergeben, mein Herr und Meister ist gekommen, die Welt zu retten, und nicht, sie zu richten.“ Hier sind wir bei dem angelangt, was er priesterliches Tun nannte. Es war ihm, sagte ich, ein Anliegen, daß wir wieder mehr priesterlich fühlen lernen der Sünde gegenüber. Wir sollten die Sünde anderer mit innigerer Zuversicht im Lichte der Erlösung ansehen, um Vergebung derselben bittend und sie selbst innerlich vergebend; wir sollten vertrauen, daß der Heiland hierin auf uns hört und daß es bei diesem unserem Tun auch mit dem anderen sich zum Besseren wenden kann. Vor allem sehnte sich Blumhardt natürlich danach, daß wir, seine Amtsbrüder, es glauben lernten, daß der Heiland durch uns

* Hierfür zeugt auch ein Wort der George Elliot, jener begeisterten Verehrerin von Spinoza, Strauß und Feuerbach: „Der reinigende Einfluß eines offenen Bekenntnisses liegt offenbar darin, daß die Hoffnung der Lüge, mit der wir unsere Selbstsucht in ein falsches Gewand gehüllt haben, nun weggefegt ist und daß die Seele sich wieder zu der edlen Höhe der Einfalt aufrichtet.“

Vergebungskräfte auf die bekümmerten Sünder ausströmen lassen will; wie tritt doch hier dann das Evangelium wieder in ganz besonderer Weise in sein volles Recht ein und läßt sich der Heiland erfahren als der lebendige und freundliche und als der, der Sünden gerne und ganz vergibt, so daß man spürt: Hier ist etwas *geschehen*. Das Reich Gottes – das erfährt man auch da – steht nicht in Worten, sondern in der Kraft. Erst dann stehen wir auch nicht *über* diesem bekümmerten Bruder, sondern als der Mitgenosse der Vergebung und Erlösung. Deshalb ist auch die Gefahr, es erwachse daraus ein hochmütiges Amtsbewußtsein, nur scheinbar. Fühlen wir priesterlich für die Seelen, so legen wir uns im Geiste gleichsam unter ihre Füße, und wir können auch nur dann priesterlich für sie fühlen, wenn wir im Geist ihre Sünden für verziehen rechnen und auch der *uns* verziehenen Sünden nie vergessen. Lernen wir auch solche sein, denen man

s.S. 261
und folg.

* Wie Blumhardt die Berechtigung dieser seiner in ihrer Art neuen Erfahrungen theologisch beleuchtet, werden wir bald sehen. Aber darüber, wie er sie unserem *Herzen* und *Gewissen* wichtig machen will, folge hier noch als Beispiel eine (Morgen-)Andacht, betitelt: „*Das Verschweigen*“ über Ps. 32, 3-5: „Da ich's wollte verschweigen, verschmachtetete meine Gebeine; denn deine Hand war Tag und Nacht schwer auf mir. Darum bekenne ich dir meine Sünde und verhehle meine Missetat nicht.“ *David*, der König, hatte es schwerer als andere Menschen, sein Gewissen freizuerhalten. Denn die Freiheit zu allem stand ihm offen, weil er kein menschliches Gericht zu fürchten hatte. Aber nur um so mehr pochte sein Inneres, wenn er's versehen hatte. Er versuchte es wohl, schwerere Sünden geheimzuhalten, weil er das Ärgernis vor dem Volke, dem er sonst ein Muster war, fürchtete. So geschah es, wie wir aus seinem Handel mit *Bathseba* wissen, daß er, um eines nicht laut werden zu lassen, noch ein Zweites, fast Greulicheres tat, so daß er entsetzlich in die Bande der Sünde verwickelt wurde. Alles blieb von ihm aus vor Menschen verborgen. Aber je mehr er's *verschwie*g, desto ärger brannte es in ihm. Die Hand Gottes, wie er sagt, lag schwer auf ihm Tag und Nacht. Es war nicht bloß das böse Gewissen, was ihn drückte, sondern es lastete auch wie ein Gericht von oben her auf ihm, daß es ihm war, als drücke Gott selbst auf ihn. Armer David! Die Menschen wissen's wohl nicht; aber Gott weiß es. Mit seinem *Verschweigen* vor Menschen tat er, wie wenn's auch Gott nicht wüßte; und nur um so größer wurde sein Jammer. In allen seinen Gebei-

allerlei, was das Gewissen bedrückt, sagen mag, denen man ein Freundes- und Bruderherz abspürt! Lernen wir gleichsam hören, als hörten wir nicht, stille, betend, mit dem Gefühle: Hier ist jetzt heiliges Land, und jetzt sind wir in ganz hervorragendem Sinne im Namen des Herrn Jesu beisammen, und er ist jetzt in

nen fühlte er einen mächtigen Druck; und alles in ihm schmachtete und seufzte, daß es ihm nahezu ans Leben ging. Das alles, weil er mit dem *Verschweigen* sich helfen wollte. Endlich hatte Gott Erbarmen mit ihm und half ihm zum Bekenntnis, indem er den Propheten *Nathan* zu ihm schickte. Ehe der kam, wollte er, sosehr ihn die Sünde drückte, doch nicht der Sünder sein, wie es im Grunde bei allen ist, welche ihre Sünde verschweigen, sosehr sie auch wider diese beten. Als es aber heraus war, mußte er sagen: „Ich habe gesündigt wider den Herrn“; und wie groß wurde jetzt seine Furcht, nun auch ein Mann des Todes zu sein!

In unserem Spruche nun sagt er, er bekenne dem Herrn seine Sünde und verhehle seine Missetat nicht; und daraufhin habe ihm der Herr vergeben, heißt es weiter. Aus dem Obigen aber geht hervor, daß Gott, was man ihm allein bekennen will, nicht als ein Bekenntnis ansieht; denn unter seinem argen Gewissensdruck wird doch auch David zum Herrn um Vergebung geseufzt haben. Aber er fühlte, daß der Herr nichts von ihm annehme und keine Gnade ihn fühlen lasse, solange seine Sünde so gar eine Heimlichkeit war. Eine Demütigung liegt ja darin nicht, daß jemand im verborgenen, wie er heimlich gesündigt hat, dem Herrn, der ja doch alles weiß, seine Sünde bekennt, weil er daneben doch als ein Gerechter den Kopf hoch trägt. Wir müssen's daher recht verstehen, wie das war, wenn David dem Herrn bekannte. Er hat es vor einem Menschen tun müssen, der im Namen des Herrn zu ihm kam. So erst wurde es ein Bekenntnis, das er vor dem Herrn ablegt. Er hätte schon vorher, wenn er nicht hätte *verschweigen* wollen, Gelegenheit gehabt, durch Bekenntnis sein Gewissen freizumachen, wenn er nach der Vorschrift des Alten Testaments ein Sündopfer dargebracht und vor dem *Priester* seine Sünde offen bekannt hätte. Da wäre ihm auch vergeben worden, wie jetzt durch *Nathan*. Sein Heimliches aber war nun offenbar gemacht; und er scheute sich fortan nicht, es auch in die Tagebücher der Könige eintragen zu lassen und durch seine Psalmen vor allem Volke Buße zu tun, was bei ihm in seiner Stellung nötig war, weil es mißlich gewesen wäre, das, was doch zuletzt alle wußten, durch ferneres *Verschweigen* gleichsam zu vertuschen.

Wir sehen, wie ernst es Gott mit offenbaren Übertretungen Seiner Gebote nimmt und wie peinlich deren *Verschweigen* dem Sünder werden kann. Auch im Neuen Bunde heißt es (1. Joh. 1, 9): „So wir aber unsere Sünden bekennen, so ist Er treu und gerecht, daß Er uns die Sünden vergibt und reiniget uns von aller Untugend“, das nun um so mehr, weil Christi Blut beständig schreit: „Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!“ Amen.

unserer Mitte. Wollen wir darum namentlich auch dem sich so gerne herzdränkenden Schwalle unserer Redseligkeit, Ermahn- und Zuspruchseligkeit Halt gebieten und stille innerlich horchen, ob uns der Herr nicht ein Wörtlein gibt, das dient! Wieviel kann doch oft der Herr uns in wenigen Worten für den anderen geben, und wie leicht können wir oft merken, daß wir nur wie Zuschauer und Miterleber eines großen seligen Erlebnisses sind!

Kapitel 11 – Die Wunder

War Blumhardts Kampf, seine erste große Lebenserfahrung, von – wie ihm klar war – allgemeiner Bedeutung für das Reich Gottes, so war derselben auf dem Fuße eine *zweite, größere*, nicht minder fürs Allgemeine bedeutsame Erfahrung gefolgt: die Bußbewegung; letztere ebenso, ja noch mehr als die vorige, ohne sein Zutun, ohne daß er sie geahnt hätte. Es folgte eine dritte, nicht minder schöne und fürs Große verheißungsvolle: *Die Wunder*. Auch diese Erfahrung kam, wie es in der Natur der Sache liegt, nicht durch ihn, sondern sichtlich von oben. In dieser Aufeinanderfolge der drei großen Erfahrungen macht- und gnadenvollen Einwirkens einer allerhöchsten Hand liegt aber doch eine schwer verkennbare göttliche Logik; es war für Blumhardt selbst eine fast an Offenbarung grenzende Sprache Gottes, die in ihm alles übertönte und ihn wie prophetisch sicherstellte. Diese dritte Erfahrung war natürlich von der zweiten zeitlich nicht scharf geschieden, wie diese von der ersten, sondern wuchs organisch aus der zweiten hervor. Schon im Winter 1844, als die Möttlinger weinend und betend ins Pfarrhaus kamen, verspürten man-

che unter ihnen zugleich mit dem Empfang des inneren Friedens unvermutet auch Heilung von körperlichen Leiden. Einer z.B. litt an einem heftigen Rheumatismus in einem Oberschenkel, der namentlich regelmäßig alle 4 Wochen besonders stark auftrat, aber auch sonst ihn außerordentlich hemmte, so daß er oft während des Gehens plötzlich zu Boden fiel. Als ihm Blumhardt vergebend die Hände auflegte, war's ihm, als ginge etwas von diesem Oberschenkel abwärts und zum Körper hinaus, und er fühlte sich auch von Stund an frei. Allein er traute noch nicht, schwieg deshalb davon und wollte warten bis auf seinen schlimmen Termin. Der Rheumatismus war aber und blieb fort. Ähnliches erlebten, wie gesagt, manche, so daß es auch Blumhardt zu Ohren kam. Dies war ihm nun ein ermutigender Wink in einer eigentümlichen Bedrängnis, in der er durch sein priesterlich-seelsorgerisches Tun geriet. Unter den Sünden, die ihm bekannt wurden, erschienen nämlich überraschend häufig auch abergläubische Hilfsversuche zur Heilung von allerlei Schäden und Krankheiten in allen Abstufungen, von förmlicher Zauberei bis zur feineren Sympathie. Infolge seiner Erfahrungen im Kampfe hatte Blumhardt vor alledem ein Grauen. Jede so erzielte tatsächliche Hilfe war ihm als Wirkung der Finsternis, der Hölle, klageworden und als etwas, wofür furchtbar gebüßt werden muß, weil es direkt gegen die Herrschaftsrechte und die Ehre Gottes geht und eigentlich eine einer anderen Macht erwiesene göttliche Ehre ist. Aber als nun Blumhardt ihnen ernstlich ans Herz legte, solches nimmermehr zu tun, da kam vielerseits die Gegenfrage: „Was sollen wir denn tun? Der Arzt wohnt so weit entfernt, oft fehlt's an Zeit, z.B. bei Verwundungen, wo das Blut gestillt werden sollte, oder heftigen Anfällen, wo der Arzt oft zu spät kommt; auch verbietet uns die Armut, den Arzt so oft in Anspruch zu nehmen.“ Was war da zu raten? Blumhardt bekam teils aus dem Kampf, teils aus seinen neuesten Erfahrungen die Zuversicht zu folgendem Schluß: „Soviel euch der Teufel geleistet hat, soviel wird der Heiland auch tun. Laßt's euch ans Gewissen kommen, prüft euch, ob's nicht etwa für irgend etwas eine Strafe sei, und betet, und ich will, wenn ihr's mir mitteilt, mit und für euch be-

ten!“ Von da an trat *eine* wunderbare Hilfe um die *andere* ein. Eine in ihrer Art *erste*, die ihn ermutigte, auf dieser Bahn fortzugehen, erzählt er (*Verteidigungsschrift* S. 101)*: „Eines Morgens sprang eine Mutter herbei und rief mich plötzlich, sie habe eben über ihr dreijähriges Kind aus Versehen die siedendheiße Morgensuppe hinuntergeschüttet und wisse sich nicht zu helfen. Ich sprang hin; das Kind, das noch unangekleidet gewesen war, war über den ganzen Leib gebrüht und schrie nur einen Schrei. Die Stube füllt sich, und etliche sagten, der oder der wisse einen Spruch, man solle ihn schnell holen. Hiergegen stemmte ich mich an, den Leuten sprach ich Mut zu, hieß sie im stillen beten, schloß das Kind in meine Arme, seufzte – und stille wurde es. Obwohl überall Brandwunden aufgefahren waren, die erst nach etlichen Tagen ganz vergingen, so hatte das Kind doch nicht die geringsten Schmerzen mehr.“ Die Erfahrungen göttlicher Hilfe häuften sich zuerst innerhalb der Gemeinde Möttlingen. Ein Elternpaar, dessen Kind sehr schlimm an den Augen erkrankt war, war unschlüssig. Sie frugen den Arzt, der erklärte eine Operation für unumgänglich notwendig. Davor zurückschreckend, gingen sie nach Calw, ihren früheren lieben Pfarrer Dr. Barth gleichsam als Unparteiischen um Rat zu fragen, ob sie das Kind operieren lassen oder ob sie mit demselben zu Pfarrer Blumhardt gehen sollen. Dr. Barth antwortete: „Wenn ihr Glauben habt, daß der Heiland euer Kind heilen könne und wolle, so geht nur immerhin zu Blumhardt. Habt ihr aber den Glauben nicht, dann geht beileibe nicht, sondern laßt's operieren!“ „Nun, Glauben haben wir schon“, sagten sie und gingen zu Blumhardt. Am selben Tage besserte es sich, und nach drei Tagen war das Auge gesund. Bald strömten nun neben den Friedens- und Heilsbedürftigen auch Heilungsbedürftige herbei. Die Zeiten, die nun folgten, lassen sich nicht mehr beschreiben. Wer dabei war, kann heute nur noch sagen: „Ich habe den lebhaften Eindruck und die Erinnerung, daß viele Wunder geschahen, aber das einzelne wissen wir nicht mehr, wir haben's vergessen; es war eben damals das Wunder, die Erfahrung des tatsächlichen Naheseins des Herrn Jesu, das Gewöhnliche, und die Nähe des Herrn war uns

auch sonst so fühlbar, daß uns das *Wunder* das Natürliche war und daß wir andererseits nicht so viel Wesens daraus machten.“ Es war an jenen Sonntagen ein Loben und Danken, zumal immer wieder neue da waren, die für selbst erfahrene Hilfe dankten. Gebrechen aller Art, Augenleiden, Lungenschwindsucht, Flechten, Knochenfraß verschwanden. Am größten fast war, was die Pfarrfamilie je und je an ihren eigenen Gliedern erlebte, vornehmlich auch an Gottliebin, die oft plötzlich teils etwa äußerlich schwer verletzt (z.B. durch Beinbruch), teils innerlich von einem heftigen Leiden angefallen wurde. Doch blieben letztere Familienerlebnisse in der Stille, und auch der Eindruck, den die Wunder überhaupt machten, blieb weit hinter dem Eindrucke der Predigt zurück. Manches von – man möchte sagen – zarten Erweisungen göttlicher Freundlichkeit und göttlicher Herrlichkeit entzieht sich sowieso der Veröffentlichung. Von Wundern, die an anderen geschahen, mögen immerhin einige erzählt werden. Von einem eine Stunde weit entfernten Orte her trug ein Bursche seinen jüngeren Bruder, einen buckligen, verkrüppelten zwerghaften Knaben, eines Sonntags nach Möttlingen. Am Sonntag darauf kamen sie miteinander *gegangen*, doch war der Kranke noch sehr krumm. Nach kurzer Zeit war er aufrecht und gesund. „Ich habe“, sagte er, „etwas im Buckel gehabt, ich weiß nicht was, und das ist nun fort.“ – Eines Samstags kam ein zur Hochschule sich heranbildender Jüngling zu Blumhardt; seine Augen waren schwer krank, er sah so wenig, daß er beständig geführt werden mußte; dabei waren seine Augen zugleich sehr empfindlich, so daß das Kerzenlicht ihm Schmerzen verursachte. Abends hielt Blumhardt die vielen besonders liebe, weil traulichere und auch besonders gesegnete Samstagabendstunde, und zwar damals, in den ersten Jahren der Erweckung, in der Kirche. In diese Abendstunde wies Blumhardt den Kranken, doch solle er, um nicht von den Lichtern zu leiden, in die unerleuchtete Sakristei gehen. Er geht, und als nach Schluß der Stunde ein Licht durch die Sakristei getragen wird, *schmerzt* es ihn *nicht mehr!* Des anderen Morgens, am Sonntag frühe, geht er allein spazieren!

Von Behebung aller der obenerwähnten Krankheiten (Lun-

genleiden, Knochenfraß etc.) schweben mir überhaupt rührende Beispiele im Sinn, wovon hier eines wenigstens erzählt sein möge. Auf eine Osterzeit kam von weiterher ein lungenkranker Jüngling in naivster Zuversicht zu dem Zwecke nach Möttlingen, hier über diese Festtage gesund zu werden. Sein Arzt habe, so sagte er, ihn aufgegeben. Seltsam stach die hohle, tonlose Stimme gegen das lebhaftere, oft muntere Wesen des jungen Mannes ab. So sah ich ihn am Sonntag vor der Predigt, als wir, ein Kreis von Altersgenossen, im Freien uns ergingen. Nach der Predigt sahen wir uns wieder und unterhielten uns über dies und jenes; unser Freund aber, der vorher das erste Wort geführt hatte, war ein stiller Mann geworden, die Predigt war wie ein Pfeil des Allmächtigen in sein Herz gegangen. „Mit mir muß es anders werden, ich muß zum Pfarrer“, so murmelte er für sich hin und frug uns, ob und wann Blumhardt wohl allein zu sprechen sei. Seine Krankheit schien er vergessen zu haben. Gebrochen und stille ging er neben uns her und suchte bald Blumhardts Studierstube auf. Vergnügt und fröhlich sahen wir ihn am Abend wieder, er war ein anderer Mensch geworden, und diese geistige Genesung war eine ganz wunderbare - „er war wie ein Engel unter uns“, sagte mir später einer seiner Bekannten über sein nachheriges Leben. Er blieb noch einen Tag, dann reiste er heim und ging wieder an seinen gesundheitsschädlichen Beruf, den der Arzt als Ursache seiner Krankheit bezeichnet hatte; er war wieder für längere Zeit gesund, sang nach Herzenslust und stellte in allem seinen Mann. Nach etwa zwei Jahren starb er indessen, an welchem Leiden weiß ich nicht. Gerne erzähle ich diese Geschichte, einerseits gerade weil die leibliche Hilfe hier in so bescheidenem Gewande erscheint, und andererseits weil sie einen Eindruck davon gibt, wie natürlich und geistig alles zugeht, wie ferne von allem Magischen und aller Wundersucht.

Eine Dame, seit vielen Jahren kränklich (Rückenmarkdarre) und seit, ich glaube, 1½ Jahren lahm, kam, nachdem sie mancherlei Kurorte besucht, nach Möttlingen und logierte in einem Bauernhause unweit des Pfarrhauses. Sonntags ließ sie sich auf den Kirchhof tragen, um die Predigt zu hören. Sie war, wenn

mir recht ist, schon einige Wochen da, als ich sie an einem Sonntage (10. nach Trinitatis), dem 26. August 1846, ebenfalls bemerkte. Blumhardt predigte über Zachäus (Luk. 19, 1ff.). Er redete von den zwei Stadien unserer Bekehrung zur Seligkeit:

1. Die Erweckung: Zachäus *will* um jeden Preis zu einem Ziele kommen, läßt sich nicht durch ein erstes Hindernis abschrecken, ist von der Ewigkeit gepackt und erklettert, nicht achtend des Spottes, den Baum – und sieht sich *gesucht*, ist mit einem Male am *Ziele*, ist erobert von der Freundlichkeit des Herrn, der ihm zuliebe sich selbst dem Murren Seiner Anhänger aussetzt – und ist begnadigt, angenommen aus lauter Gnade! Soweit bringen's viele, sie singen:

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert,
Das zähl' ich zu dem Wunderbaren,
Mein stolzes Herz hat's nie begehrt.

2. Die Bekehrung: Soweit also bringen's manche; aber die meisten meinen, nun seien sie *fertig*; an Zachäus' Statt würden sie nun auf das Gemurre der Leute hoch herabsehen, sich ob der ihnen widerfahrenden Gnade in die Brust werfend; aber die Vorwürfe *gelten* lassen, ein anderer werden, wirklich Buße tun, auch gutmachen, das erachten sie nicht mehr für nötig, sie haben ja Gnade erhalten, sie werden groß statt klein. Zachäus ist nun erst recht an die Arbeit gegangen, er hat den Leuten *recht* gegeben und damit es ihnen ermöglicht, auch dem Heiland in seiner Begnadigung des Zachäus recht zu geben. Er ist zu dem und jenem und hat ihm gestanden, daß er ihn, der's vielleicht nicht gemerkt hatte, einmal betrogen habe usw. Erst jetzt, wo Zachäus sich so darstellt und solche Absichten kundgibt, sagt der Herr: „Heute ist diesem Hause Heil und Seligkeit widerfahren.“

Dies waren ungefähr die Gedanken der Predigt. Manches, z.B. die Anführung des Liederverses, ist wörtlich. Unsere Kranke meinte, heute habe der Pfarrer nur ihr gepredigt. Sie blieb auf dem Kirchhofe liegen, um noch die (sich mit kurzer Unterbre-

chung folgenden) übrigen Gottesdienste, Kinderlehre und zweite Predigt, mit anzuhören. Des folgenden Tages, am Montag nach Tische, ließ sie den Pfarrer zu sich bitten, schüttete ihr Herz aus, aber nicht betreffs der Krankheit. Abends 5 Uhr, als eben die Gäste des Pfarrhauses sich zu einem Spaziergang anschickten, kommt ihre Wärterin in hellen Tränen daher: „Herr Pfarrer, Sie müssen nicht erschrecken, sie *läuft!*“ Sofort brach die ganze Gesellschaft mit dem Pfarrer zur Wohnung der Genesenen auf. Sie kam ihnen bis oben an der Treppe entgegen. Alles versammelte sich in ihrem Zimmer und kniete nieder, um dem Herrn zu danken.

Am lebhaftesten sind natürlich die Fälle, wo Geistesgestörte geheilt wurden, in Erinnerung geblieben, um der aufregenden Szenen willen, die es oft bei solchen gab. Aus eben diesem Grunde will ich *dieses* Material sparsam verwerten. Nur eine Geschichte, in welcher körperliche und seelische Hilfe ineinandergriffen, sei ausführlich erzählt. Eine wohlhabende Frau, durch den plötzlichen Tod ihres Mannes schwermütig geworden und beständig Versuchungen zum Selbstmorde ausgesetzt, kam mit ihrer Mutter nach Möttlingen. Sie logierte zuerst im „Ochsen“, allein nach einem erneuten Selbstmordversuch weigerte sich begreiflicherweise der Wirt, sie länger zu behalten. Aus großem Mitleid wagte es Blumhardt, sie zu sich zu nehmen, indem er ihr ein Zimmer in der Nähe seines Schlafzimmers anwies und ihr ein Stubenmädchen zur Wärterin gab, der er einschärfte, Tag und Nacht nicht von ihr zu weichen. Fromm schien die Kranke eben nicht sehr zu sein, die Hausandachten behagten ihr nicht, und gegen den Pfarrer hatte sie (wie damals viele Geisteskranke) einen ausgesprochenen Widerwillen. In ihrer Nähe war auch, das sei nebenbei bemerkt, das Schlafzimmer einer Anzahl junger Leute, welche teils wegen Nervenleiden, teils aus anderen, nicht auf Krankheit beruhenden Gründen Blumhardts Haus übergeben oder von ihm aufgenommen worden waren. Eines Morgens hört Hansjörg, wie er den „jungen Herren“ etwas bringen will, im Zimmer jener Witwe ein verdächtiges Gerumpel. Er ruft dem Stubenmädchen und sucht's, da es nicht antwortet, findet's drun-

ten, „es habe der Frau gesagt, es wolle nur einen Augenblick hinunter, um Waschwasser zu holen“. „Marsch, hinauf, 's ist etwas nicht richtig!“ Sie eilt hinauf, findet die Tür verschlossen, springt hinunter auf die Straße und – sieht das Fenster offen und die Witwe am Kreuzstock aufgehängt! Hansjörg öffnet die Türe mit der Axt, von deren Hieben Blumhardt und die „jungen Herren“ erwachen. Er nimmt die anscheinend völlig Leblose herunter, Blumhardt und er lösen sorgfältig das Halstuch, an dem sie erhängt war, los und legen sie aufs Bette. „Bürsten!“ rät einer der jungen Herren, der vom Vater her etwas medizinische Kenntnis und Erfahrung hat, und rastlos wird dieser Rat vollzogen, aber ohne allen Erfolg. „Sie ist tot“, sagt endlich Blumhardt, „und das darf nicht sein. – Wir wollen beten.“ – Er und seine Frau, Gottliebin, Hansjörg knien nieder und beten. Hierauf befiehlt Blumhardt dem Hansjörg, ihr den Mund zu öffnen, und haucht ihr, nachdem dies gelungen war, in den Mund. Hierauf tat sie einige Atemzüge! Nachher war sie wieder wie leblos. Später brach sie in ein entsetzliches, lang andauerndes tierisches Geheul aus. Blumhardt hatte gleich anfangs den Fall eiligst durch Expressen an den Oberamtsarzt berichtet. Als nun dieser mit einem Begleiter angefahren kam, hörte er dieses Geheul, besichtigte die absolut bewußtlose Kranke, sah den gräßlich zugerichteten Hals und erklärte, das Geheul sei zwar bei diesen Verletzungen als Ausdruck des Schmerzes begreiflich, nicht aber als Zeichen des Lebens. „Für uns ist sie tot“, und verließ anscheinend hoffnungslos das Haus. Die Kranke verstummte wieder und sank in ihren Zustand völliger Lebloigkeit zurück. Hansjörg wich nicht von ihrer Seite. Endlich, zur Zeit der Abendandacht, erwachte sie an dem Gesang mit dem Ausdruck sichtlichen Wohlgefallens und brach in die Worte aus: „Der Pfarrer ist doch ein lieber Mann!“ „Ach, bist du auch da, Fritz?“ wandte sie sich an Hansjörg. (Fritz hieß ihr verstorbener Mann.) „Ja“, antwortete er in der Verlegenheit und um auch die leiseste Aufregung zu verhüten. „Ach“, entgegnete sie, „das ist aber schön, daß du auch wieder da bist; ich war auch gestorben, ich war in der Hölle; aber der Pfarrer, der gute Mann, hat mich wie-

der herausgerufen; aber in die Hölle will ich nicht mehr.“ Hansjörg sprach ihr gelinde zu, daß sie sich allmählich wieder etwas beruhigte. Um 10 Uhr kamen Mose und noch einer in der Absicht, Hansjörg abzulösen. Darob geriet sie in große Aufregung. „Fort, fort mit euch! Ich will nicht mehr in die Hölle! Die wollen mich wieder in die Hölle führen! Nicht wahr, Fritz, du bleibst doch da?“ Sie gingen also wieder, und Hansjörg blieb da; aber lange, lange ging's bei der Frau immer in derselben Aufregung fort, über die Männer, die sie wieder hätten holen wollen. Endlich entschloß sich Hansjörg zu einer leisen List. „Liebe Frau“, sagte er, „meinst du nicht, es wäre besser, du würdest jetzt ruhig sein und ein wenig zu schlafen versuchen?“ „Ja, Fritz, ich danke dir, du kannst recht haben“, war die Antwort, und bald lag sie in einem gesunden Schlafe. Um fünf Uhr morgens erwachte sie: „Ach, sind Sie da, Herr Hansjörg?“ „Ja.“ „Sonderbar, ich habe Sie vorher für meinen Mann angesehen.“ Hansjörg machte ihr nun sanfte Vorstellungen: „Wissen Sie auch, was Sie getan haben? Wie haben Sie so etwas tun dürfen!“ „Ja, ich weiß es wohl. Es war eben der Geiz; bei Lebzeiten des Mannes haben wir alle Jahre 1000 Gulden vorgeschlagen, und daß das aufhören sollte, das habe ich nicht verwinden können. Immer hab' ich gedacht, wenn nur einmal das Mädchen einen Augenblick hinausginge, und die ganze Nacht hieß es immer: ‚Schau diese Halsbinde, mit der kannst du dich erhängen.‘ Aber ich tu's nicht mehr, nein, ich weiß jetzt, wo die Selbstmörder hinkommen; ich bin in der Hölle gewesen, da will ich nicht mehr hin. Oh, der Herr Pfarrer ist doch ein braver Mann!“ Bald war sie völlig gesund an Leib, Seele und Geist. Nach einem Vierteljahre heiratete sie wieder und blieb eine fleißige Besucherin der Möttlinger Kirche.

Über solche Heilung eigentlicher Geisteskranken will ich, wie gesagt, kurz sein, obwohl gerade solche Fälle reichlich und in sehr auffallender Weise vorkommen. Viele derselben kamen aus eigenem Antriebe, wobei oft ein wunderlicher Zwiespalt zwischen ihrem kranken Wollen und demgemäß tollen oder widrigen Tun und [anderseits] dem festen Wollen ihres Geistes, ge-

sund zu werden, zutage trat, was Blumhardt mit in dem Gedanken bestärkt haben mag, die Bezeichnung „geisteskrank“ sei unzutreffend. „Des Menschen *Geist*, in biblischem Sinne, als das Heilige, Gottentstammte in ihm, ist unsterblich, und was nicht sterben kann, kann auch nicht krank sein.“ Einmal kam ein Mann in lauter Purzelbäumen den Pfarrhof herauf, der Türe des Pfarrhauses zu; er war auf diese ungewohnte Manier auf eigene Faust von Calw hergekommen. Er wurde gesund. Ein junger wohlhabender, intelligenter Bauernsohn war im Militärdienst unter die Hand eines harten und ihm von Anfang an ungutgesinnten Instructors gekommen, dem er nichts recht machen konnte. Je zorniger der Lehrmeister wurde, desto dümmter wurde der Schüler, und umgekehrt, wie dies ja leider nicht selten ist. Hier endete dieser Prozeß damit, daß der Bursche den Verstand verlor und nichts anderes mehr sprechen konnte als in einem fort (im Dreiachteltakte): hm, hm, hm, eins, zwei, drei. So stellte er sich auch dem Pfarrer vor und klagte ihm auch seine Not mit den Worten: hm, hm, hm, eins, zwei, drei, hm, hm, hm, eins, zwei, drei! Es lag eine erschütternde Beredsamkeit in dieser Sache. Am Sonnabend war er gekommen, ging noch abends in die Sakristei (zur Samstagabendstunde), am Sonntag besuchte er die Gottesdienste, die Woche über blieb er in Möttlingen, sich mit Holzspalten beschäftigend, um noch einen Sonntag mitmachen zu können; an jenem zweiten Sonntage genas er völlig. Die Sakristei war gewöhnlich eigentümlich bevölkert: Epileptische und Geisteskranke waren oft in kleinerer oder größerer Anzahl dort versammelt. Blumhardt war hierin einerseits gegen die Kranken sehr weitherzig, andererseits stellte er an die Gesunden, den Kranken gegenüber, höhere Anforderungen als [die, die] man sonst gestellt zu sehen pflegte. „Ihr dürft nicht erschrecken, nicht zuviel aus der Sache machen, schon um euretwillen; *betet* nur für die Kranken, wenn ihr einen Anfall seht.“ Namentlich verbot er auch, um der Kranken willen diesen gegenüber mit allerlei Schreck und heftig geäußertem Mitleide so viel Wesens aus ihrem Leiden zu machen und sie dadurch zu entmutigen. Sogar die Kirche war Geisteskranken nicht völlig verschlossen, die Ge-

meinde durfte wissen, daß sie eine *ecclesia militans*, eine streitende Kirche ist, und sollte fürbittend helfen. Da kam allerdings mitunter eine aufregende Störung vor, worüber er sich wohl hinreichend entschuldigt fühlen durfte durch den Umstand, daß ähnliche Störungen des Gottesdienstes auch in den Evangelien erzählt werden. Einmal, als mitten in der Predigt ein Mann sich erhob und in Knittelversen zu lästern anfang, ließ Blumhardt einen Liedervers singen, worauf der Mann sich beruhigte; ein andermal stürzte ein Kranker unter heftigen Konvulsionen wie tot zu Boden; die Nahestehenden wollten ihn aufheben, Blumhardt hieß [sie], ihn liegen zu lassen, und predigte weiter. Allmählich erholte sich der Mann, stand auf und war gesund. Einmal rief ein solcher Kranker, den man nicht in die Kirche gelassen, von außen herein: „Machen Sie nur so fort, so kriegen Sie noch die ganze Welt!“ Alle diese erwähnten Fälle endigten mit Genesung. Blumhardt selbst wagte in dieser Beziehung auch für seine Person nicht wenig. Manch so einen Tobsüchtigen oder sonst heftig Aufgeregten wandelte je und je die Lust an, sein Mütchen am Pfarrer zu kühlen. So konnte z.B. ein baumstarker Mann in der Sakristei, zunächst an der Kanzeltreppe sitzend, zum Glück seine Pläne nicht für sich behalten: „Des Mannle will ih glei über d’Kanzel hinunter habe!“ flüsterte er, indem er sich erhob; er ward aber von dem „Hausvogt“ Hansjörg, der eine große Autorität über solche Leute besaß, schnell begütigt.

Zwei Fälle will ich noch Blumhardts Mitteilungen nach erzählen, die miteinander insofern verwandt sind, als in beiden Fällen die Krankheitsursache in falscher Geistlichkeit und übertriebener vermeintlicher Frömmigkeit zu suchen war. Ein Knabe hatte in der Kinderstube seinen Geschwistern halb spielend zu predigen angefangen; die Eltern hörten bewundernd zu; das ermutigte ihn, er machte es immer feierlicher und ernstlicher, endlich wandte er sich auch an die Eltern, ihnen Buße predigend. Die Eltern zerflossen in Tränen, auch andere Leute wurden auf-

* J. C. Blumhardt, *Der Kampf in Möttingen*, Texte, (*Gesammelte Werke I/1*), op. cit., S. 211³⁰⁻⁴¹.

merksam und strömten herbei, und immer größer wurde das Aufsehen über das vermeintliche Propheten. Da mit einem Male machte eine eigentümliche Geistes- oder Nervenkrankheit der Prophetenherrlichkeit ein Ende. Wenn mir recht ist und ich mich nicht irre, wurde er *stumm*, doch wage ich’s nicht, es bestimmt zu behaupten; jedenfalls völlig geisteskrank. Genug, die Ärzte, ratlos, wiesen die Eltern mit dem Knaben zu Blumhardt. Als Blumhardt obige Hergänge vernommen und der Knabe ihm gebracht wurde, donnerte er ihn an: „Wie heißt das vierte (bei uns Reformierten das fünfte) Gebot?“ und wiederholte, als nichts aus dem Munde des Knaben herauswollte, gebieterisch die Frage, bis derselbe richtig dasselbe mühsam herauszwängte: „Ehre Vater und Mutter!“ Dann strafte er ihn in hellem Zorne, namentlich darüber, daß er sich unterstanden habe, seinen Eltern Buße zu predigen (aber auch über sein Predigen überhaupt), und fügte bei: „Wenn Gott deinen Eltern will Buße predigen lassen, so wird er jedenfalls nicht dich dazu brauchen.“ Der Knabe genas rasch. Der andere Fall ist folgender: Eines Tages, ob eines Sonntags abends oder Montag vormittags, weiß ich nicht mehr, kam eine Frau zu ihm aufs Zimmer mit der Frage: „Herr Pfarrer, was halten sie von Erscheinungen und Offenbarungen? Gestern (oder heute?) in der Kinderlehre konnte ich merken, daß Sie denselben ohne Ausnahme mißtrauen und nichts darauf halten; und das ist irrig und unrecht von Ihnen.“ Hierauf erzählte sie, wie sie, fast lebenslang kränklich und zur Arbeit untauglich, seit einiger Zeit (1-2 Jahren?) von Gott mit einem wunderbaren Ersatz getröstet worden sei. Sie sehe sich fast beständig von einem hellen Licht umgeben, in diesem Lichte sehe sie manchmal Jesum und vernehme, wie Er teils mit ihr, teils aber auch mit Gott, dem Vater, rede, mitunter höre sie auch den Vater dem Sohne antworten. Was sie vom Inhalte dieser Gespräche mitteilte, hatte etwas seltsames Geistreiches. Blumhardt erinnerte sich nun, von dieser Person schon gehört zu haben, sowie auch, daß sie von manchen, denen man einig Urteil in solchen Dingen zugetraut hätte, für eine hochbegnadete Seherin gehalten werde. „Da dachte ich“, erzählte er, „hier muß ich aus dem ff reden“, und antwor-

tete kurz: „Das ist alles vom Teufel!“ Hoch entrüstet stürmt sie zur Türe hinaus. Des anderen Tages kam sie wieder, in Tränen, ihm für ihre *Genesung* zu danken. Allerdings sei sie höchlich erzürnt und gekränkt von ihm fortgegangen; aber von Stund an sei das Licht etc. fortgewesen, sie habe nichts Besonderes mehr weder gesehen noch gehört, und nicht nur das, sondern sie habe jetzt den ganz klaren Eindruck, daß dies alles Krankheit und böser Trug gewesen und daß sie jetzt gesund sei. Von einem geistlichen Hochmut ohne Grenzen war sie mit tiefer Beschämung zu schlichter Demut geheilt.

Die Wunder geben übrigens, wenn sie so aus dem Zusammenhang des täglichen Lebens herausgeplückt werden und sich, aneinandergedrängt, unserem Blicke darbieten, nicht jenen lieblichen, fast traulichen Eindruck von einer ebenso freundlichen wie heiligen Nähe des Herrn, den sie damals gemacht, als sie gleichsam die Blüten waren auf dem Felde des täglichen Lebens. Wir müßten uns, um diesen Eindruck wiederzubekommen, in die Gemeinde Möttlingen versetzen, wo man in schlichtester Weise in allerlei Krankheitsnot bußfertig und gläubig zum Herrn sich wandte und ebenso still und schlicht immer wieder seine Hilfe erfuhr. Am auffallendsten war es natürlich bei den unschuldigen Kindlein, bei denen z.B. die Gichter (jene gewöhnlich mit Bewußtlosigkeit verbundenen krampfhaften Zuckungen, von denen Kinder oft heimgesucht werden) ziemlich regelmäßig auf einen kurzen Seufzer hin sofort verschwanden. Von Zwingerei war dabei keine Rede; so schreibt z.B. Blumhardt im Februar 1846, betreffs seiner selbst damals, einem Amtsbruder, der ganz auf Blumhardts Gedanken eingegangen war, folgendes: „In deinen *eigenen* Übeln mußt du dir's gefallen lassen, wenn sie nicht so schnell weichen, ich hatte auch mancherlei an mir und bin noch nicht von allem frei und mußte eben der Zeit erharren. So hatte ich im ganzen vorigen Sommer einen rauhen Hals und Husten, ebenso ein Übel im Achselgelenk, das mir fast den Arm unbrauchbar machte und dergleichen mehr. Ich mußte es behalten, in der Hoffnung, es werde schon noch gehen; jetzt ist's weg, darum läßt's sich nicht durch Gebet erzwingen, nur muß die

Hoffnung bleiben, daß es nicht lebenslänglich andauern werde, wenn's einmal dem Herrn befohlen ist.“

Von dieser schlichten Weise, alles und jedes dem Herrn zu befehlen, wage ich noch ein Beispiel anzuführen, über das wir Städter lächeln mögen, in welchem ich aber von den Bauern um so besser verstanden zu werden hoffe; ich meine die Not mit den Krankheiten des Viehes. Bildet doch das Vieh so vorwiegend die Grundlage des Wohlstandes eines Landmanns, daß es uns ganz begreiflich ist, wie gebildete Heidenvölker darauf kommen konnten, der Kuh göttliche Verehrungen zu erweisen. Hörte ich doch einmal ein Hirtenmädchen auf die Frage: „Warum hat die Kuh vier Füße und wir Menschen nur zwei?“ die Antwort geben: „Wir sind eben nur Menschen“; und bekannt ist, daß in manchem Hause die Erkrankung der Kuh leider als ein weit schwereres Ereignis empfunden wird als die Erkrankung der Frau oder eines Kindes. Auf diese Erwägung hin wage ich's, Blumhardt einfach berichten zu lassen, wie es in Möttlingen mit dieser Not gehalten wurde. Er schreibt:

„Das Vieh betreffend, so gehört's laut des Katechismus zum Brot; und ums Brot beten wir im Vaterunser, und warum sollen wir nicht auch um Erhaltung des Viehs beten dürfen; *uns* kommt's nur sonderbar vor, dem Bauern nicht, dem ein Kälblein leider oft wertvoller ist als ein Kind; kurz und gut, bei uns betet man, und fast augenblicklich wird's besser beim Vieh. Die Leute knien im Stall in einer Ecke und beten das Vaterunser, dann hat's sich. Ist Schuld da, so muß freilich Ernst angewendet werden, aber daß es hilft, habe ich viele Beweise, und [es] ist ein Beweis, daß man auch darum beten darf. Das Vieh wird auch oft von Dämonen geplagt (vgl. Gergesener), was die Leute den Hexen zuschreiben. Merk dir's, daß du von letzterem nichts aufkommen lässest bei den Leuten; gegen erstere hilft ein Vaterunser bei sonst gutstehenden Leuten, doch das nicht immer; aber wenn ferne Leute mir's klagen, wird's in der Regel besser, bis sie wieder heimkommen. Mitwirken von unsereinem ist darum öfters gut.“*

Was sagten zu solchem außerordentlichen Geschehen die Behörden? Gestehen wir's nur, daß Blumhardt für die Kirchen-

behörde ein nicht geringes Problem geworden war! Es fehlte nicht an Geistlichen und Ärzten, die sich beeinträchtigt fühlten, und andererseits wehte vor 1848 in den höheren Regionen der deutschen Staatsregierungen eine allem „Pietismus“ abholde Luft, fast eine mißtrauische Geringschätzung aller Äußerungen lebendigeren Christentums.

Die Schwierigkeit wurde für die Behörde wie auch für Blumhardt durch zwei Dinge erleichtert: für die Behörde durch Blumhardts Takt und für Blumhardt durch allerlei freundliche Fügungen. Blumhardt hatte ein scharf ausgeprägtes Gefühl für die Pflichten gegen die Obrigkeit, und so tapfer er auch, wenn's not tat, seine Stellung zu wahren verstand, so gewissenhaft dachte er sich auch in die Lage der Behörde hinein, ja in aufrichtiger Ehrerbietung suchte er womöglich von ihr sich belehren zu lassen und hütete sich wohl, in eigenmächtiger, schwärmerischer Weise das Wort: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen“ zu seinen Gunsten zu mißbrauchen, so sehr ihm das auch oft von allerlei Heißspornen nahegelegt wurde. Dafür hatte er denn auch den Segen, daß sich die Gefahr ernster Konflikte wesentlich milderte, einerseits durch das wohlwollende Vertrauen, das er seitens seiner kirchlichen Oberbehörde von Anfang an genoß, andererseits aber, wie oben erwähnt, durch allerlei freundliche Fügungen, welche geeignet waren, seine Oberen in ihrem Vertrauen in ihn zu bestärken. So fügte es sich z.B., daß das maßgebendste Glied jener Behörde, Konsistorialdirektor Knapp aus Stuttgart, ein ihm entfernt verwandtes Mädchen in Blumhardts Hause die Haushaltungskunst erlernen lassen wollte. Amtliche Gründe mögen ihm schon den Wunsch nahegelegt haben, gelegentlich einmal vom Pfarrhause Möttlingen persönlich Einsicht zu nehmen, denn vom „Kampf“ sowohl als von den Erweckungen und ihren Besonderheiten war dem Konsistorium schon genug zu Ohren gekommen, um sich genaueren Aufschluß wünschen zu müssen. Genug, am Ostermontag 1844 brachte er in eigener Person die Lehrtochter ins Pfarrhaus, und Knapp war ein Mann, gerade recht für Blumhardt, ein Jurist, „fest, kalt und verständig“, so wurde er ja dem Ratsherrn Christ-

Sarasin geschildert. „Ich machte mich – schreibt Blumhardt – gleich ans Hauptgeschäft und deklarierte ihm meine Satansgeschichte. Er schauderte, und auf meine Äußerung: ‚Diese Dinge kann ich doch nicht wohl schriftlich machen‘, sagte er: ‚Nein, das können Sie nicht.‘ Somit bin ich einer schriftlichen Erklärung gegen das Konsistorium überhoben, wie ich denke (diese Hoffnung erfüllte sich bekanntlich nicht). Noch mehr! Er sah das Gedränge und Geläufe, namentlich der Fremden, daß ich immer wieder von ihm wegspringen mußte und kaum eine Viertelstunde einmal ungeniert bei ihm sein konnte. Das gab Anlaß zu einer festen Erklärung über meine Praxis und die Gebrechen der Kirche in solcher Hinsicht. Er wollte anfangs nicht recht dran; denn das katholische Absolvieren oder das Pöpsteln fürchtet er natürlich auch. Indessen merkte er, was bei mir herauskam, und – was geschah? Aus freien Stücken bot er sich an, mich zur Brüderkonferenz (einer Versammlung der Bauern) zu begleiten. Da sprach ich nun auch in seiner Gegenwart, die Möttlinger gaben Zeugnis; und kurz und gut: Knapp wurde befriedigt und schied auf eine Weise, daß ich an ihm gewiß eine Stütze habe. Das hat der Herr getan!“ Namentlich scheint ihm die *Liebe* der Bauern zu Blumhardt Eindruck gemacht zu haben.

Solche persönliche Einsichtnahme war in der Tat für Beurteilung der Erfahrungen Blumhardts hoch vonnöten. Konnten doch z.B. gerade jene so überaus häufigen und zahlreich besuchten Versammlungen den Schein von Ungesundem erwecken; man konnte sie sich aus der Ferne kaum anders denken denn als ein halb fieberhaftes, in eitles Geschwätz ausartendes Treiben, wie es kaum jemandem so zuwider war wie Blumhardt. „Es ist mißlich, wenn Geistliches ohne Geist getrieben wird“, bemerkte er einmal über solches Getreibe. Wie natürlich, herzlich, gesund, nüchtern, gewissermaßen dem „allgemeinen Menschen“ zusagend sie bei aller Feierlichkeit des Geistes waren, das mußte man eben *sehen*.

In etwas spätere Zeit (wann, konnte ich nicht mehr ermitteln) mag wohl ein anderer Besuch gefallen sein, der geeignet war, die Luft für Blumhardt in den höchsten Regionen zu reini-

gen, und der ihm wohl auch noch später, bei Erwerbung des Bades Boll, mag zustatten gekommen sein. Eines Sonntags morgens kamen zwei Herren von Märklingen heraufspaziert, der eine sichtlich in dienstlicher Stellung zum anderen, und quartierten sich im Ochsen ein. Jener „andere“ besucht die Kirche, wo er ein knappes Plätzchen neben der Orgel erhascht (nicht das angenehmste, denn der schwerhörige Organist mutete sowohl dem armen Instrumente als auch den Ohren der Zuhörer Erstaunliches zu); ebenso besuchte er den Nachmittagsgottesdienst, und zwischenhinein vigilierte er fleißig (oder unausgesetzt?) bald im Pfarrgarten, von wo man die herbeiströmenden Bauersleute sah, bald im Pfarrhofe selbst unter diesen Leuten, bald auch hinter dem Pfarrhause auf dem Gottesacker. Schon in der Morgenpredigt hatte ihn ein frisch von Stuttgart her in Urlaub befindlicher Rekrut erkannt und zu Hansjörg gesagt: „Weißt du, wer der Herr dort auf der Orgel ist?“ „Nein.“ „Das ist der König!“ Nach der Kirche sagte Hansjörg zu Blumhardt im Studierzimmer, zum Fenster hinaus auf den draußen spazierenden Herrnweisend, der Rekrut sage, es sei der König. Blumhardt blickte hinaus: „Der könnte wahrhaftig recht haben, das ist der König.“ Weiter geschah nichts, wohl nicht nur um des sonstigen Gedränges willen, in welchem Blumhardt sich durch die Leute befand, sondern noch mehr, weil der Herr es selbst zu wünschen schien, unbeachtet zu bleiben. Abends holte ein stattlicher Wagen die beiden Herren nach Weil der Stadt ab. Ob er's war? Man hat nie Näheres darüber vernommen. Übrigens sieht dieses Stücklein dem damals regierenden König von Württemberg gleich. Das Inkognito machte ihm Spaß, und er hatte eine sehr volkstümliche Ader. War er doch einmal in Stuttgart, als ihn Gottlieb in der Straße, natürlich ohne ihn zu kennen, nach einem gewissen Laden frug, mit ihr bis zu diesem Laden gegangen, um ihr denselben zu zeigen, wo sie erst durch die erstaunten Ladenleute inward, wer ihr Wegweiser gewesen!

Soviel über diejenigen Ereignisse, welche geeignet waren, mit der Zeit das außergewöhnliche Leben, das sich um Blumhardt herum gestaltet hatte, wenigstens vor allzu scharfen Maß-

regelungen seitens der Obrigkeit zu schützen. Ganz ungehemmt blieb er freilich nicht. Im Januar 1846 verbot ihm das Ministerium, „Heilungen in das Gebiet des Seelsorgers hinüberzuziehen, statt auf den Arzt zu weisen“. Blumhardts Antwort hatte 12 Seiten und lautete am Schluß:

„Ich werde keinem Fremden mehr die Hand auflegen, keinen über den Sonntag hier (übernachten?) lassen, kurz, mit keinem mehr tun, als mir sein Übel sagen lassen, ihn etwa ermahnen und dann ziehen lassen. Wenn aber dennoch Heilungen, weil Gott sich die Hand nicht binden läßt, fort dauern und der Zulauf, so will ich mich vor jedem Vorwurf des Ungehorsams zum voraus verwahrt haben.“ Der übrige Teil des Inhaltes, der „ernstlich gelautet“ habe, ist mir leider nicht bekannt.* Im Mai desselben Jahres ging er – um dem Konsistorium in seiner großen Verlegenheit entgegenzukommen – noch einen bedeutenden Schritt weiter. Er erzählt einem Freunde (in einem Briefe vom 18. Juni 1846) folgendes: „Sonst kann ich sagen, daß alles vorwärtsgeht, obwohl äußerlich eine Stockung eingetreten ist. Seit etwa 4 Wochen nämlich lasse ich mir von den Leuten keine Leiden mehr sagen; mit dem Kirchenbesuch müssen sie sich allein begnügen. Seit (Lücke im Briefe) lasse ich mich sogar von den Fremden gar nicht mehr sehen. Das alles, weil ich sonst alles aufs Spiel setzte. Ich tue es freiwillig, mache aber damit nur den Ulmer Kuhhirten (ein solcher wird wohl irgendeinmal mittelst freiwilliger Abdankung oder dergleichen der unfreiwilligen zuvorgekommen sein). In der Kirche geschieht dennoch manches, nur fehlt's mehr am Glauben, und der Zulauf der Kranken hat bedeutend abgenommen. Das Konsistorium fühlt sich in großer Verlegenheit etc.“ Was Blumhardt hier so schlicht und nicht ohne Humor erzählt, war herzbeweglich zu erleben und hat auch ihm viel Herzweh gemacht. Es war bei allem Niederschlagenden erhebend oder ergreifend, wie er von der Kanzel herab verkündete, er habe nun versprochen, das fremde Volk nicht mehr ins Pfarrhaus hereinzulassen. „Ihr Kranke kommt nur in die Kirche und klagt dem Heiland euer Leiden und merkt euch, was gepredigt wird. Meine und der Gemeinde Fürbitte soll euch

nicht fehlen. Daß ich euere Leiden kenne, das ist ja nicht nötig.“ Das war groß gedacht und gesprochen, aber die Ausführung war herbe. Es kamen eben immer wieder Neue, welche die Auskündigung nicht vernommen hatten; der „Hausvogt“ Hansjörg verwandelte sich – sehr wider Willen – in einen Cerberus, der unerbittlich die Scharen der Sich-Herandrängenden zurückwies. Noch steht es vor meiner Seele, wie an einem der folgenden Sonntage, als wir vom Wohnzimmer aus die hilfeschuchenden Bauern fast in Reih und Glied vor dem Pfarrhause sahen, Blumhardt, die heißen Tränen in den Augen, klagte: „O das arme Volk! Ihr Herren, ihr Offiziere, Studenten, Kaufleute, ihr habt’s gut, euch wehrt niemand, aber das arme Volk, das darf nicht, über das wird eben verfügt!“ Einmal, ich glaube eben an jenem Sonntage, sah ich einen Bauern die Treppe heraufkommen, der – so schien es – sich hindurchzuschmuggeln gewußt hatte. Blumhardt herrschte ihn zurück. „Ja, Herr Pfarrer – war die Antwort – mir fehlt nichts mehr, ich habe nur danken wollen.“ „So, das ist nett.“ „Ja, Herr Pfarrer, es hat mir was gefehlt, arg viel, es war ...“ „Nun, das begehre ich nicht zu wissen; also, es hat euch etwas gefehlt?“ „Ja, Herr Pfarrer, und ich hab’s gemacht, wie Sie’s gesagt haben, und bin in die Kirche gegangen und hab’ aufgemerkt, und jetzt fehlt mir nichts mehr.“ Das fortwährende Zudrängen der Hilfeschuchenden zur Haustüre mag aber doch noch einen anderen Grund gehabt haben als nur Unkenntnis des Verbotes Blumhardts. Der Hausvogt war nämlich, soweit es seine Pflicht erlaubte, doch ein recht gutmütiger Cerberus. Mußte er seine Ohren den Klagen der Leute über ihre Leiden verschließen? Und wenn er dann wieder auf des Pfarrers Studierzimmer war – durfte nicht sein Mund überfließen von dem, des sein Herz voll war? War doch dieser Instanzenzug, durch welchen hindurch die Klagen der Leute zu den Ohren Blumhardts gelangten, wahrlich kompliziert genug, um bei etwaigem Gesundwerden der Leute jede Ungesetzlichkeit zu vermeiden!

Ohne Reibung ging es freilich zwischen der Kirchenbehörde und Blumhardt nicht ab. Das Konsistorium einerseits, von Ärzten, Geistlichen und Zeitungsschreibern, und Blumhardt

andererseits, vom Andrang des Elends in die Enge getrieben, sie vermochten es kaum, in einer gemeinsamen Auffassung der neuen Erscheinungen sich zu finden. Jene „Teilung der Arbeit“, nach welcher heute unser Leib der Obhut des ärztlichen Standes anvertraut und dem geistlichen Stande die Wahrung rein geistlicher Interessen zugeschrieben ist – sie schien eine Zeitlang so sehr das Ideal des Konsistoriums zu sein, daß ihm jeder Einfluß von Religion auf leibliche Genesung – vollends, wenn er augenfällig und wiederholt sich einstellte – mißfällig war und als eine fast mutwillige Störung jener harmonischen Arbeitsteilung erschien. Deshalb sollte die Religion – so wurde Blumhardt belehrt – nur trösten, den Segen des Leidens, den Wert der Geduld beleuchten. Wo aber solche Belehrung sich in die Zumutung ausspitzen wollte, Blumhardt solle einfach alle Hilfeschuchenden nicht nur von sich, sondern auch von der Hoffnung auf unmittelbare Hilfe des Herrn, weg und ausdrücklich an die Ärzte weisen, da fühlte er das Maß seiner Gehorsamsfähigkeit erschöpft, zumal nur solche Kranke zu ihm kamen, deren Leiden jeder ärztlichen Hilfe bisher gespottet hatte; und er erinnerte sich einerseits der zu seinem Verfahren und Erfahren stimmenden Anschauungen der Heiligen Schrift, andererseits aber auch seiner bürgerlichen Freiheit, wonach er wie jeder Bürger seine Räte [Ratschläge] nach seinen Überzeugungen bemessen dürfe, und fand: Eine solche Zumutung sei noch nie einem Geistlichen gemacht worden. Und in der Tat, daß er z.B. auf Wunsch des Konsistoriums den Möttingen besuchenden Fremden (mit Ausnahme seiner Hausfreunde) das *Übernachten* in Möttingen verbiete, das war nicht nur eine befremdlich starke Zumutung an sein *Wollen*, sondern es schrieb ihm auch eine Macht zu, wie sie heutzutage nicht einmal der *weltlichen* Ortsbehörde, geschweige denn – dem *Geistlichen* zu Gebote steht.

Blumhardts Gehorsam gegen solcherlei Verfügungen war denn auch allerdings – wie es ja in der Natur der Dinge lag – ein sehr elastischer. Aber dennoch wollte er dem Grundsatz: „Keine vorhandene Ordnung stören“ gehorsam sein und war es auch, und es schmerzte ihn deshalb doppelt, daß er einmal „we-

gen Ungehorsams“ in Gegenwart zweier als Zeugen zugeordneter Amtsbrüder durch das Dekanat eine Rüge des Konsistoriums hinnehmen mußte.

Aus jenen Zeiten der Einschränkung, aus der ersten – von Januar bis Mai –, der Zeit der weiteren und aus der späteren Zeit der strengeren Observanz, mögen noch zwei freundliche Erfahrungen erzählt werden. Die erstere erzählt Blumhardt selbst (*Verteidigungsschrift* S. 103ff.)*: Ein Kandidat der Medizin, Steinkopf aus Stuttgart, war im Frühling 1846 eines Samstags oder Sonntags mit der ausgesprochenen Absicht nach Möttlingen gekommen, diese Heilungen zu untersuchen und dem wahren Sachverhalt auf die Spur zu kommen. Er logierte im Ochsen, ins Pfarrhaus ging er absichtlich nicht. In jenem Gartenhäuschen, dessen Giebel von Barths kunstfertiger Hand mit einem Farnebild, den Spaziergang Jesu mit den zwei Jüngern nach Emmaus darstellend, geziert war, saßen einige Jünglinge aus allerlei Herren Ländern nach dem Morgengottesdienste beisammen. Dorthin kam auch dieser junge Mann in großer Aufregung: Er habe soeben unter den Leuten, welche die Kirche verließen, eine frühere Patientin der Tübinger Klinik erkannt, die dort als unheilbar entlassen worden sei. Auf die Anrede: „Was, Magdalena, seid ihr auch da?“ habe sie geantwortet: „Ja freilich, ich bin da gesund geworden“, und allem Anschein nach sei sie wirklich gesund. Auf die Frage: „Wie?“ habe sie gesagt, sie sei voriges Jahr (im Dezember 1845, wo also Blumhardt noch völlig frei war) zwei- oder dreimal nach der Kirche beim Pfarrer gewesen, ihm ihre Leiden zu klagen und ihm zu berichten, wie es seither gehe (die Hände hatte ihr Blumhardt nie aufgelegt), und so sei sie genesen. Seinem Vorsatze getreu verfolgte er die Sache weiter, veranlaßte die Magdalena, mit ihm ins Pfarrhaus zu gehen, stellte sich dem Pfarrer vor mit offener Darlegung des Zweckes seines Besuches in Möttlingen, erbat sich ein Zimmer und untersuchte die Kranke mit Blumhardts Erlaubnis oder auf dessen Wunsch. Über den Befund stellte er Blumhardt folgendes Dokument aus (*Verteidigungsschrift* S. 104)*. Es lautet:

„Maria Magdalena Rapp von Enzthal bei Wildbad, jetzt 35

Jahre alt, wurde im März 1844 in die medizinische Klinik zu Tübingen aufgenommen wegen eines Blasenausschlags (Pemphigus). Sie wurde mit verschiedenen Mitteln behandelt, indem die Blasen zwar oft auf einige Tage verschwanden, aber immer wieder an verschiedensten Stellen des Körpers von neuem auftraten. Auf den Gebrauch von Arsenik verschwand der Ausschlag gänzlich, und die Kranke war einige Tage völlig frei; es traten aber im Winter 1844 bedeutendes Bluterbrechen, blutige Stühle und Magenschmerzen ein. Die Kranke konnte von da an, ohne Zweifel infolge einer chronischen Magenentzündung, keine einzige warme Speise mehr ertragen. Die Anfälle von Bluterbrechen traten regelmäßig alle 4-5 Wochen ein, und einige Male wurde infolge derselben die Kranke an den Rand des Grabes gebracht. Der Ausschlag aber stellte sich mit der alten Hartnäckigkeit wieder ein. Sie wurde in einem nach dem Urteile aller sie beobachtenden Mediziner völlig hoffnungslosen Zustand im Juli 1845 entlassen und gebrauchte nun als letztes Mittel einige Wochen hindurch das Wildbad, das aber nicht den geringsten Erfolg hatte. Bis Dezember blieb der Zustand gleich, und die Kranke suchte jetzt bei Herrn Pfarrer Blumhardt in Möttlingen Hilfe. Schon nach dem ersten Besuch fühlte sie sich bedeutend erleichtert, und nachdem sie noch ein bis zwei Mal bei Herrn Blumhardt gewesen, verschwanden im Verlauf von 3 Monaten alle Krankheitssymptome völlig, und der Unterzeichnete fand die Kranke vollkommen hergestellt, zu seiner großen Verwunderung, im Mai 1846 in Möttlingen, wo sie die Kirche besuchte. – Die ausführliche Krankheitsgeschichte befindet sich im Klinikum in Tübingen, und die Kranke mußte nach so lang fortgesetzter völlig erfolgloser Behandlung für durchaus unheilbar gehalten werden. – Die Wahrheit des Vorstehenden bezeugt

Möttlingen, den 24. Mai 1846. *K. Steinkopf*, med. cand.“

Die andere Geschichte ereignete sich nach Mai 1846. Eines Samstags kam eine Frau mit einer krampfhaft geschlossenen Hand (die Fingernägel seien ihr in den Ballen der Hand hineingewachsen gewesen, erzählte man mir); sie war vorher in Tübin-

gen erfolglos behandelt worden. Sie wollte ins Pfarrhaus, wurde aber abgewiesen; doch erfuhr Blumhardt auf dem uns bekannten Wege von ihren Gebrechen. Am Abend ging sie in die Abendstunde. Des anderen Morgens schreitet sie siegreich den Pfarrhof hinauf zum Hausvogt: „Jetzt *will* ich aber zum Herrn Pfarrer!“ „Ja, gute Frau, das geht eben nicht!“ „Warum nicht?“ antwortete sie und – streckt ihm die geöffnete, flache, völlig genesene Hand entgegen. Gestern in der Abendstunde, erzählte sie, sei ihr dieselbe aufgegangen. In ihrem Siegesübermute ging sie leider auch nach Tübingen, um ihren früheren Behandlern, schwerlich mit feinem Takte, die genesene Hand zu zeigen. Da kam sie freilich übel an; sie mußte nun eben eine Betrügerin sein! Blumhardt beschwichtigte ihren Unmut, „sie solle nur heim, stille sein und zuerst sich selbst bekehren“.*

Solcher Wunder geschahen stetsfort noch manche, und bei diesen mußte doch wenigstens das Gerede von einer „magnetischen Kraft“ Blumhardts verstummen. Aber immerhin nahm von nun an der Zudrang der Leute bedeutend ab, denn die persönliche Unterredung mit Blumhardt, welche ihnen nun versagt war, war ihnen eben selbstverständlich doch an „ganz Möttlingen“ das Schönste und Größte gewesen. Seine Worte des Trostes, der Ermahnung, der Strafe, der Vergebung, an den einzelnen gerichtet, waren von einer Kraft, die nur der kennt, der's erfahren hat. Namentlich für das Bedürfnis nach priesterlicher Seelsorge, das in tausend Herzen unerkant schlummert und nun allerorten mächtig erwacht war, war nun auch der einzige Ort, wo man Verständnis und Befriedigung fand, *verschlossen*. Das war schwer; wer einmal angeknüpft hatte, wieviel wollte auch er immer wieder bringen für seine stets wechselnden Lebensverhältnisse und neuen Beziehungen zu den Menschen! Wieviel für seine Kinder, Freunde, Feinde, Verwandten etc.!

Aber auch für die Leidenden war es sehr schwer, daß ihnen diese Türe fortan verschlossen war. Wohl stand ja dem Glauben noch dieselbe Hilfe bereit, und mancher erfuhr sie noch, der mit einfacher Befolgung jener Anweisung, die Blumhardt von der Kanzel aus gegeben, zur Kirche ging; aber wieviel fehlte doch

dem Gemüte, nachdem der so natürliche, dem Leidenden so wohlthuende Austausch der Gefühle zwischen dem Betrübten und dem Tröstenden untersagt war! Neben der Aussicht auf Hilfe hatten ja die Betrübten hier auch noch das gefunden, was sie nicht überall fanden: ganze Liebe, volle Wahrheit, gesunden, kräftigen Trost. So ist's nicht zu verwundern, daß der ihnen noch verbliebene Rest, diese kühle Art eines mangelhaft vermittelnden Verkehrs, den Leuten in die Länge nicht mehr genügte und damit Möttlingen für sie den größeren Teil seiner Anziehungskraft verlor. Die Zeiten wurden immer stiller, zumal als dann das Teuerungsjahr 1847 kam und ihm das Jahr der politischen Aufregung, 1848, folgte. Blumhardts direkter Verkehr mit dem Volke außerhalb seiner Gemeinde nahm ab, dafür erwuchs ihm mehr und mehr ein seelsorgerischer Beruf an den sogenannten „besseren Ständen“, aus denen ihm allmählich eine Hausgemeinde von allerlei hilfsbedürftigen Gästen erwuchs.

Kehren auch wir ins Pfarrhaus ein und vernehmen wir noch vier erwähnenswerte persönliche Erlebnisse Blumhardts aus dem Sommer 1844, die mehr oder minder auch als wunderbare in diesem Kapitel Raum finden dürfen.

Voran steht jene ihm und seinen Gefährten lebenslang in erhebender Erinnerung gebliebene Szene von seinem Triumphlied: Jesus ist der Siegesheld! Blumhardt war mit einer Schar Möttlinger an einem Aposteltage nach dem benachbarten Ostelsheim zu einem Missionsfeste gegangen. Nach Schluß desselben kehrte er, von dem dortigen Pfarrer und zwei Möttlingern begleitet, den übrigen voraus nach Möttlingen zurück. In seine großen Erfahrungen, vielleicht gerade auch in die Erinnerung an die noch zu erzählenden Lebensbewahrungen versunken, dichtete er im stillen folgendes Liederverschen, welches er frischweg seinen Gefährten mitteilte; es lautet:

„Jesus ist der Siegesheld,
der all' seine Feind besieget,
Jesus ist's, dem alle Welt
bald zu seinen Füßen lieget,

Jesus ist's, der prächtig kömmt
und die Seinen zu sich nimmt.“

Die beiden letzten Zeilen dieses ihm lebenslang teuren Verschens veränderte er später in Boll folgendermaßen:

„Jesus ist's, der kommt mit Pracht
und zum Licht führt aus der Nacht.“

Sie waren unterdessen an einem lieblichen Plätzchen, Kirchplatz genannt, angelangt und sangen diesen Vers nach der bekannten Melodie: „Großer Gott, wir loben dich.“ Mit einem Mal war's, als stimmten vom nahen Walde her Hunderte von Stimmen jubelnd mit ein, und zwar so gewaltig, daß wenigstens derjenige der beiden Möttlinger, welcher heute noch lebt, vor innerer Bewegung verstummte; Blumhardt aber habe mächtig weitergesungen. Als Blumhardt, heimkehrend, die Seinen begrüßte, teilte ihm, nicht minder bewegt, Gottliebin den Vers mit, den er soeben gedichtet und gesungen hatte.

Die anderen drei Erlebnisse sind Erfahrungen mehr oder minder auffallender göttlicher Bewahrung gegen feindselige Nachstellungen nach seinem Leben. Feinde hatte Blumhardt sonst eigentlich kaum je, aber, man sollte es kaum glauben, sein mannhaftes Zeugen und Wirken gegen die Schleichwege des Aberglaubens scheint ihn die tödliche Feindschaft einer kleinen Anzahl Menschen zugezogen zu haben; kurz, es zeigte sich in jener Zeit eine verborgene Emsigkeit versteckter Feinde, ihm nach dem Leben zu trachten, so daß für einige Zeit sogar nächtliche Patrouillen auf Anordnen der Behörde sein Haus bewachten. Schlimm war's in dieser Beziehung im Monat Juli 1844. Allmählich hörte man wie Männertritte durch die Gänge des Hauses, so sorgfältig man doch jeden Abend alle Räumlichkeiten des Pfarrhauses durchstöberte wie auch die Haustüren verriegelte. Man gewöhnte sich daran, da man sonst nicht weiter belästigt wurde. Ebenso erging es den Bewohnern des Pfarrhauses, als sie in einer Nacht allerlei Geräusch in der benachbarten Scheune vernahmen. Blumhardts Mutter war damals bei ihm zu Gaste,

und für ihre Abreise war auf frühe am Morgen ein Wagen bestellt. Als der Kutscher des Morgens rechtzeitig kam, bemerkte er einen Rauch, der durch das Scheunentor hervorquoll. Eine Tochter, die im Pfarrhause in Pension war, von ihrer englischen Mutter her im Dorfe die Engländerin genannt, vernahm es und eilte hin, überzeugte sich von der Wahrheit der Sache, sprang ins Dorf und rief „Feuer“! Alsobald füllte sich der Pfarrhof mit allerlei Volk, jung und alt aus dem Dorf, und einer wunderlichen Auswahl von mit Wasser gefüllten Gefäßen. Der Ochsenwirt übernahm mit großer Geistesgegenwart das Kommando dieser Feuerwehr und befahl, sobald er die Türe geöffnet haben werde, ein etwa hervorbrechendes Feuer sofort zu löschen. Mit Mühe und Kunst öffnete er die Türe, und es zeigte sich ein Berg von Stroh, aus welchem sofort die Flammen herausbrachen, die natürlich augenblicklich gelöscht wurden. In dem Stroh befanden sich vier bis sechs Päckchen von Zündhölzchen, die einen verkohlt, die anderen unversehrt. In der ganzen Scheune, hier und da zerstreut, fanden sich kleinere Ansammlungen von allerlei leicht entzündlichen Stoffen, darunter Dutzende von Zündholz-päckchen. Eine gute Anzahl der letzteren war noch unversehrt; besonders sinnreich war eine dieser Brandeinrichtungen. In einem Kübel waren lange Bohnenstangen eingestellt, deren Spitzen genau gegen den Boden des Schlafzimmers Blumhardts gerichtet waren; sie waren bis auf die Höhe von anderthalb Schuh verkohlt. Nicht ohne Bewegung las Blumhardt, nachdem der Schrecken, der ihn übrigens kaltgelassen hatte, vorüber war, die Tageslosung (Jesaja 54, 17): „Aller Zeug, der wider dich bereitet wird, dem wird es nicht gelingen.“

Im selben Monate, am Geburtstage Blumhardts, löste sich auch einigermaßen das Rätsel jener nächtlichen Ruhestörungen. Der Verursacher derselben muß sich manchmal unmittelbar über Blumhardts Zimmer befunden haben, und als derselbe sich einmal gar zu bemerklich machte, rief Blumhardt, der übrigens viel für ihn betete, hinauf oder hinaus: Jesus ist Sieger. Des anderen Morgens, eben an Blumhardts Geburtstage, guckte unter einem Brette an der hinteren Haustüre folgender mit Bleistift auf ein

Stück schlechtes Papier geschriebener Brief hervor:

„Den 16. Juli 1844

Liebe Freunden

Ich verlasse euer Haus morgens 4 Uhr, aber nicht wie ich hereingekommen bin ich kam als ein Mörder und habe auch mördergedanken gehabt, biß ich den Ausruf gehört habe Jesus ist Sieger ja Jesus ist Sieger, und jetzt ist mir mein Gewissen erwacht und habe diese Nacht verzweifelt zugebracht in dem Dachstuhl euer Bemühen ist freilich umsonst gewesen weil euch der Teufel verfinstert hat und wenn das Blut Christi nicht mächtig schreit heute noch, so bleibt mir nicht mehr übrig als ich nehme das Messer, mit welchem ich euch das Herz durchstechen wollte meine Hand wende an meine Brust Das Feuerflammende Auge Gottes hat mich gesehen und hat einen Stachel ins Herz gestochen nicht gering ich empfang was meine Thaten werth sind ich hab dem Teufel redlich gedient und jetzt lohn er mir mit der Hölle durchdringendes Gefiel ergrief mich als ich den Nahmen des Allerhöchsten so oft nennen hörte. Das machte mich so zahm daß ich euch nur möchte unter das Angesicht treten. Aber – – – mögen Sie die Güte haben und eine Fürbitte einlegen bei dem himmlischen Vater – – Ich danke Eurer Treue gedenket meiner um Jesu willen. –

Euer Feind“

An Stelle der Unterschrift stehen zwei Reihen zerstreuter Buchstaben, von denen die linke den Namen, die rechte den Wohnort anzudeuten scheinen. In der abends stattfindenden Bibelstunde las Blumhardt den Brief vor, um des armen Mannes Gesuch um Fürbitte auszurichten. Es war ein Mann aus der Umgebung.

* Der vollständige „Bericht von Pfarrer Blumhardt an das Dekanatsamt Calw vom 3. 2. 1846“ findet sich in J. C. Blumhardt, *Der Kampf in Möttingen*. Texte, op. cit., S. 370-376. Das Zitat auf S. 374³⁸.

Ein anderes Beispiel von Bewahrung hat seinen Weg schon weiter in die Öffentlichkeit gefunden. Als Blumhardt eines Nachmittags nach Haugstett gegangen war, um Bibelstunden und Katechisationen zu halten, sandte ihm die durch solche Nachstellungen ängstlich gewordene Frau Pfarrer abends Hansjörg entgegen, damit er nicht im Dunkeln allein nach Hause gehen müsse. Blumhardt war darüber nicht zufrieden, seine Frau müsse vergessen haben, sagte er, daß der Vollmond scheine. Aber so ganz umsonst war diese Vorsicht doch nicht gewesen; denn bald zeigten sich am Rande des Waldes zwei Männer, die Blumhardt anfangs noch für spät auf dem Felde arbeitende Bauern und dann, als ihre Gewehre im Mondscheine blitzten, für Jäger hielt – und schlugen auf Blumhardt an, senkten jedoch auf seinen Ruf „Jesus ist Sieger“ bald ihre Gewehre. Noch einmal mitten im Walde schlug einer vom Straßenrande her das Gewehr auf ihn an, man hörte das Knacken des Hahnes. Hansjörg wollte auf ihn zu, ihn zu greifen, wurde jedoch von Blumhardt abgehalten, der für den armen Verfolger betete. Als sie den Wald verließen, sahen sie nochmals, von der Wiese her, Gewehre auf sich gerichtet. Der übermütig gewordene Hansjörg rief den Männern zu: „Drückt nur, es geht doch nicht los!“ – worauf diese auch bald mit ihren Gewehren friedlich die Straße zogen. Es waren offenbar Fremde, von weiterher gekommen. Blumhardt hatte vom ersten Angriff an mit Hansjörg *gesungen* („Ist Gott für mich, so trete Gleich alles wider mich; Sooft ich ruf’ und bete, Weicht alles hinter sich etc.“ und „Jesus Christus herrscht als König etc.“), was er oft in Momenten der Gefahr tat, nach dem Sinne von Psalm 18, 4: „Ich will den Herrn loben und anrufen, so werde ich von meinen Feinden errettet.“ –

Eine letzte Erzählung bringe ich noch, mehr um des Mannes willen, der sie erzählt hat und der allen, die ihn kannten, in teurem Angedenken ist, des seligen Wilhelm Hofacker. Er besuchte manchmal im Sommer das Bad Liebenzell und von dort aus dann gerne Kirche und Pfarrhaus in Möttingen. So hielt er sich auch im Juni 1845 in Liebenzell auf, und Blumhardt besuchte ihn dort. Eben um jene Zeit war Frau Pfarrer Blumhardt

beständig von lebensgefährlichen Krankheitsanfällen bedroht. Blumhardt erzählt über diesen Besuch folgendes (an Barth):

„Nach einer ganz guten Nacht stand meine Frau gesund auf, und ich ging frohen Mutes nach Haugstett und von da nach Liebenzell zu Hofacker, wo ich um 2 Uhr eintraf. Kaum war ich da, so fuhr meine Chaise an und rief mich wegen meiner Frau nach Hause, die kurz vor 12 Uhr, nachdem sie eben auf dem Bette sich ausgeruht hatte, einen ähnlichen Anfall erhalten habe wie vor 8 Tagen. Das war eine herbe Nachricht, denn ich hatte viel mit Hofacker vor; und diesem selbst kam's so quer, daß er nichts Besseres wußte, als mit mir hinaufzufahren. Um 3 Uhr war ich schon hier und traf meine Frau abermals so dem Sterben nahe, daß ich mir im Augenblick nur durch Einhauchen in den Mund helfen konnte. Unterdessen hatte ich doch den lieben Hofacker ganz bei mir, und der ehrliche Bruder zeigte sich mir in einer Weise, daß ich mehr als einmal mitten unter dem Gespräch weinend ihm um den Hals fallen mußte, endlich nach drei Jahren bange Harrens einen Mann gefunden zu haben, der mit sich reden ließ, mich verstehen wollte und verstand.“

Eben dieser gesegnete Prediger erzählt einmal folgendes Erlebnis in Möttlingen. „Es war im Sommer unmittelbar vor der Ernte, daß ich dem Hauptgottesdienste in Möttlingen beiwohnte, ich saß vornan in einer der Ehrenbänke zu Füßen der Kanzel. Die Kirche war gedrängt voll und ringsumher auch der Gottesacker mit Zuhörern besetzt. Während wir im Eröffnungsgebete uns befanden, zog sich's am Himmel schwarz und immer schwärzer und drohender zusammen, es donnerte, und jene Farbe der Wolken, die den Hagel verkündete, war deutlich zu sehen. Mit einem Mal verläßt Blumhardt ruhig die Spur der Liturgie und spricht: ‚Lieber Gott, wenn du uns für unsere Sünden strafen und uns den Segen der Ernte zerstören willst, so wagen wir nicht, dagegen zu bitten, aber sei so gut und laß uns jetzt noch ungestört dein Wort hören.‘ Und weiter ging's in der Liturgie. Ich hätte mich ob dieser Verwegenheit unter die Brüstung der Bank verkriechen wollen, aber siehe, plötzlich wird's hell, und in wenigen Minuten ist blauer Himmel und heller Sonnen-

** J. C. Blumhardt, *Der Kampf in Möttlingen*, Texte, (*Gesammelte Werke I/1*), op. cit., S. 213^{20f.}

schein.“

Daß es Blumhardt nicht immer so ging, werden wir später sehen; aber er hat immer als Kind sich auch davor nicht gefürchtet, mit einer Bitte abschlägig beschieden zu werden.

Viel ließe sich reden über diese unserer Zeit so wunderbaren, der Apostelzeit aber ganz entsprechenden Erscheinungen. Wir werden noch darauf zurückkommen und möchten hier vorerst mehr nur ansehen, wie Blumhardt selbst zu diesen Erweisungen der Hilfe des Herrn stand. Er war in eine merkwürdig innige Gemeinschaft mit Gott gelangt, sah immer klarer und einfacher, wie alles, was geschieht, also auch das Übel, von Gott herrührt, und lernte es, kindlich, ehrfürchtig, bußfertig und vertrauend sich unmittelbar an Ihn zu wenden; lernte mit heiligem Sinne auch in demjenigen, was man sonst so schlechtweg, als ins Gebiet der Natur gehörig, fast profan ansieht, Gottes Spur erblicken, und immer heller wurde ihm die Pflicht des Christen klar, alles und alles im Glauben anzusehen und im Glauben zu behandeln. „Jetzt habe ich mich wieder einmal 'naus geglaubt“, sagte er etwa einmal in jenen Tagen, wenn er wieder irgend in eigener Not oder in einem fremden Elende, das ihm an den Hals geworfen worden, zum Siege gekommen war. Solche Gedanken spricht er auch etwa verteidigungsweise in seinen Briefen an Barth aus. Wir bringen davon einige zerstreute Sätze:

„Meine Theorie von der Krankheit ist eine biblische, von Kind auf durch Lesen der Bibel, worin ich es als Kind jedermann voraustat, in mir gewurzelt, später immer wieder von mir geahnt und allerdings durch die bekannten Erfahrungen in mir bestärkt und zur Gewißheit erhoben. Der oberste Satz ist: Es kommt alles von Gott; und wenn ich Zeit hätte, so wollte ich dich durch die Bibel so führen, daß du auf zehn nicht einen Spruch deines Systems und anderer nur auch vorzeigen könntest.

Der Glaube ist Pflicht, und alles, was nicht aus Glauben ge-

* Obige Mitteilung des Verfahrens der Möttlinger in diesen oft so sonderbaren Nöten mochte ich darum nicht unerwähnt lassen, weil es wieder in besonderer Weise die einfache und so schlicht auf dem Tatsäch-

schieht, ist Sünde. Wenn nun jemand merkt, dieses oder jenes Übel sendet mir Gott um dieser oder jener Ursache willen, und merkt, hier sei *Glauben* seine Schuldigkeit, und er ist zu faul, gläubig beten zu wollen (denn Faulheit ist's, warum man nicht glaubt, man läuft eher zehn Stunden weit, denn daß man in sich ginge und mit Ernst die Knie beugte), so ist solches Nichtglauben Sünde, weil's doch mit bösem Gewissen geschieht. Wenn ich die Gewissen schärfe, so ist dies kraft des Worts; das Wort Gottes ist eine Kraft, und was es im Gewissen weckt, ist nichts Erzwungenes und Gemachtes oder Erkünsteltes, wie Du mich auch zu gut kennst, um derlei von mir zu fürchten.

Es steht nirgends geschrieben, daß man die Hilfe Gottes auf ungeradem Wege, durch einen Winkel hindurch, suchen müsse.“

Blumhardt war in jenen Tagen sehr kühn und siegesmutig, wie wir begreifen werden. Waren doch seine nun friedlichen, priesterlich schönen Kämpfe über der Menschen Elend wie lauter Entdeckungsreisen ins Land der Barmherzigkeit Gottes, wo immer neue, herrliche Aussichten sich ihm eröffneten. Wenn er oben sagte: Die Menschen sind zu faul geworden, vor Gott mit Ernst die Knie zu beugen, so war damit vielleicht die ganze Summe seiner Erfahrungen vom Anfang des Kampfes an bis zu den Wunderzeiten ausgesprochen, wenn wir nämlich den Satz umkehren und den Christen ins Auge fassen, der auf solche Faulheit verzichtet. Gott ist lebendig, und wer sich an ihn hält, muß sich's gefallen lassen, zu *leben*, d.h. rüstig im Glauben zu stehen, vorwärtsgehend und auf Sieg bedacht. So stand Blumhardt da, Tag und Nacht anderen lebend, immer vorwärtsstrebend, immer getragen von der Nähe des Herrn. So war auch, um von den noch Lebenden zu schweigen, seine Mitkämpferin

lichen fußende Art ihres Glaubenslebens zeichnet. Demjenigen aber, der etwa dadurch sich vorschnell zur Nachahmung in mehr oder weniger ähnlichen Fällen ermutigt meinen möchte, dürfte wohl tun, sich an das ernste Bußgericht zu erinnern, durch welches hindurch diese Männer zu einer Tatsächlichkeit des Friedens und damit auch unter einen göttlichen Schutz besonderer Art gelangt waren. Man könnte von solcherlei unberechtigten Versuchen erzählen, deren schlimmer Verlauf an die in Apg. 19, 14-16 erzählte Geschichte erinnert.

Gottlieb in heldenmütig, in Glauben, Lieben und Hoffen sich drangehend, damit's vorwärtsgehe in den Siegen des Herrn.

Eine Einwendung wurde etwa von sonst frommen Leuten gegen Blumhardts Zuversicht und Freudigkeit, Gott um Abwendung leiblicher Übel zu bitten, erhoben, die ihm völlig unverständlich war, nämlich: Es gehe dies gegen die Pflicht der Ergebenheit und Geduld. Zwei Irrtümer liegen dieser Einwendung zugrunde. Der erste ist jene (un)kindliche Meinung, es sei unförmlich, den Wunsch gesund zu werden vor Gott zu äußern – diesen Wunsch, der doch in jedem lebenden Wesen unwillkürlich erwacht, wenn es krank ist, und zu dessen Erfüllung wir doch sonst alles Mögliche tun zu müssen glauben. Der zweite ist der: es liege im Bitten eine Nötigung Gottes. Ist denn Gott nicht weit eher gebunden, wenn wir *nicht* bitten? Denn vielleicht wäre Er geneigt, uns zu helfen, wenn wir mit gebührendem Ernste ihn darum angingen; tun wir aber dies dann nicht, so ist Er durch uns wie verhindert, uns zu helfen. Aber in einer Bitte liegt doch keinerlei Nötigung. Gehört doch auch das zur rechten Art der Bitte, daß sie sich zum Voraus auch auf etwaigen Abschlag gefaßt macht. „Hier“, sagte Blumhardt einmal, „ist Geduld und Glaube der Heiligen. (Offb. 14, 12); der Glaube erwartet alles, die Geduld nichts.“

Zwingerisches Beten verabscheute er, und auch vor jenem in manchen Kreisen beliebten langen, heißen, „brünstigen“ Beten warnte er mit hohem Ernste. „Wie wenig Gutes das den Leuten einbringt, habe ich zur Genüge erfahren und sage es gerne denen, die sich's sagen lassen. Ist denn solches Beten noch ein Beten aus dem Geist, und kommt es nicht vielmehr aus der Meinung, als ob mit bloßem und brünstig tönendem Gebete bei dem Herrn etwas zu erreichen wäre? Der Herr sagt doch: ‚Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viele Worte machen, wie die Heiden meinen, daß sie dadurch erhört werden.‘ Solange die Worte Jesu überhaupt etwas gelten, sollte man auch diese Worte bedeutungsvoll nehmen, um nicht schnurgerade ihnen entgegen sich zu zeigen. Auch die Unmündigen, auf welche sich solche Beter etwa berufen, machen's kurz, sagen einfach, was sie wünschen.“

s. S. 293
Mey

**J. C. Blumhardt, *Der Kampf in Möttlingen*, Texte, (Gesammelte Werke I/1), op. cit., S. 213.

* op. cit., S. 214⁸⁻³⁸

So war auch Blumhardts Beten von undenklicher Schlichtheit. Allerdings konnte er auch sagen: „Oft habe ich gemerkt, daß, wenn etwas auf ein erstes und zweites Bitten nicht geht, es doch auf ein drittes und viertes oder noch weiteres Bitten erreicht wird“; aber auch hier ließ er sich vielfach des Apostels Paulus Beispiel (2. Kor. 12, 8) „dreimal“ zum Muster dienen, [in]sofern [als] er dann annahm, es sei hier nicht der Wille des Herrn, daß diese Bitte erhört werde.

Der zweite Irrtum jener Einwendung besteht in der Meinung, eine ganz fromme, mustergültige Geduld wüßte überhaupt nicht Befreiung von einem Leiden. Was nun solche Geduld betrifft, so hatte kaum jemand so hohen Respekt vor der wirklichen Geduld mancher in der Stille jahrelang leidender Seelen; aber eine Geduld, die einem das Bitten um Abhilfe verwehrt, sah er scharf darauf an, ob sie auch wirklich Geduld sei. „Es ist viel leichter“, sagte er einmal, „sich in eine Ergebung in Gottes Willen hineinzuleben, als die Riegel wegzuschieben, welche Gottes Hilfe aufhalten.“ Und einer Kranken schrieb er z.B.: „Hüte sich eins, mit seiner Geduld Prunk zu machen! – Dieser Flitter wird verbrennen. Jedes denke doch auch daran, denke wenigstens daran: es könnte auch Glaube von mir gefordert sein, und lasse ich das täglich liegen, so könnte ich einmal eine Schuld haben.“ Jene „Geduld“ aber, die nur „tragen“ und ja nicht „bitten“ will, hat er in der *Verteidigungsschrift* (S. 169)* in einer Weise gegeißelt, die allerdings seinen ganzen Zorn über alle unwahre fromme Redensart kennzeichnet. Er sagt dort:

„Bei uns macht man freilich aus der Not eine Tugend, und wenn jemandes Leiden oder Schaden unheilbar ist, so sagt man, es sei der Wille Gottes, und in den müsse man sich geduldig schicken, weil am Ende doch wieder alles zum Besten der Menschen diene und auch darauf abgesehen sei. Das Übel sei das größte Glück, für das man noch danken müsse, welches wegzubeten sogar unrecht sei, als ein Widerstreben gegen Gottes Willen; mittlerweile aber mitten unter solchen scheinbar frommen Gedanken (die ich übrigens nicht geradezu verwerfe) tut man doch alles, was man vermag, um des Schadens oder Schmerzens

loszuwerden. Die Geduld, die von Gott nichts wegbeten will, aus Furcht, es möchte Ihm nicht gefallen, probiert alles, auch das Abenteuerlichste, läuft von einem Arzt zum anderen, horcht auf begierigste auf neue Mittel, die helfen könnten, würde wohl wer weiß wie weit laufen, wenn sie von einem hörte, der, oder von etwas, das helfen könne, läßt sich sogar bisweilen offenbare Sündenwege, selbst Anweisungen zur Schande und Unzucht, gefallen, übergibt Person und Namen eigenhändig in die Bücher der Zauberer und entschuldigt sich leichthin mit den Worten: ‚Was tut man nicht alles, wenn man in der Not ist!‘ Das ist die Geduld, die so fromm tut, sich gar in den Willen Gottes schicken und ja nichts wider Seinen Willen sich erbitten zu wollen [vorgibt], ... eine Geduld, die eine Höhe erreicht hat, die man schwerlich bei irgendeiner anderen Tugend sucht, indem ihr nichts zu sauer, nichts zu schwer, nichts zu hart, nichts zu schmerzlich und peinlich, nichts zu greulich und abenteuerlich (mitunter nichts zu schamlos und sündig) ist – wenn’s nur hilft! Aber ja nicht von Gott – sonst ist’s Ungeduld. Arme, betrogene Menschen! Wollen sie denn die Täuschung nicht erkennen, in der sie stehen? Ich will niemandem einen Vorwurf machen, aber nur fragen: Ist nicht die allseitig sich kundgebende Desperation bei den einmal vorhandenen Übeln und Gebrechen, in die sich die Natur des Menschen unmöglich schicken kann, weil sie eine Störung ihrer Harmonie sind, eben ein Beweis, daß die Hilfe nötiger und heilsamer wäre als das trostlose Wimmern und Jagen und Haschen nach allem Möglichen, bei dem man Gott immer wieder anlügt, als wolle man ja geduldig sein? Man sagt, der innere Mensch werde unter den Leiden ausgeborn. Ich will’s nicht leugnen; aber gilt denn die Erfahrung gar nichts, die man so oft macht, daß Leute, die mit langwierigen Übeln behaftet sind, fast alle Tage widerwärtiger, störrischer, eigensinniger, mürrischer, ungeduldiger, gegen ihre Pfleger härter und unbarmherziger, wunderlicher werden? Abermals ein Beweis, daß es geht, wie es nicht gehen sollte, und ein anderer Weg hätte sollen eingeschlagen worden sein als der, den man gegangen ist. Sonst wäre es wahrlich nicht so. Fälle gibt es wohl auch, da die Kranken im-

mer leidlicher und milder und liebenswürdiger werden mögen, wo eben gerade alles recht geht, wie es gehen kann, nachdem eben die Umstände einmal sind; denn eine Regel aufstellen ist nie recht. Aber sonnenklar ist's, daß der Menschheit in unserer Zeit etwas abgeht, das sie in tausend Fällen haben sollte: die unmittelbare Einwirkung des Herrn, der uns mit Seinem Blut erkaufte hat; und kommt die, so ist's allerdings ein Wunder, aber ein nötiges Wunder, ohne das wir nicht bestehen, nicht unseres Glaubens froh werden können, ein Wunder, das aber auch nebenbei dazu dienen muß, wie bei dem Blindgeborenen, „daß die Werke Gottes offenbar werden“ (Joh. 9, 3).“

Wir sehen, es ist nicht nur, wie wir oben erwähnt, Zorn über die unwahre Redensart, was diese geharnischte Rede durchweht, es ist auch Mitleid mit der Not der Menschen, noch weit mehr aber ein hoher Mut, der in der vollen Zuversicht steht, es werde jenes Verhältnis zu Gott, wie es Jesus Christus uns durch Seinen Tod erworben hat, wieder zu seinem vollen Rechte kommen.

Wie er allmählich zu dieser Höhe des Glaubens und zu diesem Reichtum an wunderbaren Erfahrungen gelangte, das erzählt er in der *Verteidigungsschrift* (S. 63)* in seiner unnachahmlich schlichten Weise.

Blumhardt redet hier von Behandlung der Geisteskranken, bei denen er sehr oft dämonische Einflüsse vermutete, eine Sache, die jedoch aus seinem Munde durchaus nichts Entmutigendes oder gar Demütigendes hatte, da er solche Plage oft gerade bei den edler gesinnten Seelen mehr wahrnahm als bei anderen und da ihm andererseits gerade daraus seine Zuversicht kam, daß der Herr auf Bitten hin eine Hilfe, d.h. eine Befreiung sende. Dr. de Valenti hatte betreffs solcher Kranken Blumhardt angewiesen, sie ärztlicher Behandlung zu übergeben und seinerseits sich auf Seelsorge, d.h. auf „Belehrung, Bestrafung und Tröstung“, zu beschränken. Blumhardt antwortet ihm darauf, daß eben doch zualterererst sollte auf den Geist eingewirkt werden können.* „Jene drei Stücke aber (Belehrung, Bestrafung, Tröstung) lassen sich am allerwenigsten anbringen; solch geistliches Zureden oder Zusetzen regt in der Regel die Kranken auf und steigert sie oft bis

zur Raserei, weswegen ich gerade diese drei Dinge – wo ich um Rat gefragt werde – den Angehörigen gewissermaßen verbiete, auch sie in meiner Praxis selbst nur sehr mäßig und vorsichtig anwende, so daß ich selbst in der Predigt, zu welcher ich die Unglücklichen schicke, nichts auf sie besonders Bezügliches vorbringe. Von oben her – fährt er fort – muß etwas kommen, wie es klar der Herr andeutet, und wenn dieses nicht kommt, so kann nicht geholfen oder nur eine Scheinhilfe erzielt werden, mit welcher mehr verderbt als gutgemacht ist.

Wie aber soll das werden! Ach freilich, die Pforten des Himmels, die einst offenstanden, scheinen jetzt geschlossen zu sein. Man betet wohl viel, aber wie wenig erreicht man damit! Wie oft kommen die Leute und sagen fast in Verzweiflung, sie beten doch so viel, und es wolle sich nicht ändern! Eines fehlt! Laut der ganzen neutestamentlichen Ökonomie (Ordnung), wie sie in allem, was ich aus der Schrift anführte, durchblickt, will Gott Seine Gaben durch Vermittlung brüderlicher Handreichung darbieten, oder Er will's durch Werkzeuge tun. Wie schon das Evangelium nicht durch Träume oder Gesichte oder besondere Offenbarungen denen, die noch nichts davon wissen, verkündigt werden soll, sondern durch Knechte Gottes, die Botschafter an Christus Statt sind, so sollten nach dem ursprünglichen Plane Christi diese nämlichen Boten auch Träger der himmlischen Gaben und Kräfte für die Gemeinde sein, weswegen die Apostel mit beidem, mit der Gabe zu predigen und zu heilen, gleichmäßig ausgerüstet wurden. Hiervon aber weiß unsere jetzige Christenheit rein nichts mehr. Daher die Desperation bei so vielem Elend, daher die Nebenwege, die so viele sich erwählen, daher auch die Bedrängnis, in welcher selbst die Arzneykunde sich befindet, die mit ihrer Kunst das ersetzen soll, was die Träger des Evangeliums für die Gemeinde haben sollten, aber längst verscherzt haben und bis heute gar keine Miene machen, wieder sich erwerben zu wollen; und der Arzneykunde gebührt hier das Lob, trotz ihres baren Unglaubens an und für sich (ich rede hier nicht von einzelnen Ärzten) in ihrem Teile unendlich treuer gearbeitet und gewirkt zu haben als die Träger des Evangeliums,

die insbesondere bei Geisteskranken neben der treuen Rührigkeit und Sorgfalt der Ärzte in der Regel seltsam sich ausnehmen, [in]sofern sie, sei's auch mit den schönsten Trostsprüchen, nichts wissen außer dem Jakobäischen „Gott berate euch!“ (Jak. 2, 16), während ursprünglich den Dienern des Evangeliums eine reale Gotteskraft zur Hilfe zgedacht war. O arme Christenheit, die Christum mit Seiner durch Sein Blut uns erworbenen Kraft also von sich gewiesen hat!

Soll es aber nicht mehr anders werden können? In meiner Besessenheitsgeschichte („Kampf“) habe ich's gewagt, wieder mehr zu tun, als ein Seelsorger zu tun gewohnt ist. Ich habe gebetet nach der Weisung Christi: „Diese Art fährt nicht aus denn durch Beten und Fasten“, und habe gebetet mit dem Blick auf des Jakobus Wort (1, 6): „Er bitte aber im Glauben und zweifle nicht, denn wer da zweifelt, der ist gleich wie eine Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird.“ Ich habe mir und meiner Kraft nichts zugetraut; ich habe in mir nicht mehr Gabe gewähnt, als die jeder andere Seelsorger auch hätte. Das aber ist wahr, ich habe mich als Diener des Evangeliums zur Sache gestellt, der eben hier ein gewisses Recht habe, zu bitten. Allein ich fühlte bald, daß dessenungeachtet mir die Himmelstüren nicht eigentlich offenstehen. Oft wollte ich mutlos zurücktreten. Der Anblick der Kranken aber, die nirgends mehr Hilfe vor sich sahen, ließ mir keine Ruhe. Ich dachte an das Wort des Herrn: „Bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan“ und an die wiederholte Verheißung: „Denn wer da bittet, der empfängt, und wer da suchet, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgetan“ (Luk. 11, 9. 10). Weiter dachte ich, wenn der Kirche Christi und ihren Dienern durch Untreue, Unglauben, Ungehorsam, Saumseligkeit und Trägheit das, was zur Befreiung von Dämonen notwendig gehört, abhanden gekommen ist, so könnte eben mit Bezug auf solche arme, magere Hungerzeiten von Jesu das Gleichnis (Luk. 11, 5-8) gegeben worden sein: „Welcher ist unter euch, der einen Freund hat und ginge zu ihm um *Mitternacht* und spräche zu ihm: Lieber Freund, leihe mir drei Brote; denn es ist mein

Freund zu mir gekommen von der Straße, und ich habe nicht, das ich ihm vorlege. Und er darinnen würde antworten und sprechen: Mache mir keine Unruhe, die Türe ist schon zugeschlossen, und meine Kindlein sind bei mir in der Kammer, ich kann nicht aufstehen und dir geben. Ich sage euch, und ob er nicht aufstehet und gibt ihm darum, daß er sein Freund ist, so wird er doch um seines unverschämten Geilens willen aufstehen und ihm geben, wieviel er bedarf.“ So fühlte ich wohl auch, daß ich es nicht wert wäre, in der Mitternacht, d.h. in einer Zeit, da alles in Finsternis begraben liegt, von Gott als dessen Freund etwas zu erhalten für ein Glied meiner Gemeinde; aber das letztere unversorgt [zu] lassen, konnte ich doch nicht ertragen. Ich klopfte also fort, wie das Gleichnis mich anwies, und war unverschämt oder, wie andere (auch Herr Dr. de Valenti) meinen, frech und Gott versuchend, geistlich anmaßend, schwärmerisch etc. Ich war's, wenn man will, aber meinen Gast konnte ich nicht unversorgt lassen. – Nicht minder wichtig wurde mir das Gleichnis von der Witwe und dem ungerechten Richter (Luk. 18, 1-5, siehe oben).* Ich fühlte, daß die Kirche die Witwe sei; und weil ich ein Diener der Kirche sei, so habe ich doch auch das Recht, ihr Stimmführer vor dem Richter zu sein gegen den Widersacher. Ich hatte Geduld nötig, denn der Herr wollte lange nicht. Dabei begehrte ich nichts weiter als obige drei Brote, soviel ich eben jetzt für meinen Gast nötig hätte. Meine Geschichte beweist, daß sich der Herr doch endlich zu dem unverschämten Bettler gewandt hat: Er hat geholfen. War es nun ein Unrecht von mir, so zu bitten? Die angeführten Schriftworte müssen doch irgend anwendbar sein, und welche Lage läßt sich denken, da sie nötiger anzuwenden wären? Hält man mich aber dennoch für vermessen, nun so kratze man doch lieber die Hälfte der Schrift aus der Bibel heraus, wenn man sie nicht brauchen und anwenden darf. Ein anderer tue es, ich nimmermehr!

Was war aber nun die Folge meiner Bitten? Obiger anfangs unwillige Freund hat nicht gesagt: „Geh' nur fort, ich will's deinem Gast selbst bringen, was er nötig hat; ich brauche dich nicht dazu!“, sondern er hat dem Freunde selbst die drei Brote gege-

ben, daß er sie nach seinem Ermessen für den Gast verwende. Begreiflich, daß ihm dann auch etwas übrigblieb; denn der Gast wird die drei Brote nicht auf einmal aufgezehrt haben. Damit will ich sagen und bekennen, daß mir der Herr allerdings selbst eine Kraft zuteilte, eben die Kraft, vermöge welcher allein nach der Ordnung Gottes durch die brüderliche Mitteilung der Diener Gottes bei Besessenen insbesondere geholfen werden kann, zum Behuf der Befreiung des mir übergebenen Glieds meiner Gemeinde, das vom Teufel übel geplagt war. Ich habe die drei Brote angewandt und übrig gehabt. Indessen war der Vorrat doch klein, und es kamen neue Gäste, die um so lieber kamen, weil sie merkten, daß ich Herz und Lust hatte, sie nach Notdurft zu versorgen, und daß ich die Mühe auf mich nehme, auch zu ungelegener Zeit meinen schlafenden Freund um eine neue Gabe anzusprechen. Ich bekam wieder das nötige Teil, und es blieb übrig. Was kann ich nun dafür, daß die Elenden und Jammernden nur meinem Hause zuliefen? Sollte ich jetzt hart werden und sagen: ‚Warum kommt ihr denn immer nur in mein Haus, es sind doch noch viele Häuser in der Stadt, große und geräumige, gehet doch dorthin.‘ Sie aber antworteten: ‚Lieber, dort können wir nicht hin. Wir sind dort gewesen, aber sie bedauerten sehr, uns ungegessen lassen zu müssen, und wollten sich nicht dazu bequemen, bei einem Freunde das Nötige zu holen. Gehe doch du und mache, daß wir satt werden, denn wir leiden großen Hunger und arge Pein.‘ Was konnte ich machen? Sie sprachen nur zu wahr; und ihr Jammer ging mir zu Herzen. So geplagt ich darunter war, so holte ich doch immer wieder die drei Brote. Oft bekam ich sie, und viel schneller als im Anfang, auch über-

* Dieser Fall trug Blumhardt mancherlei Unangenehmes ein. Einerseits war das Weib – was man so sagt –: eine „Sünderin“ (sie hatte mehrere uneheliche Kinder), was schon manchen an und für sich die Heilung anstößig erscheinen ließ; und andererseits brachte sie Blumhardt durch die großsprecherische und zum Teil wohl phantastisch dichterische Zungenfertigkeit, mit der sie ihre Erlebnisse verwertete, in nicht geringe Verlegenheit. Hatte z.B. Blumhardt ihr bei der Begrüßung die Hand gereicht und

flüssiger, daß ich nicht mehr so oft ausdrücklich danach laufen muß. Nur schmeckt gerade nicht allen dieses Brot oder wie das ist, kurz, mitunter kommt doch eins hungrig und ungegessen aus meinem Hause.“

Wenn Blumhardt hier es den Trägern des Evangeliums zum Vorwurfe macht, daß sie noch keine Miene machen, die Gaben der Apostelzeit zugunsten der Kranken wieder erwerben zu wollen, so geht das aus seinem innersten Bewußtsein hervor, daß er, was ihm geworden sei, einfach als Diener des Evangeliums erhalten habe und daß eine der Absichten, die seitens des Herrn dabei obgewaltet haben, auch *die* sei, allen Dienern des Evange-

ihre Hand, die ja eine kranke war, besonders teilnehmend und segnend ergriffen – so gestaltete sich dies in der Ausschmückung ihrer farbenreichen Darstellung zu etwas, das man ihm als Bruch seines gegebenen Wortes auszulegen versucht war; und auch, daß nun im Verlaufe ihrer rednerischen Heldentaten und wohl auch infolge derselben die Genesung völlig ins Stocken geriet, war natürlich wertvolles Material für kritische Bedenken.

Letzteres – Stillstand, ja Rückgang der Genesung – kam natürlich manchmal vor, und Blumhardt litt wohl darunter, verwunderte sich aber nicht darüber, da er eben gewöhnt war, alle göttliche Hilfe als Brosamen und etwa auch als Verheißungen einer kommenden besseren Zeit anzusehen. Mitunter aber schien – wie hier – der Rückfall wirklich mit einer unfrommen und ungeistlichen Aufnahme der erlebten Hilfe (etwa, als wäre sie Blumhardts und nicht des Herrn Tat) zusammenzuhängen, was Blumhardt einmal zu der Bemerkung veranlaßte, es dürfte fraglich sein, ob die Genesung der neun undankbaren Aussätzigen eine nachhaltige, dauernde gewesen. Hierüber wie auch über das andere, das an unserem Fall zutage trat, die fast unerwartet rasch eintretende Hilfe an scheinbar Unwürdigen, schreibt Blumhardt einmal an Dieterlen, zur Zeit, als bei diesem der Zudrang von Kranken zu seiner Vermittlung von Blumhardts Fürbitte außerordentlich anwuchs: „Daß manche Kranke wieder rückfällig werden, hat seinen Grund wohl darin, daß sie geistlich tiefer geführt werden sollen. Weil ihr Kommen jetzt so allgemein wird, so kann wohl mitunter einer die Sachen mehr äußerlich nehmen. Der Herr tut ein übriges, fordert aber dann auch etwas.“

Wenn die Leute so schlecht sind? – Ich erfahre, daß das der Heiland nicht viel ansieht, wenn sie kommen. Oft verwundere ich mich, daß die Schlechtesten am meisten erlangen, oft viel plötzlicher als andere. Woher das? Wenn sie kommen, ist's mehr als bei anderen, sie sind demütiger, gebrochener – dann freuen sich die Engel, und ihnen wird ein Besonderes. O der Güte des Herrn! Und alles *umsonst* und ganz unverdient, lauter Gnade!“

liums neuen Mut einzuflößen. Doch konnte er andererseits nicht umhin, vor einseitigem, eigenwilligem, ungeistlichem Drängen nach Gebetserhörungen, dem oft ein geistlicher Ehrgeiz zugrunde liegt, zu warnen. Vorerst lag ihm wohl namentlich daran, jenes Hochgefühl zu dämpfen, da man namens seines Amtes und seiner Kirche spricht: „Ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts (Offb. 3, 17)“, und solche anzuwerben, die mit ihm beten möchten für das Kommen einer besseren Zeit.

Den Schluß dieses Kapitels möge eine Predigt Blumhardts bilden über das sündenvergebende und das heilende Tun Jesu. Sie wurde zwar nicht in Möttlingen gehalten, sondern im Bade Boll, ganz im Anfang von Blumhardts Wirken daselbst; sie hat auch nicht gerade den Ton seiner Möttlinger Predigten wegen der Verschiedenheit der Zuhörerschaft. Allein sie faßt die Gedanken Blumhardts, die ihm aus den in unseren zwei letzten Kapiteln erzählten Erfahrungen erwachsen, anschaulich und bündig zusammen, und wir erlauben uns hier diesen kleinen Verstoß gegen die Zeitfolge um so eher, da von seinen in Möttlingen gehaltenen Predigten leider fast keine Nachschriften zu finden sind.

Predigt am 19. Sonntag nach Trinitatis, gehalten im Bad Boll 1852.

Text: Evangelium des ersten Jahrgangs, Matth. 9, 1-8

„1. Da trat er in das Schiff und fuhr wieder herüber und kam in seine Stadt. 2. Und siehe, da brachten sie einen Gichtbrüchigen, der lag auf einem Bette. Da nun Jesus ihren Glauben sahe, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. 3. Und siehe, etliche unter den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott. 4. Da aber Jesus ihre Gedanken sahe, sprach er: Warum denket ihr so Arges in euern Herzen? 5. Welches ist leichter, zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle? 6. Auf das ihr

aber sehet, daß des Menschen Sohn Macht habe, auf Erden die Sünden zu vergeben, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Stehe auf, hebe dein Bett auf und gehe heim! 7. Und er stand auf und ging heim. 8. Und da das Volk das sahe, wunderte es sich und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.“

Wir haben hier, in Jesu Christo Geliebte, eine merkwürdige und in vielfacher Hinsicht belehrende Stelle vor uns. Wir sehen hier Jesum als den, der Sünden vergibt, und als den, der heilt. Wir können nichts Tröstlicheres uns denken als einen Heiland, der dieses beides tut. Denn sehen wir uns an, so müssen wir sagen, wir sind arme Sünder und brauchen nichts nötiger als eine Vergebung, und sehen wir uns an, wie wir uns befinden, so wissen wir ja, mit wie vielen Lasten wir beschwert sind des Leibes und der Seele, wie viele Kummernisse täglich auf uns warten. Was tut uns da mehr not als ein Heiland, der diese Lasten alle wegnimmt, uns von diesen Gebrechen allen frei macht? So geht also dieses Evangelium allezeit uns besonders an, und wer sich im Herzen oder Gewissen beschwert fühlt, der muß begierig sein, von Jesu, dem Sündenvergeber, zu hören, und wer unter irgendeiner Qual und Last seufzt, der muß großes Verlangen haben, von Jesu, dem Helfer und Heiland, nach diesem Evangelium ein Weiteres zu hören. Wir wollen beiden Menschen entgegenkommen und mit Beziehung auf uns nach Anleitung der Geschichte, die wir gelesen haben, reden

1.) *von Jesu, dem Sündenvergeber*, und

2.) *von Jesu, dem Helfer und Heiland*,
und dazu wolle Er selbst uns Seinen Segen geben!

Wir wollen jetzt zu Ihm kommen und uns Jesum als gegenwärtig vorstellen, vor welchen wir alle treten als Leute, die Vergebung brauchen und Heilung brauchen. Möge Seine Gnade uns geben, was wir bedürfen und wozu wir bereit sind!

So reden wir zuerst von Jesu, dem Sündenvergeber. Da müssen wir die Geschichte näher besehen. Diese Geschichte wird im Evangelium Marki und Lukä umständlicher erzählt. Nämlich der Gichtbrüchige wurde von vier Personen auf einem

Bett getragen; vor dem Hause, in welchem der Heiland sich befand, war ein großes Gedränge, da konnten sie nicht herein mit einem solchen Kranken; sie gehen neben dem Hause eine Treppe hinauf auf den Dachboden. Die Häuser im Morgenland sind oben flach, so daß man da gehen kann. Auf diesen oberen Dachboden schleppen sie den Kranken mit dem Bett. Der Dachboden ist mit Steinplatten und Ziegeln belegt. Diese Steinplatten decken sie auf und machen ein großes Loch oben im Dachboden, und gerade darunter ist das Zimmer, in welchem der Herr mit vielen Leuten sich befindet. Durch das Loch herunter lassen sie den Gichtbrüchigen, und der Kranke wird auf diese Weise gerade vor dem Heiland herniedergelassen. Die droben stehen, sind begierig, was nun werden wird, und die, welche unten sind, machen sich verschiedene Gedanken. Da sind unter anderen auch stolze und selbstgefällige Pharisäer da, die schütteln den Kopf und denken wohl: Was treiben doch die Leute? Jetzt kommt's allmählich bunt, wenn man's vollends so macht. Aber die hatten eben auch nicht viel Mitleiden mit dem armen, jammernden Menschen, der in seinen Schmerzen sich nicht zu helfen wußte. Aber die Leute haben ihn ja nicht zu den Pharisäern bringen wollen, sie haben gedacht: Macht Gesichter hin, wie ihr wollt, wenn nur der Herr Jesus ihn freundlich ansieht. Am wunderlichsten muß es dem Gichtbrüchigen selbst geworden sein, wie er so plötzlich in eine andere Luft sich versetzt sieht und gewiß in eine besonders heilige Luft, da der Herr da war, von dem etwas Göttliches ausstrahlte, daß ein jeder eine Empfindung davon hatte. Diesem Menschen mag's jetzt ordentlich weh geworden sein, und wir können's uns nicht anders denken, als daß er in diesem Augenblicke alle seine Schmerzen vergessen habe, und er hätte vergehen mögen vor Angst. Denn jetzt drang's ihm tief ins Herz, daß er ein armer Sünder sei, der nicht wert sei, in der Gegenwart des Herrn zu stehen, und dem's wohl übel gehen werde, weil er als der große Sünder es wage, so vor die höchste Majestät hinzutreten, und da, scheint's, hat der arme Mann angefangen zu zittern und zu beben und am Ende gar gewünscht: Wenn ich doch nur wieder draußen wäre. So ungefähr müssen wir uns die Stimmung

des Menschen vorstellen; ja vielleicht wohl noch mehr: daß er nicht bloß im allgemeinen sich als einen Sünder erkannte, sondern gewisse Hauptsünden ihm jetzt recht vor der Seele standen, Hauptsünden, mit welchen er bis daher seinen Gott betrübte, und die standen nun so lebhaft vor seiner Seele, daß sie einer wie Jesus geradezu an seinem Gesicht ablesen konnte, wie wenn er jetzt alle seine Missetaten mit Worten bekannt hätte. Es sprach sich wenigstens gewiß in seinem ganzen Wesen eine besondere Aufrichtigkeit aus. Vielleicht hat er auch eins und das andere gesagt, das eben nicht geschrieben steht. Aber als ein ehrlicher, aufrichtiger Sünder muß er dagestanden sein; dies geht hervor aus der Trostrede des Herrn. Wider alles Erwarten, statt ein Wort zur Heilung auszusprechen, sagt Er: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind wir vergeben.“ Möglich, daß der Mensch auch an das dachte: Wenn ich doch nur zuerst von meinen Sünden frei wäre! und daß er im stillen den Wunsch auf dem Herzen hatte, ebendieser heilige Jesus möchte ihm, wenn er's könnte, vor allem seine Sünden vergeben. Der Herr kommt dem stillen, unausgesprochenen Wunsche wunderbar schnell entgegen. Aus aller Angst will Er ihn rücken und sagt: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben“; und das war das Wort, mit welchem sich der Heiland als einen Sündenvergeber ankündigte, ein Wort, das ihm freilich die Pharisäer, die da sind, übelnehmen. Der Herr sah ihre Gedanken, wie Er vorher die Sünden des Gichtbrüchigen sah; Er sah ihre Gedanken und weist sie zurecht, nicht mit vielen Worten sich rechtfertigend, sondern noch weitertuend, woran jeder merken konnte, daß Er die Macht habe, Sünden zu vergeben. So stellt sich also der Heiland dar als einen Sündenvergeber, und die ganze Geschichte lehrt uns, wie wir vor allem Ihn als einen Sündenvergeber zu nehmen haben. Alles andere, was wir sonst von Ihm begehren, hat nur eine untergeordnete Bedeutung. Ja, alles andere, das Er uns auch etwa gibt, hat keinen Wert, wenn nicht darunter mindestens die Vergabung der Sünden verborgen ist. Wenn etwa jemand wollte gesund werden dem Leibe nach, ohne zugleich oder vorher Vergabung der Sünden zu erlangen, so ist ihm nicht viel geschenkt,

wenn er auch gesund wird; es ist vielleicht mehr ein Schaden, weil er dann keinen Wecker mehr hat, weil dann gerade das, was ihn an seine Sünden erinnern sollte, weggenommen ist. So bitten also viele wider sich selbst, wenn sie nur gesund werden wollen; sie bitten wider sich selbst, wenn sie nicht zuallererst daneben um eine Reinigung ihres Herzens und Gewissens bitten. Denn es wäre gewiß uns allen der größte Schade, wenn wir ohne weiteres von allen unseren Anfechtungen befreit würden, ohne daß etwas dabei in unserem Inwendigen vorgeht. So lehrt also diese Geschichte, wie wir bei allem, was wir erbitten, zuerst um Vergebung der Sünden zu bitten haben. Denken wir an die Krankheiten, in welchen wir am schnellsten etwa zum Heiland gehen, so ist's schon gesagt worden, wie wir in solchen Leiden und Anfechtungen zuerst aufs Herz zu sehen haben. Wir haben oft noch vieles von Ihm zu erbitten; wir wünschen einen Segen zu diesem und jenem Beruf, zu diesem und jenem Geschäft, das wir unternehmen, und bitten inständig den Herrn im Himmel, Er möge doch seinen Segen uns geben. Tun wir das, so müssen wir wohl darauf achten, ob eine Erhörung kommen kann; sie kann nicht kommen, wenn wir nicht zuvor das wegbringen, was den Segen vertreibt. Oft und viel hat jemand bereits schwere Sünden auf sich, und er bittet um Segen. Lieber Mensch! Bitte vorher, daß dir deine Sünden vergeben werden – oder der Segen kommt nicht. Es geht jemand in eine Verbindung, ich will z.B. sagen, etwa in die gewöhnlichste Verbindung, die Verbindung der Ehe. Ach, wie viele Gebete schicken die beteiligten Personen aufwärts, bittend, der Herr möge doch den Segen geben. Aber was haben beide Teile zuerst zu tun? Wieviel haben sie zuvor gesündigt, wie oft Gottes Gebot übertreten! Soll das nicht mehr gelten, gerade ausgelöscht sein? Darum muß alles Bitten um Segen durch Buße laufen. Oder da kommt einer und versucht ein neues Geschäft; in seinem bisherigen ist es ihm nicht geraten, und nun bittet er: „Ach, schicke doch diesmal deinen Segen!“ Aber besinn dich: Hast du nicht von deinem bisherigen Geschäft einen Bann auf dir? Hast du nicht betrogen, gelogen, gestohlen, um auf allerlei Weise dir einen Nutzen zu verschaffen – und jetzt

begehrt du einen Segen, ehe dir diese alten Sünden vergeben sind? Es muß durch Buße laufen. Du mußt vor allem Buße tun für dein früheres Leben; dann erst kann Er dir Seinen Segen geben, wenn du hinfort in rechter Furcht des Herrn stehst. Wo wir einen Wunsch haben, daß Gott zu irgend etwas Seinen Segen gebe, so muß die Buße vorausgehen. Denken wir etwa an die Kinder – da können Dinge vorkommen, da wir uns besonders gedrunken fühlen, den Herrn zu bitten um Seinen Segen. Lieber Mensch, zuerst mußt du Vergebung haben für das, was du schon gefehlt hast, was du wider den Herrn gehandelt hast; das mußt du erkennen, darüber zuerst Buße tun, und darüber mußt du zuerst Vergebung haben. Dann erst kann dein Herr im Himmel herbeikommen und dir die Freundlichkeit tun. Ach, ihr Lieben, bei den meisten unserer Gebete wird die Buße vergessen. Wir gehen immer darauf, zu bitten; aber wer bist du, der du bittest? Weil aber so wenige in der Demut und Buße bitten, darum wird so wenig Gebet erhört. Dies ist also das Erste und Wichtigste, was wir zunächst aus unserem Evangelium lernen, und wenn wir's nur lernen, so haben wir das Allerköstlichste gelernt. Wir werden heute ganz besonders daran erinnert, da wir um einen neuen Segen für die Kirche bitten wollen, da heute überall die Kirchweihfeste gefeiert werden. Gewiß hat manches den Wunsch auf dem Herzen, es möchte doch etwas Besseres werden; aber jedes, das bittet, hat zuerst zum Herrn zu flehen, daß Er die schweren Sünden, die an diesem Tage begangen werden, zuerst vergebe. Ja, wenn der Fluch auf unserer Christenheit nicht zuerst weggenommen wird, wenn der Bann nicht gelöst wird, so kann ein Neues und Großes unter dem Volke Gottes nicht werden, und wird's in der alten, kläglichen Art fortgehen. Durch Buße hindurch muß all unser Bitten gehen! Sooft wir uns niederwerfen vor dem Herrn, müssen wir zuerst Buße tun als arme Sünder – so wird der Herr uns freundlich sein und unsere Bitte annehmen und erhören.

Doch das, daß Jesus Sündenvergeber ist oder Sünden vergeben kann, bedarf auch noch einer Erwähnung. Bisher konnten die Sünden nur von Priestern vergeben werden. Da mußte für

* J. C. Blumhardt, *Der Kampf in Möttlingen*, Texte, op. cit., S. 218³⁷-220⁷.

*J. C. Blumhardt, *Der Kampf in Möttlingen*, Texte, op. cit., S. 178f.

jede Sünde ein Opfer dargebracht werden, und infolge dieses Opfers konnte den bußfertigen Sündern Vergebung zukommen. Aber auch da war die Vergebung mangelhaft; es war eigentlich nicht so [sehr] eine innere Vergebung, sondern mehr nur eine äußere, nach welcher Gott für jetzt wenigstens und für dieses Leben die Sünden am Sünder nicht abstrafte; und es hatte ein jedes doch noch das Gefühl, daß Gott im Himmel die Sünden noch nicht ganz ausgelöscht habe. Hier aber tritt nun Jesus vor und spricht: Ich habe die Macht, Sünden zu vergeben, und sagt das in einer Weise, daß man's sieht: Hier handelt sich's nicht nur um ein äußeres, sondern um ein inneres Vergeben; denn mit Trost erfüllt wird alsdann der Gichtbrüchige, den seine Sünden plagten. So ist also nun einer da, der von nun an auf eine wahrhaftige Weise die Sünden vergibt, und zwar so, daß er's als eine Gabe in sich hat, die er den Sündern mitteilen kann, so daß einer den, der vergibt, leibhaftig vor sich hat, der dem Sünder schenkt; wie wenn einer herzutritt und einem Armen ein Almosen schenkt, so schenkt persönlich Jesus die Vergebung der Sünden, so daß der Sünder nicht etwa die Sache in sich selbst und bei sich selbst abmachen muß, denkend: „Ich denke doch, ich hoffe doch, Gott wird mir vergeben haben; ich werd's doch wohl glauben dürfen, daß mir die Sünden vergeben sind,“ und am Ende muß er's doch bei sich selbst beschließen, es innerlich fertigmachen, daß ihm vergeben sei. Aber nicht also; sondern es soll von außen durch den Herrn Jesum gegeben werden, so daß von diesem Augenblick an, da der Mensch solch Wort hört, er gewiß und fest annehmen kann: Jetzt ist's fertig, jetzt *sind* mir meine Sünden vergeben, und darf ich nicht weiter darum bekümmert sein und zweifeln, ob's denn auch etwa wahr wäre; ich darf nur annehmen und glauben, was der Herr hier sagt. Nun denkt euch, wie das so etwas ganz Besonders ist, das von nun an angefangen hat. Der Herr als ein Mensch mit menschlichen Gebärden steht da und sagt: „Ich habe die Vollmacht von meinem Vater, die Sünden zu vergeben, und wem ich vergebe, dem ist vergeben.“ Das ist etwas Großes, das ist etwas Herrliches und Unberechenbares. Aber wenn also Jesus ein Sündenvergeber ist, so ist nur *eines* zu be-

* op. cit., S. 178³¹⁻⁴² - 180³⁰

dauern, sagt vielleicht eins unter euch, daß Er nicht da ist, daß Er mir nicht auch vergibt; das würde mich plötzlich aus allen meinen Zweifeln herausbringen; wie schnell könnte ich da mit meinem Seelenkampf fertig werden! Aber nun mag ich kämpfen, soviel ich will, so hör' ich's eben nicht, ich bin's nicht gewiß, nicht sicher, muß immer wieder daran grübeln und zweifeln, ob denn auch wirklich mein Heiland einem solchen Sünder wie mir vergeben habe; oh, das wäre mir ein Trost, wenn Er leibhaftig vor mir stünde und spräche: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben; aber o wehe, Er ist nicht da! Ja freilich, es sollte anders sein, als es ist; denn wir müssen hier an etwas Wichtiges denken. Was der Herr tut, sollte ganz in derselben Weise fortgehen; was Er als Mensch tut, tut Er menschlich und soll bis ans Ende der Tage menschlich geschehen. Er hat als ein vom Vater Bevollmächtigter die Sünden vergeben und hat eben das in der Welt einführen wollen, daß Bevollmächtigte geben, mitteilen die Vergebung der Sünden. Da fällt mir Sein Wort ein, das er zu seinen Jüngern spricht: „Wie mich mein Vater gesandt hat, also sende ich auch euch.“ Seine Jünger konnten also ebenso reden wie der Herr selbst, konnten mit derselben Festigkeit zu bußfertigen Sündern sagen: Sei getrost! Deine Sünden sind dir vergeben, wie der Herr es ausgesprochen. Und was hindert daran, überzeugt zu sein, daß auf solche Weise es hätte fortgehen sollen, daß immerdar diese Gabe und Macht auf Erden hätte sein sollen bei denen, die im Dienst des Evangeliums stehen und berufen sind, Sein Evangelium zu treiben, daß ihnen auch die Macht gegeben wäre, Sünden zu vergeben. Merkwürdig ist, daß die Leute um den Heiland her selbst, die besser gesinnt waren, es so aufzufassen schienen, daß es nichts Vorübergehendes sei, sondern daß es etwas Bleibendes sei, das unter den Menschen bleiben werde, wenn es am Ende heißt: „Da das Volk das sahe, wunderte es sich und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.“ Sie stellten sich vor, daß diese Macht nicht bei dem einen, der vor ihnen stand, bleiben dürfe, sondern auch anderen hinfort würde gegeben werden, damit der allerkräftigste Trost nicht wieder erlösche auf Erden, sondern fortgehen könne,

solange ein Sünderherz nach Vergebung sich sehnt. Und so werden wir wohl auch den Herrn bitten dürfen, Er möge doch nur wieder also Seinem Volke nahekommen, daß Diener des Evangeliums dasein möchten, die Freiheit haben wie Er, also, daß es nicht bloß ein Verkündigen des Evangeliums, sondern eine Mitteilungs sei, wie der Herr gesagt hat: „Welchen ihr die Sünden vergebet, denen sind sie vergeben. Was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel gelöst sein.“ Oh, es ist gar nicht ausdenken, wieviel an dem liegt, daß diese Macht wieder ausgeübt wird und werden kann in der Christenheit und im Heidentum. Darum fehlt's auch überall und ist die Geisteskraft so weit zurückgetreten, weil die Verggebungskraft abhanden gekommen ist; darum gehen auch die vielen Gebetsverheißungen: „Bittet, so wird euch gegeben“ und dergleichen nicht in Erfüllung, weil die Verggebungskraft nicht gehandhabt wird; denn ohne eine Verggebung kann das zweite, die Gebetserhöhung, nur dürftig und schwach erfolgen, nicht nach dem Vollmaß der Verheißung, die nun einmal in der Schrift gegeben ist. So tut's denn not, daß man wiederum lerne, im Kleinen und Großen zu Jesu als dem Sündenvergeber zu kommen, und wenn nur die Buße da wäre, daß man durch alles hindurch sich demütigte, so müßte immer mehr erfolgen und zuletzt das Größte erkennbar sein, daß vergeben werde, auf daß völliger Friede im Herzen durch Seine Barmherzigkeit entstehen könne.

Wir wollen nur noch kurz das zweite betrachten: *wie Jesus ist ein Helfer und Heiland*. Die Pharisäer, die um ihn her sind, die bezweifeln's, daß Er die Macht habe, Sünden zu vergeben, und halten Ihn sogar für einen Gotteslästerer, daß er soweit gehe. Jesus aber sagt zu ihnen: Was denkt ihr über mich so Arges in euren Herzen? Was ist leichter zu sagen: ‚Dir sind deine Sünden vergeben,‘ oder zu sagen: ‚Stehe auf und wandle?‘ Gesetzt, ich sage das erste, so zweifelt ihr; wenn ich aber das zweite sage, wie könnt ihr dann am ersten zweifeln? Ob ich also die Macht habe, zu vergeben, davon kann ich euch die Probe geben: Wenn ich jetzt zu diesem Menschen sage: ‚Stehe auf!‘ und er steht gesund und frisch auf, trägt das Bett, auf dem man ihn hergetragen

*op. cit., S. 180³⁹-181⁴¹.

hat und geht heim – habt ihr dann nicht einen Beweis, daß ich Sünden vergeben kann? Er wartet aber nicht auf die Antwort der Pharisäer; die Leute mochten denken, was sie wollten – dem Menschen mußte ein Beweis gegeben werden, daß wahre Worte gesprochen sind und er nicht bloß getröstet worden war, wie es je und je leidige Tröster gibt. Also: ‚Stehe auf und wandle!‘ – und er fühlt in allen seinen Gliedern neues Leben; alle Krankheit ist fort; die vorher verschränkten und mit Gicht behafteten Glieder bewegen sich; er hat eine neue Kraft, steht auf, kurz – er ist gesund. Nun hatte der Mensch einen Trost und einen Beweis darüber, daß ihm die Sünden vergeben sind; und die Pharisäer konnten an diesem Wunder sehen, daß er wirklich die Macht habe, Sünden zu vergeben, weil durch ein bloßes Wort ein also schmerzlich Kranker gesund werden konnte. Da ist es doch etwas unaussprechlich Großes, daß der liebe Heiland eine solche Beweiskraft des Verggebungswortes besaß. Wenn er auch überall gesagt hätte: ‚Denen, die Buße tun, bin ich da, Sünden zu vergeben,‘ wer hätte Ihm geglaubt, wenn Er nicht mit irgend etwas Tatsächlichem es bewiesen hätte? Wie viele würden aufgestanden sein und gesagt haben: ‚Du bist nichts als ein Schreier, der nur den Leuten etwas weismachen will, der aber, was er sagt, nicht bestätigen kann.‘ Nun aber beweist Er's tatsächlich, so daß ein jeder, der den Spruch hört, zugleich auch die Güte und Freundlichkeit Gottes wieder zurückkehren sieht in sein ganzes Wesen. Denn was ist eine solche Krankheit anderes als der Zorn des Allmächtigen; was sind alle Plagen dieser Zeit anderes als die Ungnade Gottes, nicht gerade über dem, der so leidet, aber eine Ungnade, die über dem Ganzen schwebt. Wenn man sieht, daß Hunderte und Tausende beten und doch nichts geschieht, da muß man ja doch wohl darauf kommen: Hier ist eine Ungnade, die ins große Ganze über dem Volke liegt. Ein gläubiger Israelite hat damals auch gebetet; denn sie haben auch die Versicherung gehabt: ‚Ich bin der Herr, dein Arzt,‘ und es ist nichts geschehen. Hier aber kommt einer und sagt: ‚Dir ist vergeben!‘ und – ‚stehe auf und wandle!‘ Mußte man da nicht denken, jetzt geht der Fluch weg; hier ist ein Mann, der kann den Bann lösen, alles

wegnehmen, was unsere traurigste Sache gewesen ist, und also die Sünden vergeben. Ach, daß diese Macht, in solcher Weise zu sprechen, so daß die Kranken genesen, daß diese Kraft gewichen ist von Seinem Volk, ist gewiß ein großer Fehler, und es deutet darauf hin, daß ein Bann über allen liegt.

Wir haben hier freilich noch allerlei zu bemerken. Oft wollen da und dort Leute aufstehen und von sich glauben machen, sie hätten die Gabe, gesund zu machen, eine Sache, die immer mehr zum Vorschein kommen wird. Aber sie wollen's nur äußerlich wegnehmen; sie bezeugen nicht zugleich, daß ihnen die Macht, Sünden zu vergeben, verliehen ist; und, ihr Lieben, anders geht's nicht, anders ist's nicht das Rechte, das von dem Herrn Verordnete. Wo es in einer anderen Art geschieht, als daß zugleich auch die Vergebungskraft sich zu erkennen gibt, ist es nicht das Rechte; denn das eine soll gar nichts anderes sein als der Beweis für das andere. Darum komme ich wieder darauf zurück: Wollen wir Glück und Segen und Gesundheit und wollen wir's erlangen ohne Bekehrung, so gehen wir einen verkehrten Weg. Durch Bekehrung, durch Austilgung der Schuld, nur so wird der Zweck erreicht. Es wird darum auch, wo diese Gabe in irgendeiner Weise vorhanden ist, diese Gabe nicht vorwärtsgehen, wenn nicht eine allgemeine Buße erfolgt unter den Leuten; nimmermehr wird eine Gottesgabe in dieser Art sich zu erkennen geben, wenn nicht zuvor eine Buße kommt, daß man schreit: ‚Herr, nimm den Fluch weg, unter welchem wir seufzen!‘ Denn so ein Spielwerk mit Krank-machen und Wieder-gesund-machen will der Heiland nicht. Bis du niedergelegt, so bekehre dich! Das ist, was du zu suchen hast! Du möchtest freilich nur gleich gesund sein; aber was tust du mit der Gesundheit, so du nicht vorher bedenkest, wer du bist, damit du droben einmal möchtest als ein Gesunder in den Himmel eingehen? Oh, wieviel könnte weggeräumt werden unter den Trübsalen, wenn man mehr aufs Innere sehen wollte. Ja, wenn der Herr Jesus ist ein Helfer und Heiland, so gilt's nur der Seele. Wer das vergißt und vorzugsweise das Leibliche sucht, der mag zusehen, ob ihm der Herr könne diese Gnade widerfahren lassen. Mit allem sucht der Herr

deine Seele, und läßt du ihm diese Seele über, dann wirst du auch manche Freundlichkeit erfahren, auch im Äußerlichen. Ist nur einmal die Sünde vergeben, dann kommt die Heilung von selbst; der Mensch im Evangelium hat nicht mehr zu sagen brauchen: Jetzt mach' mich auch gesund! Der Herr tut's von selbst. Wenn Er dir vergeben hat, so versteht sich's von selbst, daß Er dich auch gesund macht. Wollen wir nur unsere Seele sicherstellen, hat Jesu Blut uns gereinigt, das andere [er]gibt sich dann von selbst. Wenn wir aber an dem zu zweifeln haben, ob wir Vergebung haben, dann geht's kümmerlich. Der Herr wolle alles unter seinem Volke auf einen anderen biblischeren Stand bringen! Es geht nicht, wenn er nicht etwas Neues schafft. Wir wollen beten; aber in Geduld warten, bis Er wieder hervorbricht als ein Sündenvergeber und als Helfer und Heiland. Gewiß, es wird geschehen, so wir in Geduld und Glauben darauf warten. Amen!

Kapitel 12 - Predigt, Hoffnungsgedanken

Wir haben die beiden wunderbaren Erscheinungen jener großen Tage, die Bußbewegung und die Wunder, jede besonders, behandelt. Es war in beiden ein unmittelbares Eingreifen des Herrn Jesu Christi, ein Nahesein seiner Person in einer Klarheit und Selbstverständlichkeit offenbar geworden, die freilich durch bloßes Erzählen nicht wiederzugeben ist. Die Person Blumhardts trat dagegen zurück. Er und sein Haus waren nur der Brennpunkt dieses Erlebens, und selbstverständlich war auch er von dem Erlebten am meisten ergriffen. Kampf, Erweckung, Wunder – welche ununterbrochene, folgerichtige heilige Reihe von Ereignissen. Als er und seine Freunde mit den so heimlich versteckten Kräften der Finsternis rangen, die immer entsetzlicher hervorbrachen, als sie weinten über diesen ungeahnten Jammer, diesen der Menschheit gespielten Betrug, und stetsfort wieder das sieghafte, königliche Eingreifen des Herrn Jesu selbst erlebten – wie war's ihnen, da unmittelbar nach dem letzten, abschließenden Siege eine ungeahnte Erlösungsgnade auf Tausende von Menschen her-

einbrach und der Herr Jesus Christus sich wieder kundtat, so wie er eigentlich in seinen Erdentagen war und auch in den Tagen der Apostel sich zu spüren gab! Zu dem Frieden der Vergebung, der über die Sünder kam, waren die Wunder wie eine äußere Bestätigung, daß sie sicher sein durften nicht die Beute einer Täuschung, eines Wahns zu sein, daß, was ihnen ihr Herz sagte: Jesus, der Lebendige, habe sich ihrer angenommen, auch wirklich Wahrheit sei. Aber der Zusammenhang zwischen diesen beiderlei Erscheinungen war denn doch ein innigerer, freundlicherer als nur dieser kalte Zusammenhang zwischen Zusage und Bestätigung. Man fühlte etwas von Freude im Himmel über *einen* Sünder, der Buße tut, die Wunder waren wie der Kuß des Vaters, den er dem heimkehrenden verlorenen Sohn gibt – das Selbstverständliche dieses Beisammenseins beider Erscheinungen wurde einem in überwältigend seliger Weise klar!

Diese Friedenskräfte und diese Wunder waren wie eine Ausstrahlung der Herrlichkeit und Freundlichkeit Jesu Christi, des Auferstandenen, des Lebendigen. Daß er lebt, wird ja allerdings heute noch jeder inne, der an ihn glaubt, aber hier trat es mit überwältigender Klarheit an die Herzen.

Solches Nahesein des Herrn wurde auch in den Gottesdiensten in einer einfachen, gewaltigen Weise verspürt, die nicht in Worten geschildert werden kann. Schilderungen dieses Eindrucks aus dem Munde von Bauern kann ich nicht wohl wiedergeben, da ihre handgreifliche Art zu empfinden und zu schildern mißverstanden werden könnte. Daher auch des Volkes Unermüdlichkeit zu hören und Blumhardts Unererschöpflichkeit zu reden. Jeder Sonntag, den Sonnabend miteingegriffen, brachte vier Gottesdienste: Samstagabendstunde, Hauptpredigt, Kinderlehre, Bibelstunde (eine Predigt nach freien, meist kürzeren Texten). Sie waren wie ein Zwiegespräch mit dem Volke, das zwischen den Gottesdiensten auf Blumhardts Zimmer sich eingestellt hatte, und standen unter sich in einem naturwüchsigen inneren Zusammenhang. Blumhardts Art war immer das Einfache, Schlichte gewesen; seine Predigten hatten gerade darum kein Aufsehen gemacht, weil ihm alle hochtönende, großartige Rede versagt war, weil er

auf der Kanzel, gerade wenn es ihm feierlich zumute war, einfach nüchtern blieb. Aber jetzt war eben das Große in sein Leben eingetreten. Seine von Woche zu Woche steigende, tief sein Herz bewegende Sündenerfahrung, noch weit mehr sein gewaltiges Erfahren des Herrn Jesu Christi, das Band, das hierdurch zwischen ihm und seinen Zuhörern geknüpft war, das gab ihm Stoff die Fülle und seinem Worte die himmlische Weihe. Es waren einerseits allerdings Bußpredigten, [in]sofern [als] er den Ernst der Sünde hervorhob und sie – seinen Erfahrungen nach – mit dem Lichte des Worts in Schlupfwinkel verfolgte, in denen sie bei gewöhnlichen Predigern sonst sicher war; aber es wäre doch der Name „Bußpredigt“ kaum die richtige Bezeichnung für Blumhardts Art. Es war bei seinen Predigten damals schon wie später ihr Gegenstand und Inhalt Jesus Christus. War er schon früher bei seinem Bedürfnis und seiner Gabe, alles greifbar, faßbar klar zu schauen, besonders befähigt, auch das Bild des Herrn Jesu aus den Evangelien sich lebensvoller, deutlicher, wirklicher als viele andere zu gestalten – wie sehr war dies nun vollends jetzt der Fall! Jene Lebensbilder aus der Geschichte des Herrn, die Heilungswunder aller Art, auch die Austreibungen von Dämonen, wie wurden sie ihm klar durch die Erfahrungen desselben Tuns desselben Herrn, und wie mächtig wirkte ihre Besprechung in *dieser* Kirche, mitten unter ähnlichen Erfahrungen! Es hat ja auch seine Berechtigung, wenn wir Prediger fast unterschiedslos, gleichviel ob gläubigerer oder ungläubigerer Richtung, jene Wunder mit großer Kunst „geistig“ auf unsere heutigen Verhältnisse, d.h. wie's eben heut mit dem Christentum steht, anwenden und von „geistigen“ „Befreiungen“ etc. reden; es bleibt uns aber dabei immer ein wehmütiger Rest, etwas wie Unerquickliches; wir spüren, daß hier das heilige Wort sich eine Kunst, eine Behandlung gefallen lassen muß, die sich das weltliche Wort, im Geschäftsverkehr des Kaufmanns z.B. oder des Juristen, oder auch das Wort des Gelehrten höflich verbeten würde, da man hier die geistigen Taler, geistigen Erbschaften, geistigen Nadelhölzer und dergleichen sich nicht lange gefallen ließe. Wir müssen's ja und dürfen's immerhin auf unserem Ge-

bierte, weil in demselben alles leibliche Helfen geistigen Ursprungs ist und geistige Ziele im Auge hat. Aber hier in Möttlingen war's doch anders; man hatte doch einen anderen Eindruck von dem in der Bibel Erzählten, als man es so lebendig, so wahr erfuhr: Jesus Christus gestern ist auch heute derselbe und in Ewigkeit.

Die Predigt war getragen von seinen Erfahrungen und Hoffnungen. Dieses beides war bei Blumhardt immer beisammen. Wie ein betriebsamer Geschäftsmann seinen Gewinn sofort wieder in Betriebskapital verwandelt oder ein Feldherr durch einen kleineren Sieg sich zu noch rastloserem Kämpfen hingerissen fühlt, so sah Blumhardt von jeder Erfahrung *hinaus* in die *Zukunft*. „Erfahrung bringt *Hoffnung!*“ war hierin sein Wahlspruch. Er war dazu innerlich genötigt durch seinen Blick aufs Große, aufs Ganze. Hatte er doch von Kind auf ein Gefühl des Zutrauens und der Hoffnung für alle behalten, obwohl in den Kreisen, in denen er sich bewegte, für die außerhalb jener Kreise befindlichen Menschen mehr nur das Gefühl des fast hoffnungslosen Mitleids regierte. Dieses Hoffnungsgefühl wurde ihm nun aber noch gestärkt, zuerst in der Kampfzeit, wo er Verderbenskräfte zu sehen bekam, die fast ausnahmslos über alle Menschen ausgegossen sind; aber noch mehr in der Zeit der Erweckung. Nicht nur ward er eine Sündenmacht, einen Fluch der Sünde inne, der sich auch bei seinen Möttlingern über alle, auch über die früheren Gläubigen, erstreckt hatte, sondern auch noch weit mehr eine überwältigende Gnade, der es in vollem Ernste um Vergebung aller Sünden der Welt zu tun ist. So standen vor seinem Auge, je mehr und mehr Sünden ihm auf sein Pfarrzimmer gebracht wurden, immer schauerlicher die über der Welt wie schwere Zorneswolken lastenden unverziehenen Sünden. Aber er sah noch ein anderes, gegen welches eigentlich alles vorher Erwähnte zurücktrat. Seine feste *allgemeine* Hoffnung kam eigentlich doch weniger von den obenerwähnten Erwägungen als vielmehr von dem einen, das wir meinen: Er hatte den Herrn Jesum erfahren, nicht nur [den], der auferstanden ist, der *lebt* als der Herr und Sieger, sondern unabweisbar als *den, der kommen will*

und dessen Kommen sich gleichsam durch einen ihm vorausgehenden Strom von Kräften der Gnade, der Erlösung und Versöhnung ankündet. „Ich komme, ich komme“, das rief's ihm zu aus den Gnadenerfahrungen der Sünder sowohl als der Kranken, und das war's, was in der Kirche zu Möttlingen gleichsam die *Luft* zu rufen schien. Über die *Nähe* dieses Zieles hat sich Blumhardt, wie wir wissen, oft und immer wieder getäuscht. Es ist ihm gegangen – so wird man, glaub ich, einmal sagen – wie Kolumbus, der *Amerika nie* entdeckt hätte, wenn er sich nicht über die Entfernung dieses Weltteils *getäuscht*, d.h. wenn er *gewußt* hätte, wie *weit* entfernt er ist, oder wie einem Bergsteiger, der sich immer und immer wieder über die Nähe des Zieles täuscht. Aber über die Hindernisse, die dem Kommen des Herrn im Wege stehen, dachte von allen, welche die Hoffnung auf dasselbe nicht aufgegeben haben, keiner so nüchtern und ernst wie er.

Freilich, jene trübselige Auffassung, die man vielfach findet, über die Art, wie der Verlauf der Dinge endlich mit der Wiederkunft Christi abschließen werde, teilte Blumhardt nicht. Viele nämlich scheinen sich's so zu denken: Die allgemeine Verlotterung und Verschlechterung, der Abfall, der Sieg des Unglaubens und des Bösen nimmt sowohl dem Grade als auch der Ausdehnung nach mehr und mehr überhand, das Häuflein der Frommen schmilzt zusammen, und endlich, wenn nichts mehr in Aussicht steht als ein Auslöschung des Christentums – kommt der Herr, ich weiß nicht [, ob] aus Zorn oder aus Not oder aus beiden zugleich, um sein kärgliches Erntchen einzuheimsen und die große Masse dem Teufel oder der Hölle zu übergeben. „Man schätzt unsere Zeit – so schildert Blumhardt diese Ansicht –, wie wohl richtig ist, als die letzte, meint aber dabei, Gott habe jetzt alles getan, die Menschen zu bekehren; jetzt kommen nur noch Gerichte, nur Zorn und nichts als Zorn rücke heran, indem Gott keine Lust mehr habe, etwas zu tun an den bisher widerspenstig Gewesenen. Da kommt es darauf hinaus, daß Gott nur die wenigen, die noch glauben, ansehe, um die anderen alle aber, da sie zur Hölle fahren, sich weiter nicht bekümmere, daß er ihnen zu Liebe noch etwas Außerordentliches tun wollte. Diese wenigen

sollen sich dann breit in das Erbteil der Heiligen im Lichte setzen dürfen. Da ist kein Erbarmen, da ist kein Weinen und Seufzen über die Verlorenen, keine Liebe, noch etwas für sie zu hoffen oder von Gott erbitten zu wollen, und Schwärmerei und Aberwitz ist es, zu glauben, daß Gott noch einmal seine Liebesarme ausstrecken werde, um Verlorene zu retten, ehe der Tag des Zornes kommt. Hiernach ist der Zorntag da, ehe er kommt!“ Und ein andermal (in den *Blättern aus Bad Boll*) sagt er: „Glaubt doch nicht, daß der Heiland als der große Kaputtmacher kommen will!“ Halten wir ihm seinen Zorn zugute! In ihm lebte etwas von der Barmherzigkeit Christi, ihm wären die Haare zu Berge gestanden, wenn er einen Augenblick solche Trostlosigkeit hätte glauben müssen. Aber er *wußte* auch etwas von der *Liebe Christi*, die alles Denken übersteigt (Eph. 3, 19), wie auch von seiner Macht und spürte, daß er als *Sieger* kommen will, als *Gnadensieger*, als Erlöser. Aber allerdings, über die Aufgabe, die der Herr Jesus Christus noch zu lösen hat, dachte er – wie ich sagte – ernster, nüchterner als alle. Er sah die Schwierigkeit, unter der sein Kommen sich verzieht, begründet in seinem festen Willen, die Erdengeschichte der Menschheit ebenso selig und freundlich wie andererseits heilig und gerecht abzuschließen, in dem Willen, den Petrus (2. Petri 3, 9) als Grund des Verzuges der Wiederkunft des Herrn bezeichnet, wenn er sagt: Der Herr will eben nicht, daß *jemand* verloren werde, sondern daß *jedermann* sich zur Buße kehre.

Was es bedeuten will, daß Jesus herrschen soll (1. Kor. 15, 25), bis daß ihm Gott alle seine Feinde, auch den letzten, den Tod, zum Schemel seiner Füße gelegt habe, davon hatte er in seinem Kampf eine Ahnung bekommen. Er sah die Menschheit von geistigen Widerstandsbanden umstrickt, gefesselt von schlimmen Banden, umhüllt von Lügendunst, und es war mehr als Ahnung, wenn er überall persönliche Kräfte von großer List und eiserner Konsequenz dahinter schaute, und ihm war klargeworden, was es um die Arbeit der Erlösung sei, zu welcher der Herr Jesus durch sein Kommen, Sterben, Auferstehen erst die erforderlichen *Rechte und die Macht* erhalten hatte. Das ist der Vollzug

der Erlösung, daß diese Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt werden. Hierzu aber bedarf es eines Wollens seitens der Menschen und eines Glaubens an ihn. Sie machen's in seinem Namen, er macht's durch sie. Daher bedarf's eines heiligen Glaubens. Die Befehle des Herrn, namentlich an seine Knechte, daß sie bitten sollen in seinem Namen, sind doch am einfachsten dahin zu verstehen: daß es in dem Stil weitergehe, in dem er sein Reich begründet hat, daß Gnadenkräfte vom Himmel her siegen, auch sichtbar, nicht bloß im sogenannten „geistigen Gebiete“. „Sogenannt“ nenne ich's, weil man in allem Unsichtbaren sich beliebig geistige Hergänge denken kann, etwa Erfolge, die eben nur um ihrer geistigen Natur willen nicht sichtbar seien, oder ein Mitwirken des Herrn an meinem eigenen Tun – Gedanken, die ja obendrein ein Gewand großer Demut und Dankbarkeit tragen, nichtsdestoweniger aber der Gefahr der Selbsttäuschung sehr ausgesetzt sind. Man möchte vielleicht sagen, eben auf solches Sichbegnügen mit dem geistigen Segen beziehe sich das Wort des Herrn: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Aber ein Petrus sagte jenem Lahmen nicht: „Obwohl du siehst, daß du *noch* lahm bist, so glaube die hilfreiche Nähe Jesu, ohne zu sehen, und bleibe lahm!“, sondern *er* hielt sich an den Herrn, den er *nicht* sah, als sähe er ihn, und machte den Lahmen gesund. Wie schön ist's auch, geistige menschliche Leistungen dem Herrn zuzuschreiben: „Der Herr hat's getan!“ Möglich ist's aber immer, daß Er's *nicht* getan. Das Tun des Herrn Jesu durch die Apostel war so deutlich, einfach und unmißverständlich Sein Tun, daß es gar keiner Kunst bedurfte, dies zu sehen. Wie aber, wenn, weil das Gefühl für die Aufgabe des eigentlichen *Glaubens* eingeschlummert ist und dem Herrn, der nur durch den Glauben der Seinen handelt, damit fast alle Gelegenheit, macht- und gnadenvoll auf das Menschengeschlecht einzuwirken, abgeschnitten würde – wie, wenn dadurch und durch anderes die „Feinde“ wieder mächtig geworden wären? Wie oft sagt man: „Ein Reich kann nur erhalten werden durch die Grundsätze und Kräfte, durch die es gegründet ist.“ Wie, wenn es mit Christi Reich ebenso wäre? Der selige Joh. Arndt hat in seinem be-

rühmten, gesegneten Buche seinem Geschlechte eine Darstellung des „wahren Christentums“* zu geben sich bemüht. Er tat's, indem er den „ächten Christen“ schilderte. Das ist aber nur eine Seite des Christentums. Es geht nicht auf im Zustande einer einzelnen Seele, es ist ein Werk, ein Plan zur Erlösung der Welt. Zum „wahren Christentum“ gehört zuallererst der „wahre Christus“, Jesus Christus als der, der Er ist und der Er uns sein will. Mir ist's, damals und dort in Möttlingen habe Er uns eine Seite Seines Buches vom „wahren Christentum“ aufgeschlagen, habe uns gezeigt: „Der *war* ich, der *bin* ich, der will ich sein. Ich habe mich nicht geändert, aber *ihr*, die Gläubigen nicht ausgeschlossen, habt willkürlich die Auffassung meiner Person und meines Werkes geändert!“

Der neue Einblick in die heutige Lage des Reiches Gottes, in seine Not sowohl als in seine schönen Aussichten, der Blumhardt durch seine Erfahrungen zuteil geworden war, fand in ihm seinen ersten Ausdruck darin: Die Christenheit hat den Pfingstgeist nicht mehr, der ihr doch von Gott zugeordnet ist (vgl. S. 225). Die Ausgießung des Heiligen Geistes, die sich doch (Joel 3, 1) schließlich auf „alles Fleisch“ ausdehnen soll, hat einen verhängnisvollen Unterbruch erlitten. Der Heilige Geist hat sich zwar nicht etwa irgendeinmal von der Gemeinde Jesu *zurückgezogen*; aber er ist auf die den Aposteln nachfolgenden Geschlechter nicht mehr in dem Maße in der Weise persönlicher Einwohnung *gekommen*; wir haben ihn noch in dem Grade, wie wir's notwendig für geistliches Leben bedürfen, aber nicht in der Weise, wie er der ersten Christenheit innewohnte.* Man kann diesen Satz bestreiten, indem man, um den Unterschied zwischen einst und jetzt aufzuheben, möglichst groß von sich oder möglichst klein von den Aposteln denkt, oder man kann ihn annehmen, aber mit der Bemerkung, das sei ganz in der Ordnung, es sei dies nach Gottes Plan nur für die Zeit der Gründung so geordnet gewesen. Aber der Heilige Geist der Apostelzeit war barmherzig: barmherzig gegen die vielen unheilbaren Kranken (an Leib und Seele), barmherzig sogar gegen die Ungläubigen, die nicht glauben, wo sie nichts sehen. Und

Blumhardt, können wir sagen, war auch barmherzig und konnte jenen leichten Gedankenkünsten, mit denen man über das entsetzliche Elend auf Erden hinwegkommt, nicht folgen. Jener sein großer Satz: „Wir Christen sollen einträchtig um eine neue Ausgießung des Heiligen Geistes bitten“ war ein Notschrei, in welchem all der Jammer der Menschen, der auf sein Studierzimmer hereinströmte, sich Luft gemacht hat.

Zwei Gleichnisse des Herrn Jesu waren es, die ihm, schon in der Zeit des Kampfes und von da an stetsfort, Mut machten, solche Gedanken, solche Wünsche, solche Hoffnungen zu fassen und zur Verwirklichung derselben, sei's auch er ganz allein, voranzugehen. Wie er das eine derselben ansah, dasjenige vom Anbetteln des Freundes um Mitternacht, das haben wir oben gesehen. Das andere war das Gleichnis vom ungerechten Richter und der Witwe (Luk. 18, 1-8):

1. Er sagte aber zu ihnen ein Gleichnis davon, daß man allzeit beten und nicht laß werden sollte; 2. und sprach: Es war ein Richter in einer Stadt, der fürchtete sich nicht vor Gott und scheute sich vor keinem Menschen. 3. Es war aber eine Witwe in derselben Stadt, die kam zu ihm und sprach: Rette mich von meinem Widersacher! 4. Und er wollte lange nicht, darnach aber dachte er bei sich selbst: Ob ich mich schon vor Gott nicht fürchte noch vor keinem Menschen scheue; 5. dieweil aber diese Witwe mir so viele Mühe macht, will ich sie retten, auf daß sie nicht zuletzt komme und übertäube mich (im Griechischen: „schlage mich mit den Fäusten“). 6. Da sprach der Herr: Höret hier, was der ungerechte Richter sagt. 7. Sollte aber Gott nicht auch retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte Geduld darüber haben? 8. Ich sage euch: Er wird sie erretten in einer Kürze. Doch wenn des Menschen Sohn kommen wird, meinst du, daß er auch werde Glauben finden auf Erden?

Er sagte sich (ich folge hier einer Predigt Blumhardts in Bad Boll, aber diese Gedanken waren ihm schon in Möttlingen zu eigen) über diesen Text folgendes:

„Dieses Gleichnis ist auf die letzte Zeit, auf die Zeit, bevor der Herr kommt, geredet: denn der Herr fügt demselben ja am

Schlusse die Frage an, ob wohl des Menschen Sohn, wenn er *kommen* wird, den Glauben (der erforderlich ist, um das zu tun, wozu er in diesem Gleichnisse auffordert) finden werde auf Erden. In jener Zeit wird also die Gemeinde Jesu wie eine Witwe sein. Der Herr hat sich von ihr ferne getan, weil sie Ihm nicht mehr viel zutraut oder weil sie sonst Ihm untreu wurde, insofern ist sie eine Witwe. Dies benutzt der Widersacher und plündert sie schamlos aus und quält und bedrückt sie, wie's heute am Tage ist (keine Hilfe in all dem Elend, wider das Jesus doch einst geholfen hat). Der „Richter in jener Stadt“ ist Gott. Er muß einem „ungerechten“ Richter verglichen werden, um kurz die völlig rechtlose Lage der Witwe zu zeichnen. Auf ein „Recht“ hat nämlich die Witwe *keinen* Anspruch mehr. Nachdem Gott Seinen Sohn gesandt, dann dahingegeben in den Kreuzestod, dann auferweckt, nachdem er noch den Heiligen Geist ausgegossen – und nachdem die Frucht von alledem nun war, daß die Kirche Christi *abfiel* und daß es nun steht, wie's steht, ist keine vernünftige Aussicht mehr, daß Gott sich nochmals der „Witwe“ erbarmen werde. Das wird auch, so meint's offenbar das Gleichnis, in jener letzten Notzeit die allgemeine Ansicht sein. ‚Meinst du auch (Vers 8), daß des Menschen Sohn, wenn Er kommen wird, werde Glauben finden auf Erden?‘ Glauben fürs eigene Seligwerden (sagt Blumhardt) ist hier nicht gemeint, das wird Er noch finden, aber Glauben, daß man mit einem Tun, wie Er's hier der Witwe nachzutun anrät, noch etwas ausrichten werde? Wer's versuchen wird, wer auch angesichts des *großen*, des *ganzen* Verderbens nicht für *sich* allein, sondern für die Witwe, die Menschheit, zu bitten wagt: ‚Rette mich von meinem Widersacher!‘, der wird nahezu von allen als halb verrückt bemitleidet werden, wie es der Witwe im Gleichnis mag gegangen sein (und wie's dem ‚guten, lieben Blumhardt‘ auch nicht ganz erspart wurde). Was? Diese ‚normalen‘, sichtlich ‚gutgeordneten‘ Zeiten sollen anders werden? Was denkst du? ‚Von Gott wirklich Großes durch Bitten erlangen? Ich bitt' dich, sind das Gedanken!‘ Aber die Witwe macht eben doch fort; und wenn's auch nur wenige ‚Auserwählte‘ wären (Vers 7), die's wagten, für die

Witwe in dem Sinne, wie es der Herr hier meint, einzustehen, denen's Tag und Nacht schwer ist, daß es steht, wie's steht, die drob erwachen, die nur den Gedanken haben: ‚Rette uns von unserem Widersacher!‘ – seien's noch so wenige, sei's noch so unwahrscheinlich – sie *gewinnen's!*“

Wir fügen dem noch bei, was Blumhardt einmal in einer Morgenandacht in Bad Boll über dieses Gleichnis sprach. Nachdem er die Art des Bittens der Witwe geschildert, fährt er fort:

„Vieler Bitten nämlich ist mehr nur ein Notschrei oder ein bloßes Mundwerk als wirklicher Glaube. Der Mensch kann viel im Gebet aussprechen, aber nur gar zu leicht so, daß es mehr nur Worte, seufzende Reden sind, mit welchen keineswegs ein fester, unbeweglicher Glaube verbunden ist. Gibt es darum auch Anlaß, fest gegen den Widersacher sich zu stellen, so hat man mehr Furcht vor diesem als Glauben an die Macht Jesu. In unserer Zeit namentlich hat man mehr den Glauben, daß im ganzen nicht mehr viel zu hoffen sei bei der abgefallenen Menschheit. Man bittet darum auch nicht mit entschiedenem Glauben für die vom Widersacher Unterdrückten und Verderbten, hat wohl auch fast alles aufgegeben, als unrettbar verloren. Das aber ist kein Glaube an den Herrn Jesum, soviel man sich auch des Glaubens an Ihn rühmen mag, wenn man Ihm nicht zutraut, Er, der doch die Verlorenen zu retten gekommen ist, könne jetzt, was einmal im Rachen des Wolfes sei, diesem [noch] entreißen. Der Glaube an die Kraft des Erlösungsblutes, die auch an den Verlorensten sich noch siegreich erweisen könne, ist doch eigentlich erloschen. Nur etliche wenige denkt man sich etwa noch rettbar, die Massen aber geradezu als verloren. Wenn man an diese Stimmung namentlich der Gläubigen denkt, so begreift man doch die Rede Jesu ein wenig, wenn Er fürchtet, der Glaube werde zuletzt auf Erden ganz fehlen. Wer nicht eine große Erlösung, die der Herr noch vor seinem Kommen zum Gericht schaffen werde, glauben kann, glaubt im Sinne Jesu, möchte ich sagen, eigentlich gar nicht. Denn was ein Heiland sei, dem es trotz seines entschiedensten Willens, die Sünder selig zu machen (1. Tim. 1, 15), unmöglich ist, eben die Sünder in der bei wei-

tem größeren Mehrzahl der Gewalt des Widersachers zu entreißen, kann man nicht begreifen. Es wird ihm aber dennoch, wie unser Text immerhin sagt, möglich sein, wenn's zuletzt auch nur noch wenige, fast nur eine Witwe, glauben. ‚Denn‘, sagte einst Jonathan, der's mit seinem Waffenträger allein wagte gegen die Philister (1. Sam. 14, 6): ‚es ist dem Herrn nicht schwer, durch viel oder wenig helfen.‘ Dann kommen aber auch noch die unkräftigen Bitten der sonst wohlmeinenden anderen Gläubigen zu ihrem Rechte, weil der Herr die von ihm gewünschte, aber nicht geglaubte Erlösung doch eintreten läßt. Oh, wie herrlich wird der Herr Seine Sache noch hinausführen! Amen.“

Ich habe in meiner ganzen Schilderung der Erweckungszeit meine damaligen Eindrücke unverkürzt, unvermittelt wiedergegeben, in der Meinung, meiner Aufgabe damit am ehesten gerecht zu werden, und ebenso habe ich jene Hoffnungsgedanken, die damals erblühten, möglichst unmittelbar und darum auch in zwangloser, rascher Folge dargelegt. Dieselben sind aber so groß und weitgehend und dabei vielfach so neu, daß eine weitere Erörterung derselben um so eher wohl hier folgen darf, weil Blumhardt es so schmerzlich empfand, daß seine Stimme hierüber so wenig Anklang fand und daß sich keine andere Stimme neben der seinigen erhob, welche die nämlichen Gedanken, die zwar oft Widerspruch, nie aber Widerlegung fanden, selbständig verträte.* Ich versuche es also, nochmals [für] diese Gedanken einzutreten, um sie weiter auszuführen und allseitiger zu begründen, wobei ich bei aller Freiheit, auch Eigenes zu bieten, doch im Dienste meiner Aufgabe vorwiegend Blumhardts Gedanken verwenden werde.

Die doppelte Erfahrung der Bußbewegung und der Wunder erweckte die Ahnung: So, nur natürlich noch weit größer und herrlicher, sei das Christentum zur Zeit Christi und der Apostel gewesen, wie auch, daß einem solchen Christentum, wenn es wiederkäme, der Trieb und die Kraft innewohnen würde, sich auf weit größere Kreise zu erstrecken, als wir es jetzt am Christentum zu erfahren gewohnt sind. Ein Schreck über den Ernst der Ewigkeit und die Genauigkeit und Gerechtigkeit des Gerichts

war ohne menschliches Zutun wie durch unsichtbare Macht gewirkt, aber andererseits trat auch mehr zutage, daß Jesus, der Gekreuzigte, alle Sünder selig machen will aus bloßer Gnade, daß nicht unsere arme Frömmigkeit, nicht die Buße, sondern Jesus Christus selbst allein unsere Rettung sei, daß man nicht durch Frömmigkeit zur Vergebung, sondern durch Buße und Vergebung zum Frieden und zur Frömmigkeit gelange. Es war die Schlichtheit und Kraft der Verzeihung, die gerade in den rohesten Sünderherzen die Ahnung erweckte, daß Gott wirklich außerordentlich, über alles Denken hinaus, barmherzig sei und um Jesu willen alles, auch das Allerschwerste, herzlich gerne sofort verzeihe, auf dem Wege, der damals geöffnet war. Viele klagen, die Leute hätten das Bedürfnis gar nicht mehr, Buße zu tun. Das ist nicht wahr. Weit mehr Unglaube, ja Hohn und Spott, als man meint, ist – verhüllte *Verzweiflung*. Sie ahnen's nicht, hören's auch wohl selten, daß Gott sie, sobald sie nur ehrlich kommen, um Jesu willen über alles Denken liebt. Es ist in dieser Beziehung, innerhalb der Christenheit, eine Hülle auf uns Menschen gefallen, die uns diese Freundlichkeit des Herrn, diese schlichte, große Bedeutung der Erlösung, verhüllt. Die Hülle von uns wegzunehmen, dazu vermag menschliche Kunst der Rede rein nichts, das muß durch Gotteskräfte geschehen, Gott muß es tun.

Wie in der sittlichen Not, so trat auch in ähnlicher Weise in der seelischen und leiblichen Not und ihrer [Be]hebung, den Wundern, ein solcher Zug zum Allgemeinen als Licht. Der Gleichmäßigkeit, mit welcher solches Elend über „Gerechte und Ungerechte“ verbreitet ist, entsprach sichtlich eine Geneigtheit des Herrn, auch da ins Große und ohne engen Unterschied zu helfen, fast möchte man sagen: mit derselben „Weitherzigkeit“, die an Seinen Wundern in Seinen Erdentagen so auffallend hervorleuchtet. Blumhardt sah hier immer am einzelnen Falle die allgemeine Not, an einem Leidenden alle mit demselben Leiden Befallenen und fühlte für alle damit Befallenen zugleich. Sah er z.B. einen Fallsüchtigen oder Epileptischen, so schwebte seinem Geiste die Geißel der Epilepsie im allgemeinen vor, und er betete und wollte von dem Kranken und dessen Angehörigen gebe-

tet haben wider diese Geißel im allgemeinen, natürlich nicht, daß nun plötzlich, und ohne daß sie wüßten warum, alle die davon Befallenen frei würden, sondern daß der Herr Seiner Kirche wieder eine Macht gebe wider diese Geißel, daß Er dem Bitten wider dieselbe überhaupt wieder die Türe öffne. So schreibt er z.B. später von Boll aus einer Genesenen: „Wie soll ich danken? fragst Du. Ich will Dir's sagen, und wie Du am besten an Boll denkst. Sooft Du Elend, Jammer, Sünde siehst, so denke, es müsse durch Gottes Gnade etwas Besseres von oben kommen, der Herr sei um eine neue Gnade zu bitten, die hilft, wo noch zu helfen ist. Denk das und tu's. So dankst Du dem Herrn und denkst Du an Boll.“ Ein solches Bitten war wohl mehr ein Bitten im Geist und in der Wahrheit, als wenn man nur für den einzelnen Fall dem Betreffenden zuliebe eine Ausnahme erflehen will, gleichsam daß mitten im Winter ein Häuschen Sommer habe; es war nach dem Sinne dessen, der „Seine Sonne leuchten läßt über Gerechte und Ungerechte“; und der größere Erfolg solcher Bitten läßt sich auch teilweise daraus erklären. Es lag solchem Bitten allerdings eine andere Weltanschauung zugrunde als die heutige, abweichend nicht nur von der ungläubigen, sondern auch teilweise von der gläubigen, schwerlich aber von derjenigen der Bibel. Blumhardt sah infolge seiner im Kampfe gemachten Erfahrungen mit einer größeren Deutlichkeit, als unsere Ohren es zu hören ertrügen, in vielen solchen Leiden ein Mitwirken des Feindes, wie es z.B. Petrus Apg. 10, 38 so schlicht ausdrückt, ein Einwirken, das um so mächtiger wurde, seit es sich völlig ungestört wußte, da fast niemand mehr ihm im Namen Jesu die Spitze zu bieten sich getraute. Wir denken uns freilich heute die Sache gemüthlicher, wir finden im großen Zusammenhang des Geschehens alles in bester Ordnung und verstehen es in hohem Grade, alles Übel in jedem einzelnen Falle auf weise Erziehungszwecke Gottes zurückzuführen. Es trifft das eine Seite der Wahrheit, da Gott als oberster Machthaber immer wieder alles nach Seinen Zwecken lenkt, und die große Arbeit ist nicht umsonst, welche die Frömmigkeit des einzelnen und die geistliche Dichtung im allgemeinen darauf verwendet, alles, was

uns Schweres widerfährt, uns so günstig als möglich zurechtzulegen. Allein sie leidet dabei vielleicht doch an einem Gebrechen, dem nämlich, daß jeder nur an sich denkt. Übersieht man das Ganze, so tritt denn doch dieser Eindruck von Zweckmäßigkeit erheblich zurück und macht dem Eindrucke Platz, als wälte jedes dieser Leiden mit einiger Gleichmäßigkeit über „Gerechte und Ungerechte“; und Blumhardts Auffassung tritt dann – als *neben* der letztbetrachteten gültig – in ein helles Licht, nicht nur durch ihre einleuchtende Kraft, sondern auch durch ihre Übereinstimmung mit der Bibel. Man findet ja im Neuen Testament zwar sehr viel von Verfolgungsleiden, das der Christ tragen zu müssen sich gefaßt machen sollte, dagegen verhältnismäßig doch sehr wenig oder nichts von jener Hochpreisung alles Leidens, auch wenn es in Krankheit oder gar Seelenstörung besteht. Es ist eben der Blick aufs *Allgemeine*, der an der Bibel so wohlthut und so sehr anspricht und der allen christlichen Gedanken größere Klarheit und Glaubhaftigkeit und eben auch mehr Größe gibt. Gerade daß Blumhardt (wie ja auch Jesus und die Apostel) hinter allen Mißständen den Einfluß feindseliger Geistesmächte erblickte, gab seiner Siegeshoffnung ebenfalls eine Richtung aufs Allgemeine, sowohl darin, daß er eine Hilfe für die *vielen*, als auch darin, daß er eine Hilfe in *allen* Gebieten des Elendes [er]hoffte. Den vielen, nicht nur je dem einzelnen, kommt es ja zugute, wenn wieder ein Feind zum Schemel der Füße Jesu gelegt wird (ja – so dachte Blumhardt später – möglicherweise auch diesen Feinden selbst, „denn – so sagte er etwa – auch unter dem Schemel Seiner Füße ist gut sein, natürlich nur für den, der sich gebeugt hat“). Dies gilt natürlich am meisten vom sittlichen Gebiete. Nach dieser Seite hin, derjenigen des sittlichen Elends, lebte Blumhardt unter einem schweren Druck für das große Ganze, und er konnte oft in die Worte Jeremias' ausbrechen: „Ach, daß meine Augen Tränenquellen wären, zu beweinen die Erschlagenen in meinem Volk!“ (Jer. 9, 1). Auch meinte er, der liebe Gott rechne vielleicht den Weltkindern unserer Zeit vieles minder an, weil sie so gar sehr von der Finsternis geknechtet und genarrt seien.

Aber andererseits war ihm auch selbstverständlicher geworden, wie der Herr in *alle* Gebiete unserer Not, nicht nur in das des Geistes (Sünde), sondern nächst diesem auch in das der Seele (Seelenstörung) und des Leibes hinein angelegentlich und sozusagen zuverlässig als ein Erlöser wirken wollte und will. Es sei erlaubt, hierfür eine zwar wohlbekannte, aber vielleicht nicht immer unbefangene gelesene Stelle aus dem Evangelium anzuführen, welche doch wohl auch den Herrn uns in dem Lichte zeigt, daß Ihm auch die leibliche und seelische Not aller Menschen im allgemeinen zu Herzen ging und Er auch gegen diese gleichsam einen Feldzug zu eröffnen gesonnen war. Es ist die Stelle Matthäi 9, 35–10, 1. Sie lautet:

9, 35. „Und Jesus ging umher in alle Städte und Märkte, lehrete es in ihren Schulen und predigte das Evangelium vom Reich und heilte allerlei Seuche und allerlei Krankheit im Volk. 36. Und als er das Volk sahe, jammerte ihn desselben, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben. 37. Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernste ist groß, aber der Arbeiter sind wenige. 38. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. 10, 1. Und er rief seine zwölf Jünger zu sich und gab ihnen Macht über die unsauberen Geister, daß sie dieselben austrieben und heilten allerlei Seuche und allerlei Krankheit.“

Man darf bei dieser Stelle wohl noch daran erinnern, daß jene Worte: „und er predigte ihnen das Evangelium vom Reich“ nach dem Griechischen etwas einfacher lauten: „und er verkündigte ihnen die Freudenkunde vom Reich“, so daß eines eigentlichen Predigens, wie man sich's heute denkt, kaum Erwähnung getan ist. Die ganze Stelle scheint es doch nahezu legen, daß der Herr unter der Ernte das menschliche Elend überhaupt, das sichtbare nicht am mindesten, sich denkt als etwas, das zum Einheitsen, Aufheben reift ist; und kaum hat man den Eindruck, Er werde es einmal ganz in der Ordnung finden, daß der Vater *keine* mit den 10, 1 erwähnten Kräften ausgestatteten Arbeiter sen-

de.

Aber „für Erweisung der Wahrheit des Christentums“ seien – so sagt man – die Wunder bloß damals erforderlich gewesen, heute nicht mehr. Nun ja, es sprudelt noch in der christlichen Kirche der unerschöpfliche Quell der Gewißheit des Glaubens (wie es Frank in seinem Werke über die christliche Gewißheit so schön ausgeführt hat), aber andererseits sind auch hierin Millionen in unserer Kirche „verschmachtet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben“. Bei einem Geschlechte, das seit unvordenklichen Zeiten, im ganzen und großen betrachtet, von einem Offenbarungsgott nur noch literarische Kunde und Kenntnis hat, wird Gott es vielleicht barmherziger beurteilen als wir, wenn etwa solche, denen es an allen frommen Jugendeindrücken gebricht, sich zu der Offenbarungsurkunde kritisch verhalten und sie mit einiger Unabhängigkeit auf den Wert ihres Selbstzeugnisses untersuchen. Und fragen wir, welchen Maßstab des Urteile[n]s sie anlegen werden, so wird einer derselben der sein, daß sie diejenige Art des Geschehens der Dinge auf Erden, die sie, seit sie Mensch sind, erlebt und die sie von den Vätern gehört, als das Gesetz ansehen, von welchem allezeit das Geschehen auf Erden werde beherrscht gewesen sein. Was manchen es so schwermacht, die von der Bibel erzählten Wunder zu glauben, ist weniger das Wunderbare an ihnen als das, daß sie nicht mehr *geschehen*. Die Wunder, die von Jesu erzählt sind, entströmen Ihm so selbstverständlich, stimmen so harmonisch zu seinem ganzen Wesen, daß ihnen ein jedermanns Herz und Verstand gewinnendes Etwas innewohnt – wenn sie nur heute noch geschähen. Als der Apostel das Wort (Hebräer 13, 8) schrieb: „Jesus Christus, gestern und heute und in Ewigkeit derselbe“, da tat noch der Herr „heute“ dasselbe durch die Hände seiner Knechte, was Er in seinen Erdentagen getan – aber wie ist's am heutigen „Heute“?

Blumhardt sehnte sich aber nicht einfach nach Wundertätern. Wundertäter ohne Geist, Krankenheiler ohne Predigt von Buße und Evangelium, das wäre nicht von Gott, das wäre eher das Schlimmste, was der Kirche Christi widerfahren könnte. Er

sehnte sich nach etwas, was der Gemeinde des Herrn im Großen und Ganzen gegeben würde, und er ahnte, daß, wie uns diejenigen Gaben verlorengegangen seien, deren Sein oder Nichtsein sofort in die Augen springt, so auch die *höheren* Geistesgaben uns nur noch sehr verkümmert geblieben seien.

So fühlte er gleichsam mit Gideon, der dem Engel auf dessen Gruß: „Der Herr mit dir, du streitbarer Held!“ antwortete: „Mein Herr, ist der Herr mit uns, warum ist uns alles widerfahren, und wo sind alle Wunder, die uns unsere Väter erzählt haben?“ Oder mit Psalm 77, Vers 5: „Meine Augen hältst du, daß sie wachen; ich bin so ohnmächtig, daß ich nicht reden kann. 6. Ich denke der *alten* Zeit, der vorigen Jahre. 7. Ich denke des Nachts an mein Saitenspiel und rede mit meinem Herzen; mein Geist muß forschen. 8. Wird denn der Herr ewiglich verstoßen und keine Gnade mehr erzeugen? 9. Ist's denn ganz und gar aus mit seiner Güte? Und hat die Verheißung ein Ende? 10. Hat denn Gott vergessen, gnädig zu sein, und seine Barmherzigkeit vor Zorn verschlossen? Sela. 11. Aber doch sprach ich: Ich muß das leiden; *die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern*. 12. Darum gedenke ich an die Taten des Herrn, ja, ich gedenke an deine *vorigen Wunder* etc.“ Oder mit Psalm 103, 9: „Der Herr wird nicht immer hadern noch ewiglich Zorn halten.“ Auch diese Psalmdichter dachten ans Große, Ganze, und nicht nur an sich selbst, und rechneten mit Jahrhunderten, nicht nur mit Jahren. Für solche Sehnsuchtsstimmung Blumhardts ist mir ein Beispiel erinnerlich. Es war an seinem Geburtstag, ich glaube 1846, also noch auf der Höhe der Erweckungszeit, als einige junge, schon etwas ins Hebräische eingeweihte ständige Bewohner seines Hauses die Türe seines Zimmers mit dem hebräischen Grusse „Schalom lecha“ („Friede mit dir“) schmückten. Wehmütig sah er's an und sagte: „Ach, hättet ihr lieber geschrieben: „Mih jitthen!“ („Wer wird geben!“).“ So beginnt nämlich, wörtlich übersetzt, der Schlußvers von Psalm 14 oder Psalm 53: „Ach, daß Hilfe von Zion über Israel käme und der Herr Sein gefangen Volk erlösete! So würde Israel sich freuen und Jakob fröhlich sein.“ So war und blieb er arm und zu Gott schreiend fürs Gan-

ze. Leute, die sich etwa mit einem „Gottlob, ich bin's, ich hab's“ oder „wir sind's, wir haben's“ trösten oder gar brüsten konnten, konnte er absolut nicht verstehen.

Am lebendigsten fühlte er mit dem alten Simeon (Luk. 2, 22-40), einer seiner Lieblingsgestalten in der Bibel. In Simeons Tagen, den Tagen vor dem Erscheinen des Heilandes, blühten bei den Pharisäern zwar die eschatologischen Studien, aber als Endergebnis derselben schwebte ihnen nur ein Völkerzerschmetterter vor, der denn doch das Herz für eigentliches Hoffen kalt ließ. Simeon hoffte auf „ein Heil, das Gott zubereitet habe allen Völkern, ein Licht zur Erleuchtung der Heiden“, und darum pochte sein Herz vor Sehnsucht, und weil er sah, wie wenige es sein mögen, die noch für das ganze Menschengeschlecht vor Gott eintreten und Gottes große Gnadengedanken zugunsten der Menschen im Herzen bewegen, und vielleicht auch darum, weil er fürchten mußte, daß am Ende das Hoffen und Bitten darum völlig einschlafen könnte, wollte er nicht sterben, nicht vom Posten weichen, bis er über das Kommen des Herrn beruhigt sei. Aus einer lieblichen Schilderung dieses Mannes in einer Betrachtung über obgenannten Text (Luk. 2, 22-40), die in den *Predigtblättern aus Bad Boll*,** 1880, Nr. 2, aufgezeichnet ist, führen wir hier zwei Stellen an; zuerst den Anfang, der uns zugleich Blumhardts Art zu schildern vergegenwärtigt. „Da haben wir wieder ein paar liebe, heimelige Personen im Evangelium, bei deren Namen einem schon das Herz bewegt wird. Da ist ein Simeon; niemand weiß, wo er herkommt, er heißt eben Simeon und wird nur ‚ein Mensch‘ genannt. Ein vornehmer Herr war er nicht, ein angesehen Herr war er auch nicht, außer soweit seine Frömmigkeit ihn unter den redlichen, aufrichtigen Leuten ins Ansehen gebracht hatte. Dann kommt auch eine Frau, und die heißt Hanna, ihr Geschlecht war Aser, und sie stammte von Phanuel her und war wohlbetagt. Wie alt der Simeon war, steht nicht da, aber die Hanna war vierundachtzig Jahre alt, so ein gutes, altes Mütterlein, zu dem alle hingesprungen sind, wo sie sich zeigte. Wenn die Leute in den Tempel kamen, so hat gleich alles die Hanna besuchen und se-

* Johann Arndt (1555-1621), *Vier Bücher vom wahren Christentum, heilsamer Buße: herzlicher Reue und Leid über die Sünde, wahren Glauben, heiligem Leben ...* (Braunschweig 1606).

hen wollen; und die hat alle so recht erquickt, namentlich alle, die auf den Trost Israels warteten. So war's auch mit dem Simeon. Was einen Durst fühlte und Verlangen hatte nach der Erlösung und jammerte nach dem Heiland, daß Er so lange ausblieb, das hat sich alles zusammengeschart, einerseits um den Simeon, andererseits um die Hanna. So weiß der liebe Gott den redlichen Seelen immer wieder eine Zuflucht zu geben; es sind immer einzelne da, die sie trösten und aufrichten können, wenn sie so lauter in der Einfalt stehen wie Simeon und Hanna. Ich kann mir's gut denken, wie die Leute, wenn sie so die Tempelstufen hinaufkamen, gleich sich umsahen und fragten: ‚Wo ist er? Wo ist sie?‘ und auf sie zueilten. – So haben viele einerlei Gesinnungen mit diesen zweien gehabt, weil einerlei Hoffnung in ihnen blühte. Und sehet, liebe Leute, so ist's heut auch noch, wo so eins ist, das auf die Erlösung wartet, dem es so recht ernst ist und dessen Herz so ganz drin lebt, da hat es immer einen Kreis Menschen um sich her, wenn's auch nur wenige sind, die immer vergnügt miteinander sind und gar nicht auseinander sein können, weil in der großen Welt man ganz verlassen dasteht.“ Ferner folgende nähere Schilderung Simeons: „Wie alt der Simeon ist, weiß man nicht, aber er mußte recht alt sein: denn es hatte sich bei ihm schon ums Sterben gehandelt. Er hat gedacht: Mein Stündlein wäre da, aber – kann ich denn sterben? – Nein, nein, nein, ich kann nicht, ich kann nicht sterben! Ich *muß* vorher etwas gesehen haben, ich muß gewiß wissen: Er ist da, Er kommt!

– Ich will nichts weiter als gewiß wissen: Es geht an, die Erlösung ist da! Das muß ich wissen ganz gewiß; ich geh nicht eher fort! O du Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, du wirst mir's doch nicht zuleid tun, daß ich meine Augen schließen muß, ehe ich's gesehen habe? – Der Tod mag schon an ihm gezerrt haben – ‚Nein!‘ hieß es dann in ihm, ‚du darfst mich gleich nehmen, aber vorher muß ich's gesehen haben, eher nicht.‘ – So hat er es erzwungen, und so ist ihm innerlich eine Antwort geworden vom Heiligen Geist, er solle den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Christ des Herrn gesehen. Eine Antwort auf seine Bitten hin ist das gewesen. Damit er nicht in Angst

wäre um sein Sterben, hat ihm Gott endlich die Zusage gegeben: ‚Du sollst nicht sterben, sollst den Tod nicht sehen, du hast denn zuvor den Christ des Herrn gesehen. Den Tod kannst du noch lange sehen, aber erst sollst du den Christ des Herrn sehen!‘ Ach, wie mag der alte Mann über dem einen schon ein bißchen jünger geworden sein und gejubelt haben, und wie wird er's seinen Leuten auch erzählt haben: ‚Höret, höret! Ich darf nicht sterben, bis ich's sehe!‘ Da könnet ihr denken, was das für eine Freude gegeben hat und wie viele Leute sich daran aufgerichtet haben. Und natürlich, der Geist des Herrn war in ihm, so daß er viel zu sagen gewußt hat von den Verheißungen und die Propheten auszulegen gewußt und viele, Männer, Weiber und Kinder, aufgefrischt hat auf eine endliche, gute Zeit hin, die nach der Verheißung eintreten mußte.“

So, meinte Blumhardt, sollten wir uns hoffnungsfreudig sehnen nach Wiederkehr heiliger Zeiten einer größeren Nähe Gottes, deren schönes, herrliches Ziel dann das Wiederkommen des Herrn sei. Vorerst soll die Lage des Reiches Gottes auf Erden da wieder anknüpfen, wo es noch in sichtbarer, lebendiger Weise als Himmelreich zu spüren war, [i]n der Apostelzeit. Er veranschaulichte es sich einmal in einem sehr greifbaren Bilde, als auf einer Reise der Bahnzug, in dem er sich befand, stehenblieb, weil die Lokomotive vom Wagenzug losgelöst worden, um andere Wagen zu holen und vorne anzufügen. Nachdem die Lokomotive richtig zurückgekehrt war und die Wagen wieder vorwärtszog, sagte er sich: So ist's mit uns; die Kirche ist der Wagenzug, die Lokomotive sind die in der Apostelzeit noch waltenden Gnadenkräfte des Himmelreichs; die Lokomotive hat sich losgelöst, und wir bleiben sitzen und müssen warten, bis sie wiederkehrt, dann geht's wieder *vorwärts*. Über dieses „Vorwärts“ nachher!

Über die Größe des *Bedürfnisses* einer solchen Wiederkehr der „alten Tage, der vorherigen Jahre“ (Psalm 77) wären wohl manche weit mehr mit Blumhardt einig, wenn sie es sich zu erlauben getrauten, ihm auch in seinen *Hoffnungen* zu folgen. Zu diesen veranlaßten und ermutigten ihn allerdings seine *Erfahrungen*, aber nicht nur diese, er vertraute fest und stark auf die *Ver-*

heißungen Gottes durch die Propheten des Alten Bundes. Daß solche Verheißungen wirklich Gottes Wort waren und wieviel das sagen will, das war ihm allerdings durch seine Erfahrungen im Kampfe mächtig tief ins Herz eingeschrieben. Am wichtigsten war ihm natürlich jene Verheißung, auf welche Petrus am Tage der Ausgießung des Heiligen Geistes sich bezog, indem er die letztere als das bezeichnete, was dort versprochen worden sei; es ist die Stelle Joel 3, 1-5, zitiert von Petrus, Apostelgeschichte 2, 16-21.

Über diese Stelle hat sich Blumhardt in den *Blättern aus Bad Boll* (1875, Nr. 29-31)* mit der Ausführlichkeit ausgesprochen, die ihrem hohen Werte in den Augen aller entspricht, denen solche Weissagung als eine göttliche etwas gilt. Wir geben diese Ausführung Blumhardts hier vollständig wieder:

„Bei der in der Apostelgeschichte erzählten Ausgießung des Heiligen Geistes hatten viele Juden gesagt, die Apostel, die mit neuen Zungen redeten, seien voll süßen Weines. Da trat Petrus auf und sagte, daß dem nicht so sei, auch nicht sein könne, weil es erst die dritte Stunde am Tage, nämlich morgens 9 Uhr, sei. Dann führte er die Joelsche Weissagung an, die jetzt erfüllt werde. Er sagt die Rede Joels genau und vollständig wieder, weswegen ich sie nach der Apostelgeschichte hersetze. Sie lautet:

Kap. 2, 16. Sondern das ist's, das durch den Propheten Joel zuvor gesagt ist. 17. Und es soll geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, ich will ausgießen von meinem Geist auf alles Fleisch; und eure Söhne und Töchter sollen weisagen, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen, und eure Ältesten sollen Träume haben. 18. Und auf meine Knechte und auf meine Mägde will ich in denselbigen Tagen von meinem Geiste ausgießen, und sie sollen weisagen. 19. Und ich will Wunder tun oben im Himmel und Zeichen unten auf Erden, Blut und Feuer und Rauchdampf. 20. Die Sonne soll sich verkehren in Finsternis und der Mond in Blut, ehe denn der große und offenbarliche Tag des Herrn kommt. 21. Und soll geschehen, wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll selig werden.

So sprach *Petrus* nach *Joel*. Man betont nun etwa besonders den Anfang der Rede Petri, da er sagt: ‚*Das ist's*, was zuvor gesagt ist.‘ Mit diesem *Das ist's* soll's für uns ausgemacht sein, daß die Weissagung schon erfüllt und keine andere oder weitere Erfüllung bezüglich der Ausgießung des Heiligen Geistes zu erwarten sei. Besehen wir aber doch die Stelle näher, ob denn wirklich die Weissagung damals so ganz erfüllt worden sei. Vor allem beachten wir, daß Gott von seinem Geiste ausgießen will auf *alles Fleisch*. Wurde denn das damals schon erfüllt? Man sieht es deutlich, daß Petrus mit seinem *Das ist's* nur sagen will, die Verheißung fange jetzt an sich zu erfüllen und werde immer weiter erfüllt werden, bis sie alles Fleisch habe. *Joel* aber gibt die Weissagung so, daß die Gabe, die Gott geben will, fort dauern soll bis an den großen und offenbarlichen Tag des Gerichts. Daß er es so meint, geht aus dem hervor, daß er mit den Worten schließt: ‚Und soll geschehen, wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll selig werden.‘ Eben dazu wird ja der Heilige Geist gegeben und soll er allem Fleisch zukommen, daß zuletzt alles Fleisch soll in den Stand gesetzt oder veranlaßt werden, zu seiner Errettung vom Gericht den Namen des Herrn anzurufen.

Gesetzt nun, die Gabe des Heiligen Geistes, wenigstens in der Fülle, wie Gott es meint, wenn er's ein *Ausgießen* nennt, wäre gar nimmer da, und zwar während noch über 800-1000 Millionen Nichtchristen auf Erden sind, soll dennoch die Joelsche Verheißung erfüllt sein, und zwar ein für allemal? Kann Gott bei einer solchen Verheißung nur ein Anfangen, aber kein Fortmachen meinen? Oder soll's dem lieben Gott mit dem Wort ‚auf alles Fleisch‘ gar nicht recht ernst gewesen sein, wie manche Ausleger an eine allgemeinere Erlösung, als ihr System sie zuläßt, gar nicht recht hinmögen und der Hölle viel mehr lassen als dem Himmel? Mögen diese zusehen, wie sie mit ihrem Satze, nur wenige werden selig, nach der Schrift zurechtkommen!

Wohl ist es zu beachten, daß Petrus die ganze Joelsche Stelle gleich anführt und in ihr alles das mit erwähnt, was unmöglich nur so plötzlich erfüllt werden konnte. Wie sollten nur so gleich die Söhne und Töchter der Juden weisagen, ihre Jünglin-

ge Gesichte sehen, ihre Ältesten Träume haben, die Knechte und Mägde weissagen? Nur sehr spärlich kam solches in den christlichen Gemeinen vor. Von Wundern oben im Himmel und von Zeichen unten auf Erden, von Blut, Feuer und Rauchdampf ist ohnehin nichts geschehen, ebenso von dem, daß die Sonne sich soll verkehrt haben in Finsternis und der Mond in Blut, während doch *Joel* alles nacheinander, das in den letzten Tagen geschehen werde, so anführt, daß man es als zusammengehörig und schnell aufeinanderfolgend zu nehmen hat. Es wurde also nicht alles, was die Weissagung enthält, erfüllt, so auch nicht bezüglich dessen, was sie von der Ausgießung des Geistes Gottes auf *alles Fleisch* sagt. Wie kann man überhaupt von *Petrus* erwarten, daß er mehr habe sagen wollen, denn daß jetzt die Weissagung sich zu erfüllen anfangt, keinesfalls, daß mit diesem Anfang alles schon geschehen sei. Wenn nun etwa selbst dieser verhältnismäßig kleine Anfang der Erfüllung in der Folge wieder nachgelassen, zuletzt ganz aufgehört hat und man dennoch bei der Behauptung bleibt, es sei so erfüllt, daß man nichts Weiteres zu erwarten habe, so darf man wohl fragen, ob das Wort der Verheißung zu seiner rechten Würdigung komme, wenn man sich mit so ungenügender Erfüllung zufrieden gibt.

Im bisherigen habe ich bereits so viel gesagt, daß es überflüssig scheinen könnte, weiterzureden. Aber es liegt mir daran, recht erschöpfend das Thema zu besprechen, da seit der Zeit, da mir das Licht bezüglich des Bedürfnisses einer erneuerten Ausgießung des Heiligen Geistes aufgegangen ist, immer und immer wieder gerade die Joelsche Weissagung als Beweis vorgehalten wird, daß nichts Weiteres mehr zu hoffen sei, weil ohnehin auch sonst von einer zweiten Ausgießung des Heiligen Geistes nichts in der Schrift gefunden werde.

An das zuletzt Gesagte mich anschließend, denke ich mir den Einwand, wenn auch die in der Weissagung angekündigten Zeichen auf die letzte Zeit zu beziehen seien, so müsse man doch auf Petri Wort hin dabei bleiben, daß wenigstens die Ausgießung des Geistes Gottes schon erfolgt sei. Nachdem derselbe einmal ausgegossen, habe ich schon sagen hören, ist er geblieben

und verbreitet sich immer weiter von selbst auf alle Gläubigen, die ihn mithin haben. Daß er nicht so auffallend da sei wie im Anfang, sagt man, dürfe nicht befremden, da das Außerordentliche mit ihm nur im Anfang nötig war. Nach der geschehenen einmaligen Ausgießung, weil keine zweite verheißt sei, sei der Heilige Geist da. Wenn man so redet, so wird einfach Unzähliges, das in der Schrift vom Heiligen Geist gesagt wird, geradezu ignoriert; denn wie könnte man sonst denken, wir hätten, was die Apostel und ersten Christen gehabt haben, auch wenn man von den außerordentlichen Kräften absehen will! Wenn man den Herrn wirklich nicht weiter durch *Joel* weissagen läßt, als was wir noch haben, so heißt das eigentlich die ganze Weissagung gestrichen; ja, dann braucht's wie der außerordentlichen Kräfte, so des Heiligen Geistes selbst gar nicht. Man macht darum mit seinem natürlichen Geiste so fort wie jetzt, teilweise etwa von oben angehaucht, aber nicht, daß man eines Ergusses von oben, wie *Joel* sagt, bedürfte oder derselbe zugesagt wäre. Was ist es denn um die ganze Verheißung, wenn auch das minder Außerordentliche, was vom Weissagen, Gesichte- sehen, Träumehaben gesagt ist, völlig verschwunden bleiben soll?

Haben wir denn wirklich ‚Seinen Geist‘? Der Heilige Geist soll doch einer sein; und wievieltausend Geister, die sich alle brüsten, Geister der Wahrheit zu sein, regieren in der Christenheit! Wer hat denn nun den Heiligen Geist? Haben ihn die Kirchen? Aber welche? Haben ihn die Dissenters? Aber welche? Haben ihn die Separierten? Aber welche unter den unzähligen Schattierungen derselben, die sich widereinanderstellen? Begreifen kann ich es nicht, wie man sagen kann, der Heilige Geist sei da, ohne daß man zu sagen weiß, wo? Wo ist der Geist der Wahrheit, der in alle Wahrheit leitet? Ja, von dem Geist des Streitens und der Rechthaberei, bei dem man von sich meint, den Geist der Wahrheit zu haben, von den anderen, daß sie ihn nicht haben, weiß man viel. Wo ist der andere Tröster, das Persönliche aus Gott, das Christum vertreten soll und bei denen bleiben, die ihn haben? Wo ist der Geist, von dem der Heiland sagt: ‚Ihr seid es nicht, die da reden; sondern eures Vaters Geist ist es, der

durch euch redet? Wo ist der Geist der Sanftmut und Demut, von dem der Heiland zu seinen Jüngern sagt: ‚Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Wo ist er? Wer hat ihn? Oder sind die genannten Worte des Herrn nur Phrasen und Redensarten, die in Wirklichkeit anders zu nehmen sind, als sie lauten? Aber es bleibt dabei, daß die Gläubigen sollen sagen: ‚Wir haben ihn, und wenn wir ihn nicht haben, so haben wir ihn doch; denn die Weissagung ist erfüllt.‘ Wenn ich aber ansehe, was wir haben, so muß ich aufseufzen: ‚O Herr Jesu, ist das der verheißene Geist, um dessentwillen du als ein Fluch am Holz gehangen bist (Gal. 3, 13.14)?‘ Die Weissagung, um weiterzureden, muß doch *allem Fleisch* zukommen. Wo ist aber der Geist, der in so raschem Flug wie zur Zeit der Apostel Volk auf Volk durchdringt und Jesu zu Füßen legt? Wo ist der Geist, der, wenn wir auch bei uns den Mund auftun, das Evangelium zu verkündigen, ihrer viele dahin bringt, daß sie tiefst erschüttert ausrufen: ‚Was soll ich tun, daß ich selig werde?‘ Bei dem völligen Mißkennen dessen, was der Heilige Geist ist, will man andererseits längst alles nur gleich eine Ausgießung des Heiligen Geistes nennen, wenn auch nicht das Geringste von dem zu sehen ist, was in der apostolischen Zeit wahrgenommen wurde.

Wir müssen bedenken, daß der Heilige Geist als ein Persönliches aus Gott erkennbar, fühlbar, ja sichtbar sein muß. Er soll als Geist und Feuer dasein, mindestens mit dem in der apostolischen Zeit sichtbaren Feuerglanz. Er soll dasein als ein Geist mit außerordentlichen Kräften, welche die Bestimmung haben, die Kräfte der Finsternis vom Menschen auszureuten, dem jammervoll verunstalteten Menschengeschlecht zu einem Besseren heraufzuhelfen, allem Übel zu steuern und dem Wort eine Bahn in aller, auch der ruchlosesten Menschen Herzen zu brechen. Denn der Geist soll strafen die Welt (Joh. 16, 8). So war der Geist einst da; und so haben wir ihn nicht mehr. Es mag auffallend sein, daß ein einst mit so großem Nachdruck Gekommenes nicht mehr soll dasein; aber ist es Tatsache, so können wir ja nachsehen, wie es kam, daß der Geist, nachdem er da war, wieder gewichen ist.

Zunächst sagt *Petrus* in seiner ersten Rede, die Juden sollten Buße tun und sich taufen lassen auf den Namen Jesu Christi, zur Vergebung der Sünden; so werden sie empfangen die Gabe des Heiligen Geistes (Apg. 2, 38f.); ‚denn euer und eurer Kinder‘, sagt *Petrus*, ‚ist diese Verheißung, und aller, die ferne sind, welche Gott, unser Herr, herzurufen wird‘. Begreiflich erwarteten diese Juden, daß an ihnen, wenn sie sich taufen ließen, das nämliche, das sie an den Aposteln sahen, sich zeigen würde. So geschah es auch und in der Folge immer wieder, daß jedermann sah, wie etwas, sei es, was es wolle, ich sage ein Feuerglanz, ähnlich dem, was auf die Apostel fiel, auf die Täuflinge kam. Man konnte daher immer mit Bestimmtheit sagen, wer den Heiligen Geist empfangen habe und wer nicht. Können wir aber, auch nur entfernt, etwas wahrnehmen, das am getauften Kinde vor dem ungetauften wäre? Es wurde aber bald, schon in der apostolischen Zeit, anders. Zuerst war’s in *Samaria* (Apg. 8, 16), da auf keinen von den vielen, die da getauft wurden, der Heilige Geist fiel; und erst als Petrus und Johannes von Jerusalem kamen und ihnen die Hände auflegten, empfangen sie den Heiligen Geist, zum Beweis, daß dieser eigentlich schon bei der Taufe hätte kommen sollen. Wenn aber schon damals der Heilige Geist in einzelnen Fällen zögerte zu kommen, wieviel mag das in der Folge der Fall gewesen sein, ohne daß das Fehlende durch

* Diese seine Ahnung, daß im Christentum noch ein Höheres gegeben war, das nicht hätte zurücktreten müssen, beruhte keineswegs auf Geringschätzung dessen, was wir heute noch haben. So schrieb er z.B. einmal einem Freunde: „Es kommt mir vor, als ob du gewisse Grundlehren der Schrift, weil sie allerdings ungeschickt vorgetragen worden, zu sehr in Hintergrund stelltest, das sind die Lehren von der Gnade und dem Erhalten derselben durch Glauben. Vielleicht ginge es dir auch in deinen Kämpfen besser, wenn du den, der für die Lust gekreuzigt ist, besser ins Auge faßtest und mehr zur Gnade dich flüchtetest, mitunter auch bußfertig, statt nur als unglücklich dich zu fühlen, oder wenn ich’s nennen soll, du verläßt ein wenig den Boden, der durchs Evangelium vor uns geebnet ist, und schwebst über demselben ohne Halt. Wir vermischen wohl viel, aber es ist auch noch viel da und für redliche Seelen genug, um sich durchzuschlagen. Wo wäre ich, wo wärest du, wo wären so viele, die doch neue

Handauflegung ergänzt wurde. Hierin aber sehen wir schon, ohne auf einen Grund hingewiesen zu sein, eine Abnahme der Mitteilung des Heiligen Geistes; und auf den inneren Stand der Gemeinen hat das Einfluß gehabt. Wenn daher Johannes in seinem Briefe von Gläubigen oder Gliedern der Gemeinde redete, die aus Gott geboren waren, und von anderen, die nicht aus Gott geboren waren, so kann man daraus schließen, daß eben auf die einen der Heilige Geist bei ihrer Taufe gefallen war, auf die anderen nicht, so daß die letzteren leichter ausarten konnten. Darum sagt *Johannes* (1. Joh. 2, 19) von solchen, die bereits den Charakter von Widerchristen angenommen hatten: ‚Sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns; denn wo sie von uns gewesen wären, so wären sie ja bei uns geblieben; aber auf daß sie offenbar würden, daß sie nicht alle von uns sind.‘ Wenn da Johannes hinzusetzt (V. 20): ‚Und ihr habt die Salbung von dem, der heilig ist, und wisset alles‘, so ist klar, daß jene nicht von den Ihren waren, weil sie den Heiligen Geist nicht bekommen hatten, obwohl sie’s dennoch auch hätten besser machen können.

Die Joelsche Weissagung fing also schon damals an, weniger, in der Folge immer weniger und seltener an den Täuflingen erfüllt zu werden; und zuletzt, nach der Zeit der Apostel, wie wir Ursache haben zu glauben, war nichts mehr vom Kommen des Heiligen Geistes bei der Taufe sichtbar, wie es offenbar bis auf den heutigen Tag geblieben ist. So gewiß also Petrus das Recht hatte, zu sagen: ‚Das ist’s, was durch den Propheten Joel geweissagt ist‘, ebensogewiß ist, daß die Erfüllung bald nachge-

Kreaturen auch beim jetzigen Stande der Dinge geworden sind? Bedenke, daß wir auch unter der jetzigen Armut allerdings neue Kreaturen werden können, die wenigstens ihres Heilandes unter aller Schwachheit gewiß werden können. Das aber muß ich sagen: Was ich und andere Herrliches, Erquickendes, Seliges durchs Evangelium jetzt schon *haben* können, ist wahrlich viel, und ich würde undankbar gegen meinen Heiland sein, wenn ich den Leuten vorstellte, daß wir’s eigentlich jetzt müssen beim Kümmerlichen bewenden lassen, während wir doch so großen Reichtum vor uns haben, gegenüber von der Welt. Aber hergeben muß sich der Mensch. Kämpft er und ist’s ihm ernst, so geht er nicht leer aus. Auch die Hoffnung eines noch Besseren macht dann schon selig.“

lassen und zuletzt aufgehört hat, ehe es an *alles Fleisch* gekommen ist. Mit dem persönlichen Geist Gottes haben auch die außerordentlichen Kräfte des Geistes, die in *Korinth* noch so mächtig gewirkt hatten, aufgehört; und wir entbehren seit jener Zeit nicht nur der Person, sondern auch der Kräfte des Geistes, selbst des ausdrücklich Genannten vom Weissagen, vom Träumehaben und vom Gesichtesehen. Beides aber sollte doch mindestens noch dasein, wenn der Heilige Geist auf alles Fleisch noch ausgegossen werden soll, was man so, wie es jetzt ist, sich gar nicht denken kann. Keine Mission vermag den Heiden den Heiligen Geist zu geben, wie *Petrus* denen zu *Samaria*. Wer aber seine Augen verschließen will und meinen, es sei alles da, und die Menschen seien selbst schuld daran, wenn sie’s nicht hätten, der mag so reden. Aber mir erlaube er, anders zu denken angesichts der großen Trostlosigkeit, in welcher viele, namentlich gläubige Christen sich finden, und des großen Verderbens, das allerwärts herrscht, auch der ungeheuren Unwissenheit und Zerklüftung unter den Christen und der Unmächtigkeit des Wortes und der Sakramente im ganzen, des immer mächtiger und umfangreicher einreißenden Unglaubens gar nicht zu gedenken. Ich fühle den Mangel der Kräfte von oben als einen großen Jammer und fühle nur Trost, indem ich mich an die Verheißung anklammere, nach deren Erfüllung mein Herz vor Sehnsucht brennt.

Tatsache also ist es, daß alles Fleisch den Heiligen Geist nie bekommen hat; und aussichtslos ist es, daß es ihn noch bekommen werde, wenn es bleibt, wie’s ist. Aber verheißen ist’s doch. Wie? Soll’s Gott nun bei dem bewenden lassen, wie es geworden ist? Soll er etwa, man verzeihe mir den unfeinen Ausdruck, wie mit den Achseln zuckend, sagen: ‚Jetzt ist’s schon einmal so. Ich lasse es jetzt, ob’s ganz erfüllt ist, wie ich gesagt habe, oder nicht.‘ Dem ähnlich kann ich meisteils nimmermehr denken. Das Wort, aus Gottes Mund gekommen, steht mir zu hoch! Ich sage vielmehr, es muß noch eine Zeit kommen, da Joels Weissagung sich wieder frisch erfüllt, und dann so, daß die Gabe des Heiligen Geistes rasch über alles Fleisch kommt, daß dann das übrige alles, das in der Weissagung liegt, auch noch erfüllt wird

bezüglich der Zeichen, die kommen sollen, weil Gott, der nicht will, daß jemand verloren werde, alles versuchen wird, um alle Geschlechter der Erde zur Anerkennung Seines Namens zu bringen, um sie vom Gericht befreien zu können. Da wird auch das von Joel, was Petrus nicht mehr anführt, erfüllt werden (3, 5): ‚Und auf dem Berge Zion und zu Jerusalem, (welche Worte jedenfalls die diesseitige Erfüllung anzeigen) wird eine Errettung sein, wie der Herr verheißt hat, auch bei den anderen übrigen, die der Herr berufen wird.‘

Ich gehe noch weiter. Bei Joel heißt es: ‚Es soll geschehen in den *letzten Tagen*, spricht Gott.‘ Wir wissen aber, daß die Propheten in allen ihren Weissagungen, wenn diese auf die *letzte Zeit* sich beziehen, *einerseits* Zeiträume der Erfüllung gar nicht unterscheiden, sondern immer Anfang und Ende in eins zusammenfassen, *andererseits* aber doch das wirkliche Ende vorzüglich im Auge haben. Man kann sagen, alle Weissagungen, die wir auf Christum haben und mit Recht zu beziehen gewohnt sind, haben mit Seiner Ankunft im Fleisch sich nicht voll erfüllt. Sie sagen alle viel mehr, als wirklich zur Zeit Christi sich erfüllt hat, weil sie zugleich das, was mit Christo vorerst nur angebahnt wurde, aber in der Folge ganz sich erfüllen sollte, in einem prophetischen Bilde darstellen, so daß immer Anfang und volle Erfüllung zu unterscheiden ist. Machen wir's uns an einer Stelle klar. Wir kennen das Kapitel (40) in *Jesajas*, welches mit den Worten: ‚Tröstet, tröstet mein Volk‘ anfängt. Schon dieser Anfang weist auf ein viel Vollerer hin, als mit Christo kam. Dann kommt freilich die Stimme in der Wüste, welche Johannes der Täufer auf sich bezog. Er hatte recht; aber auch hier sagt die Verheißung mehr, als wirklich geschah, daß wir, abermals mit Recht, auf abermalige Stimmen in der Wüste werden gefaßt sein müssen. Das Ziel der Verheißung ist ohnehin nicht erfüllt, soviel Herrlichkeit auch von Jesu vor und nach Seiner Erdenzeit ausstrahlte, wenn es heißt (V. 5): ‚Denn die Herrlichkeit des Herrn soll offenbart werden; und alles Fleisch miteinander wird sehen, daß des Herrn Mund redet.‘ Daraufhin soll erst recht und mit Erfolg ‚dem Herrn der Weg bereitet und unserem Gott auf dem

Gefilde eine ebene Bahn gemacht werden‘.

Geradeso ist es auch mit der Weissagung Joels. Wenn an den Aposteln der Anfang geschehen ist, so ist doch die eigentliche und volle Erfüllung erst zukünftig. Die letzten Tage haben wohl mit Christo angefangen, und wer hätte damals gedacht, daß sie bis auf 1800 Jahre sich dehnen würden? Die eigentliche letzte Zeit aber ist jetzt doch erst vor der Zukunft Christi, ‚ehe der große und offenbarliche Tag des Herrn kommt‘. Die volle Erfüllung haben wir also erst zu erwarten; und somit ist es eben Joels Weissagung, die eine erneuerte Ausgießung des Heiligen Geistes klar anzeigt. Die Verheißung wurde erstmals nur vorläufig und wird erst noch eigentlich und voll und ausreichend bis zum Ende erfüllt werden. Denn in der letzten Zeit gilt's vornehmlich, daß ‚soll geschehen, wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll selig werden‘.

Hiermit wäre auch eine Antwort auf den mir oft gemachten Einwand gegeben, daß doch nirgends in der Schrift von einer erneuerten oder zweiten Ausgießung des Heiligen Geistes die Rede sei. Seltsam kommt mir dieser Einwand immer vor. Denn wie kann einer Wiederholung gedacht werden, wenn vom Zurücktreten nichts gesagt ist? Wenn ferner die Verheißung, wenn sie voll gelten soll, unerfüllt geblieben ist, so braucht's ja nichts weiter, als an die volle Erfüllung zu glauben. Man kann auch sagen, daß es gar nicht im Plane Gottes lag, so lange die große Erlösung sich hinziehen zu lassen. Wenn's denn eine öde Zwischenzeit gab, aus Schuld wohl der Christenheit, die hätte treuer sein sollen, so muß doch offenbar der Faden an die erste Zeit wieder angeknüpft werden, weil wir ohne das eine Vollendung des Reiches Gottes uns nicht denken können. Endlich müssen wir wohl bedenken, daß der Heilige Geist nicht gar gewichen ist von der Christenheit, sondern die ganze Zeit hindurch bis hierher mehr oder weniger stark und reichlich auf viele gewirkt hat, wie ganz besonders in der Reformationszeit; und ohne diese oft bedeutenden Einwirkungen, auch auf einzelne Seelen zu einer Glaubenszuversicht, würden wir kaum mehr ein Evangelium haben. Aber in dem Übergebliebenen den wirklich *ausgegossenen*

Geist zu sehen ist und bleibt eine Verkennung der Gabe selbst, wie sie in der Schrift geschildert ist. Indessen haben wir an dem übrigen und hätten wir mehr, wenn wir für die Einwirkungen des Geistes offener uns bezeigten, einen Faden, der zur Wiedererlangung des Ganzen leichter führen kann, als man sich denken mag. Demgemäß wäre es doch wieder, wenn man will, keine eigentliche zweite Ausgießung, sondern nur eine Verstärkung der ersten zum Ursprünglichen oder zum Besitz des persönlichen Heiligen Geistes, der wiederkommen sollte. Daß solches geschehe, muß ich glauben, weil ich Joels Weissagungen nicht streichen oder fast zu einem Nichts, wenigstens für unsere Zeit, herunterdrücken darf.“

Die Ausgießung des Heiligen Geistes war aber durchaus nicht das ein und alles seiner Hoffnungen; es war ihm diese Aussicht mehr nur der deutlichste, reichste und kürzeste Ausdruck für das, was er als Aufgabe der Hoffnung und des Gebets in seine Zeit hineinrufen wollte. Er hoffte auf alles, was in den Propheten verheißen ist, also auf eine wunderbar schöne Gnadenzeit, von welcher die Propheten, vor allem Jesaja, und dieser besonders in den Kapiteln 40-66, aber auch Ezechiel, Hosea, Micha, Habakuk, Sacharja etc. weissagen, die nicht müde werden zu sagen, wie schön es „zu *der Zeit*“ sein werde. Ist doch, wie wir alle wissen, in der Weissagung fast noch mehr die Rede von jener schönen Zeit als eigentlich von dem, der sie bringt, dem Messias.

Man kann sich – ich bringe hier in freier Weise Blumhardts Gedanken – die Freude an diesen Verheißungen auf dreierlei Weise schmälern.

* Eine Stimme hat sich auf diesen seinen Hilferuf hin in schöner, würdiger Weise erhoben, diejenige des Herrn Pfarrer H. Ph. Schnabel in seiner gründlichen biblischen und kirchengeschichtlichen Untersuchung: „*Die Kirche und der Paraklet*“ (der andere Tröster). Gustav Schlußmann, Gotha 1880. Das Erscheinen der Schrift fiel gerade in die Zeit, da Blumhardt starb.

** *Predig-Blätter aus Bad Boll*, enthaltend nachgeschriebene Predigten und Vorträge von Pfarrer (Johann Christoph) Blumhardt, hrg. von seinem Sohne Theophil Blumhardt. I-III, Bad Boll 1878-1881.

Erstens: man sucht sich bei vielem durch künstliche Deutung zu überreden, es sei schon erfüllt, es sei eben darin nicht mehr verheißen, als was wir jetzt in den Zeiten des Neuen Bundes, d.h. in unserer Gegenwart, so arm sie auch an Göttlichem ist, besitzen. Über die Künstlichkeit der Deutungen gehe ich hinweg, ich möchte nur Blumhardts Gedanken erwähnen gegen jene Mutlosigkeit, noch Großes von Gott, dem Lebendigen und Barmherzigen, zu hoffen, aus welcher jener Trieb künstlicher Herabdämpfung des Verheißungswortes entspringt. Auf Moses' Frage an Gott: „Wie heißest du?“ – gleichsam: „Worin unterscheidest du dich von anderen Göttern?“ – antwortete Gott: „Mein Name ist: ‚Ich werde sein.‘“ Das ist Sein Wesen in Seinem Verhalten gegen das Menschengeschlecht, nicht abnehmend, ermüdend, alternd, sondern zunehmend: „Ich will euch mehr Gutes tun denn zuvor je“ (Ez. 36, 11), immer herrlicher und freundlicher sich offenbarend: als der will Er von uns angesehen sein. Wie hat doch Gott in der Sendung *Seines Sohnes* Seine den Vätern gegebenen Verheißungen *so weit* über ihr Ahnen hinaus herrlich erfüllt! So ist Er: – nicht *weniger*, sondern je länger, je *mehr* darf man von Ihm an Erweisungen der Macht und *Barmherzigkeit* erwarten.

Zweitens: das meiste und Schönste von diesen Verheißungen gilt – so meint mancher – nur den heutigen *Juden*. Wenn Jakob oder Israel angeredet ist, so sind *sie* gemeint; Zion, Jerusalem bedeutet jederzeit jenen Hügel und die zu seinen Füßen liegende Stadt in Palästina. – Es ist nun gewiß zu erwarten, daß der Herr einst auch von ihnen sich bei diesen Seinen Verheißungen behaften lassen wird, und schon ihr heutiges Fortbestehen als Nation, nachdem ihre sämtlichen Altersgenossen unter den Völkern, die Phönizier, Ägypter etc., schon längst verschwunden sind, spricht dafür, daß Gott noch Großes und Schönes mit ihnen im Sinne habe. „Wie ihr seid ein Fluch gewesen unter den Völkern, so sollt ihr ein Segen sein“ (Sacharja 8, 13), und „Ich will das steinerne Herz aus eurem Leibe wegnehmen etc.“ (Ezechiel 36, 26) und so manches Ähnliche wird sich an ihnen vornehmlich erfüllen, und das wird allerdings ein großes Vorwärts im

Reiche Gottes bedeuten. Aber so kann's nicht sein, daß Abstammung von beschnittenen Vätern vor Gott mehr gelte als Abstammung von getauften und daß dem verstocktgebliebenen Teile der Juden am Schlusse als Lohn für ihre Verstockung noch ein Vorzug werde gewährt werden. Es sind aber namentlich in der Anfangszeit des Christentums Tausende und Abertausende von Juden in die Familie der Kirche Christi eingetreten und haben uns andere allmählich, vielleicht mehr, als man denkt, auch dem Fleische nach dem Abraham verwandt gemacht. Mit diesem Gedanken hob sich Blumhardt oft über eine allzu kleinliche und enge Auffassung des Verheißungswortes empor. Er hatte aber natürlich auch noch triftigere Gründe. „Jesus ist Abrahams Same und ist der Weinstock, und wir sind die Reben an ihm und somit Abrahams Same.“ Es ist dies nur eine andere Wendung von Paulus' Wort (Galater 3, 29): „Seid ihr (Heidenchristen aber) Christi, so seid ihr ja Abrahams Same und nach der Verheißung *Erben*.“ Wie ernst es dem Apostel Paulus damit ist, zeigt er in der so schönen, wichtigen Stelle desselben Briefes 4, 22-31, die leider wegen allerlei Mißgeschicks wenig beachtet und wenig verstanden wird. Man erlaube mir, diese Stelle ein wenig zu beleuchten! Das fatalste Mißgeschick, daß dieser Stelle widerfuhr, ist bekanntlich dies, daß ein Schreiber die Hagar in den 25. Vers einschmuggelte. Der Vers lautet ursprünglich einfach so: Denn der Berg Sinai ist in Arabien und ist auf gleicher Linie mit Jerusalem (denn dieses oder diese Jerusalem ist ja in Knechtesdienst mit ihren Kindern). „Das Gesetz, sagt Paulus, mit dem sich die Juden brüsten, bringt Knechtesstand, wie ihn die Hagar hatte, und ist vom Sinai, einem in *fremdem* Lande liegenden Berge, gegeben; aber allerdings: das heutige Jerusalem (zu Paulus' Zeit) ist diesem Sinai und dieser Hagar verwandt, denn es tut Knechtesdienst (unter dem Gesetz). Darum hat es auch allzeit Kinder, aber künstlicherweise, wie durch die Geburt des Ismael auf künstliche Weise eine Verheißung Gottes hat erzielt werden wollen. Aber solcher künstlicher Same Abrahams, Produkt menschlich erzwungener Erfüllung der Verheißung, ist nichts als eine beständige Verlegenheit für Gottes Reich, so daß schließlich

nichts übrigbleibt als: ‚hinaus mit ihm!‘ Die wahre Jerusalem aber hat auf die Erfüllung der Verheißung zu warten, sie steht frei, und ihr liegt nur ob, zu glauben. Darum ist sie denn auch allerdings lange unfruchtbar wie Sarah, aber ihr gilt das Wort Jesaja 54, 1ff.: „Rühme, du Unfruchtbare etc.“ Wenn Paulus hier (Vers 24) sagt, man könne der Erzählung über Hagar und Ismael noch mehr entnehmen als nur den erzählten geschichtlichen Stoff, so ist das nicht von ferne jene „willkürlich rabbinische Sophisterei“, deren man ihn gerade hier oft in vornehmem Selbstgefühl beichtigen will. Sein Denken geht hier vielmehr wohl auf einer Spur, auf welcher er gerade dem heutigen Denken in dessen Sinn und Verständnis für die Gesetze des Wachstums und der Entwicklung begegnet. Wie wir in der Struktur der Eichel schon den Bau der Eiche angedeutet, bedingt und begründet finden, so sieht Paulus sowohl in den schönen göttlichen Erfahrungen als auch in den menschlichen Verirrungen des Gottesvolkes seiner Zeit die entsprechenden Erfahrungen und Krisen der Familie des Ahnherrn Abraham sich abspiegeln oder wiederholen. Des Herrn, der verheißt hat, im Glauben harren – das bleibt der dem Geschlecht Abrahams, dem Glaubens- und Gottesvolke, in und mit seiner Entstehung vorgezeichnete Weg, und wie Paulus in der entstandenen Gemeinde Jesu ein Wunderkind der Verheißung, ähnlich wie Isaak, sehen durfte, so war in der Tat dieselbe Verirrung, die dem Ismael das Leben gab, und derselbe Knechtesübermut, der ihn zeichnete, in jener Art wiederzufinden, womit das damalige Judentum sich in seiner Gesetzesfrömmigkeit sonnte und in diesem künstlichen, kümmerlichen Surrogate sich für alles – erst wirklich und dann nur vermeintlich – Unerfüllte für entschädigt hielt. Wahrlich eine Lektion der Geschichte, die gerade von dem heutigen Geschlechte am mindesten sollte leichtfertig überhört werden! Also dies ist des Apostels letzte Schlußfolgerung: Ihr Christen aus den Heiden, ihr seid die Kinder, welche Gott durch Jesaja (54, 1ff.) der verlassenen Jerusalem verheißt hat, *ihr* seid *Isaak*, und die ungetauften *Juden* sind *Ismael* (weshalb auch, sagt er, sie mich und die Heidenchristen ähnlich plagen und verfolgen, wie es einst Ismael

* J. C. Blumhardt, *Blätter aus Bad Boll*. 3. Band, S. 230ff., 238ff., 246ff. (*Gesammelte Werke*, Reihe II: *Verkündigung*, 5 Bände, hrg. von Paul Ernst), Göttingen, V&R, 1969-1974.

mit Isaak getan). Wie einfach eigentlich, wie groß und klar ist diese Auseinandersetzung, daß Gottes Familie, Gottes Volk durch den Geist, durch das Festhalten am Glaubensprinzip, das Abraham hochhielt, bestimmt werde! Und wie will man denn nun sich mit diesen Sätzen des Paulus abfinden, wenn man gerade umgekehrt *das*, was Paulus Abrahams Samen und Jerusalems Volk nennt, von der Verheißung *ausschließt* und *das*, was er *ausschließt*, allein auf den Thron setzt? Wenn aber, wie Paulus mit dürren Worten sagt, jene Christen der Apostelzeit die Kinder jenes Jerusalems waren, von welchen die Weissagung redet, dann ist jenes Jerusalem von der Geographie unabhängig. Jeder Mittel- oder Ausgangspunkt einer Offenbarung Gottes durch den Heiligen Geist ist dann in etwas das Jerusalem oder Zion der Verheißung.

Wenn aber die Dinge so liegen: wieviel ist uns dann verheißen! Jener Anfang von Jesaja 40 gilt dann auch unserer armen christlichen Kirche. „Tröstet, tröstet sie, wird sprechen euer Gott, redet freundlich mit ihr, denn ihre Missetat ist vergeben.“ Und ebenso alle die folgenden herrlichen Verheißungen jenes zweiten Teiles des Jesajas sowie auch anderer Propheten, wie alle Völker noch zu ihr kommen sollen, daß ihre Räume zu klein sein werden etc. Ich erwähne nur noch aus eben jenem von Paulus berührten Kapitel (Jes. 54) den 4. bis 8. Vers: „Du wirst die Schande deiner Witwenschaft vergessen etc.“ Dürfen wir hier nicht wieder an das Gleichnis von der Witwe denken und uns sagen: von *dieser* Witwenschaft gilt's am allermeisten, alles, was dort gesagt ist?

Kurz, sobald wir einmal des Apostels Paulus Ausführung, daß *wir* die Träger jener Verheißungen seien, glauben, so ist uns jene unaussprechlich schöne und große Gnadenzeit als Übergangszeit zur ewigen Herrlichkeit verheißen und in fester Aussicht.

Von solcher Grundlage aus, daß der Trost, welcher den Propheten über den Verfall des Israels ihrer Zeit gegeben wurde, auch uns gesagt sei und uns gelte, ließ Blumhardt das Prophetenwort sich zum Troste dienen in seiner Herzensnot

über den Jammer der Zeit. Gewaltiglich hat er einmal in Möttlingen in einer Sonntagnachmittagspredigt die Hoffnungen, die wir haben dürfen, ausgeführt in Behandlung der Schlußworte des Propheten Micha (7, 18-20). Sie lauten 7, 18. „Wo ist ein solcher Gott, wie du bist, der die Sünde vergibt und erlässet die Missetat den übrigen seines Erbteils; der seinen Zorn nicht ewiglich behält, denn er ist barmherzig. 19. *Er wird sich unser wieder erbarmen und unsere Missetaten dämpfen und alle unsere Sünden in die Tiefe des Meeres werfen.* 20. Du wirst dem Jakob die Treue und Abraham die Gnade halten, wie du unsern Vätern vorlängst geschworen hast.“ „Den übrigen, die noch für die Witwe rufen: ‚Rette mich von meinem Widersacher‘, wird Er'schenken, daß *aller* Sünden können schließlich in die Tiefe des Meeres geworfen werden.“ „Zu ‚dem Jakob‘ und ‚dem Abraham‘ können wir noch hinzufügen: ‚und deinem Sohne Jesu Christo‘, das ist noch mehr.“ Das waren so die wesentlichen Erklärungen des Textes.

Aber nun kommt noch eine dritte Einrede. Ich möchte sie nennen: das Tausendjährige Reich oder auch: die Wissenschaft von den letzten Dingen des Reiches Gottes auf Erden, die sogenannte Eschatologie. Es fällt uns Menschen so schwer, das, was Gott Freundliches, was Er von einer in großem Maßstabe entfalteten Barmherzigkeit verheißen hat, getrost an unser Herz kommen zu lassen, so daß es dasselbe erwärmt und höher schlagen macht. Alle wirklichen *Verheißungen* Gottes, d.h. alles, was er noch Freundliches im Großen tun, alles, worin Er als der Lebendige, der Allherrscher und doch zugleich als der Barmherzige sich offenbaren will, das schieben wir deswegen gerne soweit als möglich von uns weg. Die heutige, uns gewöhnliche Art des Geschehens, wo von einem Tun Gottes oder einem Walten des Himmelreichs nach Art des in der Bibel Erzählten nichts zu sehen ist, ist unserem Auge begrenzt durch eine Kluft: die Wiederkunft Christi; alles, was wir je noch von großen Kundgebungen göttlicher Macht und göttlicher Barmherzigkeit zu hoffen haben, verweisen wir gerne in das Land jenseits dieser Kluft, etwa in ein Tausendjähriges Reich, das wir dann freigebig mit allem

Herrlichen ausstatten. Diesseits bleibt nur der traurige Niederschlag oder Überrest der Weissagung, dasjenige, was nicht Verheißung ist, sondern eher Drohung oder, richtiger: Voraussagung von allerlei Schlimmem, das seitens der Menschen noch verübt werden wird. Da ist uns denn das schöne Ziel unseres Hoffens, die Wiederkunft unseres Herrn Jesu Christi, verbarrikiert von allerlei furchtbar schweren, noch bevorstehenden Entfaltungen des Bösen: Abfall, Antichrist, letzte Trübsal – und wie das alles kommen werde, das glauben wir fast bis ins einzelne genau zu wissen. Uns schaudert dabei, und unwillkürlich möchten wir im stillen denken, „wenn ich’s nur nicht erlebe“. Aber hüten wir uns doch ein wenig vor solcher Weise! Es ist schon irrig, wenn man alles so genau wissen will; da kommt nur der natürliche Verstand, der vom Geiste Gottes nichts vernimmt, zum Reden, und nicht der Geist. So hatten’s die Pharisäer, sie waren gewiegte Eschatologen, sie wußten’s bis aufs Pünktchen, wie’s kommen muß, nur kam das alles nicht oder eben ganz anders, so anders, daß sie vor lauter genauem Wissen ganz blind mitten im schönsten Geschehen göttlicher Dinge standen, ohne es zu merken, und daß von allen Feinden des Reiches Gottes, die sie sich noch im Anzuge dachten, sie selbst nahezu die einzigen waren, die sich eingestellt. Simeon, ihr Zeitgenosse, hatte es umgekehrt, er hatte die Verheißungen mit dem Herzen, im Geiste gelesen; er wußte lange nicht soviel, er wußte nur eins: das Heil und Licht der Völker, aber darob schlug sein Herz. Wie gar anders, als die Pharisäer, vermeintlich getreu nach dem Wortlaute der Weissagung, dachten, kam doch der Herr! Wieviel einfacher, und doch viel größer! Wieviel menschlicher und viel göttlicher; wieviel weniger Richter und viel mehr Heiland! Lassen wir uns das gesagt sein!

Blumhardt hatte eine Scheu vor solchen Studien über die Zukunft, die nur den Verstand oder vielleicht mehr nur die Neugierde und die Phantasie befriedigen. Die Zukunft hat die Propheten nur beschäftigt, soweit sie nach Trost hungerten und dürsteten, und als Antwort auf solches hungerndes Fragen erhielten sie die Aufschlüsse; und ähnlich solle unser Sinn sein im Fragen

nach dem, was kommen werde. Was dem inneren Heiligen Geiste, dem Gemüte, etwas gibt, das soll uns beschäftigen“. Als einmal zwei sich darüber stritten, ob Blumhardt sich wohl den Antichrist vor oder nach dem Anbruch der gehofften Gnadenzeit denke, antwortete er auf ihre darauf sich beziehende Frage: „Nun, der Antichrist ist unser nächstes Bedürfnis *nicht*.“ Wann, wie etc. wohl *der* komme, das beschäftigte ihn wenig, ihn beschäftigte betreffs der Zukunft das, was er zum Gegenstande seines Bittens und Harrens machen konnte und machte. Daß die „letzte Trübsal“, die dem endlichen Siege etwa vorangehende Verfolgungszeit, nicht so schlimm ausfallen werde, als viele es sich malen, davon war er fest überzeugt, und so zu denken war ihm allerdings Herzensbedürfnis, weil er sah, wie dieses Schreckbild vielen die Freude am Nahen des Herrn und seines Tages vergällte und sie der Freudigkeit, sich danach zu sehnen, nahezu beraubte. Die Hauptstelle, die man für die Schrecklichkeit dieser Trübsal anführt, ist bekanntlich Matth. 24, 21: „Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, als nicht gewesen ist von Anfang der Welt bisher und als auch nicht werden wird.“ Er antwortet denen, die hieraus auf eine dem Kommen des Herrn vorangehende, über alles große Trübsal schließen, folgendes: „1.) Aus dem Schlußsatze geht hervor, daß der hier erwähnten Trübsal noch andere, minder große folgen können; 2.) daraus geht hervor, daß hier nicht von einer letzten Trübsal oder überhaupt von etwas, das unmittelbar vor dem *Ende* geschieht, die Rede ist, sondern von der mit der Zerstörung Jerusalems verbundenen Trübsal, und 3.) geht aus letzterem hervor, daß, falls je, was allerdings wahrscheinlich, noch eine letzte Trübsal zu erwarten ist, diese nicht so *groß* werden darf wie die in diesem Verse prophezeit.“ – Er zog gegen diese Trübsalstheorie noch mit einem gewaltigen Grunde zu Felde: „Denkt euch alle Trübsal dieser 1800 Jahre so in eine kurze Zeit zusammengeschaut, wie diese 18 Jahrhunderte von der neutestamentlichen Weissagung wirklich wie als nichts oder doch als ein wenig angesehen werden, wieviel Krieg, Pest, Hungersnot, Verfolgungshitze kommen da auf einen Haufen zusammen! Denkt euch die Ströme vergossenen

Blutes, denkt euch eine Hungersnot, wie unlängst die chinesische, die 7-9 Millionen Menschen fraß, die Pest im Mittelalter, die Holzstöße in Spanien etc., könnte nicht daran genug sein? Könnten wir nicht für das lange, lange Warten diese Entschädigung erhalten, daß es schließlich milder geht, als man sich gedacht hat?“

In Matth. 24 ist bekanntlich dem ersten Anscheine nach die Zeit der Zerstörung Jerusalems und diejenige der Wiederkunft des Herrn als nahezu zusammenfallend gedacht. Bei näherem Zusehen erblickt man freilich wieder eine Unterscheidung dieser beiden Zeiten, wie wir am Schlußsatze des 21. Verses sahen, der ja die Weltgeschichte noch nach der Zerstörung Jerusalems sich fortsetzen läßt; aber immerhin sind diese beiden großen Termine, des Strafgerichts über die Juden und der Wiederkunft des Herrn, so in einem Bilde geschaut, daß es schwer ist, die auf das eine und die auf das andere dieser beiden Ziele sich beziehenden Gedanken zu sondern. Die Art nun, wie Blumhardt sich diese Schwierigkeit löste, gab ihm zugleich die Antwort auf eine Einwendung, welche vielfach gegen seine Auffassung der heutigen Lage der Dinge im Reiche Gottes erhoben wurde, gegen die Einwendung nämlich: es sei von einem solchen Zurückgehen des Christentums, wie er's als eingetreten annehme, und von einem solchen Wiederaufleben desselben, wie er es hoffe, im Neuen Testament nichts voraussagt. Diese Schwierigkeit lastet natürlich keineswegs nur auf Blumhardts Anschauung, sondern auch auf der der evangelischen Kirche überhaupt; denn auch diese sieht in den Jahrhunderten von der Apostelzeit bis zur Reformation ein bedenkliches Zurückgehen und in der Reformation ein erhebliches Wiederaufleben; der Unterschied ist nur der, daß ein so herrliches Wiederaufleben, wie es Blumhardt hoffte, nur aufgrund einer Verheißung gehofft werden darf. Die Verheißung aber, auf die er baute, haben wir ihn oben beleuchten sehen. Aber wie legt er sich das Schweigen der Bibel über den bevorstehenden Untergang von 1700 Jahren zurecht? Der Herr will nicht „wahrsagen“, d.h. nur ein zukünftiges Geschehen voraussagen, das sich dann mechanisch nach der Vorhersagung abwickeln soll. Wenn

einzelnes, das weder Verheißung noch Drohung ist, vorausgesagt wird, so sind das unerläßliche Winke, Warnungen vor bevorstehenden Gefahren. Angedrohte Strafen werden leider seitens des Tuns der Menschen weniger Hindernis ihres Eintretens finden als gegebene *Verheißungen*. Die erfüllen sich nicht von selbst, ihr Eintreten hängt von den Menschen ab. Was Gott *verspricht*, dessen Erfüllung ist immer von der Menschen freiem Willen mehr oder weniger abhängig gemacht, ob sie das Versprochene wirklich begehren werden oder nicht. Nun geht durch alle Reden des Herrn über Seine Wiederkunft die Anschauung, dasjenige, was vorher noch durch Seine Knechte auf Erden auszuführen sei, könne sich innerhalb eines wohlgestreckten Menschenalters vollziehen, wie z.B. im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge die am Morgen Eintretenen, die Apostel, noch am Abend, wo die Arbeit vollendet wird, als tätig gedacht sind. Es scheint Ihm offenbar hierbei wenigstens die Möglichkeit, daß es so rasch gehen könnte, vorgeschwebt zu haben, wobei wir bedenken dürfen, daß bei den großen Mitteln, die Gott zu Gebote stehen, auch größte Schwierigkeiten hätten überwunden werden können (vgl. Jesaja 60, 22: „Ich, der Herr, will solches zu seiner Zeit eilend ausrichten“). Andererseits ahnte Er wohl auch den kommenden Verzug, vielleicht immerhin mit dem Gedanken, daß schließlich die Hauptarbeit bis zum letzten Siege sich innerhalb eines Menschenalters vollziehen könne. Gewisses wußte ja auch Er darüber nicht, nach Mark. 13, 32: „Von der Zeit oder der Stunde aber weiß niemand, auch die Engel im Himmel nicht, auch der *Sohn* nicht, sondern allein der Vater.“ Soweit es, um Entmutigungen über eintretenden Verzug vorzubeugen, nötig war, verwendete der Herr Seine Ahnung, daß es noch große Verzüge geben könne, in manchen Gleichnissen. Aber den Eindruck einer Möglichkeit raschen Fortschreitens wollte und durfte Er nicht durch viele Wenn und Aber schwächen. Auf seiten des Herrn lag keinerlei Nötigung vor, Seine Knechte durch bestimmte Voraussagung eines Verzuges zu entmutigen, und der Gedanke an sich „innerhalb eines Menschenalters“ mag auch für die Zeit, in welcher die letzte Entwicklung sich vollzieht, von Bedeutung sein.

Gott selbst wollte nicht in seine Verheißung jenes „Aber“ hineingemischt sehen, nämlich: „Aber an euch Menschen wird's dann wieder fehlen, ihr werdet wieder alles mit eurer Untreue und Faulheit verderben und in die Länge ziehen.“ Das wäre unter Gottes Würde und wäre den Menschen schädlich gewesen und hätte ihr Tun [gleichsam] entschuldigt oder fast gar noch hervorgerufen.

So sind denn überhaupt dem Auge der Weissagung jene Zeiten der Menschengeschichte, in welchen durch Schuld der Menschen „nichts geht“, d.h. in welchen Gottes großes Tun stillsteht, nicht vorhanden; es sieht über dieselben hinweg oder durch dieselben wie durch lauter Nichts hindurch.

Aber, möchte man sagen, wenn dem so ist, wie steht es denn mit der Reformation? Nun, daß sie kein solches Nichts war, das fühlte niemand mehr als Blumhardt. Er sah je länger, je tiefer in ihr ein göttliches Walten, sie war ihm der freilich wieder ins Stocken geratene Anfang des Wiederauflebens. Nur war sie ihm bloß der Anfang, es war ihm durch sie noch lange nicht alles wiedergekommen, was die Christenheit durch ihren tiefen Verfall verloren hatte. Diese Gedanken fanden einmal bei ihm einen merkwürdigen, ihm selbst unerwarteten Ausdruck in einer Predigt in Möttlingen über den zweiten Fischzug des Petrus (Joh. 21, 1-11) nach der Auferstehung des Herrn. Die Jünger hatten bekanntlich damals „die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen“; des Morgens nun stand Jesus am Ufer, ohne daß sie Ihn erkannten, und riet ihnen: „Werfet das Netz zur Rechten des Schiffes, so werdet ihr finden.“ Da warfen sie und konnten es nicht mehr ziehen vor der Menge der Fische. „Und Petrus zog das Netz auf das Land, voll großer Fische: 153; und wiewohl ihrer so viele waren, zerriß doch das Netz nicht.“-

An jenem Sonntage (oder Aposteltage?), wo ihm dieser Text folgte (der Text Joh. 21, 1ff. ist die Perikope des II. württembergischen Jahrgangs auf den Tag Johannis des Evangelisten – 3. Weihnachtstag), war er ganz besonders durch Besucher ins Gedränge gebracht. Die ihm auch sonst äußerst kärglich zugemessene Zeit zur Vorbereitung ging ihm nahezu ganz verloren. Es

läutete schon zur Kirche, als er sein Perikopenbuch aufschlug und diesen Text fand, und er wußte obendrein im Anfang gar nicht, wie er ihn „packen“ solle. Da, zuallerletzt, kam ihm folgende Gedankenreihe, die er kundgab.

Zweierlei fällt an diesem Texte auf, einerseits die sichtlich betonten Beziehungen dieses zweiten Fischzugs zum ersten (Luk. 5, 1-9), sowohl nach den Ähnlichkeiten wie nach den Unähnlichkeiten; und dann die sichtlichen Andeutungen, daß diese erzählte geschehene Geschichte eine sinnbildliche Weissagung *sei*; namentlich gilt dies von der Angabe der ja sonst völlig wertlosen *Zahl* der Fische. Auch beim ersten Fischzug weist das Wort des Herrn: „Ich will euch zu Menschenfischern machen“ auf eine sinnbildlich verheißende Bedeutung des Geschehenen.

Könnte es so gemeint sein, daß darin, in den beiden Fischzügen, die beiden großen Zeiten der Kirche Jesu, die *erste* und die *letzte*, gezeichnet wären?

Der erste Fischzug bedeutete dann die mit Pfingsten beginnende Einsammlung der Seelen in der Apostelzeit. Vorher war's (im Alten Testament) wie Nacht, und es wurde wie nur mit der Angel gefischt; dann am Pfingstfest hieß es zu Petrus: Fahret auf die Höhe und werfet das Netz aus! Damals sowie in der ganzen Apostelzeit wurden so viele Fische gefangen, „also daß das Netz, d.h. die *Lehre*, zerriß“. Die Lehre bekam Löcher, wodurch Fische hin- und hergingen und der Unterschied zwischen drinnen und draußen sich verwischte, so daß Selige draußen sein und drinnen im Netze Befindliche unselig sein konnten. Die Kirche verwilderte, es wurde wieder Nacht, wieder - im Mittelalter - kümmerliches Angelfischen mit wenig Erfolg. In der *Reformation* wurden die Netze, d.h. die *Lehre*, *geflickt*. Wohl geschah noch mehr, aber ein durchschlagender Sieg über die Sünde, eine eigentliche Rückkehr im Großen zu Gott, trat nicht ein, wie auch andererseits nicht eine Wiederkehr der ersten Gnaden. Es blieb in mancher Beziehung und wurde auch teilweise wieder Nacht. Aber der Herr wird sich wieder zeigen, und es wird dann heißen: „Werfet das Netz zur Rechten des Schiffes!“, und dann wird wieder ein großer Fang getan werden

und für *bleibend*, denn „obwohl ihrer so viele waren, so zerriß doch *das Netz nicht*“. Die Zahl der Fische ist *gezählt*; denn in der letzten Zeit kann's wohl noch so schwierig kommen, daß (Matth. 24) „auch die Auserwählten verführet würden, wenn's *möglich* wäre“, aber es ist dann nicht mehr *möglich*!

Diese Predigt steht in ihrer allegorischen Weise bei Blumhardt *einzig* da, da er sonst seiner ganzen Art nach der allegorischen (sinnbildlich umdeutenden) Erklärungsweise ernstlich abhold war. Er erlaubte es sich aber diesmal wohl darum, weil ihm die hier ausgesprochenen Grundgedanken schon vorher aus Schrift und Erfahrung klar und gewiß geworden waren.

In obiger Predigt wurde der Segen der Reformation sicherlich warm und voll geschildert; allein in der Erinnerung, der ich eben allein dieselbe entnehmen konnte, tritt solches eher zurück gegenüber den in kräftigen Strichen gezeichneten neuen Gedanken, welche dem Gedächtnisse sich tiefer eingepägt. So haftet vielleicht jetzt an obigem Auszuge eine Schroffheit, die der Predigt selbst nicht eigen war. Um dies auszugleichen, fühle ich mich genötigt, noch eine eigentliche Reformationsfestpredigt Blumhardts aus späterer Zeit (aus den „*Predigtblättern aus Bad Boll*“ 1879, Nr. 15) mitzuteilen; ich gebe sie ganz, nachdem sie allen Versuchen, ihr Auszüge zu entnehmen, widerstanden hat.

Der Herr kommt!

Predigt am Reformationsfest über 2. Petri 3, 9

Text: Der Herr verzeucht nicht die Verheißung, wie es etliche für einen Verzug achten, sondern Er hat Geduld mit uns und will nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre.

Vielleicht wundert es euch, ihr Lieben, daß ich heute auf einen solchen Spruch gekommen bin. Aber wir müssen uns dessen erinnern, daß Luther selbst, als er auftrat, die Überzeugung hatte, das Kommen des Herrn sei nahe, und gerade *sein* Werk konnte er als einleitend nehmen für das Kommen des Herrn ge-

gen den Widerchristen. Seine Schriften sind voll davon, und man hat sogar ein eigenes Büchlein von Worten Luthers zusammengetragen und herausgegeben, um zu zeigen, wie Luther auch als Prophet zu achten und zu schätzen sei, der von der Zukunft, von kommenden Gerechten und vom endlichen Nahen des Herrn nach der Verheißung sprach auf eine sehr anregende und tiefgehende Weise. Gerade diesen Gedanken Luthers in unserer Zeit, an einem Reformationsfest, herauszuheben, darf daher niemand von euch auffallen. Man wird mit ihm auch aufs Letzte blicken dürfen. Denn nicht das, daß eben jetzt eine geeignetere christliche Anschauung oder Religion oder Konfession aufkäme, unter der man fortan leben sollte, war der Hauptzweck Gottes, als er das neue Licht kommen ließ; sondern in der Tat und Wahrheit sollte es eine Vorbereitung sein zur Zukunft des Herrn. Und wenn ich noch Weiteres hinzusetzen will, so ist's das, daß mir die Reformation vor dreihundertfünfzig Jahren von jeher nichts anderes gewesen ist als ein Vorbild von einer Erneuerung in geistlicher Hinsicht, die durch die ganze Welt sich erstrecken muß, von dem Aufgang des Lichts und der Herrlichkeit Gottes über alle Völker der Erde, zu deren Wiederbelebung in ein neues göttliches Leben herein. Es ist ein Fehler, wenn wir bei Betrachtung der Reformation nur eben an die durch sie entstandenen Protestanten, Evangelischen, Lutherischen, Reformierten und wie sie alle heißen, denken. Der Herr hat viel größere und weitergehende Absichten mit der Reformation gehabt, und daß, wie es lange Zeit gewesen ist, alle Heilsgedanken Gottes nur eben an den Evangelischen sich erfüllen mußten, wie wenn die anderen Völker und Kirchen gar nicht da wären, da man sich als ein neues Israel dachte, das egoistisch und eigenliebig nur von sich träumt – das war nicht das Rechte; und wenn man auch heute noch da und dort fortfährt, im stillen solche Gedanken zu haben, so ist's nicht das, was wir vornehmlich nach des Herrn Sinn und Willen denken sollten.

Nun: *Der Herr kommt!* Das lag schon in den Thesen oder Sätzen, die Luther an der Kirchtüre zu Wittenberg anschlug. Der Herr kommt, wie er verheißten hat; und denken wir zurück

an alles, was damals in der Reformationszeit geschehen ist, bis heute, so sollte alles uns entgegenrufen: Der Herr kommt! Diese Verheißung steht fest, auch wenn sie zu verziehen scheint. Denn abermals ist ein Verzug gekommen. Ein starkes Anklopfen durch die ganze Christenheit ist's damals gewesen, daß es in allen Herzen geheißen hat: Der Herr ist nahe! – und es ist wieder still geworden. Es war die Mitternachtsstunde, da riefen die Wächter: „Der Bräutigam kommt!“; als aber der Bräutigam verzog, schiefen die Leute wieder ein. Was man damals erwartete, hat sich wieder verzogen, und wohl zwei Jahrhunderte lang hat man gar nicht mehr an das Kommen des Herrn gedacht. Erst seit einem Jahrhundert ist's wieder in unserem Vaterland lebendig geworden, aber dennoch gibt es noch große Distrikte, auch protestantische Gegenden, wo die Verheißung und der Glaube an das Kommen des Herrn schläft. Wach ist's bei uns geworden, aber noch nicht genug. Man redet wohl darüber, aber immer auch wieder so, als ob's etwas wäre, wovon man wohl viel reden kann, das aber doch nie kommen wird. So sieht's größtenteils auch in unseren protestantischen Landen aus. Nun, wir wollen den Gedanken an das Kommen des Herrn in uns wachrufen lassen und wollen heute reden *von dem Kommen des Herrn*, 1.) *wie es angebrochen ist mit der Reformation*, 2.) *wie es seitdem wieder in einen Verzug gekommen ist*, 3.) *wie es endlich doch zur Vollendung kommen wird*.

1.) *Die verheißene Zukunft des Herrn ist angebrochen, d.h. angebahnt und vorbereitet worden durch die Reformation*. Das ist und bleibt ein großer Gedanke, den man bei Erinnerung an das große Werk Gottes in jener Zeit nicht außer acht lassen darf.

Das nächste, was geschehen mußte, war, die Menschheit und Christenheit von den Fesseln loszureißen, die alles gebunden und gefangen hielten, die Geister freizustellen, daß sie sich auch regen und bewegen konnten und die Menschen selbständig unter der Einwirkung des Heiligen Geistes sich innerlich ausbilden und reif machen konnten auf das Große, das zu erwarten ist mit dem Kommen des Herrn. Wenn alles früher gebunden und gefesselt, ja geknebelt gewesen ist, wie man ja nachweisen kann aus

der Geschichte, so mußte das jetzt anders werden; die Fesseln mußten jetzt entfernt werden, und die Gebundenheit der Geister mußte aufhören. Mit einem Ruck ist das geschehen. Ein Freiheitsgefühl durchdrang alle Nationen und so auch namentlich ganz Deutschland, als man von den angeschlagenen Thesen Luthers hörte. Ein wunderbares Freiheitsgefühl trat auch später zutage, als man frei und offenbar am 25. Juni 1530 das Augsburgische Glaubensbekenntnis verlesen durfte gegenüber von den gangbaren Vorstellungen der damaligen Zeit, die Geist und Gemüt nur niederhielten und im Finstern ließen. Es mußten die Seelen frei werden für den Herrn, nicht daß Menschen, sondern der Herr sie binde durch seinen Geist. Sie mußten in eine innere Gemeinschaft mit Jesu selber treten, und da mußte alles, was dieser Gemeinschaft hinderlich war, weggeräumt werden. Vieles ist geschehen in dieser Richtung, vieles auch nicht. Aber jedermann rühmt das an der Reformation, daß sie die Menschen, die Christen, wieder leichter atmen ließ, daß sie ebendaher mit leichterem Odem dem Herrn entgegenkommen konnten.

Ein Zweites, wodurch das Kommen des Herrn damals angebahnt wurde, ist die neue Erkenntnis und Offenbarung durch das Wort Gottes. Allerwärts wußte man gar nicht mehr recht, was es nur ums Christentum sei, man durfte es nicht wissen. Von einer Bibel hat man kaum eine Kunde gehabt und noch weniger von dem, was drin zu lesen stand. Somit blieb verdeckt der Wille Gottes zur Seligkeit der Menschen, verdeckt der große Heilsplan Gottes über alle Geschlechter der Erde, verdeckt das Große, das mit dem erstmaligen Kommen Jesu geschehen ist. Was sollte und wollte sein Kommen, sein Dasein, sein Wundertun? – Das wußte niemand mehr. Was sollte und wollte sein Kreuzestod? Da hat man wohl viel darüber geträumt, viel bildliche Darstellungen davon gemacht, aber was er sollte und wollte, hat im Grund doch niemand mehr recht verstanden. Was sollte und wollte seine Auferstehung? Es war eine schöne Geschichte, an der man sich ergötzte, aber was sie für die Menschen bedeutet, das wußte niemand mehr. Seine Himmelfahrt, sein Sitzen zur Rechten Gottes, sein Wiederkommen, das alles war so überzogen

von Dunkelheit und Finsternis, daß es war, als ob der ganze Heiland, wie er geoffenbaret ist, gar nicht da wäre. Fürs Gemüt, für eine Hoffnung aufs Diesseits und Jenseits wußte man nichts zu schöpfen aus dem, was über Jesum gesagt wurde, ausgenommen, daß man in mechanischer Weise, gleichsam abergläubisch, etwas von dem erwartete, was so gesagt wurde. Die Reformation nun hat Jesum wiedergebracht. Im Bekenntnis war's da, aber den Herzen sollte Er wieder nahegebracht werden. Jesum sollte die Reformation wieder darstellen, das Evangelium von ihm als ein heil- und lichtvolles erweisen. Sein Wundertun, wie wir's im Evangelium lesen, sollte zeigen, wie wir ihn haben in aller unserer Not, sein Kreuzestod sollte zeigen, wie da Jesus die Mächte der Finsternis geschlagen und die Schuld getilgt hat. Der Glanz seiner Auferstehung und seiner Himmelfahrt, sein Sitzen zur Rechten Gottes und die gewisse Hoffnung seiner Wiederkehr ist wieder lebendig geworden durch die Reformation, und ohne diese wäre alles das tot und im Schutt vergraben geblieben. Eben damit ist auch wieder eine Vorbereitung auf sein Kommen gegeben. Denn wenn er kommen soll, muß man auch wissen, wer es ist, der da kommt in den Wolken des Himmels. Durch die Reformation ist uns also Jesus wieder ins Licht gesetzt worden, daß wir Jesum haben, Jesu vertrauen und nun auch mit großer Sehnsucht auf Jesum warten können, bis er kommt.

Um noch ein Drittes zu erwähnen, wodurch das Kommen des Herrn in der Reformationszeit angebahnt worden ist, so ist es das, daß den Herzen auch wieder nahegelegt wurde, wie man Jesum und sein Heil wiedergewinnen könne und sicher gewinnen werde. Man hat vorher in mechanischer Weise sich ins Wohlgefallen Gottes und des Herrn Jesu versetzen wollen durch allerlei äußerliche Werkheiligkeit und hat darauf als auf ein unfehlbares Mittel vertraut, wie wenn man z.B. seine Seligkeit nur mit Geld erkaufte oder glaubte, wenn man diese und jene Opfer brächte und Verleugnungen sich auferlegte, so sei's weitaus genug, und habe man einen Gott und Heiland und einen Himmel unfehlbar gewiß. Das brauche ich nicht alles auseinanderzusetzen, ihr wisset's ja. Aber nun ist Luther aufgetreten und Tausen-

de ihm nach, die es klar und deutlich gesagt haben, wie nur allein der Glaube an Jesum Christum und sein Heil den Weg eröffnen könne in den Himmel und zur Herrlichkeit Gottes. Der ganze Mensch hat wieder ins kindliche Glauben und Vertrauen hineinkommen sollen zu Gott und Jesu, der ganze Mensch hat eingetaucht werden sollen in die Offenbarungen Jesu Christi, wie sie gegeben sind, um Licht zu verbreiten im Herzen. Licht hat es sollen werden inwendig dadurch, daß man vertrauen, bitten, hoffen lernte, sich auch richten lernte nach den rechten Geboten Gottes, sich vom Geist unterweisen ließe, Licht bekäme aus dem Wort Gottes für sein ganzes Wandeln, für sein Leben, Leiden und Sterben, daß man Trost und Aufrichtung bekäme unter den Widerwärtigkeiten des Lebens und unter den Stürmen, die auf einen fallen, auch eine Unterweisung erhielte, wie man sich dem Glauben gemäß halten könne, um das Himmlische zu erlangen. Kurz, Licht ist nach allen Seiten durch die Reformation verbreitet worden, damit die Menschen sich rüsten könnten auf die Zeit des Kommens Jesu, ihre Lampen mit Öl füllen und anzünden könnten und dem nahenden Bräutigam entgegengehen.

Wir mögen also die Reformation ansehen, wie wir wollen, so bietet alles einzelne, das wir sehen, einen Punkt uns dar, von dem man sagen muß: Das zielt auf das Kommen des Herrn. Darum habe ich auch gesagt, die in den ersten Jahren der Reformation gekommene Neubelebung der christlichen Kirche sei ein Vorbild und schon ein Anbruch dessen, was noch kommen muß, ehe der Herr kommt, damit er kommen kann.

Es ist nun aber freilich wieder viel Finsternis hereingekommen. Geknechtet wie früher sind wir Protestanten wohl nicht mehr, aber geknechtet auf andere Weise, geknechtet durch Unsitten genug, geknechtet durch irrige Vorstellungen, durch falsche Lehrer und Propheten, durch geheime und offenbare Bündnisse aller Art, die die Menschen angefangen und sich drein hineingeverkauft haben, so daß die Leute dabei eine Zügellosigkeit anstatt einer Freiheit in Anspruch nehmen. Frei, frei dem Herrn nach müssen wir werden! Die Heilige Schrift – ja, sie ist wohl da, aber wer liest sie? Wer kennt sie? Und – wer kennt Jesum?

O wie ist der Herr Jesus wieder verdeckt worden! Wie meistert man ihn! Man läßt ihn nicht von Gott vom Himmel gekommen sein, man läßt ihn nichts mehr sein, man wirft ihn eben hin als einen, von dem einmal viel gesprochen worden ist und der die Welt in Aufregung brachte, aber mit dem's jetzt vorbei ist. So stehen Tausende. Andere, die viel von ihm reden, lassen ihn doch nicht an sich kommen, treten doch nicht in eine wirkliche Gemeinschaft mit Jesu. Wenn man fragen will, wie viele in eine Gemeinschaft mit Jesu gekommen seien, so fällt die Antwort betrübend aus. Es sind nur ganz wenige, so daß man wünschen muß: Wenn's nur einmal wieder wäre wie zur Zeit der Reformation! Nun, wir können es aber wenigstens haben, können's lesen, können ohne Scheu mit unseren Gedanken uns drin bewegen, und wenn der Geist Gottes wieder auf uns fällt, ach, wieviel kann sich da rasch machen infolge der in der Reformationszeit geschehenen Vorbereitung auf sein Kommen. Auch das Glaubensleben können wir haben, es ist niemand dran gehindert; und wiederum darf nur der Geist Gottes herniederfallen auf uns, so können Tausende dazukommen, zugerüstet zu werden auf das Kommen des Herrn.

2.) Wir sind aber vorhin bereits auf die zweite Betrachtung hingelenkt worden, nämlich darauf, *wie das Kommen des Herrn sich seit der Reformation wieder verzogen hat.*

Der Verzug ist da, und wir begreifen ihn. Denn wenn der Herr rasch gekommen wäre und kommen wollte, wen könnte er zu sich nehmen? Und doch will er nicht, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre, d.h. sich bekehre und lebe! So ist sein Verzug nichts anderes als ein Zeichen davon, daß er Geduld mit uns hat und die Hoffnung noch nicht aufgegeben hat, zuletzt so kommen zu können, daß sein Kommen auch für die jetzt noch harten und trotzigen Menschenkinder Heil mit sich bringt. Oh, sie sind alle noch zu weit von ihm, als daß er kommen und Freude an ihnen haben könnte, wenn er kommt! Eine Betrübniß darüber, daß eben doch keinerlei Zurüstung weder bei uns noch bei anderen ausreichend ist für die Zukunft des Herrn, kann einen ganz übernehmen; und doch

müssen wir Gott danken, daß er verzieht. Denn es ginge sonst übel. Wenn heute sich die letzte Posaune hören ließe, wie würde es aussehen unter der Reihe der Menschen? Aber vorzüglich ist der Verzug darum gekommen und notwendig geworden, weil alles reformatorische Licht wieder in ganz enge Grenzen eingeschlossen wurde. Was damals protestantisch oder evangelisch geworden ist, ist's geblieben, soweit nicht später äußere Gewalt einen Wechsel verursacht hat. Weiter ist's nicht gekommen. Es ist alles in ganz enge Schranken gefaßt. Selbst inmitten von Ländern, die man evangelisch heißt, sind die eigentlich Evangelischen in gewissen Städten und Dörfern etwas für sich Abgeschlossenes und bleiben's. Überall ein Abgeschlossenes! Das evangelische Licht dringt nicht hindurch und hinaus. Neben dieser Abgeschlossenheit ist aber noch etwas Traurigeres: die gegenseitige Ausschließung. Es ist auch in der protestantischen Anschauung viel Ausschließung der anderen Kirche, wie sie nicht sein sollte und nicht zu dem Wesen der Reformation und dessen, was sie brachte, gehört. Man hat wenig Gefühl, wenig Empfindung für diese Kirche. Man kann schonungslos mit den Angehörigen derselben und mit ihren Häuptern streiten und zanken über alle möglichen Sachen, verborgen und öffentlich. Eine Scheidewand ist da, welche auch die protestantische Kirche mit ihrem Licht nicht zu durchbrechen sich anschickt. Man läßt alles guten Mutes, wie es ist, als gehörte Haß und Feindschaft beider Kirchen mit zur Sache. Mit seinem Licht hinausleuchten, daß auch die anderen gewonnen werden, fällt niemandem ein. Aber Licht muß es auch in dieser Beziehung noch werden, mag die Scheidung zwischen hier und dort noch so groß sein. – Eine Scheidung ist aber auch innerhalb der Evangelischen. Die einen schließen sich in dieser Form ab und bleiben für sich, die anderen in jener und bleiben für sich. Das Ineinandergreifen und Wirken aller, daß jeder für alle und alle für jeden einstünden, das hat man nicht. Luther hat's gehabt. Der hat seine Boten bis nach Konstantinopel geschickt und war immer drauf aus, eine große Einheit aller Christen zu schaffen, und nichts war seinem Geist so zuwider als der Glaube an eine Trennung, an einen Riß. Aber

wir haben das nicht. Da sind sie so abgeschlossen und haben ihr Wesen so ganz für sich, und nach den anderen fragen sie nicht, sondern nur nach denen, die so heißen wie sie. Das ist aber keine Vorbereitung auf den Herrn, keine Anbahnung auf den Augenblick, da die Posaune vom Himmel erschallt über allen: „Er kommt! Er kommt!“ Das „Auseinander“ der Christen läßt kein Kommen des Herrn zu, sondern hat seinen Verzug zur Folge. Dieser Verzug geschieht darum, weil, wie es in unserem Texte heißt, der Herr Geduld hat mit uns und nicht will, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße kehre. Wer ist denn da der „Jedermann“ und der „Jemand, der nicht verloren wird“? Protestanten sind gewohnt, an sich zu denken und sonst an niemand; anders Reformierte nehmen unter dem „Jedermann“ sich, sonst niemand. Ich möchte nur fragen: Wieviel Gefühl hat denn die evangelische Kirche für die andere Kirche, daß auch dort jedermann sich möchte zur Buße kehren? Ein Verzug aber muß sein, ehe das Licht, das wir haben und [das] aus Gnaden uns geschenkt ist, auch als Licht, nicht als Streitsache, durchdringt, und zwar einmal unter allen innerhalb der evangelischen Kirche Geteilten und Getrennten als Vereinigungslight durchdringt, sodann aber auch durchdringt durch alle katholischen Länder, und zwar – ich sage das ausdrücklich – als Licht, nicht als äußere Konfession, so daß sie sich bekehren auf den Tag Jesu Christi.

Wir Evangelische haben von der Reformation her einen großen Beruf, dem wir aber nahezu untreu geworden sind. Wir sollten ein Licht werden durch die ganze Welt, wie einst von Abraham gesagt wurde, er und sein Same sollte ein Segen für alle Geschlechter der Erde werden. Wir Evangelische sollten mit dem Licht in der Hand das Licht der Welt sein, wie wir's wahrhaft könnten; denn das Zeug hätten wir dazu, wie wir im Anfang gesehen haben. Wir sollten das Licht der Welt überall hinbringen zur Bekehrung aller und jeder Völker, die man zum Teil so, zum Teil anders verfinstert sieht. So aber, wie wir jetzt uns gestellt haben, bleiben Millionen unerleuchtet und unbekehrt. Sie wissen nichts von Jesu, außer dem Namen, wissen nichts davon,

wie man von dem kommenden Heiland einmal in Gnaden aufgenommen werden kann. Warum wissen sie's nicht? Weil wir uns nicht rühren, es ihnen zu sagen und ihnen Licht darüber zu geben. Wenn auch da und dort eins ist, das Licht für sich gewinnt – die Massen bleiben finster, und wie finster! Alles unbekehrt, alles wandelnd nach den Lüsten des Fleisches, alles in Abgötterei versunken, wo man hinblickt! Das Licht, das uns geworden ist, hat seine Wirkung nicht getan und nicht tun können, weil wir's nicht auf den Leuchter gesetzt haben. Darum verzieht sich auch das Kommen des Herrn. Wie weh tut mir's, wenn da und dort in der Diaspora oder Zerstreuung, wie man sagt, evangelische Kirchen gebaut werden, und hintennach kommen Prediger hin, die, in einigen Fällen wenigstens, fast Gottesleugner sind! Ich will damit freilich nicht sagen, daß keiner seine Schuldigkeit tue; viele tun sie, soweit sie's wenigstens verstehen. Aber im allgemeinen fragt doch eigentlich niemand viel nach dem, daß sie sollten Lichter sein in der Finsternis, um in diese so hineinzuleuchten, daß es helle wird, nicht mit unzeitigen und lästigen Bekehrungsversuchen und sogenanntem Propagandamachen, sondern so, daß man's ertragen kann und jeder, der Licht sucht, mit Leichtigkeit es finden kann. Was für ein prachtvolles Reformationswerk ist auch in manchen Provinzen Deutschlands gewesen. Blickt man aber jetzt dorthin, so sind die Leute nichts weniger als ein Licht geworden; im Gegenteil, die Finsternis ist zu ihnen hereingekommen. O Licht, wo bist du? Unter dem Scheffel! Fast jede evangelische Gesellschaft und Kirche ist ein Scheffel, unter dem leuchtet's, aber weiter hinaus nicht, und wer Licht sucht, muß auch unter den Scheffel hinunter, sonst kriegt er's nicht. Aber Gott will nicht, daß jemand verloren werde, sondern solange unser Licht verschlossen ist, kommt eben der Herr nicht. Ehe das vor dreihundertfünfzig Jahren gegebene Licht nicht nur in allen christlichen Kirchen, sondern überall in der Welt leuchtet, kommt der Herr nicht, wir mögen warten, solange wir wollen. Wenn alles fern von ihm ist ohne Buße – wie kann er kommen? Da wäre ja kein Abgrund groß genug, die Unbußfertigen in der Welt aufzunehmen. Darum verzieht er, und darum ist auch der

Verzug seit der Reformation wieder geworden.

3.) Aber zuletzt vollendet sich's doch. Endlich *wird das Kommen des Herrn, wie es angebahnt ist in der Reformationszeit, trotz des Verzugs zur Vollendung kommen, zur vollendeten Tatsache werden*. Was soll ich nun über diesen dritten Punkt, den wir ins Auge zu fassen uns vorgenommen haben, sagen? Da muß ich eben etwas sagen, das wenige hören wollen. Da steh ich wieder mit dem, was meine Seele bewegt, und kann's nicht lassen, davon zu reden. Ich denke eben, kurz gesagt, an abermalige neue Anschließung an das, was in der Reformationszeit gegeben worden ist und geschehen ist. Was ich hoffe und wünsche, ist gar nichts anderes, als was sie in der Zeit der Reformation gehofft, gewünscht und gewollt haben; es ist nichts anderes als das ersehnte Licht – ersehnt insbesondere von unserem Luther –, das durchs Wort Gottes in Kraft des Geistes kommen muß. Man will mir's übel nehmen, daß ich so etwas sage. Aber wer erklärt sich die Reformation ohne einen Strom von oben, wer erklärt sich's, daß innerhalb vier Wochen, da noch keine Eisenbahn, kein Telegraph, keine Zeitungen waren, durch die ganze europäische Welt die Thesen Luthers ein Feuer angezündet hatten? Es ist ein Feuerstrom von oben gekommen, ein Wehen des Geistes Gottes, das das Feuer plötzlich durch alle Städte und Dörfer trug und es anfachte. Es ist das eine in der Welt unerklärliche Erscheinung, wenn man's nicht so erklärt. Nun, wenn nur soviel wieder würde, daß dieser Strom sich wiederholen dürfte, was wäre doch das schon ein Großes! Und warum sollen wir nicht wünschen dürfen, daß dieser Strom wiederkommen und noch stärker kommen dürfe? Soll das durch die Reformation Angebahnte, später wieder ins Stocken Geratene wieder in Fluß kommen – und das muß es ja, wenn anders die Zukunft des Herrn nicht gar zu einem Nichts werden soll –, so kann es nicht anders geschehen, als daß der Strom von oben aufs neue sich ergießt und mit dem in der Reformationszeit Gekommenen gleichsam zusammenfließt und so auch dieses wieder in Fluß bringt. Ja, das wünsche ich und werde davon zeugen, solange ich lebe, und mein letzter Atemzug soll die Bitte enthalten: Herr, gib deinen Strom des Geistes

und der Gnade, daß die ganze Welt davon erregt wird; und wo eins ist, auf das ein Auge der Barmherzigkeit geworfen werden kann, das laß einen Blick von dir bekommen, einen Heilandsblick, der ihm die Seligkeit verbürgt. Dabei bleib ich und ringe und schreie zum Herrn, bis es so ist, daß alle Völker der Erde dieses Licht haben und sich zur Buße kehren, um nicht verloren zu sein.

Das wäre, ihr Lieben, die Betrachtung für den heutigen Tag. Lernet mit mir beten, daß dieser Strom abermals und noch völliger und umfassender komme durch die ganze Welt hin, bis alles so steht, daß der Herr sagen kann: Ich komme! Und kommt er – dann wird's herrlich sein. Denn Gnade und Barmherzigkeit geht ihm voraus. Darum freut euch seines Kommens! Amen.*

Als letztes Ziel seiner Hoffnungen schwebte Blumhardt immer das Kommen des Herrn Jesu Christi vor. Die Gnadenzeit, die er erhoffte, sollte nur wie Frühlingsluft (Luk. 21, 29-31) demselben vorausgehen. Erst dann wird der Sieg Christi und das Werk seiner Erlösung vollendet und das Sehnen der Schöpfung gestillt sein. Blumhardts Herzensstellung zur Wiederkunft Christi war eine andere als bei manchen Christen. Sie war in seinen Augen das Ziel eines heißen Ringens gleichsam im Himmel und auf Erden. Und damit stand er wohl fester im Christentum der Apostel als wir, wenn wir den Glaubenssatz von der Wiederkunft des Herrn zwar annehmen, aber in größtem Gleichmut es erwarten, ob sie bald oder nach Jahrtausenden eintrete, unbekümmert darob, daß in dieser ganzen Zeit stetsfort „die Mehrzahl auf dem breiten Wege zur Verdammnis wandelt und nur wenige den Weg des Lebens finden“. Ihm war das Christentum, d.h. das große Erlösungswerk, nicht von ferne fertig, bis der letzte Sieg, der mit des Herrn Wiederkunft eins ist, erfochten ist; wie z.B. Petrus (Apg. 3, 20) das die Zeiten der Erquickung nennt, wenn Gott Jesum wieder senden wird. Mir ist, die Ursache, daß wir uns vielfach anders, gleichmütiger (um nicht zu sagen: gleichgültiger) zu der Wiederkunft Christi stellen, beruht vielfach darauf, daß wir zu sehr ein jeder an sich selbst oder

doch an die einzelnen denken, auch das Christentum vielfach zu sehr als eine [gleichsam] nur auf den einzelnen sich beziehende göttliche Einrichtung betrachten und nicht als ein großes Ringen um eine gewaltige Umwälzung im Großen zu voller göttlicher Herrlichkeit. Infolge davon ersetzt uns merkwürdigerweise gerade das vielfach die Wiederkunft des Herrn, was die Schrift als den letzten Feind bezeichnet, der überwunden werden soll, nämlich: der *Tod*. Wenn Petrus von unserer *Rettung* sagt (1. Petr. 1, 5), sie sei zubereitet, daß sie geoffenbart werde zur *letzten Zeit*, so setzen wir an Stelle derselben für uns den *Tod*; wenn er im selben Kapitel sagt (V. 9 und V. 7): Ihr werdet das Ende eures Glaubens, nämlich die Rettung der Seele, davonbringen – *wenn Christus geoffenbart wird*, so übersetzen wir's uns in „wenn wir sterben“. Wenn Paulus (Röm. 8, 24) sagt: wir sind wohl gerettet, doch in der Hoffnung – so hoffen wir aufs *Sterben* und vergessen, wie er kurz vorher gesagt hat: „Wir, die wir des Geistes Erstlinge haben, sehnen uns nach dem Tag der Offenbarung der Kinder Gottes.“ Doch nein, er sagt – „nach der Kindschaft, der Kindeseinsetzung“, aber eben die erwartet er erst an jenem großen Tage, wie auch der folgende Satz beweist: „und warten auf die Erlösung unsers *Leibes*“, d.h. auf die Auferstehung. Manche stellen sich vielleicht wohl gar den Tod als die hier gemeinte „Erlösung unsers Leibes“ vor. Armer, verwesender Leib, wie schrecklich wärest du erlöst! Während der Tod, dieser Schnitter, uns noch niedermäht wie Gras, singen wir – vermeintlich mit Paulus –: „Tod, wo ist dein Stachel?“ (1. Kor. 15, 55). Aber wie sagt's Paulus? „*Dann*, wenn der letzte Feind, der Tod (V. 26), überwunden sein wird, wenn auf den Schall der letzten Posaune die Toten werden auferstanden sein (V. 52), wenn dies Verwesliche wird angezogen haben die Unverweslichkeit, *dann* wird's heißen: ‚Tod, wo ist dein Stachel?‘“ Wenn der Herr sagt: „Lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen und seid gleich den Menschen, die auf *ihren Herrn* warten!“, so setzten wir: „die auf den Tod warten“. Ich setze es schroff hin, um deutlich zu sein. In alledem liegt immerhin viel christliche Wahrheit, aber gefährlich ist solche Übersetzungskunst doch. Man kann

sich's jenseits des Sterbens sehr, sehr schön vorstellen, aber? – Es ist dies eben wieder ein Feld, wo auch bloß *vermeintliches* Glauben, allerlei Selbsttäuschung, sich frei entfalten kann, ohne eine Enttäuschung fürchten zu müssen – im Diesseits –, aber jenseits? – Da ist denn doch vielleicht mitunter zuviel mit dem Tode gespielt, der Tod fast gar als ein Erlöser gepriesen worden. Er ist ja heute noch allerdings – wie's eigentlich allen gebildeten Religionen als Wahrheitsrest im Bewußtsein geblieben ist – für den Menschen die Grenze zwischen Saat und Ernte, zwischen Kampf und Sieg. Aber daß das Christentum dem Sterbenden nicht nur, wie jene Religionen, eine trügerische, sondern eine *gewisse* Gewähr der Seligkeit bieten kann, das hängt ja für jeden einzelnen Menschen mit dem innersten Inhalt der ganzen Menschheitsgeschichte zusammen, mit der Erlösungsarbeit Gottes von Anfang an, mit dem Erlösungswerke Jesu Christi, dessen Sieg in seinem Versöhnungstode und seiner Auferweckung begründet, aber erst mit seinem Wiederkommen vollendet ist. Das Seligwerden eines Menschen *vor* diesem letzten Siege hängt doch mit demselben zusammen und sollte auch im Glauben des Sterbenden damit zusammenhängen. Der Heiland vollbringt die Erlösung ja durch nichts Geringeres als dadurch, daß er den Fürsten (Joh. 16, 11 u.a.) und Gott (2. Kor. 4, 4) dieser jetzigen Weltzeit, Weltordnung, beseitigen und damit eine neue Weltzeit, das Reich Gottes, das Himmelreich herbeiführen wird.

Der Ausdruck des Neuen Testaments: „diese Welt“ ist bekanntlich nicht *örtlich* gemeint, etwa gegenüber einer „oberen“, so daß der Herr nur aus dieser Welt etlichen in die obere verhelfen wolle, sondern er will dieser Welt Ende herbei- und eine neue, andere Zeit, eine Gotteszeit, heraufführen.

So dachten die Apostel. Paulus sagt (Römer 13, 12): „Die Nacht ist *vorgeschritten*, der Tag ist *herangenahet*.“ Leider hat sich Luther da eine sehr große Freiheit erlaubt, zu übersetzen: Die Nacht ist *vergangen*, der Tag ist *herbeigekommen*. Dachte er sich vielleicht, mit der Reformation möchte es doch vollends Tag geworden sein? Jedenfalls irrte er sich, denn der Tag, den Paulus meint, ist der Tag des Herrn. Wir sind Kinder des Tages,

aber wandeln noch in der Nacht, können aber freilich mitten in der Nacht im Lichte wandeln; aber unsere Zeit ist noch Zeit der *Nacht*, und wir wünschen, daß es *Tag* werde.

Von diesem großen Ringen des Reiches Gottes um den endlichen Sieg war Blumhardt lebenslang tief bewegt. Ihn schmerzte schon damals, in den Tagen seiner großen Erfahrungen, die dem Tode erwiesene Ehre und diese kleinliche Auffassung des Christentums gleichsam als eine Privatsache eines jeden einzelnen. Der Herr hat (Joh. 17) seinen Vater für die Seinen gebeten, „daß sie alle *eins* seien“, nicht nur einig, sondern eins (= 1), und so soll's sein. Jeder soll sich nicht als einzelner fühlen, sondern als eins mit der Gemeinde des Herrn. Die Kirche Christi aber sinnt nicht Sterben, sondern Siegen, ihr gehört noch einmal der Thron, den der Tod nun innehat, wie Paulus (Röm. 5, 17) sagt: „Wie der Tod geherrscht hat, so werden die, so da empfangen die Fülle der Gnade und der Gabe zur Gerechtigkeit, *herrschen* im Leben durch Jesum Christum.“ Bei solchen Stellen denken sich freilich manche fast mechanisch hinzu: „nach dem Tode“. Paulus würde uns natürlich diesen Zusatz mit voller Zustimmung hingehen lassen, jedoch unter *einer* Bedingung: daß wir dann doch ja nicht meinen, seinen Gedanken erschöpft oder überhaupt nach seinem eigentlichen Sinne auch nur getroffen zu haben. Damit wäre ja der Tod erst recht zu Ehren und Würden gekommen, wenn wir nur durch seine Vermittlung zur Herrschaft gelangten. Ein Kind hat einmal diese unsere fast gewöhnliche Anschauung richtig gezeichnet, als es die geistreiche Vermutung aufstellte, Gott sei jedenfalls einmal gestorben, sonst wäre er ja nicht im Himmel. So passiv den Tod gleichsam mit einordnen in die Einrichtungen des Himmelreichs ist eigentlich dem Evangelium entgegen. Paulus hält ihn betreffs der Menschen nicht für ein Naturgesetz, etwas schöpferisch Geordnetes, sondern für etwas innerhalb der Menschheitsgeschichte und durch dieselbe über sie Gekommenes, weshalb er auch menschheitsgeschichtlich wieder überwunden werden könne, wenn er (1. Kor. 15, 21) sagt: „denn wie durch einen *Menschen*, d.h. durch Menschenschuld (*δι' ἀνθρώπου* **griech. Buchstaben**, Schrift

Elknigh), Tod, so auch durch einen *Menschen*, d.h. durch Menschentum, Auferstehung der Toten“. Bei dem Satze über das Hereinkommen des Todes denkt Paulus allerdings an Adam und bei dem über sein Hinausgetanwerden an Christus; aber schade ist's doch, daß Luther durch seine sehr freie Änderung den Gedanken des Apostels verwischt hat, es liege innerhalb der Aufgabe und nun, weil uns Gott in seinem Sohne den rechten Menschen geschenkt hat, auch innerhalb der Kräfte des Menschengeschlechts, sich von der Herrschaft des Todes, unter welche es in seinem Stammvater sich mutwillig untergeben hat, wieder zu befreien. Es liegt darin eine Würde des Menschen ausgesprochen, eine Siegesaufgabe und in Jesu Christo ein hohes Siegesrecht, in einer Weise, wie wir's nicht immer empfinden. So hat wohl auch der Herr selbst seine Aufgabe nach einer Seite hin sehr ernstlich darin erblickt, die Menschheit aus der Gefangenschaft des Todes herauszukämpfen. Auch seine Wundertaten, sowohl die von ihm unmittelbar gewirkten als auch die, welche er durch seine Knechte tat, waren ein Feldzug gegen den letzten Feind, den Tod. Dem hat er „Streit verkündet“, und das war auch eine der Ursachen seines Todes, „damit er durch den Tod dem die Macht nähme, der des Todes Gewalt hat, das ist: dem Teufel“ (Hebr. 2, 14).

So waren ungefähr Blumhardts Gedanken, in Folge deren ihm als Aufgabe der Kirche Christi vorschwebte, hoffnungsfreudig, aber in ernstem Ringen und Beten dem endlichen *Siege* entgegenzuhalten. Es war mir nicht leicht, diese Anschauungen einigermaßen in ihrer Berechtigung zu beleuchten, die Aufgabe aber war für mich da, das weiß jeder, der Blumhardt kannte und weiß, wie sehr ihm sein und seines Hauses Leben nur ein beständiges, ernstes Kämpfen und Näherbringen dieses Sieges war. Daß ich mitunter etwas lehrhaft werden mußte, verdriest mich

* Als Beispiel für diese Weise, sich bloß mehr neugieriger Untersuchungen über Bibelstellen zu widmen, siehe hier eine briefliche Antwort Blumhardts auf eine Frage über die Bedeutung des von Ezechiel (Kap. 40-47) geschilderten neuen Tempels: „Ezechiel? Wozu brauchen wir Licht darüber? Soviel Licht haben wir, daß wir merken können, was nach dem

nicht, denn der Würde der Heiligen Schrift sind wir schon ein wenig Schweiß der Arbeit des Studierens schuldig; und wichtiger als die Frage, was etwa über den oder diesen Spruch sich Erbauliches denken oder sagen lasse, ist die Frage: was eigentlich *da* steht in der Schrift. Aber eins empfinde ich schmerzlicher, daß ich – um bei einiger Kürze doch deutlich zu sein – schroff gezeichnet habe. Alle diese hier in ihrer Einseitigkeit gerügten Wahrheiten erschöpfen zwar, wie ich zu zeigen versuchte, den christlichen Gedanken nicht, sind und bleiben aber doch, in den rechten Zusammenhang eingefügt, heilige, teure, tröstliche Wahrheiten. Die ganze Anschauung hierüber, wie sie in Blumhardts Hause waltete, spiegelt sich in schönerer Weise in einem Gedichte der Gottliebinn Dittus ab, das bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Kirchhofes im Bade Boll, den 13. August 1863, entstand. Es ist so frei von allen Einseitigkeiten, unter welchen meine Beleuchtung zum Teil unschuldigerweise leidet, daß ich es gerne hier wiedergebe. Es lehnt sich an die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus (Joh. 11) an.

Mit Schauern kann es mich erfüllen,
 Wenn ich an dieser Stätte steh',
 Da mancher ird'sche Leibeshüllen,
 Die scheiden unter vielem Weh
 – Die mein'ge auch – versenkt wird werden,
 Weil noch der Tod herrscht auf der Erden.

wortlaut nicht evangelisch ist, also auch nicht wörtlich genommen werden kann. Es ist ein Geheimnis, das den Vorwitzigen zum Fall dienen soll, die, das Evangelium in den Schatten stellend, sich auf so etwas werfen, und Christum damit zu verleugnen imstande sind. Auch für die Bibel muß man seine Norm haben, und die ist Christus, wie Ihn die Apostel geben. Wo ich den nicht hineinragen kann, da ist's nichts für mich, bis ich's kann. So steht's einstweilen nur so da, und ich muß warten, bis die Belehrung kommt, die zuletzt doch gegeben wird. Aber was schadet's, etwas in der Bibel zu haben, das ur zu seiner Zeit verstanden wird? Warum will ich's mit Gewalt vor der Zeit verstehen? So ist's auch mit der Offenbarung. Vieles verstehe ich aber nicht; aber *muß* ich denn eine Erklärung haben und darum eine machen vor der Zeit? Warte, heißt's, bis es Zeit ist, und lasse dich's nicht stören. Denn seiner Zeit ist man auch wieder froh daran, daß es dasteht.“

Ich seh' im Geist die Schwestern weinen
 Am Grab des Bruders Lazarus;
 Seh' alle weinen, die erscheinen
 Da, wo der Liebe modern muß;
 Seh' Tränen Ihm im Auge schwimmen,
 Seh' Ihn am Grabe gar ergrimmen.

Wie viele Tränen werden fließen
 Auch hier am neugeweihten Ort,
 Wenn eins ums andere wird müssen
 Herein im Sarg durch diese Pfort'!
 Die Toten schweigen – doch die leben,
 Wie werden die in Trauer beben!

Doch horch! Was spricht der, der ergrimmet?
 „Dein Bruder, der soll aufersteh'n!“
 O Martha, sieh', ein Fünklein glimmet
 Der Hoffnung – was sollst du noch seh'n?
 Die Träne weicht, mit frohem Bangen
 Seh' ich am Wort des Herrn dich hangen.

„Am Jüngsten Tag, ja, da wird's kommen“,
 So sprichst du, Martha, glaubensmatt;
 Doch wenn das Herz auch sehr beklommen,
 Wird's schon an diesem Worte satt.
 O schöne Hoffnung, daß zu allen
 In Gräbern einst der Ruf wird schallen!

Soll's trösten mich? Doch ja, es tröste
 Das Wort! Ich harre in Geduld,
 Ich glaub' an ihn, der mich erlöste,
 Weil er getragen meine Schuld.
 Wenn lang ich da geruhet habe,
 Wird er mich rufen aus dem Grabe.

„Die Auferstehung und das Leben
Bin ich“, so ruft er weich und mild.
O großer Held, ja, du kannst geben,
Was auch den Todesjammer stillt,
Ob modere die arme Hülle,
Wird sie ersteh'n in reicher Fülle.

Doch hört mein Herz nicht auf zu beben;
Ich sehe Martha sinnend an.
Kann sie sich schon zur Freud' erheben?
Die *Zeit*, die *Zeit* – sieht sie sie nah'n?
O armes Herz, wie stellt sich's fern,
Was jetzt schon du erblicktest gern!

Wenn man wird meine Hülle legen
In dieser Erde dunkeln Schoß –
Kommt mir kein naher Trost entgegen,
Der mich von meiner Angst macht los?
O Jesu, auf dich muß ich blicken,
Du kannst noch weiter mich erquicken.

„Wer an mich glaubet, der wird leben,
Ob er gleich stürbe“, rufst du aus.
Wie wohl wird mir's! Gleich darf sich heben
Mein Geist zu dir ins Vaterhaus.
Du bringst zur Ruh' doch meine Seele,
Wenn sie verläßt die Leibeshöhle.

So darf ich nicht mit Zittern harren,
Bis die Posaune einst erklingt.
Wenn in die Erd' den Leib sie scharren,
Wird's, daß die Seel' sich aufwärts schwingt.
Ich lebe, wenn ich bin gestorben!
Das hat mein Heiland mir erworben.

Doch jammert mich der Menschheit Plagen,
Die noch dem Tod verfallen bleibt.

Sie windet sich in Angst und Zagen,
Bis sie der Tod von hinnen treibt.
Wie wird es mir, das zu bedenken!
Wie muß mein Herz aufs neu' sich kränken!

Doch sieh, ich darf noch weiterhören:
„Wer lebt“, spricht er, „und glaubt an mich“ –
Wer lebt, denk' ich, am Tag der Ehren,
Da alles wird vollenden sich –
„Wer lebt, der wird dann nimmer sterben“,
Wird ohne Tod das Leben erben.

Wie wunderbar sind diese Worte!
Wie herrlich rollt sich alles ab!
Es stürzt zuletzt der Hölle Pforte
Und wird kein Tod mehr sein, kein Grab.
O freue dich! Was wird geschehen,
Wenn wir das alles kommen sehen!

Die Toten werden auferstehen,
Und was noch lebt, das stirbt nicht mehr.
Es schließen sich die Erdenwehen,
Und die des Herrn sind, jauchzen sehr.
Er wird sie beide mit sich führen
Und dort mit ew'ger Freude zieren.

Mein Herz ist froh – doch ohne Jammer,
O Jesu, kann es noch nicht sein!
Solang ich seh' die Totenkammer,
Dringt auf mich herber Sehnsucht Pein.
Wann wird die *große Zeit* doch kommen,
Da aller Tod wird weggenommen!

Du hast am Grab dich auch betrübet,
Dich hat erfaßt ein heil'ger Grimm.
Dein großes Herz hat viel geliebet,

Zu ihm drang tief des Elends Stimm'.

Es ward vom Jammer überflutet
Und blutete, eh' es geblutet.

Wie sollt' es doch auch uns betrüben,
Wenn wir an solcher Stätte steh'n,
Daß so viel Jammer ist geblieben
Und wir kein Ende seh'n der Weh'n!
Ach Jesu! Höre unsre Stimme
Und mach' dich auf im Siegesgrimme!

Laß doch uns nicht mehr länger warten,
Sieh doch darein, du starker Held!
Sieh, wie Jahrhunderte schon harreten,
Wie stöhnend seufzt die ganze Welt!
Komm als ein Sieger hergezogen,
Zerbrich des Feindes Schwert und Bogen!

Als du am Grabe dort gestanden,
Riefst: „Lazare, komm, komm heraus!“
Ward los er von des Todes Banden,
Und war's mit allem Kummer aus.
Ach, sprich dein Wort, aus gleichen Ketten
Die ganze Kreatur zu retten!

Zum Schlusse meiner Darstellung der Hoffnungsgedanken, man könnte vielleicht sagen: der Theologie Blumhardts sei mir erlaubt, noch einen Punkt zu besprechen. In aller Theologie oder Gotteslehre ist schließlich eben das der Mittelpunkt: wie man von Gott denkt. Vielleicht haben uns Blumhardts Hoffnungsgedanken eingeleuchtet als groß, weit und eben damit auch klar und in großartigem Zusammenhange stehend, aber sie sind uns zu *kühn*, obwohl wir vielleicht gegen ihre biblische Begründung nicht viel einzuwenden haben. Vielleicht denken wir von Gott nur nicht göttlich genug, d.h. nicht einfach, nicht kindlich genug.

Die 17 Jahrhunderte wunderloser Zeit sind nicht so spurlos an dem Denken der Gemeinde Christi vorübergegangen. So etwas gar Schönes und Gottgeordnetes dürfte doch diese „christliche Weltgeschichte“, die – wofern Jesus richtig sah – Geschlecht um Geschlecht der Mehrzahl nach zur Verdammnis führte, kaum sein! Und dennoch sind wir in Gefahr, halb unbewußt derselben das normierende Ansehen eines zweiten Kanons zuzuschreiben, nach welchem wir die Gedanken des eigentlichen Kanons, der Heiligen Schrift, uns zurechtlegen und korrigieren. Wir sind in Gefahr, zu glauben, Gott sei an den heutigen Stand der Dinge vielfach gebunden, freiwillig, durch Seinen eigenen Entschluß, sagen wir, aber doch gebunden an die großen Regeln, unter denen das Sterben und fast auch das im Unglauben Sterben obenan steht. Es kann soweit kommen, daß man uns fragen möchte: „Glaubst du an den Sohn Gottes?“ Meinst du, Gott, nachdem Er vollends Seinen Sohn gesandt, sei so eingeschränkt oder wolle sich so einschränken, daß Er fortan nur die eisernen Rahmen eines „naturnotwendigen Geschehens“ mit geistlichem Einfluß und geistlichem Troste und im übrigen mit Vertröstung auf das Jenseits ausfüllen wolle? Glaubst du, daß Gott die Welt geschaffen und Seinen Sohn in die Welt gesandt habe, nur damit ein kleines Häuflein Glücklicher selig werde? Das *Reich* will Er allerdings der *kleinen Herde* geben, aber nicht nur die Seligkeit, nein, das Königreich, die Herrschaft, und diese Herrschaft wird wieder zur Rettung der Verlorenen dienen. Kann denn nicht auch heute noch „die rechte Hand des Höchsten alles ändern“?

Dies berechtigt mich vielleicht, noch eine andere hierher gehörende Gedankenreihe, welche Blumhardt aus Schrift und Erfahrung gewonnen, zu berühren. Jesaja spricht einmal (25, 7) die Hoffnung aus, Gott werde die Hülle wegtun, womit alle Völker verhüllet sind, und Paulus bezieht sich darauf, wenn er (Kol. 2, 15) sagt: „Gott hat ausgezogen* die Fürstentümer und die Gewaltigen“, d.h. die Finsternismächte, die Ihn als Hülle umgaben und den Völkern überdeckten. Diese Hüllen waren wie mehr oder minder häßliche Larven; die einen sahen Ihn als blutdürstigen Moloch, die anderen als heiteren Zeus usw. Sind diese Hül-

len nicht teilweise wieder da? Glauben wir einfach an Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, an Gott, den Vater unseres Herrn Jesu Christi? Glauben wir, daß Er sei „gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Güte“ und daß Er alle Macht und Freiheit hat, diesen Seinen Sinn gegen das ganze Menschengeschlecht auch nach dem vollen Maße Seiner Verheißung zu beweisen? Nun, unter diesen Erweisungen Seiner Barmherzigkeit wird die nicht die letzte sein: daß Er einmal alle solche Hüllen, die uns Seine Größe und Seine Liebe verdecken, hinwegnimmt. Und wenn wir Blumhardts große Erfahrungen im Zusammenhang überblicken, so können wir da wohl einerseits seine Kühnheit im Hoffen begreifen und andererseits vielleicht doch empfinden: diese seine Erfahrungen sind auch *unser* Eigentum, eine hehre Sprache Gottes auch an uns, daß wir Mut fassen sollen, fürs Große zu bitten und zu hoffen.

Ich möchte dieses Kapitel, dem ich im folgenden noch eine Reihe von Ausführungen Blumhardts über den nämlichen Gegenstand folgen lasse, mit jenem Prophetenworte schließen, das mir aus den schönen Tagen von Möttingen nachklingt: „Er wird sich unser wieder erbarmen, unsere Missetat dämpfen und alle unsere Sünden in die Tiefe des Meeres werfen.“

Kapitel 13 Blumenlese aus Blumhardts Schriften über die Hoffnungsgedanken

Voran sei ein kurzes Schema von vier Fragen gesandt, die er an Freunde stellte, als Antwort auf einen Versuch ihrerseits, seine Gedanken gegen dritte als biblisch unbegründet darzustellen. Daran reihe sich ein Abschnitt aus seiner Schrift über die Engel, der das, was wir zuletzt besprochen haben: *die Gedanken über Gott* und Gottes Wesen, Gottes Offenbarung, beleuchten möge. Ihm folge ein Vortrag Blumhardts im Diakonissenhause zu Karlsruhe (mit kleiner Kürzung) (den 25. November 1870) über die *Bereitschaft des Christen*, in welchem er die wichtige Stellung betont, welche dem Hoffen auf den Herrn in des Christen ganzem Gesinntsein gebührt. An sie reihen sich zwei Samstagabendbetrachtungen über Stellen aus Jesajas: 1.) Das Völkermahl, Jes. 25, 6-9, (über die Entfernung der Hülle) und 2.) die große Geistesflut, Jes. 44, 1-5, (über die zu hoffende Ausgießung des Heiligen Geistes); und endlich noch eine Erklärung der Freude Jesu als einer Freude über eine recht ins Große gehende Erlösung.

I.

Fragen Blumhardts an seine Freunde

Sine ira et studio frage ich, und sine ira et studio, hoffe ich, wirst Du mir auch antworten.

1.) Mit welchem Recht wird so dezidiert angenommen, daß die Geistbegabung der Apostel eine außerordentliche gewesen sei, d.h. eine solche, die nur bei den Aposteln der ersten Zeit stattfinden sollte, während doch die Gründe alle, die nach der Vernunft angegeben werden, teils vollkommen, teils nach wichtigen Beziehungen für eine Fortdauer der Geistbegabung ebenso-

gut sprechen könnten? 2.) Mit welchem Recht wird so dezidiert behauptet, daß diese Stelle Joh. 14, 12 a) nur auf die Apostel sich beziehe und b) unter den größeren Werken die Wunder ausschließe? 3.) Mit welchem Rechte schließt man aus dem Vorhandensein des Absprungs zwischen der apostolischen und nachapostolischen Zeit, daß derselbe sein *mußte* und also Gottes Wohlgefallen war und nicht vielmehr Strafe, da er doch ganz unerwartet kam? 4.) Mit welchem Rechte wird so bestimmt behauptet, daß die Absolutionskraft (Vollmacht nenne ich's nicht) nur den Aposteln verliehen war? Und mit welchem Recht kann man sagen, die Kirche tue recht daran, wenn sie's anders mache, als der Herr es wollte? Schriftstellen oder Konjekturen nach der Schrift!

II.

Von den Bezeugungen Gottes

Erster Abschnitt aus Blumhardts Schrift: *Über die Lehre von den Engeln nach Maßgabe der Heiligen Schrift: mit besonderer Berücksichtigung der Erscheinung des Engels bei Zacharias.**

Text: Luk. 1, 11-13. Es erschien ihm aber ein Engel des Herrn und stund zur rechten Hand am Räuchaltar. Und als Zacharias ihn sahe, erschrak er, und es kam ihm eine Furcht an. Aber der Engel sprach zu ihm: „Fürchte dich nicht, Zacharia; denn dein Gebet ist erhöret, und dein Weib Elisabeth wird dir einen Sohn gebären, des Namen sollst du Johannes heißen.“

Von oben, in Christo Geliebte, sollte der verfallenen Menschenwelt Hilfe kommen. Gott selbst will Seinen Kindern nahetreten und Seine helfende Hand ihnen bieten. „Kann denn das sein?“ so fragen viele; und weil es für sie undenkbar ist, verweisen sie Erzählungen obiger Art ohne weiteres in den Nebel einer Fabelwelt, in welchen irgendwie die heilige Geschichte überhaupt, so auch die evangelische, eingehüllt worden sei. Sie meinen, es lasse sich mit vernünftigen Begriffen von Gott nicht

vereinigen, wenn Gott nicht stets, – gesetzt auch, man nehme Ihn persönlich – Seinem Wesen und Seiner Person nach ein verborgener, ungesehener, ungehörter, unbezeugter Gott bleibe. Nur die Gesetze, sagen sie, wie Er sie in die Welt gelegt habe, sollen und können eine wahre Offenbarung Gottes an die Menschen sein, dazu man etwa auch noch ein im tiefsten Dunkel gehaltenes Walten Gottes nehmen könne. Gott sei, denken sie, viel zu groß und erhaben, viel zu heilig, viel zu unbegreifbar, als daß eine persönliche Annäherung von Ihm aus an den Menschen stattfinden könnte. Wir erwidern auf eine solche Auffassung Gottes und der Weltregierung vorerst nur mit dem einen, daß sie uns eigentlich Gott ganz wegnimmt, Ihn unserem Gemüte völlig entreißt. Oder sollte denn der große, heilige, unbegreifbare Gott in gar nichts an den Menschen kommen können? Sollte er sich nicht dem angemessen, wie Er den Menschen auf Erden zu seiner Erziehung gestellt hat, bezeugen können, ohne daß Seine Würde und Erhabenheit darunter Not litte? Wenn so, dann wäre Gott dem Menschen wie gar nicht vorhanden, worauf es auch bei den Zweiflern geradezu hinauskommt. Aber wahrlich, der Mensch bedarf seines Gottes; und weil er Seiner bedarf, gibt sich ihm Gott auch, soweit es nötig ist.

Denken wir uns, Geliebte, eine Anzahl Kinder, etwa[s] über der zartesten Unmündigkeit und Unbeholfenheit erhoben, von ihren Eltern in einen herrlich ausgeschmückten Garten versetzt und in einem mit allen Hilfsmitteln für Nahrung, Kleidung und Lebensfreude ausgestatteten Hause wohnend – wie wir den Menschen, dem übrigens im Anfang nicht alles so offen dalag, in die Welt gestellt erblicken –, was würden wir von den Eltern, die das alles ihren Kindern zubereitet haben, denken, wenn sie durchaus die Kinder sich selbst überließen und ihnen auf keine Weise persönlich sich bezeugten, wie es die Tiere in kürzester Zeit mit ihren Jungen machen? Was würden wir von diesen Eltern denken, wenn sie nicht einmal leitende und helfende Personen an ihrer Statt Dienste leisten und Weisungen geben ließen? Wieviel würde dem Gemüte der Kinder abgehen? Und wie klein müßte nicht den Kindern bei allem Überfluß, der sie umgibt, mit

der Zeit die Freude sein und wie schmerzlich die Sehnsucht, wenn sie in gar nichts anderem als in dem, was sie äußerlich vor sich sehen, eine Empfindung von der Liebe und Zuneigung ihrer Eltern bekämen! Wenn dann vollends die Kinder ihre Sachen ungeschickt machten, erhaltene Verbote und Gebote mitachteten und sich so empfindlichen Schaden zuzögen und nach Leib und Seele sich verderbten, besonders verborgenen Feinden gegenüber, die ihnen listig nachstellten –, was würden wir von den Eltern denken, wenn sie in keiner Weise helfend und rettend beispringen wollten?

Eine solche Vergleichung freilich erscheint den Zweiflern kindisch, aber nur darum, weil diese den Menschen – der doch Spuren seiner ursprünglichen Gottähnlichkeit genug an sich trägt, die es ihm begreiflich machen, wenn von ihm gesagt wird, er sei nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen und habe einen gottverwandten Odem und Geist in sich – dem Wesen nach zu ferne von Gott stellen und weil sie von Gott bezüglich der nach Seinem Bilde geschaffenen Menschen alle Gemütlichkeit – ich weiß es mit keinem anderen Worte zu bezeichnen – wegdenken. Möchte man aber nicht schon in dem, daß Gott den Menschen für den Anfang hilfloser als andere Geschöpfe in die Welt stellt, einen Beweis erkennen, daß eben Gott sich's vorbehalten hatte, persönlich ihm etwas zu sein, weil das im Menschen schlummernde nicht wie der mechanische Instinkt der Tiere hervortreten, sondern mit einer durch Anleitung sich bewußt werdenden Selbständigkeit unter Denken und Kämpfen sich entfalten sollte? Machen wir doch auch Erfahrungen genug, daß Menschen, die ohne alle Anleitung aufwachsen, je nach dem Grade entbehrter Hilfe, in grauenhafte Verwilderungen geraten. Wie begreiflich werden uns schon darum die Erzählungen der Schrift aus der Kindheit des Menschengeschlechtes, nach welchen Gott der Herr – wie das zu nehmen sei, werden wir später sehen – zu den ersten Menschen in den Garten kommt, sie warnt und straft, selbst einem Kain, dem Brudermörder, noch sich persönlich bezeigt, und wie wir es sonst geschrieben finden. Man kann dergleichen Erzählungen mit einer Unbefangenheit lesen, bei welcher auch

nicht das Geringste gegen sie im Herzen sich regt, weil ein Gefühl der Notwendigkeit eines solchen Verkehrs Gottes mit dem Menschen, zum Zwecke der Erhaltung der Seelengemeinschaft des Menschen mit Gott, jede Einwendung verdrängt.

Man kann sich's, Geliebte, nun schon denken, daß, was im Anfang häufig und fast regelmäßig vorkam, in der Folge immer sparsamer wurde, weil einer verdorbenen Menschenwelt gegenüber, die Gott von sich gestoßen, sich Gott nicht nur so hinwerfen konnte. Man kann sich auch denken, daß, nachdem einmal Erinnerungen von dem Bezeigen Gottes unter den Menschen sich forterben konnten, nachfolgende Geschlechter mehr an diesen Erinnerungen genug haben sollten, so daß die unmittelbaren Bezeugungen Gottes nur aufs nötigste sich beschränkten. Aber wenn wir noch ein Kindesgefühl zu Gott haben wollen, sollte es uns möglich sein, zu denken, daß alle Bezeugungen Gottes schon bald nach den ersten Zeiten müßten aufgehört haben und daß darum selbst, was von dergleichen in der Schrift fortlaufend erzählt wird, ohne weiteres als etwas Kindisches oder gar als betrüglich und abergläubisch Erfundenes in die Fabelwelt zu versetzen sein müßte? Unmöglich sollte man sich ein gänzlich Aufhören der Bezeugungen Gottes denken können, wenn sich's namentlich um eine Einleitung zur Rettung der Menschen aus einem unaufhaltsamen Verderben handelte. Mit welcher Unbefangenheit und welchem Sicherheitsgefühl können wir daher alle Berichte der Heiligen Schrift, so auch die Geschichte mit den Eltern Johannis des Täufers, lesen, weil sich's als etwas unumgänglich Notwendiges dem Gemüte des Menschen aufdrängt, daß Gott selbst sich irgendwie bezeige, wenn dem Menschen eine Bürgschaft für seine wirkliche Errettung gegeben werden soll. Darum mag wohl auch eine Zeit kommen, da die Bezeugungen Gottes abermals notwendig werden, wenn auch nur, um die zu beschämen und unschädlich zu machen, welche dergleichen so kühn in den Winkel werfen, wenn es sich um den Abschluß des großen Erlösungswerkes handelt, bei welchem der Kampf wahrlich sich nicht wie im Sand verlieren, sondern mit einer Stärke hervortreten wird, welcher selbst den Erfolg alles bisher

Geschehenen in Frage stellt. Denn es heißt (Mark. 13, 20): „So der Herr diese Trübsalstage nicht verkürzt hätte, so würde kein Mensch gerettet.“ Lassen wir uns daher unseren kindlichen Glauben an die ehrwürdigen, so rein und edel gehaltenen Geschichten, wie sie auch an der Spitze der großen Heilsbotschaft stehen, nicht rauben. Freuen wir uns vielmehr, daß wir uns in Gott einen Vater denken dürfen, der nach uns sieht und, wo es sein muß und zur Rettung dient, sich Seinen gängstigten Kindern nahezumachen weiß. Denn was hat der, bedenkt's wohl, ihr Lieben, der's nicht glauben kann und mag?

III.

Die Bereitschaft des Christen Adventsbetrachtung

Gebet. Herr Jesu, gnadenreicher Heiland, der du gekommen bist in die Welt, die Sünder selig zu machen, und darum auch wiederkommen wirst, die Lebenden und die Toten, die dir zugehören, zu dir zu führen, um ihnen nach viel überstandenen Weh bei dir ewige Ruhe und volles Heil zu geben, sei mit uns in dieser Abendstunde und hilf uns, daß wir durch die Betrachtung deines Worts in nachhaltiger Weise mögen erbaut werden. Wir blicken zu dir empor, daß du uns unterweisest und einem jeglichen unter uns Trost und Aufrichtung zukommen lassest, wie wir's bedürfen. Hilf uns den Weg ergreifen, der zu dir führt, oder auf demselbigen bleiben und gefördert werden für unsern Lauf hienieden. Laß uns immer mehr also gestellt werden, daß wir, wenn du, wie verheißt ist, vom Himmel wiederkommen wirst, bereit sind, dich mit Freuden zu empfangen. Sei uns gnädig, Herr, und tue uns wohl aus der Fülle deiner Barmherzigkeit. Gib uns nach unserem Bedürfnis, wie du's verheißt hast deinen bittenden Kindern. Amen.

Wir haben vorgestern das Adventsfest gefeiert, den ersten Sonntag im neuen Kirchenjahr. Lasset mich hierauf bezüglich über ein Wort der Heiligen Schrift reden, das wir den Herrn in

Lukas 12, 35 sagen hören:

„Lasset eure Lenden umgürtet sein und eure Lichter brennen; seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten.“

Der Herr gebe Gnade zur Betrachtung dieser Worte und schenke uns die rechte Erbauung, insbesondere, daß wir mögen gefördert werden in unserer Bereitschaft auf seine Zukunft hin!

Das Adventsfest, in Christo Jesu Geliebte, erinnert uns an den gekommenen Heiland, Jesum Christum, auf welchen jahrtausendelang die gläubigen Israeliten gewartet hatten. Es zeigt uns, wie die in der Vorzeit auf den Herrn Harrenden nicht umsonst harreten. Denn was seit Tausenden von Jahren geglaubt worden war, kam doch endlich; und die es in so langer Zeit nicht erlebt haben, also ohne Erfüllung ihrer Hoffnung gestorben sind, haben doch auch ihren Gewinn von seinem endlichen Kommen, wie uns einmal nach Vollendung der Dinge droben im Himmel klarer wird werden, als wir's hienieden verstehen können. Der Gekommene ist aber wieder fortgegangen, ist aufgefahren in die Höhe zu seinem Vater, doch mit der Verheißung, daß er wiederkommen und dann die Seinen zu sich nehmen oder die ganze Erlösung verwirklichen werde, die er selbst auch vorerst nur ankündigen konnte. So sind wir wiederum zum Harren gewiesen. Wir warten abermals, wie die vor Christo gewartet haben, warten auf den Wiederkommenden und sollen auf ihn warten, nach den vorgelesenen Worten des Herrn.

Die Adventssonntage nun hat unsere Kirche dem Kirchenjahre vorangestellt, daß sie alljährlich und ausdrücklich das Warten auf den Herrn in uns rege machen sollen, weil die meisten so gerne über diesen Lehrpunkt des christlichen Glaubens hinweggehen und wenig ihn im Herzen bewegen, während derselbe doch außerordentlich wichtig sein muß, aus den vielfältigen Äußerungen des Herrn und der Apostel darüber zu schließen, wie wir sie in der Schrift finden. Das Warten auf den Herrn hat in der Christenheit nachgelassen, weil seit bald zweitausend Jahren so viele, wie sie sagen, umsonst gewartet haben. Man sagt nur so, daß es umsonst gewesen sei. Gekommen ist zwar der Herr noch nicht. Aber die auf ihn gewartet haben, ohne den Gewinn da-

von zu erkennen, werden es schon einmal erfahren, wie ihnen der Herr ihr Warten vergelten wird, auch wenn sie nicht mehr hienieden sind. Ohnehin steht kein Geschlecht, das aufkommt, so, daß es denken dürfte, zu seiner Zeit werde der Herr nicht kommen. Vielmehr ist zu allen Zeiten seine Wiederkunft möglich, und kaum werde ich nötig haben, es euch, Geliebte, auseinanderzusetzen, wie gerade in unseren Zeiten wir wohl an die Worte des Herrn uns erinnern dürfen, die so recht uns warten heißen.

Nun, meine Lieben, geraten ist es jedenfalls, daß wir in der Adventszeit des Wiederkommens Jesu gedenken und insbesondere dessen, was er auf eine solche Zeit hin von uns fordert, wie wir zu stehen haben, damit der Tag uns ein Heilstag sein möge. Lasset uns daher aus den vorgelesenen Textesworten entnehmen, was zur Bereitschaft des Christen auf das Wiederkommen des Herrn gehöre. Dreierlei sagt der Herr zu uns. Er sagt erstlich: „Lasset eure Lenden umgürtet sein“, sodann zweitens: „Lasset eure Lichter brennen“ und endlich drittens: „Seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten.“ Über diese drei Punkte lasset mich ein Eingehendes mit euch reden. Sie sagen uns viel, und mehr, als vielleicht viele von uns beim Lesen und Hören der Worte sich vergegenwärtigen mochten.

Zuerst sagt also der Herr mit Bezug auf sein Wiederkommen: „Lasset eure Lenden umgürtet sein.“

Was ist das? Wenn jemand, namentlich in der alten Zeit, eine Reise machen wollte, war das Letzte, das er tat, ehe er ging, daß er seine Lenden umgürtete. Das war so nach der Art der Kleidung, wie sie die Alten hatten. Wenn nun der Herr sagt: „Lasset eure Lenden umgürtet sein, stehet da mit umgürteten Lenden“, so ist damit gesagt: „Machet, daß ihr mit allem fertig seid, daß alle eure Geschäfte fertig sind, ich nur kommen und euch holen darf, wie die fertig sind, die sich zu einer Reise bereits umgürtet haben.“ Solange jemand, der eine Reise machen will, noch etwas zu tun, etwas bezüglich seiner Abwesenheit anzuordnen oder angefangene Geschäfte nicht zu Ende gebracht hat oder gewisse Sorgen auf dem Herzen hat, die er meint berei-

nigen zu müssen, ehe er geht, solange kann er nicht abreisen, fühlt er sich an der Reise gehindert, umgürtet er also seine Lenden nicht; und welchen Schaden kann ihm der Aufschub bringen, daß er gar hängenbleibt!

Ihr könnt nun, Geliebte, schon merken, was der Herr mit seinem biblischen Wort uns sagen will. Er will damit sagen, daß wir immer fertig sein sollen zum Scheiden, [um] dem Herrn, wenn er kommt, ungehindert entgegenzugehen. Wie man uns oft die Mahnung gibt, fertig zu sein zum Sterben, so mahnt hier der Herr zum Scheiden aus den bisherigen Verhältnissen, wenn der Herr kommt. Wir sollen nicht so viel im Rückstand lassen, das uns dann zu schaffen machen könnte, sollen soviel als möglich alles und mit jedermann bereinigen, damit keine Versäumnisse uns in Unruhe versetzen, wenn plötzlich der Ruf erschallt: „Der Herr kommt.“ Wir sollen nicht so stehen, daß wir dann zitternd sagen müssen: „Ich habe dieses und jenes noch zu tun, habe noch so viele Schuldigkeiten nicht entrichtet, habe noch so viele Sünden und Übertretungen auf mir liegen, die mich verklagen und mutlos machen in der Gegenwart des Herrn.“ So soll es nicht sein, sondern der Mensch muß mit solchem allem fertig sein, wenn's gut mit ihm gehen soll. Darum soll er, nur darauf denkend, daß die Zeit kurz sei, nicht so viel anfangen, das er nicht fertigbringen kann, weil es ihn an der Hauptsache hindert. Er soll nicht so langsam und träge sein in Besorgung des Nötigsten, um unbesorgt, ruhig und im Frieden dazustehen, soll nicht so viel Zeit vertändeln durch leichtfertiges Wesen und weltlichen Sinn, dadurch er dem Göttlichen, zu dem er sich anschicken soll, entfremdet bleibt. Er soll es in allem immer bis aufs Ende zu bringen suchen und damit zeigen, daß [es] sein Höchstes ist, dem Herrn entgegenzugehen.

Mit solchem ist insbesondere das gesagt, daß das Herz des Christen an nichts hängen darf, was die Liebe zum Herrn vermindert, daß er von allem als etwas Geringfügigem Abschied genommen und also, weil er dann alles hinter sich hat, den Gurt um die Lenden gelegt haben muß, wenn der Herr kommt. Denn ist jemandes Herz noch an etwas gebunden, so stört's in seinem

Verhältnisse zum Herrn, nimmt's ihm etwas von der Freudigkeit zum Herrn, steht's also bei ihm übel mit der Bereitschaft. Immer hält es ihn zurück, daß er nicht vorwärtskommt. Krampfhaft kann er sich an den Dingen dieser Welt festhalten, wenn er einmal nicht los von ihnen ist, etwa an eitler Lust und Freude oder an Geld und Gut oder an Ruhm und Ehre oder auch an edleren Dingen, die aber doch noch dieser Welt angehören, wie an Künsten und Wissenschaften. Solange es den Menschen noch bekümmert und betrübt, das zu missen, was er verlassen soll, mithin solches nicht hinter sich hat, kann er gleichsam den Gurt nicht anlegen, steht er nicht in der Bereitschaft. Wie vielen mag so einst der Herr wie ein Dieb in der Nacht kommen, wie er selbst solches oft sagt!

Schon wenn sie jetzt noch nur ans Sterben kommen, da der Mensch in derselben Lage ist wie beim Kommen des Herrn, wie beklagen viele sich da oft: „Was könnte ich“, sagen sie, „doch nicht alles noch tun und soll jetzt sterben.“ Ich habe einmal einen sehr geschickten Arzt gekannt, der mir nahestand, einen lieben, menschenfreundlichen Mann, der sein Ende vor sich sah. Hierüber war er ganz bekümmert. „Ach“, klagte er, „jetzt habe ich doch so vieles und mit so vieler Anstrengung gelernt, habe so viele Erfahrungen gesammelt, habe eine so gute Stellung und könnte noch so vieles tun; und jetzt, noch in jüngeren Jahren, soll ich fort.“ Er konnte fast nicht darüber hinüberkommen, seine allerdings edlen und zum Wohl der Menschen dienenden Kenntnisse und Erfahrungen alle verlassen und – hingehen zu müssen. Es war rührend, ihn zu hören; aber die rechte Bereitschaft zum Sterben bekam er doch erst, als er von allem los war. Denn dann erst kam er zu vollem Frieden.

Vielen wird es auch wieder leichter, in die Bereitschaft zu kommen, wenn das Ende naht. So habe ich's vor etlichen Jahren an einer Dame von höherem Stande gesehen, die in meinem Hause gestorben ist. Diese, noch jung, war ungewöhnlich begabt und gebildet und besonders feinen Geistes. Sie war zugleich eine Kunstkennerin erster Größe, auch eine Klavierspielerin, die jeden Zuhörer hinzureißern vermochte, alles trotz eines gebrechlichen

Leibes. Nur um zu sterben, nach ihrer eigenen Äußerung, kam sie in mein Haus. Kurz war sie da, und ihr zärtlicher Vater wollte ihr noch eine Unterhaltung schaffen und ließ ihr aufs Zimmer ein Klavier bringen, darauf sie sich sonst mit einer Geschicklichkeit bewegte, daß alle staunen mußten. Das Klavier steht da, die Kranke wankt hin und spielt – einen Choral! Alles andere war vergessen; und nach allem anderen fragte sie nichts mehr. Ein Choral, wie zu dem Liede: „Christus, der ist mein Leben“ oder dergleichen, das war jetzt ihr Einiges und Höchstes, alles andere fort. Unvergeßlich ist mir der Eindruck, den solches auf den bekümmerten Vater machte, der sich's auch alles hatte für die begabte Tochter kosten lassen. Freilich hatte sie schon in ihren guten Tagen, neben dem anderen, ihr Herz dem Heiland zugewendet. Aber, Geliebte, welche Bereitschaft! Sie starb schon nach drei Tagen, um dahin zu kommen, wo der Harmonien tiefste werden zu hören sein.

In dieser Welt freilich von allem zu scheiden, dieweil wir leben und ohne daß es die Zeitumstände nötig machten, wird nicht von uns gefordert. Aber es gibt ein innerliches Scheiden von allem, welches sein kann, auch wenn man es äußerlich noch festhalten muß und selbst mit Interesse und Eifer das tun muß. Dieses geschieht, wenn man sein Gemüt, das ein Höheres kennt, so zu allem stellt, daß man jeden Augenblick alles verlassen kann, wie wir's an jener Dame gesehen haben. Selbst wenn man von Berufs wegen oder um sein Leben zu erhalten, lebhaft und mit großer Anstrengung sich in vielem bewegt, soll nur die Anhänglichkeit daran nicht so groß sein, daß gleichsam das Herz mitgeht, wenn man davon lassen muß. An den Lenden umgürtet, d.h. zur Abreise fertig, können wir jedoch umgeben, die es vermeiden, leicht von allem abgerufen zu werden; auch wenn es schwerbar ganz damit beschaffet ist. Der Sterbenden, die den Herrn kennen, erleichtert der Tod selbst und die ihm vorausgehende Schwäche des ganzen Menschen das Scheiden von allem, wie wir gesehen haben, auch das Scheiden von Eltern und Kindern, Verwandten und Freunden. Es ist, als ob der Herr selbst nachhilft, die Seinen in die rechte Bereitschaft noch zu bringen.

Da die Grundsätze der Reformation (namentlich, wie sie in Luthers grundlegenden Schriften niedergelegt sind) wenigstens teilweise weiter Vertiefung in die reformatorischen Lehren, nicht durch die Bibel, herbeizurufen, als dazu: für einen stillen Stand zu bereistern oder auf solchen zu verpflichten, so wird man auch in den folgenden vertraulich freigen Worten Blumhardts an einen Freund den von den Grundsätzen der Reformation getränkten Geist nicht vermissen. Er schreibt: „Was den reformatorischen Geist betrifft, so brauchen wir nicht, als dieser war, nichts anderes, aber ein mehreres. Die Grundsätze der Reformation sind nicht nur in der Schrift erschöpfen. Deswegen ist das Hinaufsitzen auf die Symbole, bei dem man nicht weitergehen will, als diese führen, nur schädlich in unserer Zeit. Beinahe allen Dogmen fehlt es an Allseitigkeit; manche sind gar nicht fixiert, z.B. das Amt der Schlüssel. Die Symbole schweigen quasi ganz vom Kommen des Herrn und führen nicht zum Warten auf Ihn, während wir doch sein sollten, ‚als die auf ihren Herrn warten‘. Die Verwechslung seiner Zukunft mit dem Tod ist in ihnen durchweg; kurz, noch vieles könnte ich anführen, nicht den Reformatoren zum Vorwurf, aber zu beweisen, daß wir nach der Schrift noch

Schwerer mag es sein, wenn der Mensch in voller Kraft steht und schon voraus mit eigener EntschlieÙung, wenn die Zeitumstände es erfordern, von allem innerlich sich losmachen muß, um des Rufs des Herrn, zu was es auch sei, gewärtig zu sein, es auch äußerlich hinzugeben. Der Herr aber will, daß wir es so ernst nehmen mit seinem Wiederkommen, obwohl wir weder Tag noch Stunde wissen, daß wir jederzeit in angezeigter Weise als los von allem, die Lenden umgürtet, stehen. Schon vorher nämlich, ehe der Herr kommt, können wir veranlaßt werden, um seinetwillen alles hinzugeben, Vater und Mutter und Geschwister, Haus und Hof, Weib und Kind, Heimat und Vaterland. Wer an irgend etwas hängenbleibt, sich also nicht, als zu jedem Ruf bereit, umgürten kann, kommt leicht zu denen, von welchen der Herr sagt: „Wer sein Leben liebhat, der wird es verlieren.“

Es ist, als ob der Herr in unseren Tagen uns darauf vorbereiten wollte, in die rechte Bereitschaft zu kommen, die zu seiner Wiederkunft nötig ist. Denn wie viele verlieren eben in jetziger Zeit durch den umfangreichen und vielverschlingenden Krieg alles!* An wie vieles dürfen wir nicht hinsehen, weil wir's verleugnen müssen, an vieles, von dem wir sonst kaum glaubten, je uns trennen zu können. Wir in unserem Deutschland müssen neben Opfern der verschiedensten Art edle und geliebte Söhne, Brüder, Väter, Freunde, Ehegatten hergeben. Drüben über dem Rhein wird noch mehr gefordert, und sie büßen an vielen Orten Hab und Gut und alles, was sie haben, neben ihren Söhnen ein, auch das Vaterland, wie viele meinen. Für das Vaterland werden dann auch zunächst die Opfer alle gebracht, und ihm zulieb muß man jetzt an den Lenden umgürtet stehen. Es tut uns wohl, dabei uns denken zu können, daß viele der unseren, die hinausgezogen sind, dabei in die rechte Bereitschaft auch zum Sterben gekommen sind, ohne innerlich in störender Weise von etwas gehalten zu werden.

Aber die Zeiten können noch schwerer werden, und zuletzt kann man auch um des Herrn willen sich wirklich von allem mit eigenem, freiem Entschluß losmachen und also umgürtet stehen müssen. Wie ernst werden solche Zeiten, wann sie auch ein-

treten mögen, werden und wie gefährlich, wenn man nicht in der Bereitschaft steht, nicht – als bereit, alles zu verlassen – seine Lenden umgürtet hat! Wenn es gilt, um des Herrn und seines Bekenntnisses willen alles zu verlassen, wie ja dergleichen Versuchungen gegen das Ende hin noch kommen werden, wer wird's durchbringen, der noch an irgend etwas hängt, das er nicht verleugnen kann, von dem er nicht lassen kann? Wie leicht wird, der noch verfangen ist, untreu seinem Heiland, feige im Bekennen, weich in der Trübsal; und alles ist verloren für den, der beiseite getreten ist, wenn der Herr kommt. Denn dieser fragt nur nach denen, die an den Lenden umgürtet sind, in rechter Bereitschaft stehen, alles hinzugeben und zu lassen, um nur ihn, ihre höchste Sehnsucht, empfangen zu dürfen.

Wollen wir nun auch vom Zweiten, das in unserem Texte liegt, ein Näheres reden. Es heißt weiter: „Und lasset eure Lichter brennen.“

Die Lichter sollen brennen! Solch Bild ist genommen von dem, daß man bei Nacht, wenn man wachen will, ein Licht brennen lasset, damit der Dieb, wenn er etwa einbrechen wollte, abgehalten wäre oder damit Unvorhergesehenes nicht überraschen könne. Licht muß man auch haben, um vom Feinde nicht überlistet zu werden, da der, wo kein Licht ist, am leichtesten irreführen kann. Wie leicht verfängt sich der Mensch, wenn er des höheren Lichts entbehrt, in falsche Gedanken, Anschauungen, Richtungen, in der Meinung, als sei man mit ihnen auf dem Rechten. Statt dessen wird er durch sie auf Bahnen gelockt, die äußerst gefährlich für ihn werden, ja seine ganze Stellung, auch zum Heiland, verderben können. Ja, es wird eben in der letzten Zeit sehr not tun, offene Augen zu haben, um immer alsbald zu sehen, wo der Herr ist und wo nicht, was nach dem Geist ist und was nicht. Wird ja doch Gott zuletzt auch den Ungerechten „kräftige Irrtümer senden, daß sie glauben der Lüge, auf daß gerichtet werden alle, die der Wahrheit nicht glauben, sondern haben Lust an der Ungerechtigkeit“ (2. Thess. 2, 11.12). Ebenso werden „falsche Propheten aufstehen, daß verführet werden in den Irrtum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten“ (Matth.

24, 24). Daß das letztere nicht geschehe, [dazu] müssen wir die Lichter brennen lassen. Möchte doch der Herr vor allem unserem Geschlecht, das dem wahren Lichte nach vielen Seiten so ferne gekommen ist, durch seinen Heiligen Geist wieder zu größerer Klarheit verhelfen, um in allem, was es auch sei, das Richtige zu erkennen und durch nichts in einen gefährlichen Irrtum verstrickt zu werden. Ich meine aber, wenn der Herr uns heißt, unsere Lichter brennen zu lassen, liege darin auch eine Hinweisung darauf, daß er uns Licht zu geben bereit sei, eben auf die ernsten Zeiten hin, ein Licht, das wir dann nur mit Treue pflegen und nicht durch Untreue, Fahrlässigkeit und sonst lüsternten weltlichen Sinn wieder erlöschen lassen dürfen. Denn brennen lassen können wir ja doch nur Lichter, die wir haben und die der Herr uns gibt. Wir dürfen, will ich sagen, noch lichtgebende Gnadenzeiten erwarten.

Wir können aber noch Weiteres in der Mahnung Jesu, „unsere Lichter brennen zu lassen“, finden. Denn bildliche Ausdrücke, haben wir immer das Recht, nach verschiedenen Seiten auszulegen. Das Licht, soweit es jederzeit durchs Evangelium uns bereitsteht, soll brennen an uns, in uns; das Licht sollen wir selber sein, und zwar brennend und leuchtend. Der Herr sagt in der Bergpredigt zu seinen Jüngern: „Ihr seid das Licht der Welt“, und setzt dazu: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, daß sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen.“ Solches sollte immer sein, wird aber wiederum vornehmlich auf die letzten Zeiten nötig, wenn wir auf sie hin den Herrn in unserem Spruch sagen hören: „Lasset eure Lichter brennen.“ Wie sollten wir das doch in unserer Zeit beherzigen! Denn wie wenige Christen gibt es, an denen man das längst gekommene Licht im vollen Sinne des Wortes sieht, wie man es haben kann durch die Erkenntnis Jesu Christi, durch den Glauben an ihn, den Heiland der Welt, der Mensch geworden, der für unsere Sünden gestorben, der auferstanden, der uns als Herr über alles verkündigt ist! Das Licht hat man, wenn diese Glaubenspunkte, zu welchen das Evangelium uns hindrängt, nicht nur mechanisch nachgesprochen werden, sondern wenn sie der Seele

etwas Lichtvolles geben, [wo]von sie strahlt und leuchtet. Je tiefer man das, was den Herrn Jesum betrifft, ergreift, desto heller wird oder sollte werden das ganze Wesen eines Christen. Aber wie viele sind noch nicht einmal angestrahlt vom Lichte des Evangeliums, geschweige denn von ihm durchdrungen! Wie matt und schwach leuchtet's selbst in den wenigen, die es in sich aufnehmen! Man denke aber, wie schwer es sein muß, unter den Anfechtungen der letzten Zeit, welche kommen werden, glücklich hindurchzukommen, wenn man mit dem Licht des Evangeliums nicht recht vertraut ist, darum auch weder zu den Bekennern sich stellt noch seinen heilsamen Einfluß auf sich und sein Bezeigen zu erkennen gibt. Was soll's mit solchen werden, wenn der Herr kommt? Daher die ernste Mahnung des Herrn: „Lasset eure Lichter brennen.“

Ihr Lieben wollt ja Kinder Gottes sein. Ich frage euch nun: Seid ihr Lichter? Lichter, bei deren Anblick andere, die das Licht nicht haben, erstaunt stehenbleiben? Lichter, in deren Schein auch andere den Weg sehen? Lichter im Gegensatz zu der Finsternis und dem schwarzen Dunkel, in welchem wir bei weitem die meisten, oft auch solche, welche zum Glauben an Jesum sich bekennen, erblicken? Seid ihr Lichter, in der Art brennend, wie es vom Herrn angedeutet wird? Auf diese Frage hat wohl mancher kaum den Mut mit Ja zu antworten. Viele können unmöglich darauf antworten; denn es ist zuviel gefordert, zu jemanden zu sagen, daß er ein Licht solle brennen lassen, wenn er doch keines hat. Licht aber haben alle nicht, die Jesum nicht kennen und die das, was über ihn und von ihm gesagt ist, nicht mit warmem Herzen annehmen. Diese haben kein Licht, und zu diesen kann man auch nicht sagen: „Lasset eure Lichter brennen“; ihr aber, die ihr hier versammelt seid, denk' ich mir, glaubet an den Heiland und sein Wort, widerstrebt dem nicht, was euch von dem guten Heiland, Jesu Christo, verkündigt ist. Also das Licht wäre in euch. Ich aber frage: Lasset ihr es brennen? Leuchtet es in euch und außer euch? Es gibt Handlaternen, die haben kleine Türchen vornan. Macht man die auf, so leuchtet das darin steckende Licht; macht man sie aber zu, so ist wohl

Licht drinnen, aber es leuchtet nicht. Was sind denn nun wir für Lichter? Verdecken wir unser Licht, daß es nicht leuchtet? Oder lassen wir es frei, offen brennen, daß wir unseren Weg sehen und daß andere um uns her auch an diesem unserem Licht etwas haben?

Ach, ihr Lieben, was soll ich euch sagen, damit das Licht, das in euch ist, nicht als unter den Scheffel gestellt erscheinen möge, wie sonst auch der Herr sagt, sondern als auf den Leuchter, damit es jedermann sehe, und also euer Licht brenne? Vor allem gehört freilich das dazu, daß man's auch bekenne, was man in Christo hat, nach dem Wort: „Wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über.“ Man muß, was man am Evangelium hat, zu Trost und Aufrichtung anderer auch sagen können und bekennen, darf nicht so geheim damit tun, als ob man eine Geheimniskrämerei habe, muß kindlich, offen, freudig, unbefangen, liebevoll es zeigen können, wer man ist durchs Evangelium und was dieses für Trost bietet für Zeit und Ewigkeit, wozu auch die Hoffnung der Wiederkunft Christi gehört. In der letzten Zeit muß man auch, wenn vorgefordert vor Obrigkeiten, die Christo feindselig sind, wie zur Zeit der Apostel, seinen Glauben bekennen, auch wenn dadurch Hab und Gut, selbst Leib und Leben in Gefahr kommt. Wer das alles kann und tut, der läßt sein Licht brennen; und unter dem Schein dieses Lichtes können Unzählige gefördert, angeregt, ermuntert, zur Nachahmung getrieben und innerlich selig werden, die lieblichste Frucht des Besitzes des Evangeliums. Denn selig ist, den der Herr wachend findet! Wo aber solches alles fehlt bei dem, der des Herrn sein will, was wird's erst dann sein und werden, wenn der Herr kommt in seiner hehren Herrlichkeit?

Wenn jedoch der Herr sagt: „Lasset eure Lichter brennen“, so müssen wir noch in vollerer Weise als Lichter dastehen in der Welt. Was ich da sagen möchte, will ich den vorhin angeführten Worten Jesu an seine Jünger anschließen: „Ihr seid das Licht der Welt.“ Dieselben erinnern mich nämlich an das, was ich schon einmal in diesem Jahre mit euch besprochen habe, indem ich euch in einem Abendvortrag die Seligpreisungen des Herrn aus-

* Stuttgart 1865.

einandersetzte. Diese bilden den Anfang der Bergpredigt (Matth. 5-7), und unter ihnen werden die christlichen Gesinnungen und Tugenden angegeben, welche den Grundcharakter der Jünger bilden sollen und um welcher willen die Jünger seligepriesen werden. Wenn nun gleich darauf der Herr sagt: „Ihr seid das Licht der Welt“, so ist klar, daß die dort angeführten Gesinnungen und Tugenden es sind, durch welche die Jünger das Licht werden und sind; und sollen die Jünger ihre Lichter brennen lassen, so müssen eben die Gesinnungen und Tugenden das Licht sein, in welchem sie zu stehen haben. Nicht ein irgendwie sich erhebender, sei's auch auf Gerechtigkeit oder gar Frömmigkeit und Glauben pochender Mensch, nicht ein selbstsüchtiger, harter, unbarmherziger, rechthaberischer Mensch ist's, den der Herr seligpreist und [wo]durch jemand ein Licht wird in dieser Welt, sondern es sind die geistlich Armen, die er seligpreist, die geistlich Armen, deren Stimmungen und Gesinnungen der Herr im einzelnen aufführt. Die geistlich Armen sind nämlich auch leidtragend und darum sanftmütig; sie sind ferner hungernd und dürstend nach Gerechtigkeit und darum auch barmherzig; sie sind endlich reines Herzens und darum auch friedfertig. In dem allem sollen die Jünger als ein Licht leuchten; und geschieht das, so lassen sie ihre Lichter brennen nach unserem Texte. Wie viele Lampen werden doch da angezündet, die allzumal beim Christen leuchten sollen! Ich sehe da fast den siebenarmigen Leuchter, der einst im Tempel des Herrn zu Jerusalem stand – geistliche Armut, erstens – Leidtragen und Sanftmut, zweitens und drittens – Hunger und Durst nach Gerechtigkeit und dabei Barmherzigkeit, viertens und fünftens – Reinheit des Herzens endlich und Friedfertigkeit, sechstens und siebentens. Welch herrliche Lampen an einem Leuchter! Wie schön schon, wenn nur die drei besonders ins Auge fallenden Lichter brennen, das der Sanftmut, das der Barmherzigkeit, das der Friedfertigkeit, insbesondere wenn so hell, daß sie von jedermann erkannt und mitgeföhlt werden!

Sollte aber solches Licht den Jüngern Jesu fremd bleiben?

Sind sie's doch, die sich an ein Evangelium halten, das die Gottlosen und Sünder, auch sie, gerecht macht, das aus der Ver-

dammnis zur Seligkeit, aus der Hölle zum Himmel führt. Sollte solches Evangelium nicht ein Licht in ihnen anzünden, das von lauter Verlangen nach Gerechtigkeit, von lauter Liebe und Freundlichkeit gegen die Mitwelt leuchtet? Ist ihnen Gnade, ist ihnen Barmherzigkeit, ist ihnen Heil widerfahren, sollten sie nicht als die Seligen, die Seligen, die es ohne ihr Verdienst aus lauter Gnade geworden sind, leuchten und strahlen in der Welt wie die Sonne? Vermögen sollen sie's, und wie übel steht es ihnen an, wenn sie hierin einem geschlossenen Laternchen gleichen, nach innen wohl Licht haben, nach außen aber nicht leuchten.

Der Herr aber gibt uns zu erkennen, wie überaus wichtig und nötig es ist, gerade in der letzten Zeit vor seiner Ankunft, daß seine Jünger also ihr Licht brennen lassen. Wie dunkel, verworren, finster wird's da sonst in der Welt sein, daß schlichte, einfältige Leute, die ohne einen Anschluß an andere es nicht fortbringen können, unter dem allgemein einbrechenden Jammer und Dunkel sich gar nicht zu helfen wissen, wenn sie nicht auch Lichtkinder erblicken, an deren Freundlichkeit und Wohlwollen sie sich halten können? Wenn dann vollends gerade die, welche Licht haben, durch Herbigkeit, Strenge, Härte, Zanksucht, liebloses Ausschließen in lauter düstere Finsternis sich hüllen, alles Licht, das sie haben, so in sich verschließen, daß man an ihrer Hand unmöglich sich zurechtfinden kann, was nützen sie denn so dem Herrn? Und wie wird der Herr, wenn er endlich erscheint, mit solchen Jüngern reden, die ihr Pfund vergraben haben, die, statt als Licht zu leuchten, im Gewand der Finsternis einhergezogen sind? Was ich da sage, stimmt auch ganz mit den Worten des Apostels (Phil. 4, 5) überein, wenn er sagt: „Eure Lindigkeit aber lasset kund sein allen Menschen; der Herr ist nahe.“ Üben wir uns doch, immer linder und gelinder zu werden gegen jedermann, auch gegen Irrende und Sünder, selbst Ungläubige, daß sie doch alle mögen also ein Licht an uns sehen, im Gegensatz zu dem finsternen, düsteren, abstoßenden und hochfahrenden Wesen, das sonst alle Welt hat. So sind wir Lichter und sind wir die, welche, wie der Herr sagt, ihre Lichter bren-

nen lassen und also in rechter Bereitschaft stehen auf den Tag seines Kommens.

Wenden wir uns zum Dritten, das unser Text sagt mit den Worten: „Und seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten.“

Man könnte sagen: Habt ihr eure Lenden umgürtet, lasset ihr eure Lichter brennen, so seid ihr bereits die Leute, denen man es ansieht, daß sie auf den Herrn warten. Dem aber ist keineswegs so, daß die alle, welche etwa sich bereithalten, dem Ruf des Herrn zu folgen, und die, welche etwa ihr Licht leuchten lassen, wirklich auf die Zukunft des Herrn warten. Wissen wir doch, wie wir auch auf das Sterben uns müssen bereithalten; und ebenso ist sein Licht leuchten lassen allgemeine Christenpflicht. Beides kann also möglicherweise sein, ohne daß wir wirklich auf die Zukunft Christi warten. Wir sollen aber auch nach dem Willen des Herrn Leute sein, die auf ihn warten, und müssen uns das noch ausdrücklich von ihm sagen lassen. Wir müssen vor allem wirklich an sein Wiederkommen glauben, müssen es als ein Wichtiges und für die Vollendung seines Reiches Nötiges in unser Herz aufnehmen, dürfen uns den Glauben an die Zukunft Christi, ganz wie sie uns von ihm bei seinem Scheiden von der Erde und von seinen Aposteln angezeigt wird, daß sie werde, nicht einen gleichgültigen Glaubensartikel sein lassen. Wenn wir den Menschen gleich sein wollen, die auf ihren Herrn warten, so müssen wir mindestens daran denken, davon reden, davon Zeugnis geben können, müssen eine volle Empfindung davon haben, eine Sehnsucht danach in uns entstehen lassen. Das müssen wir ganz im Gegensatz zu dem, wie sich heutzutage die Christenheit im allgemeinen dazu stellt, [in]sofern [als] diese fast durchweg ein eigentümliches Schweigen, ein ungläubiges Schweigen beobachtet, als ob sie im stillen dächte, es sei doch kein Wiederkommen Christi zu erwarten.

Diesem entgegen sagte der Herr auf eine Weise, daß es zu allen Zeiten gelten soll: „Seid gleich den Menschen, die auf ihren Herrn warten.“ Denn hohe Gedanken hat der Herr dabei. Soll doch mit dem Kommen des Herrn allem Jammer der Welt

ein Ende gemacht, allem Leid gewehrt, eine Erlösung der Menschheit von allem Übel, vom Bösen, vom Satan verwirklicht werden. Sollte das nicht unser Herz bewegen, unsere Sehnsucht wecken? Kann es, wenn's so recht ist, recht sein von uns, wenn wir das Kommen Jesu gleichgültig nehmen und etwa denken: „Kommt es, so komme es; kommt es nicht, so komme es nicht; wenn wir nur so leben, daß wir selig sterben, so sei es genug.“ Ach ja, lieber Christ, mach's immerhin so, daß du einmal selig stirbst! Aber der Herr Jesus will weiter. Er will nicht nur meine und deine Erlösung, er will aller Welt Erlösung, will dem Übel überhaupt, das in der Welt herrscht, den Garaus machen, will die ganze Welt frei machen, die sich in lauter Gottlosigkeit bewegt, in welcher ein Unglücksgeschlecht nach dem anderen aufkommt, immer wieder unter viel Schmerzen, Jammer und Trübsal und unendlichem Weh ein Geschlecht untergeht, um einem anderen Platz zu machen, dem's auch so geht. Sollte denn eine Hoffnung, bei welcher das anders wird, uns gleichgültig sein? Oder soll es denn so, wie wir's wissen und sehen, in Ewigkeit fortgehen? Soll denn nicht einmal die ganze Wirtschaft, wie's die Menschen untereinander haben, aufhören müssen? Sollte nicht vielmehr jeder, der noch einen Funken Menschenliebe hat oder der eine Empfindung für das hat, was Christus geopfert, da er aller Welt Sühne geworden ist, mit Begierde es wünschen, daß dieser große Heiland und Erretter sein Werk zur Vollendung bringe? Wie anders kann aber das werden, denn daß er als ein Herr, der mit einem Male endlich alles wendet, vom Himmel wiederkommt?

Bedenken wir das recht, so sollten wir doch wahrlich Jesum herunterwünschen vom Himmel in diese arge Welt, damit er all das Böse aufhebe, dessen Stärke und ganze Wucht er selber, Jesus Christus, an sich erfahren hat. Das allein schon sollte den Wunsch in uns erwecken, daß es doch nicht ewig so fortgehen möchte in der Welt, da selbst der Gerechteste in der Gefahr steht, mit entsetzlicher Gefahr und Grausamkeit nicht etwa von einzelnen, sondern von Massen mißhandelt und verworfen zu werden. Ja, ihr Lieben, Leute sollen wir sein, die mit Sehnsucht

darauf warten, daß endlich der Herr komme, durch welchen recht und ganz geholfen werde, nicht nur den Lebendigen, sondern auch den Verstorbenen. Wie sehr auch die letzteren harren, ist nur unseren Augen verborgen; aber ahnen können wir's, wenn ihre eigentliche Vollendung an ihre Auferstehung, wie wir wissen, geknüpft ist, welche gleichfalls mit der Zukunft Christi beginnen soll.

Manche freilich, um das zum Schluß noch zu berühren, sehen es nicht recht ein, daß es für den Christen so große Bedeutung haben sollte, in angezeigter Weise auf den Herrn zu warten, wenn er nur sonst in seiner christlichen Art nicht fehlte. Aber das ist es eben, daß seine ganze christliche Art eine andere wird, je nachdem er sich mit der angezeigten Hoffnung trägt oder nicht trägt. In ihr muß vor allem der Sinn Christi liegen, des Heilands, der seine ganze Bruderwelt, die ganze Menschheit, mitleidig auf dem Herzen trägt und ihr zulieb alles, auch sein Leben, opfern kann. Solcher Sinn wird aber in uns geweckt, wenn uns das Kommen Jesu, als zur Vollendung des Heils der ganzen Kreatur gehörig, wichtig wird. Wie steht's ferner mit unserem Beten, mit der Erfüllung dessen, was Jesus sagt: „Ich sage euch, daß ihr allezeit beten und nicht laß werden sollt“? Was ist es denn, was wir mit so brennendem, unablässigem Eifer fürbittend auf dem Herzen tragen sollen, daß es endlich doch möge werden? Ist's nicht abermals die Erlösung aller Kreatur von all ihrem Seufzen? Sehen wir das Mustergebet an, das der Herr uns beten lehrte. Es beginnt mit den Worten: „Geheiligt werde dein Name; dein Reich komme; dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel“; und es schießt mit den Worten: „Erlöse uns von dem Übel.“ Können wir denn, frage ich, ein rechtes Vaterunser beten, wenn wir nicht an das Widerkommen Jesu, mit welchem das Reich Gottes vollendet wird, denken? Wir sehen dabei, wie alles auch wieder als Erhörung unseres Gebetes kommen muß. Und wie kann es kommen, wenn niemand darum betet, weil es niemand wichtig nimmt? Unsere ganze Bereitschaft endlich für den Herrn, sei's auch zum Sterben, leidet Not, wenn das Kommen Christi uns fernsteht; und umgekehrt liegt ein unge-

Sporn darin, wenn man dasselbe lebhaft bei sich bewegt, um geduldiger, nüchterner, treuer, vorsichtiger, auch liebender und friedfertiger sich in der Wartezeit zu bezeigen. Wie vieles ließe sich noch sagen, [um] den Christen es wichtig zu machen, daß sie die werden, die auf ihren Herrn warten. Seien wir doch dem Herrn gehorsam und lassen wir seinen Ruf: Wachtet! täglich an uns kommen, daß wir nicht unvermerkt die werden, die, weil sie nicht warten, ihnen also die rechte Bereitschaft abgeht, alles zu verlieren in Gefahr stehen, wenn wirklich der Herr erscheinen wird in seiner Herrlichkeit.

Behalten wir denn Jesu Mahnung, auf ihn zu warten, im Gedächtnis. Glauben wir an sein Kommen, an sein tröstliches Kommen, reden wir davon und lassen wir unsere Herzen in dem erquickt werden, daß doch eine Verheißung da sei, nach welcher das ganze Sündenwesen und aller jetzige Greuel, der durch die Menschen geübt wird, aufhören, ganz aufhören müsse, daß einmal alle Macht und Bosheit der Finsternis ganz vernichtet und alles, was im Himmel und auf Erden und unter der Erde ist, zu lauter Freude und Einigkeit sich vereinen werde. Solches sollen wir fest im Auge behalten; und hält's mit einiger Spannung unser Gemüt fest, so sind wir, wie's der Herr von uns fordert, den Menschen gleich, die auf ihren Herrn warten.

O ihr Lieben, sollte es mir gelungen sein, mit diesen wenigen, schwachen Worten etwas bei euch erreicht zu haben, daß ihr fortan gern gleich seid den Menschen, die auf den Herrn warten, die Lenden umgürtet, mit brennenden Lichtern, so danke ich dem Herrn. Ach, es tut so not, daß alles anders werde! Was ist es denn, um nur das eine anzuführen, wenn wir jetzt etwa wieder Frieden erhalten? Ist es dann besser in der Welt? Ach, ist es dann noch immer das alte Elend. Bosheit und Sünde in jeder Gestalt, Kummer und Drangsal, tausendfältige Verzweiflung vieler bleiben sich gleich. Freilich, der Friede ist besser als der

* Der Kenner des Griechischen wird mir zugeben, daß das dort stehende mediale Zeitwort nicht heißen kann: „einem anderen“, sondern nur: „sich selbst“ sein Kleid ausziehen.

Krieg; und insofern möge nur der Herr Jesus den Frieden uns zukommen lassen, wie wir ihn sehnsüchtig darum bitten. Aber damit werden wir noch nicht alles haben. Haben werden wir und wird die ganze Menschheit den Frieden erst dann, wenn der Herr Jesus in seiner Herrlichkeit wird offenbar werden und dann die ganze Kreatur, welche er mit seinem Blut sich erworben, aus der Sünde heraus in die Herrlichkeit der Kinder Gottes wird geführt haben.

Der Herr gebe Gnade, daß wir unter denen sind, welche dem Herrn gleich ins Auge fallen, wenn er, vom Himmel kommend, herniederblickt, als solche, die ihre Lenden umgürtet haben, die ihre Lichten brennen lassen und die dastehen den Menschen gleich, die auf ihren Herrn warten, daß er dann zu uns sagen kann: „Euch, euch komme ich zum Troste. Ich sehe es: ihr stehet bereit, eure Lichten brennen, ihr wartet. Kommt, steigt empor zu mir, wie's euch verheißen ist.“ (Vgl. 1. Thess. 4,17). „Ja“, rufen wir ihm entgegen, „komm, Herr Jesu, komm in Bälde und mach' ein Ende allem Weh auf Erden.“ Amen.

Schlußgebet. Herr, unser Erbarmer; dein Wort haben wir betrachtet, so gut wir es verstanden. Aber wir werden's nach deinem Sinn getroffen haben, wenn wir's vergleichen mit allem, was sonst dein Mund zu uns sagt und was uns die Schrift klar und deutlich vor Augen stellt. Gib doch, daß das, was wir gehört und gelernt haben, in uns seine Frucht trage. Ja, umgürtet möchten wir stehen, brennende Lichten haben, das Ansehen von Wartenden haben, wenn du kommen wirst. Befreie uns, o Herr, von allem, was uns an solcher Bereitschaft hindert. Leuchtend durch Demut, Sanftmut, Barmherzigkeit, Friedfertigkeit, auch Geduld unter Verfolgung und Trübsal, möchten wir deiner harren, leuchtend vor dir und untereinander. Hilf uns dazu, o Herr! Glauben und festhalten wollen wir's, daß du es bist, der endlich kommen und alle Welt von allem Übel erlösen wird. Hilf doch, daß wir treu sind in Geduld und Glauben, in Lieben und Hoffen, daß du uns kannst erkennen, wenn du kommst, und uns aufnehmen in deine Herrlichkeit. Ach, dahin bring's mit uns! Amen.

IV.

Das Völkermahl und seine Wirkungen Samstagabendstunde

Text: Jes. 25, 6-9. „6. Und der Herr Zebaoth wird allen Völkern machen auf diesem Berge ein fett Mahl, ein Mahl von reinem Wein, von Fett, von Mark, von Wein, darinnen keine Hefe ist. 7. Und er wird auf diesem Berge das Hüllen wegtun, damit alle Völker verhüllet sind, und die Decke, damit alle Heiden zugedeckt sind. 8. Denn er wird den Tod verschlingen ewiglich. Und der Herr wird die Tränen von allen Angesichtern abwischen und wird aufheben die Schmach seines Volkes in allen Landen; denn der Herr hat's gesagt. 9. Zu der Zeit wird man sagen: Siehe, das ist unser Gott, auf den wir harren, und Er wird uns helfen; das ist der Herr, auf den wir harren, daß wir uns freuen und fröhlich seien in seinem Heil.“

Diese Worte des Propheten Jesaja gehen auf die Zukunft der Vollendung des Reiches Gottes auf Erden. Sie sind nicht so gegeben, als ob der Herr durch seinen Mund redete, sondern der Prophet spricht es betend aus und unterweisend. Betend fängt er an in diesem Kapitel mit den Worten: „Herr, du bist mein Gott; dich preise ich. Ich lobe deinen Namen, denn du tust Wunder“; und so macht er noch vier Verse lang fort, da er betend redet.

Also der Prophet spricht betend zu dem Gott, der sonst das Wort ihm in den Mund legte. Aber sein Herz ist eben von dem, was er sonst zu verkündigen den Beruf hatte, so voll, daß nun auch im Gebete sein Mund überströmen kann mit den Lobgesängen und Dankespreisungen ob dem, was der Herr vor hat über Seinem Volke und über allen Völkern der Erde. Vom sechsten Vers an redet er belehrend und unterweisend, zwar wieder nicht als einer, dem's der Herr in den Mund gelegt hatte, daß es

hieße wie sonst: „So spricht der Herr, ich will“ usw., sondern der Prophet sagt alles und redet von Gott in der dritten Person, indem er anfängt: „Und der Herr Zebaoth wird allen Völkern machen auf diesem Berge ein fett Mahl“ usw. Wir sehen daraus, wie die Propheten nach ihrer ganzen Person durchdrungen worden sind von den göttlichen Dingen, über die ihnen so vieles direkt und unmittelbar von Gott in den Mund gelegt wurde. Es sind daher auch solche Stellen dennoch anzusehen als Stellen, die dem Propheten vom Herrn, wenn nicht unmittelbar in den Mund, so doch ins Herz gelegt worden sind. Es sind nicht Worte eines denkenden und berechnenden Menschen, sondern Worte eines vom Geist Gottes erfüllten Menschen, der also vollkommene Wahrheit ausspricht und so ausspricht, daß, wenn es auch aussieht, als sage er's von sich aus, man doch den Eindruck bekommt, als sage es der Herr selber. Im Verlauf heißt's daher auch: Denn der Herr hat's gesagt.

Daß nun dieses Wort noch nicht erfüllt ist, ist klar; es wartet auf eine Erfüllung. Um's deutlich zu machen und dem Geiste derer, die zu seiner Zeit und in den nachfolgenden Jahrhunderten lebten, recht nahezubringen, muß der Prophet seinen Hoffnungs- und Weissagungsworten den damaligen Berg Zion zur Grundlage geben. Daß es aber der Berg in Palästina einmal sein werde, auf dem das, was er weissagt, einmal alles werde vor sich gehen, ist nicht nötig anzunehmen. Denn jetzt ist das Land zerstört und sogar der Berg Zion fast ganz abgetragen und das Volk in der Zerstreuung außerhalb des Gelobten Landes; und jetzt geht die Verheißung da in Erfüllung, wo vom Gott Israels lebhaft die Rede ist und Er Seine Leute hat. Durch das Leiden und Sterben Jesu Christi in Jerusalem ist freilich ein Wichtiges von der Verheißung ebendort erfüllt worden, nämlich die eigentliche Zubereitung des Guten, das allen Völkern noch werden soll; und geistlich genommen, müssen alle Völker das Heil in Zion und Jerusalem holen, weil's von dort ausgeht und dort für alle gewirkt worden ist. Jetzt aber ist's überall zu haben, wo das Evangelium rein und lauter verkündigt wird; denn der Heiland will „bis an der Welt Ende“, d.h. „bis an die Enden der Erde“ mit

den Seinen ziehen, und wo der ist, da ist das Heil, da ist Zion, da ist Jerusalem.

Was wird nun verheißen?

1.) *„Der Herr Zebaoth wird allen Völkern ein fett Mahl machen, ein Mahl von reinem Wein, von Fett, von Mark, von Wein, darinnen keine Hefe ist.“*

Das ist das erste. Es wird damit bildlich dargestellt, was für eine reine geistliche Speise einmal wird dargereicht werden von dem Gott Israels allen Völkern der Erde, eine reine, kräftige Speise, wie Mark als die kräftigste Speise gilt und Wein ohne trübende Hefe als das reinste Getränk. In gewissem Sinn ist das durch den Heiland erfüllt. Er hat die Speise, wie oben bemerkt, seiner Zeit zugerichtet; Er hat das Brot gegeben, nämlich sich selber; Er hat das Fleisch gegeben, nämlich wieder sich selber; den rechten Wein, sein Blut. Deswegen sagt Er: „Ich bin das rechte Brot, vom Himmel kommen, wer mich ißt, der wird ewiglich leben“ (vgl. Ev. Joh. 6, 32-51) und: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben“ (vgl. Ev. Joh. 6, 54-57). Da ist also vorbereitet und zubereitet von Ihm das Mahl, das alle stärken und erquicken soll. Aber es soll allen Völkern der Erde noch zuteil werden; für alle ist's zugerichtet, alle sollen's im Laufe der Zeit bekommen, und die ganze Erde soll ein Paradies, ein heiliges Land werden, in welchem allen die gleiche geistliche Seelenspeise gegeben wird, die im Gelobten Land aufwuchs durch den Heiland und über die ganze Erde sich ausbreiten soll, bis sie's alle haben, so daß durch die ganze Welt hin der Tisch gleichsam gedeckt ist für alle Völker. Das wäre die große Seelenerquickung, die allen Völkern verheißen ist, und sie ist da, wo das Evangelium gepredigt wird. Weil das noch nicht überall verkündigt wird und alle Völker noch nicht am Mahle teilnehmen, so ist auch die Erfüllung der Weissagung im Großen noch nicht geschehen. Zum Evangelium gehört eben eine besondere Gotteskraft, der Heilige Geist. Durch den Heiligen Geist wird erst das Evangelium genußreich; durch den Heiligen Geist, der das Evangelium verklärt in den Herzen, sollen alle Völker in der ganzen Welt erquickt werden, daß es ihnen wohl ums

Herz wird, weil sie ein neues Leben dadurch empfangen aus Gott. Deswegen wird das nämliche, was hier Jesajas unter dem Bild eines großen Völkermahles weissagt, in anderen prophetischen Stellen auch ohne Bild verheißen, wie z.B. im Joel, wo es heißt (Joel 3,1): „Ich will meinen Geist ausgießen über alles Fleisch.“ Das ist des Herrn Absicht und Plan; und das tut uns so wohl, daß diesen Plan der Vater im Himmel ins Herz gefaßt hat, um ihn nicht nur anzufangen, sondern auch seinerzeit zur Vollendung zu bringen.

2.) Wenn das geschieht, so geschieht ein Zweites auch, nämlich: *„Er wird auf diesem Berge das Hüllen wegtun, damit alle Völker verhüllt sind, und die Decke, damit alle Heiden zugedeckt sind.“* Man sieht auch hier: Der irdische Berg Zion ist nicht da, wo alle Völker sind, und alle Völker sind nicht da, wo der irdische Berg Zion ist. Aber auf dem Berg fängt's an, daß die Hülle und Decke der Völker wegkommt, und hat's angefangen durch Jesum Christum. Damals ist etwas weggeräumt worden, aber nicht über allen Völkern, es muß aber noch durch die ganze Welt über allen Völkern weggeräumt werden. Dieses Etwas nennt Jesajas die Hülle, womit die Völker verhüllt sind, und die Decke, womit alle Heiden zugedeckt sind. Bis jetzt ist diese Hülle und Decke fast allerwärts noch da; und was für eine Hülle auch uns noch umgibt, fühlen wir wohl. Wir leben noch in keiner göttlichen, gesunden und reinen Luft, sondern die Schrift redet auch sonst von den bösen Geistern, die in der Luft herrschen und die auch die Kinder Gottes noch umgeben, weshalb sie gegen dieselben kämpfen sollen. Ja, wir Menschen, auch wir Christen, sind umnebelt von einer finsternen Wolkenhülle, und es ist noch viel Macht der Finsternis in und um uns ausgebreitet. Wir haben viel mehr geistliche Verhüllung an uns, als wir uns denken. Wie sind wir so ohnmächtig in allem, wie wenig hell ist unser Geist, wie wenig frei unser Gemüt! Wieviel Seelendruck müssen wir durchmachen! Wie sind oft unsere Gedanken umnebelt, daß wir das Einfachste nicht fassen können! Es gibt Menschen, denen beizukommen gar nicht möglich ist, so vernagelt, so überzogen, so verdeckt, so verhüllt sind sie. Solche Zustände

sind lauter dämonische Hüllen und Decken, die durch die List der Finsternis über alle Menschen ausgebreitet sind, selbst in der Christenheit. Denn die Wegräumung ist wohl in der ersten Zeit bei den Gläubigen gewesen; aber in späterer Zeit ist eine Hülle neben dem Glauben auch an die gläubigen Christen hingekommen. Verhüllt ist das Edelste in unseren Tagen auch insofern, als es sich nicht zur Kraft zu erheben vermag. Ach, wenn ihr wüßtest, was da alles noch ist um und in den Menschen und wieviel noch wegmuß, bis sie an die Gnade Jesu völlig hinkönnen! Viele können mit ihrem Geist gar nicht hin an die Versöhnung durchs Blut Christi und an das Verdienst Jesu Christi; Gnade und Vergebung der Sünden ist ihnen verhüllt. Wenn man's ihnen predigt, so verzweifeln sie und meinen, sie könnten es nicht annehmen. Es ist eben eine Hülle und Decke da, infolge deren wir vieles nicht verstehen und nicht verstehen können, und wenn wir's auch dem Wortlaute nach verstehen, nicht besitzen, nicht genießen können.

Nun aber sehet doch, was da verheißen ist: Alle dämonische Hülle muß einmal hinweg von den Menschen. Der Trompetenstoß der Gnade wird einmal so gewaltig tönen, daß alle Teufel davor fliehen, weil sie's gar nicht hören können, und der Mensch wird frei. Wie die Kranken und Besessenen zur Zeit Jesu frei wurden, so werden einmal die Völker frei von ihrer dämonischen Hülle und Decke. Wie das zugeht, können wir freilich nicht verstehen, und wenn ich euch auch manches sagen könnte, so würdet ihr es doch nicht verstehen. Aber bedenket eben die Sache selbst, nämlich dies eine, was es für eine Gnade sein wird durch die ganze Völkerwelt hin, wenn die Menschen alle einmal frei sind von dämonischen Einflüssen. Das wird werden durch die köstliche Speise, die durch Jesum aufkommen wird. Ach, was ist das für eine Speise, die wir in Jesu und allem, was wir von Ihm hören und vernehmen, haben! Wenn dann vollends alle Hülle weg ist, daß man den vollen Wert dieser Speise erkennen und alles ganz kosten und aufnehmen kann - was wird doch das für eine Freude sein!

3.) Mit der Wegnahme der Hülle und Decke von den Völ-

kern wird aber auch ein Drittes noch geschehen: „*Er wird den Tod verschlingen ewiglich.*“ Diese Hüllen alle nämlich sind Abzweigungen des Todes im Menschen; sie machen tot und gefühllos für alles Göttliche. Fallen also einmal diese Hüllen, so fällt auch der Tod. Bisher hat der Tod alles verschlungen, aber zuletzt wird der Tod verschlungen, und zwar auf ewig. Was aber einmal verschlungen ist, das ist nicht mehr da, das ist fort. Der Tod wird also einmal aufgehoben; ob in dieser Zeit schon - das will ich nicht entscheiden; ob's noch lange ansteht - auch nicht. Aber eine Probe davon, wie's ist, wenn der Tod weg ist, mag auch in dieser Welt noch von Gott gegeben werden. Man meint, das sei Naturprozeß, daß der Tod da ist. Deswegen muß gezeigt werden: Nein, der Tod gehört nicht her! Daher ist die Weissagung so gehalten, daß alles, auch die Aufhebung des Todes, [als] noch in dieser Zeit eintretend dargestellt wird, wenigstens seinen Anfang in dieser Zeit nehmend. Wenn dann auch vielleicht noch ein Scheiden von der Erde stattfindet, so wird es kein Tod mehr sein, sondern mehr ein Entrücktwerden, da man sieht, daß lauter Friede und Leben uns umgibt.

4.) Sind alle die Verhüllungen, ist aller Tod einmal weg, dann sind auch die Schmerzen weg, alle die vielen Qualen und Krankheiten. Sind aber alle Schmerzen, alles Leid, auch alle Todesschmerzen weg, was ist dann geschehen? - Ja, dann sind die Tränen weg. Deswegen heißt's als Viertes: „*Der Herr wird abwischen die Tränen von allen Angesichtern und aufheben die Schmach seines Volkes in allen Landen; denn der Herr hat's gesagt. Zu der Zeit wird man sagen: Siehe, das ist unser Gott, auf den wir harren, und Er wird uns helfen; das ist der Herr, auf den wir harren, daß wir uns freuen und fröhlich seien in Seinem Heil.*“ Es wird also, kurz gesagt, alles auf eine große Erlösungsfreude hinauslaufen, bei der alle nur auf den einen, der's gemacht hat, gleichsam hindeuten mit Freuden und sagen: Siehe, das ist unser Gott; der hat's allein mit uns so weit gebracht; ohne den wäre all unser Sehnen und Harren auf die Erlösung von den Tränen und von der Schmach der Sünde und des Todes umsonst gewesen und wäre die Hülle und Decke der Finsternis, mit der

wir alle zugedeckt waren, nie und nimmer gefallen. So werden sie sagen zu der Zeit und werden sich freuen und fröhlich sein in Seinem Heil.

Wir sind wohl jetzt auch schon fröhlich, wenn wir den Herrn Jesum recht erkennen; aber neben der Freude ist noch so viel Weh geblieben. Wenn aber die Freude ohne Weh einmal kommt, was wird's dann sein! Aber wir dürfen darauf harren und warten, „*denn Er wird helfen!*“ Ja, der Herr hat's gesagt, der Herr wird's auch tun. Amen.

V.

Die große Geistesflut Samstagabendstunde

Text: Jesajas 44, 1-5. „1. So höre nun, mein Knecht Jakob, und Israel, den ich erwählet habe. 2. So spricht der Herr, der dich gemacht und zubereitet hat und der dir beistehet vom Mutterleibe an: Fürchte dich nicht, mein Knecht Jakob, und du Frommer, den ich erwählet habe. 3. Denn ich will Wasser gießen auf das Durstige und Ströme auf die Dürre; ich will meinen Geist auf deinem Samen gießen und meinen Segen auf deine Nachkommen, 4. Daß sie wachsen sollen wie Gras, wie die Weiden an den Wasserbächen. 5. Dieser wird sagen: Ich bin des Herrn, und jener wird genennet werden mit dem Namen Jakob, und dieser wird sich mit seiner Hand dem Herrn zuschreiben und wird mit dem Namen Israel genennet werden.“

Mit Jakob oder Israel redet hier der Herr, d.h. mit dem Volk, das aus Jakob, der auch Israel heißt, geworden ist. Der Herr redet mit ihm. Es ist das nicht nur so eine Redensart, es ist eine Wirklichkeit, daß ein redender Gott in Israel ist, wenn Er auch nur durch Seine Engel als Stellvertreter seiner Person oder durch Propheten, die mit Seinem Geist erfüllt waren, redete. Denn die reden gerade, wie wenn es der Herr selber wäre, und ihre Person tritt ganz in den Hintergrund. Das ist eine wunder-

bare Sache, die in der ganzen Weltgeschichte nirgends sonst vorkommt, daß Gott sich herabläßt, mit einem Volk zu reden, was Er ja nicht kann, ohne zugleich auch ein Auge auf alle Völker der Erde zu haben, von denen das Volk Israel ein kleiner Bruchteil ist.

Dieses Volk soll der Knecht des Herrn sein, den der Herr brauchen will für Seine Zwecke, ein Knecht, durch welchen Dienste zu tun sind, und zwar an allen Völkern der Erde. Auch wenn Gott von diesem Knecht sagt: „Ich habe dich gemacht und zubereitet, ich habe dich erwählet“, so bezieht sich das zunächst aufs eigentliche Volk Israel. Aber zu diesem Israel gehört, seit der Herr Jesus dagewesen ist, alles, was an den Herrn Jesum gläubig geworden ist. Denn wer den Sohn liebhat, den hat auch der Vater lieb, zu dem hält Er sich, und der darf all das Schöne und Herrliche, das für Israel gesagt worden ist, auch für sich ansprechen. Und so wollen wir's denn auch nehmen, als wären wir angedredet. Wir sind ja erwählt wie Jakob, gemacht und zubereitet wie Israel und sind von Kindesbeinen an dem Herrn geweiht durch die Taufe, wie Israel durch die Beschneidung.

Was will denn nun der Herr uns sagen? Wir hätten ja doch gerne eine Stimme von Ihm, hätten auch manches zu fragen. „Was sagt Er?“ möchten wir alle fragen. Denn was man auf Erden sonst von Menschen hört, ist so gar unbefriedigend. Wenn man aber vernimmt: „Der Herr redet!“ – „Ei,“ sollte es da in uns heißen, „das will ich auch hören!“ Nun, was redet Er?

1.) „Fürchte dich nicht, mein Knecht Jakob, und du Frommer, den ich erwählet habe.“

Ja, das Volk, das sich zum Heiland bekennt, befindet sich, wie einst Israel, in großer Angst und Trübsal. Es will alles wider die sein, die des Herrn sind. Die Welt geht ihren Weg und läßt das Israel Gottes im besten Fall eben so liegen; verachtet, schmätzt es aber oft auch und sucht ihm auf alle Weise zu schaden und ihm ans Leben zu kommen. Da gibt's aber auch sonst viel Jammer, und doch soll [der,] der des Herrn sein will, auch Sein Knecht sein, d.h. an den Fernerstehenden was ausrichten. Denn in anderer Weise als so können wir nicht seine Knechte

sein. Nun aber, probieren wir's – wieviel Hindernisse und Gefahren treten uns dann entgegen! Wie ist der Mörder von Anfang da und will immer alles hintertreiben! Was ist's denn geworden, seit man jahrhundertlang so hingebütet hat? Ja, so ist's geworden, daß man keinen Tag ohne Furcht zubringen kann. Und wenn einer wirken will, so ist Furcht sein Trübsalsbrot. Wo man angreifen will, riskiert man alles. Der Gefahren und Bedrängnisse sind zuviel überall, sobald man namentlich dem Feind nach keiner Seite hin Konzessionen macht. Wenn wir auch noch die Hoffnung fassen sollen, der Herr werde noch Meister über alle Völker, da erschrecken wir vollends gar! „Wie? Wer soll's machen? Wo ist etwas, auf das man bauen kann?“ heißt's dann. Ja, vor Augen sieht man lauter Untergang. Man sieht den Himmel hinauf und möchte um Rat fragen: „Was tun? Es geht ja alles zugrund, nichts will mehr Bestand haben.“ So ungefähr ist das Los derer, die dem Herrn gehören. Mit Furcht steht einer auf, mit Furcht legt er sich nieder. Wer ein tieferes Gemüt hat, steht immer in Sorgen, über kurz oder lang gehe alles verloren. An dergleichen Zustände denkt der Herr, wenn Er hier mit Israel redet und sagt: „Fürchte dich nicht, mein Knecht Jakob, und Du Frommer, d.h. Liebling, den ich erwählt habe.“ Wenn alles so steht, daß man gar nichts mehr sieht, an das man sich halten kann – 's tut nichts! Schnell wird's anders werden, schnell wird der Herr dreingreifen! Nur nicht gleich so Angst haben, es gehe alles verloren! Nur nicht so verzagt und verzweifelt getan, als ob das Ende und der Tod von allem da wäre! Nein, fürchte dich nicht, mein Knecht Jakob! Warum nicht? Weil Er, der Herr, was tun will. Nun ja, wenn wir nur merken, daß Er etwas tun will, so haben wir keine Angst mehr. Solange wir meinen, wir müssen's tun, kann Furcht und Sorge uns den Schlaf rauben. Wenn wir aber wissen, Er nimmt's in die Hand, und Sein Volk und Knecht braucht nur der Handlanger dabei zu sein, dann hat's keine Not!

2.) Was hat nun Gott im Sinn? Höret's einmal:

„Ich will Wasser gießen auf die Durstigen und Ströme auf die Dürre; ich will meinen Geist auf deinen Samen gießen und

meinen Segen auf deine Nachkommen.“

So, da habt ihr's! Wenn alles durstig und dürr geworden ist, daß gar nichts mehr gehofft werden kann, und alles Leben erstorben scheint, wenn alles schmachtet und am Verschmachten ist, dann träufelt der Himmel erquickenden Regen hernieder und kommt Wasser in Tropfen zuerst, dann immer mehr sich steigend bis zu Strömen, auf die Dürre hernieder. Ja, wenn man das liest und hört, möchte man aufspringen und sagen: „Was? Gott will von oben was herunterkommen lassen? Von oben her soll uns was werden? Da kriegt man wieder Mut. Auf der Welt ist nichts mehr zu finden; da trocknet vollends alles aus. Aber wenn von oben her was kommen soll, das ist was anderes. Nun, was Gott meint, wenn Er sagt: „Ich will Wasser gießen auf die Durstigen und Ströme auf die Dürre“, daß die Verschmachtenden erquickt und die dürren Herzen wieder erweicht werden, das steht im folgenden, wenn es heißt: „Ich will meinen Geist auf deinen Samen gießen und meinen Segen auf deine Nachkommen.“ Es ist also der Geist Gottes gemeint, der kommen soll. Israel hatte diesen Geist also noch nicht; und er ist auch nicht auf den Augenblick verheißen, sondern auf seinen Samen, auf seine Nachkommen wird er kommen. Das heißt mit anderen Worten: Hab' Geduld! Du erlebst's noch nicht, aber deine Nachkommen, und dann kommt's auch dir zugut.

Nun seht, auf das hoffe auch ich, und auf das müssen wir alle vertrauen. Es gibt kein anderes Mittel, das Durstige zu erquickern, das Dürre wiederherzustellen, als daß der liebe Gott Seinen Geist ausgießt. Es wollen zwar viele heutzutage nicht mehr dran glauben. Warum? Weil es etwas Außergewöhnliches ist, das nicht in die gewöhnlichen Dinge dieser Welt hereinpäßt. Wenn man's vergleichen will mit Dingen dieser Welt, so findet man nicht einmal etwas zur Vergleichung, so neu, so außerordentlich ist es. Wenn man sich nur denkt, es werde wieder wie bei den Aposteln am ersten Pfingstfest, so vergleichet das einmal mit der gewöhnlichen Art, wie wir leben und sind und Gedanken und Empfindungen haben, und ihr werdet sagen müssen, es ist das alles ein reines Nichts gegenüber dem, was durch Gottes

Geist werden soll. Darum erscheint es den meisten zu groß. Aber ich kann nicht helfen; ich kann's nicht kleiner machen oder kleiner mir denken, als es ist. Vielleicht, wenn es weniger groß wäre, glaubten es die Leute besser; aber ich kann doch das Große nicht kleiner machen, als es ist. Ein Strom des Geistes wird kommen auf den Samen, auf die Nachkommen Israels, also auch auf die Nachkommen der Christen, auf uns. Harren wir dessen nur getrost! Es ist ja schon ein kleiner Teil erfüllt gewesen zur Zeit der Apostel. Aber weil es aus Gründen, die wir jetzt nicht so schnell sagen und erklären können, wieder zurückgetreten ist, daß es nicht mehr ist, wie es einst war, muß es dann nicht auch wieder werden? Ja, muß es nicht auch im Großen erfüllt werden wie einst im Kleinen? Wir haben an der ersten Ausgießung des Geistes den Beweis, daß Gott Wort hält. Aber jetzt brauchen wir's eben wieder. Denn wir sind ausgetrocknete Leute; der Durst bringt uns fast um, und es ist gar zu arg, wie die Menschen innerlich verderben und äußerlich dazu. Nun, weil wir's wieder brauchen, wird's Gott auch wieder geben. Da ist's verheißen: Fürchte dich nicht, Jakob! Dein Gott weiß Rat! Er darf nur die große Gottesgabe schicken, den Heiligen Geist, der aus Gott kommt und die Menschen selbst in ein göttliches Wesen umwandelt, dann wird alles anders.

3.) Die Wirkungen, die der Geist Gottes vollbringt, wenn er als Lebensstrom von oben her auf das Durstige und Dürre kommt, werden nun auch noch geschildert. Zunächst steht wieder das Bild voran: „Sie, nämlich die Nachkommen Israels, sollen wachsen wie Gras, wie die Weiden an den Wasserbächen“, daß also überall eine unermesslich große Veränderung entsteht, sobald nur einmal Gott Seinen Geist aussendet und es einmal anfängt, bei denen, die kindlich glauben, wieder lebendiger zu werden. Ohne Bild ist's ausgedrückt, wenn es heißt: „Dieser wird sagen: *Ich bin des Herrn, und jener wird genennet werden mit dem Namen Jakob, und dieser wird sich mit seiner Hand dem Herrn zuschreiben und wird mit dem Namen Israel genennet werden.*“ Überall werden also Israelskinder entstehen und gleichsam wie Gras aus der Erde emporwachsen, bis ein

großes Israel wird aus der Menschheit geschaffen sein und eine Erneuerung des Menschengeschlechtes ins Göttliche herein sich machen wird, daß man nur staunen muß, wie rasch und wie umfangreich die Wirkungen des Gottesgeistes unter den Menschen geschehen. Da werden sie dann von allen Seiten herzulauen und sagen: „Ich will auch des Herrn sein; ich will auch zum Volk Jakobs gehören und mit dem Namen Israels genannt sein“, und wird keiner zurückbleiben wollen und sich ausgeschlossen sehen wollen von den Segnungen, die dem Volke Gottes zufließen von seinem Gott. Und dann bekommen die Knechte Gottes die Vollmacht, ihnen zu sagen: „Ja, du sollst auch des Herrn sein, sollst auch zum Israel Gottes gehören, du sollst's auch haben, wie's die anderen haben; komm nur her!“ Ach, was wird's dann für eine schöne Zeit sein, wenn die Menschen, die jetzt in allen möglichen Torheiten und Verkehrtheiten sich bewegen, nur noch von dem einen Gedanken erfüllt sind, wie sie möchten hereinkommen in den Bereich der Gnaden und Segnungen Gottes und mit dem Namen Israel und Jakob genannt werden!

Ja, wenn's nur einmal anfinge! Und sollte es nicht möglich sein in unserer armen, dünnen Zeit? O bitten wir, die wir vom Vater im Himmel zubereitet sind zu Großem, Er möchte doch diese Zeit eintreten lassen und nicht mehr zu lange warten, sondern kommen, um alles, was ersterben will, wieder lebendig und frisch zu machen. Nun wohlan! Lassen wir uns aufs neue durch das Wort aus Gottes Munde ermutigen, getrost und freudig zu harren der Stunde, da es kommt! Gelobet sei Sein Name! Amen!

VI.

Die Freude Jesu Morgenandacht

Text: Joh. 15, 11. „Solches rede ich zu euch, auf daß meine Freude in euch bleibe und eure Freude vollkommen werde.“

* Angesprochen wird hier der Krieg von 1870-71. *Der Verlag*

Der Heiland ist das letzte Mal bei seinen Jüngern. Da hätten sie alle das Tränentüchlein in die Hand nehmen können, eben weil's das letzte Mal war. Aber da sagte er: „Solches rede ich zu euch, auf daß meine Freude in euch bleibe.“ Die Freude, will er sagen, die von ihm ausgeht und die er habe, die sollen sie auch haben. Er hat eine Freude, weil er jetzt imstande ist, alle Welt zu erlösen und alle Kreatur aus ihrem Jammer zu befreien, auch dessen gewiß ist, daß es zuletzt werde, wie seine Liebe es haben will. „Diese Freude“, sagt er, „gebe ich euch; und ihr sollt euch auch freuen, daß die Erlösung wird, die weit hinausreichen und alles erfassen wird. Ihr sollt euch auch freuen, daß ihr mithelfen und schneiden dürft, was andere gesät haben“ (Joh. 4, 37.38).

Freilich, die vollkommene Freude haben wir noch nicht. Im Gegenteil, muß man sich recht zusammennehmen, um sich zu freuen. Es ist mehr nur, wenn wir uns freuen, eine Freude auf Hoffnung der noch in Aussicht stehenden und durch den Kreuzigten und Auferstandenen sicher verbürgten Erlösung. Sonst könnte man es wunderlich finden, wie man namentlich in jetziger Zeit soll Freudengesänge anstimmen, mitten unter so viel eigenem Kummer und anderer Not, mitten unter den gewaltigen und heimtückischen Angriffen der Finsternis. Ja, man hat's oft schwer, sich nur hineinzudenken, wie einmal die Freude kommen werde. Dazu muß man sagen: „Ehe [nicht] alle sich freuen, kann ich mich nicht freuen“, außer man freut sich so, daß man zugleich denkt, es komme auch noch an die anderen, dabei man aber eben doch nicht umhinkann, Leid zu tragen darüber, daß es noch nicht soweit ist. Solange man also so viele in Kummer und Elend weiß, im Jenseits gar in Abgründen verloren, weil die Erlösung noch nicht zu ihnen gekommen ist, kann man keine völlige Freude haben. Aber wenn einmal die Erlösung eine vollkommene sein wird, weil vollendet, dann wird auch die Freude vollkommen sein, davon unser Spruch sagt.

Es ist darum ein wunderlich Ding um gewisse Christen, die immerfort Freudenlieder singen und nicht fröhlich genug darüber sein können, daß sie zu den Auserwählten gehören, ohne im

mindesten mit eigentlicher innerer Teilnahme daran zu denken, wie viele Millionen nicht fröhlich sind, sondern im größten Jammer und Elend liegen, weil sie von einem Heiland nichts wissen oder haben. Überhaupt ist das nicht das Rechte, wenn ich immer süße Empfindungen der Freude haben will und in Freuden genüssen stehen beim Gedanken, daß ich einen Heiland habe; denn da denke ich viel zuviel an mich und an mich allein. Die echte Freude ist die, bei der ich mich freue, daß er aller Heiland ist und wirklich wird. Wenn daher einmal die Zeit kommt, da alles aufwacht, dann kommt die edlere Freude zum Vorschein. Dann kann es auch mit der Erlösung der Menschen soweit sein, daß man denken darf, es könne und werde so bleiben. Ach, über diese Freude geht dann nichts; und etwas von Vollkommenheit hat sie dann schon hienieden.

Auf Freude aber, erkennen wir's doch, ist's abgesehen bei Gott, dem Vater, und seinen Sohne Jesu Christo, und zwar auf eine vollkommene Freude, die durch nichts mehr gestört wird. Das wollen wir alle Tage uns neu sagen. So wird die Freude des Herrn, unseres Freudenheilands, unter allem Schweren bei uns bleiben und uns nicht verlassen, und bringen wir's, weil fröhlich in Hoffnung wie er selbst, zu gutem Ziele. Amen.

Kapitel 14

Gottesdienst und christliche Gemeinschaft

Wir haben in den letzten vier Kapiteln die Fülle der neuen großen Erscheinungen möglichst in ihre verschiedenen Erweisungen auseinandergelegt, zuerst die Wurzel derselben, die Bußbewegung, dann die eine Frucht, die Wunder, und endlich das aus beiden hervorwachsende Geistesleben, wie nämlich da alte oder vergessene Gottesgedanken in neuem Licht und mit neuer Kraft wieder ins Bewußtsein getreten sind. Es bleibt uns noch übrig, den Rahmen dieses großen Bildes zu betrachten, d.h. die äußeren Formen sowohl des Gottesdienstes als auch der weiteren christlichen Gemeinschaft, in welchen dieses neugeweckte Leben

sich bewegte. Wir beginnen mit dem natürlichen Mittelpunkt jenes Lebens in Möttlingen, mit der Kirche und dem Gottesdienste.

Wie im Alten Testament, so fing in Möttlingen ebenfalls der Sonntag eigentlich am Vorabend, am Sonnabend, an mit der in freierer Form gehaltenen Bibelstunde, die Blumhardt schon von Anfang an in Möttlingen angeordnet und die bis zu seinem Heimgehe ihm eigentlich seine liebste gottesdienstliche Stunde blieb. Diese Stunden, ursprünglich im Schulhause gehalten, mußten in der ersten Zeit der Bewegung in die Kirche verlegt werden und wurden längere Zeit dort gehalten, bis ihm die Kirchenbehörde dies untersagte und ihn verpflichtete, die Stunde wieder in die Schulstube zu verlegen, welche dann allerdings über die Maßen gedrängt voll war. Der Mittelpunkt aller Gottesdienste war natürlich der Hauptgottesdienst sonntags vormittags. Als der Zudrang zu demselben schon im Sommer 1844 so groß wurde, daß der Raum der Kirche kaum zur Hälfte hinreichte, bewog Blumhardt seine Möttlinger zu einem edlen Entschluß; sie verzichteten nämlich an diesem Gottesdienste auf ihre Plätze in der Kirche, wogegen ihnen Blumhardt versprach, sonntags je nach der Kinderlehre einen dritten Gottesdienst zu halten, in welchem sie dann in der Kirche den Vorrang haben sollten. So füllte sich dann vormittags die Kirche mit Fremden. Die Möttlinger plazierten sich auf mitgebrachten Stühlen, und bei Regenwetter mit Schirmen bewaffnet, auf dem Kirchhofe, der in kurzer Zeit so festgetreten war wie eine morgenländische Dreschtenne. Auch die Kinderlehre war natürlich von Zuhörern überfüllt, und nach kurzer Unterbrechung kam als dritter Gottesdienst jene den Möttlingern versprochene zweite Predigt, bei welcher also diese ihre Kirche bezogen und den Kirchhof sowie die Bewaffnung mit Schirm und Stuhl den Fremden überließen. Die Kirche war übrigens schon von den beiden vorangegangenen Gottesdiensten von so schwüler Luft erfüllt, daß der den Fremden zugefallene Teil doch bei weitem der bessere war. Blumhardts Organ hatte die Aufgabe, mit seinem Worte durch die offenen Kirchenfenster und oft noch durch eine lückenlose Wand aufgespannter Regen-

schirme den Weg zum Ohre der Zuhörer zu finden. Von dieser außerordentlichen Anstrengung her kam seine Stimme in den Besitz eines Fortissimo, welches später oft unangenehm empfunden wurde, namentlich wenn es zu dem Lokal in keinem Verhältnisse stand, aber auch sonst wohl, weil es seiner Stimme später an dem solcher Stärke entsprechenden Metall oder Wohlklang gebrach. Damals aber war's ein voller, posaunenähnlicher Ton, der wunderbar ergriff und der darum von allen, die ihn damals gehört, später empfindlich vermißt wurde.

Blumhardts Predigt gewann, wie schon oben erwähnt, durch seine innerlichen seelsorgerischen Beziehungen zu fast jedem seiner Zuhörer einen heilig traulichen Charakter. Sie war, wie das Wort der nachapostolischen Kirche die Predigt so schön bezeichnet, eine „Homilie“ oder, zu deutsch, ein „Umgang“, ja es war ein väterliches Umgehen mit seiner großen Familie, und die Gedanken kamen ebenso sehr zu ihm herauf als von ihm auf die Zuhörer herab. In jedem Zyklus vom Samstagabend bis zum dritten Gottesdienste des Sonntags war ein unwillkürlicher organischer Fortschritt zu bemerken, oft war die Predigt am Schluß des Tages eine Antwort auf die in der Vormittagspredigt in den Herzen geweckten Fragen. Der Text der Hauptpredigt war selbstverständlich einem Jahrgang der Perikope (der vorgeschriebenen Textreihe) entnommen. Den Text der Schlußpredigt wählte er frei, meistens aus dem Alten Testament. Bekanntlich war Blumhardt, was man so sagt, ein Volksredner ersten Ranges; er war aber ferne davon, sich in gekünstelter Weise zu der Denkart des Volks herabzulassen oder gar im Dünkel des Gebildeten dasselbe mit leichter, volkstümlich-sein-sollender Ware zu bedienen, nein: er dachte und fühlte mit dem Volk, er hielt große Stücke auf das Denken des Volkes. Bei Besprechung jener wunderlichen, aber kühnen und in ihrer Art großen Antworten, welche die Jünger des Herrn ihm aus dem Munde des Volks hinterbrachten auf dessen Frage: „Wer sagen die Leute, daß es Menschen Sohn sei?“ (Matth. 16, 13), bemerkte Blumhardt über dieses Muster volkstümlicher Spekulationen: „Das Volk stellt das Getriebe seiner Gedanken nie still“; und ist es denn nicht wahr, ist nicht der

Gebildete weit mehr in seinem Denken eingezwängt in gewisse Schablonen der Mode, und ist nicht der Mann des Volkes freier, vielfach innerlicher und empfänglicher für ewige, durch alle Jahrhunderte sich gleichbleibende Gedanken? Es kam aber Blumhardt dabei zustatten, daß er als Lehrer, als Schriftsteller durch eine strenge Schule sowohl des Denkens als des Wiedergebens seiner Gedanken gegangen war. Seine Predigt enthielt zwei, drei unter sich zusammenhängende markige Gedanken, die er knapp und deutlich in Worte gefaßt, die er aber gerne immer wieder in allerlei Wendungen zu wiederholen und zu beleuchten liebte, er wurde darin nicht müde, und er machte nicht müde; am Schlusse der Predigt wiederholte er gewöhnlich diese Gedanken mit einem „jetzt also merkt's euch, erstens: ..., zweitens: ..., drittens: ...!“ Soviel über die äußere Form der Predigt. Der Geist, der in derselben waltete, läßt sich natürlich schwer beschreiben und ist auch aus den oben mitgeteilten Predigten nicht ersichtlich, da von den wörtlich mitgeteilten keine der ersten Zeit der Erweckung angehört. Aber von der Herzlichkeit, Freiheit und Lieblichkeit seiner Weise sei doch noch etwas erzählt: Blumhardt hatte längere Zeit unter seinen Zuhörern regelmäßig Spione, die er wohl kannte, z.B. auch Sendlinge einer radikalen Zeitung, welche sich oft einstellten in der Hoffnung, in ihr Notizenbuch allerlei Sensationsstoff zu Händen ihrer Zeitung zu erhaschen. Einmal mitten in der Predigt, als es der Gedankengang mit sich brachte, wandte er sich unmittelbar geradenwegs an sie und sagte in seiner überwältigenden Herzlichkeit: „Ich weiß ganz wohl, daß und wozu ihr hier seid, aber glaubt doch nicht, daß ihr lange ungestraft (im guten Sinne) mit uns das Wort der Gnade hören könnt. Es kriegt euch auch noch herum. Ihr müßt selbst glauben, was ihr hört, und merken, daß der Herr auch euch liebt und sucht.“ Über die tiefernste und lautere Art seiner Predigt bekommen wir weiter unten noch einen besonderen Eindruck, wo wir lesen werden, was Blumhardt von einer Predigt erzählt, die er über Ezechiel 34 hielt.

Wir können von der Schilderung jener Gottesdienste nicht scheiden, ohne noch der Macht des Gesanges in denselben Er-

wählung zu tun. Wir Schweizer vermissen oft in deutschen Kirchen unseren heimischen vierstimmigen Kirchengesang, obwohl wir andererseits bekennen müssen, daß derselbe der Volkstümlichkeit des gesungenen Kirchenliedes, d.h. dem Singen desselben auch außerhalb der Kirche, einigen Eintrag tut, wie denn unsere Krieger kaum darauf kommen könnten, „Nun danket alle Gott“ zu singen wie die Preußen bei Leuthen, da unseren Männern beim Kirchenliede nur die ihnen zukommende Baßstimme im Gedächtnis ist. Immerhin hat für uns, wie gesagt, der einstimmige Gesang in deutschen Kirchen oft etwas wie Ungenügendes. Aber in vollen Kirchen und aus frischem Herzensdrange heraus gesungen, hat doch auch dieser einstimmige Gesang etwas mächtig Erhebendes und Ergreifendes. Und hier in Möttlingen hatte der von den Tausenden, die in engem Raum zusammengepreßt waren, frei vom Herzen erschallende, von Ehrfurcht und Glauben getragene Gesang etwas Unvergessliches, so daß man etwa daheim beim Anhören oder Singen eines Liedes, das man dort mitgesungen hatte, unwillkürlich sich im Geiste wieder in jene Gottesdienste versetzt fühlte. Namentlich von dem Schlußgottesdienst ist dies zu sagen, wo „Möttlingen“ in der Kirche war und wo die Wahl der Lieder sich nicht völlig auf das Gesangbuch beschränkte. Lieder wie „Jesus Christus herrscht als König“* oder „Jesus ist der Siegesheld“ erschallten wie heilige Kriegs- und Siegesgesänge und ließen oft ahnen, was Psalm 22 meint, wenn er zu Gott sagt: „Du wohnest unter dem Lobe Israels.“

Ein naturgemäßer Anhang zu den Gottesdiensten waren in Möttlingen begreiflicherweise die Besuche auf Blumhardts Studierzimmer. Dieses Zimmer war gleichsam ein Bestandteil der Kirche. Wie er etwa Pfarrern riet, nach dem Gottesdienste noch in der Sakristei zu verweilen, um allerlei Leuten Gehör gewähren zu können, so hielt er's hier mit seinem Studierzimmer. Vom Samstag an bis Montag mittag stand er da, mit Ausnahme eines Mußestündchens nach der Nachmittagspredigt (und der Essenszeiten), vor wie nach den Gottesdiensten unausgesetzt den Leuten zur Verfügung. Da lösten sich denn unaufhörlich die Scharen der Besucher ab. Je zu Gruppen von zwanzig oder dreißig be-

traten die Leute sein Zimmer, umstanden ihn im Kreise, und Blumhardt ging im Schlafrock („und ohne Halsbinde!“ hat einer mit Staunen berichtet), sein Brieffäschchen in der Hand, von einem zum anderen; mit einer uns „Gebildete“ beschämenden Einfalt klagte da jeder kurz und bündig sein Anliegen, Anliegen oft, zu welchen wir ein geheimstes Gespräch unter vier Augen und von Viertelstunden für erforderlich hielten. Blumhardt antwortete kurz, bald tröstend, bald auch sehr verständlich und ungeniert strafend, legte etwa einem mit einem Worte des Segens die Hand auf (letzteres namentlich den Kindern) und notierte sich mitunter einen Namen. Waren alle an die Reihe gekommen, so entleerte sich das Zimmer, um sich sofort wieder mit einer neuen Schar zu füllen. Trotz der Einfachheit dieser Einrichtung ist es heute noch kaum zu begreifen, wie er je über einen Sonntag die in die Hunderte gehende Menge von Hilfs gesuchten in geistlicher und leiblicher Beziehung zu bewältigen vermochte; man denke sich dabei die Anstrengung, die es erforderte, diesen Scharen samstags einmal und sonntags dreimal zu predigen; und daneben fand er immer noch Zeit für die zahlreichen Gebildeten, welche an sich schon ihr Anliegen lieber im stillen vorbrachten, sowie auch für die, deren Anliegen denn doch nicht vor anderer Ohren taugte.

So anstrengend diese Audienzstunden für Blumhardt waren, so waren sie ihm doch vielfach zur Erbauung, Stärkung und Erholung; denn es waren heilige, gesegnete Stunden, in welchen die Hand des Herrn wirksam war und der Herr Seine Nähe kundgab durch viele Hilfe an Leib, Seele und Geist der Kommenden. Blumhardt erbaute sich an diesen Leuten, an ihrer schlichten Gottesfurcht, an ihrem kindlichen, klaren Glauben, an ihrem demütigen, mürben, bußfertigen Sinne.

Folgen wir nun diesen Leuten nach, wenn sie Blumhardts Zimmer verlassen, und sehen wir uns an einem jener Sonntage in Möttlingen um!

Besehen wir uns das Leben außerhalb der Kirche, gleichsam das geistliche Volksleben an jenen Sonntagen:

Möttlingen bot an den Sonntagen ein Bild im Kleinen, wie

es im Großen etwa das alte Jerusalem an seinen Festtagen geboten haben mag. Einerseits die Hoffnung, sonnabends den Pfarrer vielleicht noch besser sprechen zu können als sonntags, andererseits aber auch der Zug zu der traulichen, geweihten Samstagabendstunde zog schon samstags viel Volks herbei, das, nachdem es unterwegs wohl auch manches Spottwort zu hören bekommen, fröhlich in dem gesegneten Möttlingen eintraf. Sonntags frühe vollends strömte es dann von allen Seiten herbei; über Karfreitag 1845 zählte man 176 Ortschaften, die durch Besucher vertreten waren. Sonntagabends verließen die Scharen größtenteils das Dorf. Die liebe Dorfjugend hielt es mitunter für ihre Aufgabe, die Abgehenden zu zählen; einmal, an einem Pfingstfeste, brachte sie es auf die Zahl von 2000. Wo aber waren diese Leute, von denen vielleicht die Mehrzahl die ganze Festzeit mitgefeiert, über Nacht geblieben? Das war freilich in Württemberg ein schwierigeres Problem als in dem sonnigen Jerusalem. Nun, die Möttlinger waren unglaublich gastfrei und die Besucher nicht minder genügsam. Die Männer legten sich ins Heu, und die Stubenböden der Wohnhäuser waren zu primitiven Lagerstätten für die Weiber umgewandelt. Viele Männer schliefen auch draußen im Wäldchen auf dem benachbarten Hügel „Köpfl“, einmal ihrer 250. Einfach, aber herzlich ging's mit der Nahrung zu; die Besucher behaupteten, fast nichts zu bedürfen, und halfen auch ihrerseits den gastfreien Möttlingern aus. Ein – nicht etwa figürlich, sondern wirklich – wunderbarer Segen waltete hierin. Ein Möttlinger hatte mit knapper Not an seinem Tische Platz bereitet für 14 Gäste und auch etwas Speise für dieselbe Zahl, war aber doch in Besorgnis, ob letztere auch für 14 hinreichen werde. Aber siehe: Die 14 verlassen den Tisch nach ihrem Mahle und werden von anderen 14 abgelöst und diese wiederum von noch weiteren 14; und – es blieb noch übrig! Der Schütze schenkte mit großem Erfolge Kaffee aus, die Tasse zu 1 (oder 2?) Kreuzer. Noch einfacher ging's in dem luftigen Nachtquartier auf dem Köpfl. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, rief dort einmal ein Mann in heller, froher Begeisterung aus. Und es ist wahr, die Leute waren glücklich in ihrer Gemeinschaft im

Namen des Herrn. Aus den Häusern erschollen Gesänge der Erwachsenen, von den Straßen Lieder der Kinder und der älteren Jugend.

Der Herd und Mittelpunkt dieses großen Familienlebens war das Pfarrhaus. Die Bauern mußte Blumhardt natürlich seinen Möttingern überlassen, wer aber irgendeinen städtischen Rock trug, der mußte ins Pfarrhaus, und namentlich auf junges Volk dieses Zeichens ließ er fast förmlich fahnden, da er ein unkontrolliertes Umherfahren solcher Leutchen nicht gerne sah. Dankbar nahm er's allerdings an, wenn solche fahrenden Schüler mit einem Lager auf dem Stubenboden der Schenke vorliebnahmen; denn nicht nur war das Pfarrhaus bis auf den letzten verfügbaren Raum in eine Schlafkaserne für Herren und Damen, für Kranke etc. umgewandelt, sondern auch die verfügbaren Zimmer des Schultheißen oder andere bessere Zimmer des Dorfes waren für solche Gäste in Anspruch genommen, vom Gasthof zum „Ochsen“ nicht zu reden, dessen Schlafgemächer oft höchlich hätten erstaunen können über das seltsame Zusammentreffen der verschiedensten Leute in ihren Räumen. Aber der fahrende Schüler, von dem wir oben sprachen, mußte, sobald er des Morgens vom Stubenboden in der Schenke aufgestanden war, sich im Pfarrhause zum Frühstück einstellen und den ganzen Tag über, namentlich aber des bestimmtesten bei jeder Mahlzeit, das Pfarrhaus als seine Heimat betrachten, bei Strafe, es überhaupt nie mehr betreten zu dürfen. Die Hausordnung war eine ähnliche wie später in Boll, nur erinnerte nichts, auch nicht von ferne, an ein Gasthofleben. Nach dem Frühstück mit dem von der Frau Pfarrer meisterlich bereiteten Sonntagskuchen folgte die Morgenandacht: Gesang, Lesen (selten Besprechen) der Losung und Gebet auf den Knien*. Schon letzteres kann uns andeuten, daß in dem Pfarrhausleben eine Innigkeit, eine Sammlung, eine Weihe walte, wie sie in der großen Familie des Bades Boll eben kaum zu denken war. Das Mittagessen war schon um der noch nachfolgenden Gottesdienste willen äußerst einfach. Die Gäste wurden, wenigstens den obersten Plätzen nach, mit absichtlicher Sorgfalt nach einem gewissen Range plaziert; es erschienen mächtige

Schüsseln mit der stereotypen Nudelsuppe, auch Massen von Kartoffelsalat, und endlich kam eine Platte mit Fleisch, die von oben nach unten zirkulierte, bis, vielleicht in der Mitte des Tisches schon, jede weitere Zirkulation ihren Zweck verlor, weil sie leer war. Wie waren wir aber doch bei der unerschöpflichen „Schüssel“ so vergnügt! War schon beim Mittagmahle gleichsam offene Tafel, so öffneten sich nun beim Abendbrote die Pforten oder Türen des Wohnzimmers noch weiter für jedermann, oft bis zu 70 Personen. Da hatte denn Blumhardt, nach Vollendung der Gottesdienste und nachdem er zwischen den Gottesdiensten Hunderten von Leuten Gehör gegeben hatte, seinen Feierabend und saß vergnügt in dem bunten Kreise, der ihn umgab. Er erzählte dann wohl von den neuen Wundern, die er heute wieder auf dem Studierzimmer an allerlei Kranken erlebt, d.h. die er von solchen, die dankbar ihre seit-herige Genesung berichteten, vernommen, wie z.B. eine Mutter jubelnd ihr genesenes Kindlein zeigte, das sie acht Tage vorher, von Knochenfraß entsetzt, gebracht hatte, und dergleichen, oder er ging auf Fragen ein, die etwa durch die Predigten veranlaßt waren oder auch sonst in freier Weise sich aus dem Schoße der Anwesenden erhoben. Solche zwanglosen Gespräche waren, wie diejenigen sich werden vorstellen können, die Blumhardt von Boll her kennen, oft noch fruchtbarer, lichtbringender als die Predigt. Blumhardt hatte etwa einmal darauf aufmerksam gemacht, daß der Herr in Seinem Befehle: „Prediget, d.h. verkündet das Evangelium!“ eigentlich weder an eine Predigt noch auch an eine Kanzel denke, sondern an das gewöhnliche Gespräch, wo der Mund von dem überfließt, wessen das Herz voll ist. „Ein Bekenntnis des Herrn von der Kanzel herab ist oft weder eine sehr große, mutvolle Leistung noch auch von großer Wirkung. Der Hörer denkt gerne, auf der Kanzel pflege man eben so zu reden. Viel wichtiger ist und viel tiefer geht und mehr Glauben findet *das* Wort, das dem freien Gespräche in gewöhnlicher Geselligkeit entfließt.“ So waren seine Gespräche ihm selbst stets ein sprudelnder Quell neuer, ursprünglicher Gedanken und anderen erquicklich gerade durch die Frische dieses Quellwassers. Er war eben immer derselbe:

heilig, natürlich auf der Kanzel, natürlich, heilig unter derselben, wobei ich das Wort „heilig“ in der schlichten Weise, in der es die Bibel bringt, verstanden wissen möchte.

Wir verlassen nun das Pfarrhaus, das wir im nächsten Abschnitt noch weiter werden kennenlernen, und betrachten noch Blumhardts besonderes seelsorgerisches Wirken in seiner Gemeinde Möttlingen.

Da diese Leistungen Blumhardts den Blicken des Fremden sich entzogen, so sind wir betreffs derselben auf seine eigenen Berichterstattungen angewiesen, und ich lasse dieselben hier folgen. Er erzählt darüber im *Kirchen- und Schulblatt* folgendes:

„Unterdessen waren mir die Arbeiten und Sorgen für die Gemeinde in hohem Grade angewachsen. Denn die Besorgnis, die man auswärts aussprach, daß das Feuer ebensoschnell sich wieder legen könnte, als es aufgebrannt war, blieb auch mir nicht fremd, und ich sah es jetzt als meine Aufgabe an, nichts unversucht zu lassen, um eine tiefere Erkenntnis in den Herzen zu fördern und Herz und Willen offen und frei zu erhalten. Dies tat ich unter anderem mit Abendstunden, die zuerst in meinem Haus je zweimal in der Woche, dann in der großen Schulstube, endlich, da der Zudrang gar zu groß wurde, in der Kirche gehalten wurden. Daneben hielt ich den Sommer über dreimal sogenannte Konferenzen, deren jedesmal acht hintereinander gehalten wurden, bis es an sämtliche Glieder gekommen war; sie dauerten je drei Stunden und waren zur Förderung eines christlichen Sinnes im täglichen Leben besonders gesegnet. Mein Hauptbestreben dabei war, in den Familien Liebe, Frieden, Verträglichkeit, Versöhnlichkeit dauernd zu gründen und so in ihnen eine christliche Gemeinschaft durch gemeinsame Gebete, Gesänge, Unterhaltungen zu erzeugen. Es wurde auch gewöhnlich, daß Eheleute täglich teils für sich, teils mit anderen Familiengliedern, auch Kindern und Dienstboten, gemeinschaftlich auf den Knien beteten, eine Sitte, die mehr als alles andere den christlichen Geist wach und rege erhielt. In den Konferenzen gab ich ferner Räte für die Versammlungen, welchen ich eine recht bewegliche Gestalt wünschte, weswegen sie nicht bloß in einem Hause, son-

dern abwechselnd in allen Häusern gehalten wurden. In ihnen sollten ferner womöglich alle Mitglieder ins Gespräch kommen, damit durch eigenes Reden, Nachdenken und inneres Verarbeiten engere Teilnahme wie auch herzlichere Verbindung unter den einzelnen entstehen möchte. Sonst hatte ich freilich auch privatim viel zu raten, zu schlichten, zurechtzulegen, zu warnen und auf der Hut zu stehen, daß nicht Auswüchse schwärmerischer Art aufkommen möchten. Letzteren glaubte ich damit am sichersten zu begegnen, daß ich gegen Eigenliebe und geistlichen Stolz mit aller Macht kämpfte. Dies wurde mir nicht schwer. Denn die Herzen waren so offen und in aller Liebe mir so zugetan, daß ich aufs freieste mit ihnen reden und das Stärkste rückhaltslos sagen durfte, ohne zu fürchten, daß ich, wie man sagt, einbüßte, vielmehr mit dem Erfolg, daß man mir herzlich darum dankte. Auch im Filiale gab es viel zu tun; und Abendbesuche teils in Privathäusern, teils später in der Schule waren sehr willkommen, wiewohl man auch von dorthier sehr zahlreich und häufig, namentlich zu den Abendgottesdiensten ins Mutterort wanderte, wobei oft das schlechte Wetter nicht zurückhielt.“

Vergleichen wir diesen seinen Bericht mit der Schilderung Christs (S. 240ff.), so sehen wir, wie innig er mit seiner Gemeinde zusammenwuchs; es war in der Tat in dem Zusammenhang zwischen Blumhardt und seiner Gemeinde Möttlingen etwas Ähnliches, wie in den Sendschreiben der Offenbarung der Zusammenhang zwischen Gemeinde und Hirten als unauflöslich gedacht wird, [in]sofern [als] dort sichtbar in dem „Engel der Gemeinde“ einerseits der Hirte, andererseits wieder die Gemeinde gleichsam unterschiedslos gemeint ist. So verwies auch Blumhardt die Kranken, die nicht mehr in sein Haus treten durften, mit vollem Bewußtsein ebenso sehr auf die Fürbitte seiner Gemeinde, d.h. der im Gottesdienst versammelten Christen, wie auf die seinige. Dieses innige Verbundensein mit seiner Gemeinde leuchtet auch aus folgender Schilderung hervor, welche der nämlichen Quelle entnommen ist und die Innigkeit seines Verhältnisses zu seiner Gemeinde noch heller beleuchtet.

„Es bleibt mir noch übrig, über den Fortgang der religiösen

Bewegung in Möttlingen bis heute einiges mitzuteilen. Der erste Eifer, der sich im Frühjahr vorigen Jahres kundtat, ließ im Laufe des Sommers unter den vielen äußeren Geschäften und Sorgen – denn meine Gemeinde gehört zu den ärmsten des Landes – etwas nach, wiewohl die täglichen Versammlungen nie ganz aufhörten, wobei es vielen eine Erquickung blieb, nach dem Arbeitsschweiß des Tages noch ein Stündlein brüderlicher Gemeinschaft genießen zu dürfen. Gegen den Herbst hin geriet ich in einige Unruhe, da Trägheit, Lauheit und Gleichgültigkeit wieder zugenommen hatte. Ich wurde daher wieder ernst in meinen Vorträgen, namentlich wo ich die Gemeinde allein vor mir hatte. Zugleich wurde mir manches Gebrechen des natürlichen Herzens aufgedeckt, das man sonst weniger beachtet und das doch von großer Bedeutung ist, wenn der Christensinn nicht lückenhaft sein soll. Es war mir geschenkt, solche Gebrechen immer zuerst an mir zu finden, und obwohl ich schon früher einem inneren Zug zufolge auch für mich einen Beichtvater unter meinen Kollegen gewählt hatte, dem ich mich ganz aufschloß, so wurde ich doch aufs neue vielfältig gebeugt, über so viele bisherige Versäumnisse, Torheiten, Unarten, deren Bedeutung ich früher nicht so erkannt hatte; und von nun an lief ich gleichen Schritt mit meiner Gemeinde. Was mir als Fehler in mir aufgedeckt wurde, trug ich ihr vor; und das wirkte so, daß bald wieder eine neue Bewegung zur Buße und Demütigung aufkam, und namentlich wurden die Buß- und Bettage, an denen auch viele fasteten, in dieser Beziehung denkwürdige Tage. An einem derselben wurde ich durch das Los auf Ezechiel 34 gewiesen, und in dem Vortrag darüber konnte ich nicht anders denn mich nach meinem früheren Wirken als einen der Hirten darstellen, die mehr sich selber weiden denn die Schafe, so sehr es auch anderen nach dem Äußeren das Gegenteil schien, und zwar so, daß dabei der Schafe viele den wilden Tieren zum Raube wurden. Ich sprach einfach und ruhig mit dem Tone der festesten Überzeugung, daß es so bei mir gewesen sei; und weil meine Gemeinde erkannte – wie sie jetzt wohl imstande war –, daß ich bei meiner Ausführung nichts übertreibe, so machte solch Bekenntnis nur um so

tieferen Eindruck, so daß sie noch einmal ihr ganzes Wesen durchforschte und größtenteils mich wieder besuchte. So empfingen wir viele Gnade den Winter über, da wir auch von Fremden nicht belästigt waren, und besonderen Segen brachten uns die Weihnachtsfeiertage und später die Karwoche. Sämtliche Gemeindeglieder – nur ganz wenige stellten sich etwas ferner – wurden in 11 Abteilungen geteilt, je 25-30 Personen enthaltend, die den ganzen Winter über täglich mehr oder minder vollständig zusammenkamen, vornehmlich um kursorisch, mit kurzen Unterhaltungen vermischt, die Heilige Schrift zu lesen. Die Weiber und Töchter brachten ihre Spinnwerkzeuge dazu. Ähnliche 3 Versammlungen waren in Haugstett, wohin ich fast regelmäßig jeden Montagabend fuhr. Den Männern und Jünglingen in Möttlingen las ich jeden Dienstag und Donnerstag abends in der Schulstube die Heilige Schrift kursorisch vor, mit einfachen Bemerkungen, was außerordentlichen Beifall fand. Wir wurden mit den 5 Büchern Mosis fertig. Am Mittwoch versammelten sich sämtliche Weiber, am Freitag sämtliche Töchter zu Missions-spinnvereinen, denen ich eine Stunde schenkte, und am Samstag hielt ich eine Stunde im Schulhause für Weiber und Töchter. In diesem Geleise blieb es den ganzen Winter, und fast jede Woche kam etwas Besonderes aus der Erfahrung des Lebens und Herzens zur Sprache, das zu bußfertigem Gebet trieb. Dessenungeachtet blieben mir und meiner Gemeinde noch Wünsche genug übrig, und die Gewißheit, daß das Werk, wenn es auch jetzt noch so tief begründet wird, doch über kurz oder lang, wenn es seinen gewöhnlichen Gang fortgeht, wieder versiegen müßte, hat mich immer vertrauter mit dem Gedanken gemacht, daß der Christenheit, wie sie sein sollte, der besondere Pfingstgeist der ersten Kirche fehle und daß ohne diesen nichts Dauerndes zustande kommen könne.“

So suchte Blumhardt – wie wir aus diesen Berichten erfahren – das erstandene Leben emsig, aber in der schlichtesten Weise, mit keinen anderen Mitteln als solche, welche sich von selbst durch die Natur der Sache darboten, zu hegen und zu pflegen. Die Versuchung zu weitergehenden Maßnahmen *lag nahe*, na-

mentlich *die* Versuchung, dem neuerwachten Leben durch irgendwelche Form besondere, bleibende Gestalt zu geben. Allein Blumhardt *bebte* förmlich vor dem Gedanken, irgendwie eine separate Neuschöpfung in der Kirche zu begründen, vor dem entferntesten Scheine von Anmaßung eines gewissermaßen „reformatorischen“ Auftretens. Ihn durchzitterte oft die Angst, es könnte aus dem erwachten Leben etwas, sei's auch noch so fein, Sektiererisches erwachsen, das *seinen* Namen, statt dem des Herrn Jesu allein, großzumachen geneigt wäre. In der Tat wollte auch eine mächtige Strömung in den Schichten des Volks ihn mehr oder minder bewußt dahin drängen, seiner Sache gleichsam eine „Organisation“ zu geben. Dagegen wehrte er sich mit aller Macht und siegreichem Erfolge und beschränkte sich, wie wir sehen, auf jene einfachen Mittel, welche die allgemeine christliche Sitte nahelegt und ermöglicht.

Aus eben diesem Grunde hätte er denn auch jenen Rat *ablehnen* müssen, der in dem Ausspruche eines Beurteilers dieses *Lebensbildes* liegt: „Blumhardt hätte die Privatbeichte, die ihm der Herr ungesucht in den Schoß fallen lassen, nun auch als Institution wieder einführen sollen.“ Solches konnte Blumhardt nicht wollen, denn damit hätte er wohl etwas Dauerndes geschaffen, aber eben gerade das, wovor ihm bangte – eine bloße *Form*. Er wollte eben überhaupt nicht schöpferisch die Ordnungen der Kirche reformieren, er wollte nur dem Wirken des Herrn willig zu Diensten stehen, und solche Formen vollends waren ihm von zweifelhaftem Werte, da sie so leicht dazu dienen, einen *Schein* gottseligen Wesens zu wirken und aufrechtzuerhalten. Sein Zimmer stand seinen Gemeindegliedern stetsfort für alle Anliegen offen, also auch für Sündenbekenntnisse. Aber kaum etwas hätte ihn wohl so schmerzlich berühren können, als wenn Rückfälle so häufig und allgemein geworden wären, daß aus dem Bekennen derselben sich hätte eine *Regel* bilden können, und um so ferner wäre es seinem Herzen gewesen, ein solches Siechtum mittelst einer Institution als etwas Normales hinzustellen.

Gerade weil er solche eigenwilligen Änderungen der Form und die davon unzertrennliche Absonderung von der großen Ge-

meine grundsätzlich vermied, war er um so mehr gedrungen, für das Ganze der Kirche noch eine große Erneuerung zu erleben und zu hoffen. Was er erlebt hatte und sonst nirgends fand, *das* und noch Größeres soll in nicht allzu ferner Zeit noch Erlebnis der ganzen Kirche, ja schließlich der Menschheit werden.

Das mußte er hoffen, einerseits weil das, was er erlebt hatte, augenscheinlich nur der Anbruch von noch weit Größerem war, das noch kommen soll, und andererseits, weil auch dieses schon Vorausgegebene schließlich doch würde verkümmern müssen, wenn es in solcher *Vereinzelung* verbliebe. Aber der *erste* und stetsfort nachwirkende, ja sie *berechtigende* Antrieb erwuchs seiner Hoffnung doch nicht aus der Unzulänglichkeit, sondern aus der *Größe* dessen, was er erlebt hatte und immer wieder erlebte.

Diesen Berichten füge ich noch einige andere, teils ebenfalls aus dem Jahre 1845, teils aus folgenden Jahren, bei, welche uns noch einiges weitere Licht darüber geben, teils wie Blumhardt zu seiner Gemeinde stand, teils auch in welchem Lichte sie ihm erschien und wie sehr die Erweckung in ihr nachhaltige, auch äußerlich erkennbare Früchte gezeitigt hatte. Diese Berichte sind allerdings diskreten Charakters, enthalten jedoch so gar nichts, dessen Mitteilung irgendwie nachteilig erscheinen könnte, daß ich mir erlaube, sie wenigstens bruchstückweise dem spärlichen Material einzuverleiben, das ich über dieses Gebiet, über Blumhardts besonderes Wirken an seiner Gemeinde seit der Erweckung, dem Leser zu bieten vermag.

Der erste Bericht, von 1845, erzählt über den allgemeinen sittlich religiösen Zustand der Gemeinde folgendes: „Die große Veränderung, die mit der Gemeinde seit dem Januar 1844 vorgegangen ist, habe ich im vorigen Sommer in einem besonderen Berichte an die hohe Kirchenbehörde umständlich beschrieben, und die wesentlichsten Züge derselben sind von mir neuerdings im *Evangelischen Kirchenblatt* veröffentlicht worden, und ich berufe mich hier auf dieselben. Jener Veränderung gemäß ist der religiöse Zustand der Gemeinde gegenwärtig in hohem Grade erfreulich, indem bei weitem die meisten Gemeindegossen der damals gewonnenen Anregung treu geblieben sind. Die Verände-

rung zeigt sich in der ganzen Denk- und Handlungsweise der Leute, indem auch der Charakter der Bewohner beider Orte offen, herzlich, zutraulich und regsam für alles Gute geworden ist. Die Gottesdienste werden sehr fleißig und mit Anzeichen eines großen Interesses besucht. Öffentliche Ärgernisse, die schon früher selten waren, kommen keine vor; und auf dem Filiale sind außer den sogenannten Morgensuppen auch die Hochzeitstänze abgeschafft, was von Möttlingen längst gerühmt werden konnte. Seit der Erweckung wurde kein Unzuchtsfall mehr bekannt, wie überhaupt sämtliche Jugend bis heute an der Bewegung Anteil genommen hat. Besonders erfreulich ist der überall erwachte Gebetseifer, der, wenn er auch hie und da erschlaffen will, stets mit neuer Stärke in den Familien wiederkehrt und durch sichtbare Erhöhrungen, namentlich bei Krankheiten, erhalten wird. Ehestreitigkeiten kommen keine vor, und die Bemühungen des Pfarrers, Gott wohlgefällige Züchtigkeit in der Ehe zu fördern, scheinen insofern gesegneten Erfolg zu haben, als man herzliche Liebe der Eheleute untereinander wahrzunehmen glaubt, wie auch gemeinschaftliche Gebete der Eheleute auf den Knien gewöhnlich geworden sind.“

Ebendasselbst erzählt Blumhardt über die Weise religiöser Erbauung neben der Kirche folgendes:

„Früher bestand eine Privatversammlung in Möttlingen, die etwa 30 Mitglieder zählte. Letztere nahmen bald an der Bewegung Anteil und verschmolzen sogleich mit den übrigen Einwohnern, so daß gegenwärtig eigentlich keine Privatversammlung im früheren Sinne vorhanden ist. Die Leute haben zwar das Bedürfnis, täglich, wenn auch nur auf kurze Zeit, sich miteinander zu erbauen und zu stärken, und wurden in verschiedene Abteilungen geteilt, so daß im ganzen 11 Versammlungen bestehen. Letztere unterscheiden sich aber dadurch von den gewöhnlichen, daß ihnen keine Stundenhalter vorstehen und daß sie abwechselnd in allen Häusern gehalten werden. Man spricht in ihnen repetierend über die Vorträge des Pfarrers oder liest Abschnitte der Heiligen Schrift vor oder erzählt tägliche Erfahrungen, alles so ungezwungen, daß jedes Mitglied zu Worte kom-

men kann, wie auch jedes sich bemüht, je und je ein Gebet aus dem Herzen zu sprechen. Erfreulich ist es, daß keinerlei pietistische Farbe wahrgenommen wird und überhaupt alles, ohne Selbsterhebung, sich stets auf kirchlichem Grund und Boden erhält, weswegen eben durch diese Zusammenkünfte das Band des Seelsorgers mit der Gemeinde immer fester geknüpft wird.“

Im Jahre 1847 schildert Blumhardt den allgemeinen sittlich religiösen Zustand im ganzen wie oben. Die Gemeinde sei sich im ganzen gleichgeblieben; einzelne, bei welchen manches etwas anders zu wünschen gewesen wäre, hätten doch Liebe zur Sache bewahrt und immer wieder durch Demut und Liebe sich zu rechtgefunden. Sonst seien viele Kennzeichen vorhanden, daß innere Gediegenheit und Verständigkeit in christlichen Dingen bei dem größeren Teil der Gemeinde, namentlich in Möttlingen, im Zunehmen begriffen sei.

Über besondere religiöse Zusammenkünfte bemerkte er damals: „Separatisten sind keine da, auch sogenannte Pietisten, möchte ich sagen, sind nicht mehr vorhanden, wenn man darunter eine gewisse Eigentümlichkeit der religiösen Haltung versteht, wodurch sie sich häufig charakterisieren. Auch werden keine Versammlungen in bestimmten Häusern und keine unter der Leitung sogenannter Stundenhalter gehalten. Dagegen versammeln sich die meisten Mitglieder der Gemeinde, wenigstens in Möttlingen, weniger zahlreich in Haugstett, wie die Umstände es zulassen, fast jeden Abend in kleineren Abteilungen, wobei Männer, Weiber, Jünglinge und Jungfrauen getrennt und zum Teil wieder in Partien geteilt sind, abwechselnd bald in diesem, bald in jenem Hause, um sich in ungezwungener Unterhaltung miteinander zu erbauen, häufig auch, indem sie Kinder zusammenkommen und lesen lassen und abfragen. Gleich ungezwungen und meist katechetisch wurden auch die Versammlungen des Pfarrers im Schulhause, bald mit den männlichen, bald mit den weiblichen Gliedern der Gemeinde gehalten, wobei allgemeiner Anteil wahrzunehmen war. Die ganze Gemeinde belebt ein nüchterner kirchlicher Sinn, und von religiösen Auswüchsen ist nichts zu sehen.“

Eine ähnliche Berichterstattung aus der letzten Zeit seines Wirkens in Möttlingen ist kürzer. Die Schilderung des allgemeinen Zustandes hat einen ein wenig gedämpften Ton, die besonderen Zusammenkünfte werden kürzer, sonst aber ganz wie oben geschildert, mit dem einzigen Zusatze: „Wenngleich es nicht an Männern fehlt, die vorzugsweise das Wort führen, so sind diese doch nicht eigentlich Stundenhalter zu nennen, und die Unterhaltung ist stets eine ungezwungene, die sich um einen Bibelabschnitt oder um die gehörten Vorträge bewegt.“

Wieviel liegt doch in diesen schlichten Berichterstattungen ausgesprochen! Wie etwa einem Kaufmann die trockenen Zahlen am Fuße seiner Schlußrechnung von viel heißer Tagesarbeit, von durchwachten Nächten in der Vergangenheit und von mancherlei Hoffnung oder Besorgnis für die Zukunft erzählen, so gibt auch diese einfache Schilderung des christlichen Dorflebens viel zu denken, rückwärts in die Vergangenheit, vorwärts in die Zukunft. Ein rühriges, geistbewegtes christliches Volksleben, dessen einer Pol das Haus, die Familie in ernster Arbeit an sich selbst, dessen anderer die Kirche, Beteiligung aller, auch der ganzen Jugend, Jahre hindurch – das ist bald gesagt, aber es sagt viel; es ist gerade bei der Schlichtheit und Natürlichkeit, die uns hier überall entgegentritt, etwas Ideales, das den Wunsch erweckt: O möchte es überall so sein und so werden! Wird dieses Miniaturbild christlichen Volkslebens Bestand haben? Wir wissen, wie Blumhardt darüber dachte. Für ihn hatte dieses liebliche Bild, wenn es gleichsam nur als geistliche Sehenswürdigkeit dastehen sollte, wenig Wert und keinen Sinn, und ein sehr langes Fortbestehen in seinem Ausnahmezustand versprach er sich nicht. Es wäre ihm dies gewesen, wie wenn ein Dorf mitten im Winter des Landes wollte Frühling haben. Möttlingen, wie es nun war, war ihm wie ein von der Zukunft her in die Gegenwart hinein vorgeschobener Posten, eine Vorhut, die, wenn der Gewalthaube nicht nachrückt, d.h. wenn nicht ein Ähnliches, Größeres im allgemeinen hervorbricht, sich auf die Länge nur kümmerlich werde halten können. Darum hatte sein Hoffen neben dem einen Antriebe des Jammers und Elends der Welt (zumal des geistli-

chen) noch einen anderen – er hoffte auch als Hausvater seiner großen Familie „Möttlingen“, daß dieser nicht, ehe es im Großen besser komme, der geistige Nahrungsvorrat ausgehe.

So von allen Seiten auf das Sorgen, Sehnen, Bitten, Kämpfen und Hoffen fürs große Ganze hingetrieben, wuchs er selbst wenigstens für seine Person unter sichtlicher göttlicher Fügung in einen Beruf, der aufs Große, Allgemeine sich erstreckte, hinein. Was er sich vorderhand umsonst versprach von der *Bewegung*, deren Mittelpunkt er gewesen war: daß sie bald eine allgemeine Bedeutung gewinne, das begann sich nun in etwas an *ihm* zu erfüllen. Wir wissen, wie er teils durch brieflichen Verkehr, teils als Hausvater einer immer größeren Familie von ab- und zuströmenden Hausgästen, Tausenden aus allen Himmelsgegenden und aus allen Schichten der Gesellschaft, ein Seelsorger geworden ist.

Wie er dies allmählich wurde, das betrachten wir im folgenden Abschnitte, doch so, daß wir in demselben zugleich dasjenige, was sonst noch aus seinem weiteren Leben in Möttlingen zu erzählen ist, unterbringen. Und so schließen wir die Schilderung dieser großen Tage in Blumhardts Leben, von denen es, wie anfangs gesagt, ihm und anderen oft war, als hätte sich damals eine Zeitlang wie ein Schleier gelüftet, um den erstaunten [Zu]schauern zu zeigen: So sollte und könnte es sein, so soll's werden, darum bittet, darauf hoffet!

Vierter Abschnitt

Privatleben – Allgemeiner Beruf

R

Kapitel 15 - Der Privatmann

Sowie wir Blumhardt in seinem allgemeinen Seelsorgerberuf betrachten, müssen wir alsbald den streng biographischen Pfad, den Pfad der nach der Zeitfolge geordneten Erzählung, verlassen und uns damit begnügen, Blumhardts Bild nach dieser Seite hin uns aus allerlei zerstreuten Beispielen seines Wirkens zusammensetzen. Der Leser wird das begreifen. Seelsorge übt man an einem anderen, und dieser andere wird es in der Regel nicht wünschen, sich in einer Lebensbeschreibung seines Seelsorgers an betreffender Stelle auftreten zu sehen, gleichsam als Probestück, wie er behandelt worden sei. Dies ist der Grund, warum wir von Blumhardts so außerordentlich reicher Tätigkeit überhaupt wenig einzelnes *wissen*. Denn die erste unerlässliche Eigenschaft eines rechten Seelsorgers: die *Verschwiegenheit* betreffs der seelsorgerlich anvertrauten Geheimnisse, besaß Blumhardt in hohem Grade, und es schmerzte ihn oft tief, wenn er sie an anderen Seelsorgern vermissen mußte. „Was mir in solcher Weise anvertraut ist, davon weiß ich einfach nichts mehr, sowie ich mich wieder im allgemeinen Verkehr befinde“, das war hierin seine Regel, eine Regel, ohne welche allerdings ein seelsorgerliches Verhältnis nicht durchführbar, nicht denkbar ist. Das wenige aber von einzelnen Beispielen, was uns aus dem Gebiete der Tätigkeit Blumhardts bekannt ist, können wir aus obigem Grunde nur sehr vorsichtig und mit Verwischung zeitlicher, örtlicher, persönlicher Kennzeichen mitteilen. Innerhalb dieser Beschränkung aber wagen wir es doch, damit das Bild Blumhardts nicht

allzu verschwommen und unbestimmt ausfalle.

Blumhardts seelsorgerlicher Beruf erwuchs aus der großen Durchbildung seiner Persönlichkeit für denselben, aus dem, was unter seinen Erlebnissen aus ihm selbst geworden war. Ich möchte ihn deshalb einerseits zu zeichnen versuchen, wie er *selbst* war, Blumhardt als *Mensch*, und andererseits wieder, wie er als der, [der] er war, anderen zu Hilfe kam: Blumhardt als *Seelsorger*, wobei natürlich vielfach eins ins andere hinübergreifen wird. Für beides, Mensch und Seelsorger, setzte ich in der Überschrift, weil mir kein passenderes Wort in die Feder kommen wollte: Privatmann.

Blumhardt als Mensch. Demjenigen Leser, der Blumhardt nicht persönlich kannte, mag es seit dem Lesen des zweiten Teils ergehen, wie es in jenen Tagen wohl allen, die von ihm gehört hatten, erging, bevor sie ihn persönlich kennenlernten. Man dachte sich etwa einen furchtbar feierlichen, abschreckend ernsten, jedenfalls einen imponierenden Mann; von denen zu schweigen, die sich ihn als finsternen „Geisterbeschwörer“ mit allerlei geheimnisvollem Tun darstellten. Wie waren diese alle erstaunt, wenn sie Blumhardt sahen! Der bescheidene, muntere, freundliche Mann, so einfach, so natürlich, wie sich einfacher, natürlicher nichts denken läßt! „Das ist Blumhardt?“ so fragte sich mancher mit fröhlichem Erstaunen, und ein Stein fiel ihm vom Herzen, auch für sich selbst. Denn in dieser lieblichen Wirklichkeit der Person Blumhardts erschien ihm auch das, was er von Blumhardt gehört, erschienen ihm dessen große Erlebnisse in einem lieblicheren Lichte einer schönen Wirklichkeit. „Am Ende ist's mit allem doch so, wie sich's Blumhardt denkt, und dann ist *schöne Zeit*, auch für mich“, das war vieler Eindruck. Das hat ihm auch später im Bade Boll so vieler Herzen erobert, die längst mit dem Christentum als einer veralteten, abgetanen Sache meinten gebrochen zu haben, daß sie hier in Blumhardt einen *Menschen* sahen, einen Menschen aus *einem* Gusse, bei dem *alles* ursprünglich, frei, gleichsam unwillkürlich hervorquoll, frei von allem Gemachten, Unfreien, auch Unwahren. Er war immer gesammelt, immer gehalten, immer getragen von dem Bewußtsein

der Nähe des Herrn, aber andächteln, seufzen, sich mit Absicht besonders fromm gebärden, das verstand er nicht. „Was soll denn die Frau L. bei mir?“ sagte er einmal im Vertrauen, „die ist mir viel zu fromm; da soll ich so mit ihr andächteln, und das kann ich nicht.“ Er hat Herzen erobert, sagte ich, so wie man eben zu sagen pflegt; aber er war's natürlich nicht, der eroberte, sondern ein anderer, Höherer, durch ihn, und man kann eher sagen: Blumhardts Herz ward vom Ankömmling erobert. Wen Blumhardt einmal gesehen und gesprochen hatte, wer vollends sich ihm irgend mit dem Herzen genaht, den liebte er mit einem Ernste, einer Treue, einer Zähigkeit, die sich eben nicht schildern läßt. „Willst du Blumhardt schildern, so schildere – bitte! – vor allem seine *Liebe*. Die war doch das Größte“, das wurde mir von manchem eingeschärft. Von dieser Liebe, nicht mit Worten und mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit, wird hoffentlich der Leser im Verlaufe noch manchen Eindruck bekommen.

Aber was in den Möttlinger Tagen an Blumhardt vielleicht am meisten überraschte, das war seine unverwüstliche Munterkeit und, damit zusammenhängend, jene Natürlichkeit, Menschlichkeit, die man gerade bei ernstlich frommen Wesen sonst nicht immer findet. Wir dürfen wohl den Wurzeln dieser seiner Art nachspüren, in welcher nicht zum mindesten das Neue, Unerwartete bestand, das uns in seiner Person entgegentrat. Diese Natürlichkeit entsprang wohl großenteils aus der besonderen Art der Bußbewegung, die er durchlebt hatte. Der unerbittliche Wahrheitsernst, von welchem dieselbe beherrscht war, vernichtete allen geistlichen Flitter und falschen Schein, wie die Sonne die Nacht vertreibt. Manche hochfromme, hochgeistliche Stimmung würde vielleicht sofort einem schlichteren Wesen Platz machen, wenn sie durch dieses Feuer der Wahrheit gehen müßte, und es könnte dies vielleicht für ganze Kreise gelten. So hing diese Natürlichkeit wohl auch damit zusammen, daß der Friede doch weniger Sache der Stimmung und mehr eine Tatsache war. Nicht minder wurzelte diese Natürlichkeit in der zweiten Erscheinung der Erweckungszeit, in den Wundern, [in]sofern [als]

auch diese unerbittlich alle Höhe des Geistes ausschlossen und täglich neu ein großes geistliches Armuts- und Abhängigkeitsgefühl wachriefen. Wer entweder gar nichts von Gott zu erhalten wünscht oder nur solches, dessen Eintreten oder Nichteintreten er sich beliebig auslegen kann, der kann sich bequem zu den höchsten Höhen des Selbstbewußtseins versteigen, ohne fürchten zu müssen, durch irgendeine Tatsache in seiner süßen Täuschung gestört zu werden; wer aber etwas der Art täglich von Gott zu erbeten hat, wie es Blumhardt auf sich nahm, Befreiung der Elenden von allerlei sehr greifbarer Not, der ist immer arm und ist (Psalm 73, 14) „geplagt täglich, und seine Strafe ist alle Morgen da“. Dies gibt aber auch wohl ein heiliges Bedürfnis, sich in den Äußerungen seiner Frömmigkeit auf bescheidenem Fuße einzurichten, und andererseits eine natürliche Fröhlichkeit, denn bekanntlich ist niemand so sorglos und vergnügt als der Arme. Eine dritte, unsichtbare Wurzel seiner Munterkeit und Fröhlichkeit darf wohl auch erwähnt werden: – der Dank für allen von ihm ausgegangenen Segen, der aller Orten her unsichtbar auf ihn zurückströmte, und das erhebende, täglich klarere Gefühl der Gegenwart eines mächtigen, freundlichen Erretters, unseres Heilandes Jesu Christi.

Blumhardts Fröhlichkeit wirkte darum so erfrischend, weil sie zugleich eine Freude an jedem Menschen war, den er sah, weil er jeden frischweg als Christen nahm. Es war durch ihn hindurch eine Freundlichkeit des Herrn selbst zu spüren gegen jedermann, des Herrn, dessen sündenerlösendes Tun damals so gewaltig in den Vordergrund getreten war. „Wir sind alle erlöst“ – das war der Grund jener Freude – ein überwältigendes Gefühl einer starken, mächtigen, unaufhörlich tätigen *Gnade*, die über uns allen waltet, und daß der Menschen Seligwerden auf dieser *Gnade* beruht und nicht auf unserer Leistung. Wie leicht er es nach der Seite hin jedem machte, ein Christ zu sein, wie zuversichtlich und getrost er gerade die Verzagten, die mit sich Unzufriedenen, stimmte, und zwar aus seiner vollsten Überzeugung, davon möchte ich doch noch ein Muster beibringen aus einer seiner Morgenandachten (*Blätter aus Bad Boll*, 1873, Nr. 20, S.

156f.*); sie hat den Titel: *Gottes Kinder*, handelt über Galater 3, 26: „Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum Jesum“, und lautet:

„Es ist auffallend, wie Paulus so oft von allen etwas sagt, wo wir denken könnten, daß er's nur beschränkt von allen nehmen sollte, als paßte es doch nicht ganz auf alle. Unter den Galatern hat's allerlei Gläubige gegeben, auch solche, zu denen er sagen mußte: ‚Im Geist habt ihr's angefangen, wollet ihr's im Fleisch vollenden?‘ Auch hat er für nötig gefunden, recht ernstlich den Galatern zu sagen, sie sollten doch, weil Gott sich nicht spotten lasse, nicht auf das Fleisch, sondern auf den Geist säen. Obwohl es aber so allerlei gab, dabei wir den Kopf schütteln möchten und denken, daß es mit der Gotteskindschaft doch nicht bei allen möchte so ganz im reinen gewesen sein, so sagt doch Paulus: ‚Ihr seid alle Kinder Gottes durch den Glauben an Christum Jesum‘, freilich damit ermunternd, wie sie als Gottes Kinder wohl vermöchten, teils Geschehenes wieder durch Buße gutzumachen, teils für das Fernere sich zu hüten. Merke aber, welche Macht und Bedeutung in dem Glauben liegt, wenn derselbe nicht bloß ein Erkenntnisglaube ist, sondern ein wirkliches Vertrauen des Herzens auf Christum Jesum – auf *Christum*, den von Gott gekommenen und mit dem Geiste Gottes als Mensch gesalbten Herrn, und *Jesum*, den Seligmacher, der von allen Sünden selig machen soll. Dieser Glaube hat eine übergroße Macht und versichert der Kindschaft mit Gott, macht diese allein gewiß.

Viele evangelische Christen machen doch eigentlich die Gotteskindschaft von etwas anderem als dem Glauben an Christum Jesum abhängig. Sie haben ihr Augenmerk ausschließlich auf ein Besserwerden gerichtet, auf ein Freiwerden von unrechten und unreinen Gedanken und Empfindungen, auf den Stand der Heiligung, den sie etwa erreicht haben, weswegen sie nie von sich glauben wollen, daß sie Gotteskinder wären, weil sie eben der Gebrechen nicht loswerden können. Wie sollten's doch diese besser sich sagen lassen, was Christus Jesus ist, der nur mit kindlichem Vertrauen erfaßt zu werden braucht als ein solcher, der

auch schwache, derzeit noch sündige Menschen, wenn sie nur das Vertrauen zu ihm haben mit kindlichem Mut und Sinn, zu Kindern Gottes machen könne, ja, sie schon als Kinder annehme und gelten lasse und der diese Kindschaft nicht gleich wieder aufgehoben sein lassen könne, wie auch bei den Galatern nicht, auch wenn Fehler, mitunter große Fehler, vorkommen. Halte doch, lieber Christ, einen Heiland fest, der eben für Sünder da ist, für so schwache, gebrechliche Leute, wie du einer bist, der auch über alle Gebrechen zuletzt hinüberführt, wenn man nur aus dem Glauben kein Ruhekitzen macht. Ein echter christlicher Glaube wird auch niemandem ein Ruhekitzen; denn er hat zuviel Leben und Kraft in sich, als daß man, auf ihn pochend, sündigen könnte. Ein Ruhekitzen kann der Glaube nur dem werden, bei dem's nur Erkenntnis ist, ohne wirkliches Vertrauen des Herzens zu sein, mit dem Friedensgefühl, daß man Jesum habe. Möchten wir's doch klar uns machen und den Glauben gelten lassen, wie groß die Barmherzigkeit Gottes ist in Christo Jesu gegen jeden, der sich ganz auf sie wirft, mit völliger Hingabe seines Wesens! Amen.“

Diese Natürlichkeit, die zugleich zu einer oft außerordentlich weitherzigen, freisinnigen Auffassung der menschlichen Verhältnisse führte, hat er damals selbst einmal in ihrer geistlichen Bedeutung betont, indem er sagte: „Der Mensch muß sich zweimal bekehren; einmal vom (sündlich) natürlichen (d.h. fleischlichen) Menschen zum geistlichen Menschen und dann wieder vom geistlichen Menschen zum (heilig, göttlich) natürlichen“; d.h. sobald der Mensch bekehrt ist, so liegt ihm zuallererst ob, in seinen natürlichen Pflichten seinen Mann ganz zu stellen, seine natürlichen Verhältnisse in göttlichem Lichte anzusehen, als Sohn, Gatte, Vater etc. die natürlichen Pflichten und nicht etwa in falscher Art vermeintlich geistliche Pflichten zu erfüllen. So erfuhr's z.B. einmal ein fromm gestimmter, an Möttingen abhänglicher Jüngling, der ihm seine Angst klagte ob der Aufgabe, die seiner im Vaterhause warte, in das er bald aus der Fremde heimzukehren habe; sein Vater nämlich und seine Mutter seien

eben nicht eigentlich bekehrt. „Was sagst du da!“ herrschte ihn Blumhardt an, „so denkt und spricht man nicht von Vater und Mutter! Du gehst heim und hast Vater und Mutter und Geschwister lieb! Das ist alles, was du zu tun hast.“ Solcher Widerwille gegen falsche Geistlichkeit konnte auch etwa den grenzenlos gastfreundlichen Blumhardt zu einer [für] andere befremdlichen Kälte stimmen gegen solche Besucher, bei denen er herauswitterte, daß sie aus der Gottseligkeit eine Gewerbe machen wollen. So kam z.B. einmal über eine Festzeit ein wandernder Stundenhalter aus dem mittleren Deutschland hergepilgert. Er machte sich in den Zwischenzeiten an einen jungen Gast Blumhardts und schilderte u.a., wieviel er schon um des Evangeliums willen Verfolgung erlitten, wie oft schon sogar eingesperrt gewesen; der Jüngling stutzte, halb von Erfurcht, halb von Bedenken über diesen Mann erfüllt; der Mann fuhr fort, immer tiefer geistlich zu reden, offenbarte ihm mancherlei, das alles zeigen sollte, zu welcher wundertiefen Frömmigkeit man es eigentlich bringen könne und müsse, unter anderem, daß er ein Buch besitze, mittelst dessen einem jeder Gedanke zur Sünde werde, so daß man sehe, wie man jede Minute sündige. Gott Lob und Dank – dachte der junge Gast –, daß der Patient hierher verirrt ist, hier kann er gesund werden, und auf des Fremden Frage, ob man hier wohl ein Weilchen bleiben könne, antwortete er, gestützt auf Blumhardts weites Herz, zuversichtlich: O gewiß, gewiß! und führte den Mann auf seine Bitte zu Blumhardt ins Wohnzimmer. Mit außergewöhnlicher Demut begrüßte er Blumhardt, sagte, daß er dieses Weges gekommen sei, den Sonntag hier zugebracht habe und dann auch mit der Zeit Herrn Dr. Barth zu besuchen im Sinne habe. „Oh“, sagte Blumhardt, „dahin ist's nicht weit, da können Sie heute abend noch ganz gut hinkommen“, und weil der Mann in seiner Höflichkeit die Bitte, bei Blumhardt bleiben zu dürfen, nie auch nur andeutete, so hatte er, ehe er sich's versah, Blumhardts „Lebewohl“ und „Glückliche Reise!“. Erstaunt frug der Gast ihn, warum er diesen Mann so kurzerhand verabschiedet habe, mit dem Bemerkten, es hätte demselben so außerordentlich gutgetan, länger hier zu sein, wie aus dem

mit ihm gepflogenen Gespräch hervorgehe: „So, meinst du? Mit solchen Leuten ist gar nichts anzufangen; der hat mir nur die vermeintliche Kunst, Teufel auszutreiben und Wunder zu tun, ablauschen wollen.“

Ähnlich wie er sich oben für die Ehre der Eltern wehrte, konnte er sich auch der Kinder gegen die Eltern annehmen. So hat er z.B. unter den in den *Blättern aus Bad Boll* beantworteten Fragen auch einem Elternpaare Rat erteilt, wie sie sich gegen ihre erwachsenen Kinder zu benehmen hätten, in einer Weise, die gewiß vielen Lesern von Segen war. Namentlich aber trat er ein für die jüngeren Kinder, die eben den Händen von uns älteren Menschen sozusagen wehrlos übergeben sind. Ich kann mich nicht enthalten, hiervon zwei Münsterchen zu geben; das erste tritt ein für die *angenommenen*, das zweite für eigene, aber noch sehr junge Kinder. Daß diese in ihrer freien inneren Entwicklung nicht unnötig und unnütz gestört würden, daß man sich ein wenig mehr in sie hineindenke, daran lag ihm viel. „Es ist nicht richtig“, sagte er etwa, „von einem Kinde zu verlangen, es solle, etwa sozusagen als Kunststück, dies oder das sagen, was es jetzt nicht *denkt*, und wenn Kinder manchen solchen Geboten nicht Folge leisten, so ist da nicht vom Eigensinn der Kinder, sondern der Erwachsenen zu reden.“ Man hat es ihm beinahe verübelt, daß er auch dagegen war, daß das Kind allzu früh und allzu streng angehalten werde, zum Gruße die rechte Hand zu reichen. Die Hand bietet das Kind bekanntlich gerne und von Herzen, aber gewöhnlich hat es nur die linke zur Verfügung, denn in der rechten ist ein Spielzeug oder ein Stück Brot oder dergleichen; so reicht es die linke von Herzen, die rechte aus Dressur; und vor letzterer die Entwicklung des Kinderherzens möglichst lange zu bewahren war Blumhardt ein gewiß nicht unbegründetes Anliegen.

Diese seine Liebe zu den Kindern und seine Achtung vor ihnen hat ihm denn auch wieder reichlich ihre Gegenliebe eingetragen. Niemand wohl fühlte sich so glücklich um Blumhardt herum wie die Kinder, und mit seiner kühnen Maxime: „Freiheit den Kindern, Liebe zu ihnen den Erwachsenen!“ hat er doch

schöne Erfolge erzielt. Ein hochadeliges Knäblein genas bei ihm völlig von einer bis zum äußersten gegangenen Zerrüttung der Nerven; es genas allerdings infolge eines wunderbaren göttlichen Segens, aber doch nicht ohne Mithilfe dieser süßen Freiheitsluft. Wie wohl tat es z.B. diesem formengepeitschten Seelchen, daß es einmal eine Wurst eigenhändig anfassen und eigenmündig anbeißen durfte!

Wir lassen nun die beiden Münsterchen, denen wir noch zwei Bruchstücke aus ungedruckten Briefen anfügen, folgen:

1. Über die Kinderaufnahme*

„Wer fremde Kinder aufnimmt, muß sie samt ihrem Undank aufnehmen; oder es geht nicht gut. Aufnehmen und viel Dank erwarten ist unnatürlich und unrecht. In der Regel geht's dann schlimm. Kinder wissen dem nie besonderen Dank, der sie nährt und kleidet, außer der Liebe, wie Kinder lieben. Sie finden das selbstverständlich, daß man sie nicht verhungern oder nackt gehen lasse, auch daß man nicht gerade nur das Alleräußerste an ihnen tue, wenn sie sehen, daß man es auch ein wenig besser machen könnte. Es gehört ihnen das von Rechts wegen, tue es, wer es wolle. Da meinen aber manche, welche Kinder aufnehmen, diese sollten's auch fühlen und staunend anerkennen, daß die, welche es ihnen nicht schuldig wären – ist das gründlich wahr? –, es aus Barmherzigkeit tun. Ihr einfältigen Leute, das fühlen sie eben nicht; drum fordere es nicht von ihnen. Habe sie lieb, ohne Dank zu erwarten, auch wenn sie dir Mühe machen, selbst wenn du sie mit ihren Unarten haben mußt. Das fühlen sie, und dafür lieben sie auch, doch ohne Worte.

Oft gibt man aufgenommenen Kindern, was sie nötig haben, aber ohne Liebe, und läßt sie das selbst mit Worten fühlen. Das kränkt sie tief und kann selbst Haß in ihnen erzeugen. Ich hab's zweimal erfahren, daß ein Mädchen nahe daran war, sich lieber zu erhängen, als weitere *Großmut* von den Pflegeeltern sich gefallen zu lassen. Aufgenommene Kinder wollen auch Kindern, unter denen sie leben, nicht nachgesetzt sein; und wenn sie Un-

terschied sehen - und sie haben einen guten Merks – tut's ihnen erschrecklich wehe. Warum das? Es sind eben Kinder, die nicht wissen, daß ein Kind mehr sein sollte als das andere.

Darum besinn' dich, wenn du Kinder aufnehmen willst, ob sie bei dir nicht unglücklicher werden, als sie sonst in den niedrigsten Verhältnissen es würden. Nimmst du sie aber auf, so nimm sie *ganz* auf, daß sie sich wirklich als Kinder bei dir fühlen, die still alle kindlichen Ansprüche machen und alle Art der Kinder bei dir haben dürfen. Machst du's nicht so, so hast du weder bei ihnen noch beim lieben Gott Dank dafür.“

2. Zur Kindererziehung*

Aus einem Brief. „Ich habe die Gewohnheit, meine Kinder, wenn sie unartig und unfolgsam gewesen sind, dazu anzuhalten, den Vater um Verzeihung zu bitten. Da mache ich nun die Erfahrung, daß den einen das sehr leicht geht und sie es bald ganz von selbst tun; bei den anderen aber kostet es inneren Kampf und oft große Strenge, bis sie sich dazu bewegen lassen.“

Antwort. „Die Gewohnheit, die Sie da haben mit Ihren Kindern, ist eine ganz ungeschickte und unrechte; und Sie können Ihre Kinder mit dieser steif moralischen Behandlung ganz verderben. Die sogenannte Unart und Unfolgsamkeit geht den Kindern in der Regel so wenig von Herzen, daß sie keine innere Empfindung von etwas Unrechtem haben, also den Lebtage gar nicht verstehen, den man davon macht. Erwachsene heißen alles oft nur gleich Unart und Unfolgsamkeit; und dem ist nicht immer so, weil den Kindern oft nach Laune oder hastig oder zuviel geboten wird, da es ihnen gar nicht recht nur zu Sinnen kommt, zumal sie eben doch auch etwas sind, das man an ihnen zu berücksichtigen hat. Nun ist es gar nicht recht, aus allem nur gleich ein so großes Verbrechen zu machen, daß selbst der Vater, der nicht dabei war, um Verzeihung gebeten werden soll. Begreiflich, daß es da nicht recht gehen will. Was kommt aber dann noch alles hindreißend? Viel Vorhalt, dann Ernst, dann Zank; und die Kinder werden immer verlegener. Endlich kommt gar große

Strenge, auch Züchtigung, und harte. Ihr lieben Mütter, nicht so. Damit wird alle Kindlichkeit und Unbefangenheit an den Kindern getötet, ihre lieblichste Art ihnen genommen. Man darf als Regel annehmen bezüglich aller Zumutungen, die man an (kleinere) Kinder macht, daß man sie lassen muß, wenn's mit ihnen nicht recht gehen will, weil sie zu der Unentwickeltheit der Kinder nicht passen.“*

3. Einem Fräulein, das in einem fremden Hause Kinder zu überwachen hatte

„Von Herzen wünsche ich Dir des Herrn Segen zu der Aufgabe für Kinder, die Dir geworden. Ich will den Heiland für Dich und die Kinder recht gerne bitten, daß alles gut geraten möge. Übrigens ist es nicht unwichtig, in solchem Fall sich nicht so viel Aufgabe zu denken. Da macht man sich's gerne schwer, und kommt man auch in ein unnötiges Meistern und Treiben und Ängstlichkeit mit den Kindern hinein und macht's sich und den Kindern schwer. Was braucht's da weiter, als einfach bei den Kindern sein, sie lieben, mit ihnen spielen und sich unterhalten, ohne sonst was Großes und Besonderes als Aufgabe sich zu denken. Mit dem Genannten, an das sich von selbst aller-

* Dieses Lied wurde natürlich nach der bedeutend kürzenden Überarbeitung, die das württembergische Gesangbuch (Nr. 187) bietet, gesungen, jedoch nicht nach der im württembergischen Choralbuche gebotenen, sondern nach einer besonderen, trotz etwelcher Eintönigkeit um ihrer Kraft willen volkstümlich gewordenen Melodie. Bei V. 6, den die obige Überarbeitung mit den Worten gibt:

Gebt, ihr Sünder, ihm die Herzen!
Klagt, ihr Kranken, ihm die Schmerzen!
Sagt, ihr Armen, ihm die Not!
Er kann alle Wunden heilen,
Reichtum weiß er auszuteilen,
Leben schenkt er nach dem Tod. –

änderte Blumhardt den Schluß – sprachlich hart, aber wirksam und bezeichnend – in: „Leben schenkt er *statt* dem Tod“.

lei Dienstleistung knüpft, wird übrig[ens] genug getan. Sonst kommandieren und hofmeistern ist das schädlichste bei den Kindern. Dienen und lieben ist Deine einzige Aufgabe.“

4. Einer jungen Frau

„Eins laß Dir raten, das höchst wichtig ist! Kleine Kinder werden am meisten in ihrer rechten Seelenentwicklung gehindert, wenn man sie so viel herzt, mit ihnen immer scherzt, sie aus dem eigenen Sinnen herausbringt, von einem Arm zum anderen wirft, ihnen die Ruhe verwehrt, die zu einer gesunden Entwicklung in diesem zarten Alter notwendig ist. Merke Dir das!“

Vom Kindesalter gehen wir über zu demjenigen Alter, welches als Ackerfeld für die Erziehungskunst durch seine Fülle von Dornen und Disteln berüchtigt ist, der Zeit der sogenannten „Flegeljahre“. Da war er der rechte Mann namentlich auch für solche Knaben, deren Gemüt etwa durch zwangsfremde Erziehung in Verwirrung gebracht und verbittert war. Ein solcher Knabe, der ebenfalls früher zuviel religiösen Unterricht ausgestanden zu haben behauptete, fühlte sich im ganzen sehr glücklich in der freien Luft des Blumhardtschen Hauses, aber doch nicht minder zu allerlei tollem Zeug aufgelegt. Bestürzt kam eines Tages eine Magd auf Blumhardts Zimmer: „Herr Pfarrer, jetzt hat er mir die Eier aus dem Hühnerstall gestohlen und dafür dieses Gesangbuch hineingelegt!“, und wiederum berichtete eine andere Magd andere Streiche. Was macht Blumhardt? Er sagte: „Der Tor, der in des Knaben Herzen steckt, der steckt auch in euch, und hinter euerem Zorn lauert dasselbe Behagen an diesen Streichen. Wir müssen des Knaben Torheit in unserem Herzen überwinden; ihr legt das Gesangbuch wieder in den Hühnerstall, und ihr macht das andere wieder in Unordnung; und wir nehmen von der Sache keine Notiz.“ Lange harrete der Knabe mit gespannter Erwartung des Zornesgewitters, das über ihn ausbrechen werde, natürlich nicht ohne schelmisch-frohes Bangen; als er aber sah, daß die Sache von gar niemandem be-

merkt werden wollte, war er von seiner Torheit geheilt. Das Gesangbuch mag darüber zugrunde gegangen sein, aber ein Knabe ist wohl ein Gesangbuch wert.

Ähnlich verfuhr er auch mit den Jünglingen. Ein solcher z.B., der schon ziemlich bewußt Stellung gegen den christlichen Glauben genommen hatte und unfreiwillig bei Blumhardt sich aufhielt, wollte immer mit ihm über Biblisches, natürlich in kritischem Geiste, sich unterhalten. Blumhardt vermied es und redete über alles andere eher. Dann suchte sich derselbe mit allerlei tollen Streichen zu helfen; Blumhardt nahm keine Notiz davon. Es wurde immer heißer und heißer in seiner Brust, und immer toller trieb er's, bis endlich mit einem Male die Rinde brach und er auf Blumhardts Zimmer ging, ihm sein Herz auszuschütten. Da erfuhr er denn u.a. auch von Blumhardt, wie ernst und mächtig derselbe mit seiner Fürbitte über ihn gewacht und ihn dadurch von schwereren Verirrungen sichtlich bewahrt hatte.

Sollen wir seiner Erziehungskunst noch auf weitere Gebiete folgen? Wir betreten damit zwar teilweise das Gebiet der Seelsorge, aber diese Freiheit haben wir uns vorbehalten, und oft ist die Seelsorge erziehender Art, oft auch – und das ist ein erquickender Teil ihres Tuns – darf sie von den Fesseln verkehrter Erziehung befreien. Von solcher Art der Seelsorge Blumhardts, von Wiedergabe der Freiheit, Zurückführung zur Natur wollen wir noch reden, und zwar kommen wir damit auf Übelstände bei dem weiblichen Geschlechte unserer Tage. Bei wie manchem übergeistigen Fräulein, das vor lauter Interessantheit seit Jahren sich nicht mehr satt zu essen getraute und mit diesem sehr einfachen Mittel sich alle erdenklichen Nervenleiden auf den Hals gezogen hatte, war das erste Symptom der geistigen Genesung, daß sie Hunger bekam wie ein – Mensch und zu essen anfang ganz wie andere Sterbliche! Und mit wieviel innerer Befreiung hing dieser unscheinbare Umschwung zusammen.

Ein Fall der Art war besonders nett. Eine von Herzen fromme Dame, Mutter einer lieblichen Kinderschar, war, teilweise auch infolge solcher Übergeistigkeit, aufs äußerste an den

Nerven zerrüttet und auch sonst an den Kräften heruntergekommen und lag die ganze Zeit zu Bette, ohne Schmerzen, aber doch unfähig, außerhalb des Bettes zu leben. In solcher einsamen Muße verstieg sich ihr Geist immer höher ins Absonderliche, so daß ihr schließlich das Essen überhaupt zu ordinär, wo nicht gar sündlich vorkam und sie sich dessen völlig entschlagen wollte. Bloß bittendes Zureden prallte erfolglos ab an der vermeintlichen Heiligkeit ihres Entschlusses. Da trat Blumhardt endlich an ihr Bett, erklärte ihr gebieterisch: „Das erste Gebot in der Bibel heißt: *Iß!* (1. Moses 2, 16: Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten!)“ und befahl ihr zu essen. Sie tat's. Dann befahl er ihr, morgen zur bestimmten Zeit angekleidet zu sein, um ihn, wenn er sie besuche, an der Stubentüre empfangen zu können, was sie ebenfalls tat, und bald – als er über einen Tag fortging – begrüßte sie, laut vorher erteilten Befehls, den Heimkehrenden an der Haustüre. Wie manchem sterbensüchtigen Fräulein (oder auch Manne) hat er freundlich oder scharf ins Gewissen gedonnert: „Du mußt *leben* wollen!“, und von wie mancher hat er nach ihrer Genesung etwa triumphierend gesagt: „Die hat sterben wollen!“ Es war ihm, nebenbei bemerkt, überhaupt ängstlich zumute bei mancher Leute Sterbensseligkeit, auch bei mancher Schilderung von gar so wonniglich schönem Sterben; es war ihm bange, ob nicht da ein Selbstbetrug, vom „Mörder von Anfang“ beeinflusst, mit unterlaufe und ein Träumen bewirke, aus dem es nach dem Tode ein schreckliches Erwachen geben könnte.

Verfolgen wir Blumhardts Natürlichkeit weiter auf den Gebieten des Volkslebens und in den Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft, so erblicken wir namentlich eine Weitherzigkeit, die bei manchen fast Entsetzen erregt hat. Diese Weitherzigkeit beruhte nicht von ferne auf Leichtsinn oder Oberflächlichkeit, sondern viel eher darauf, daß ihn seine Erfahrungen tiefer hatten in das Menschenherz blicken lassen und ihm

* Hierüber verantwortete sich Blumhardt gegenüber einem Gaste aus jener Zeit brieflich wie folgt: „Neu war Ihnen unser Knien beim Gebet. Auch bei uns, d.h. in Württemberg, ist das sonst nicht gerade üblich; aber bei mir ist's seit der Erweckung in meiner Gemeinde üblich geworden,

oft Echtes an Seelen aufgedeckt, wo man es nicht vermutete, und ebenso da, wo lauter Gold zu sein schien, viel Unechtes. Folgender Brief an eine Jungfrau über eine wichtige Lebensfrage kennzeichnet dies sein Urteilen nach einer besonderen Seite:

„Die Rücksicht auf einen bereits in gläubiger Richtung stehenden Mann ist nicht immer richtig bei einer Jungfrau. Denn was noch nicht ist, kann ja noch werden und wird bei den meisten Männern erst in der Ehe und durch sie. Die Haupt-rücksichten sind Umgänglichkeit, Bescheidenheit, ruhiges und gegen andere rücksichtsvolles Wesen, Wertschätzung – wenigstens nicht eigentliche Geringschätzung – der Kirche, indem nur dezidierter Unglaube, an Gottlosigkeit grenzend, zu fürchten ist. Ferner ist rechtschaffener Wandel, guter Leumund, Fleiß, kurz: jede bürgerliche Tugend ins Auge zu fassen, und alles, was nicht fürchten läßt, daß es übel mit einem Manne auszukommen sei. In allem diesem können's oft sogenannte Gläubige fehlen lassen, während es bei anderen, die man noch nur Welt schätzt, dasein kann. Gar manche Jungfrau ist mit ihrem sogenannten frommen Mann schon übel gefahren. – Das übrige können Sie selbst hinzudenken, der Herr aber leite Sie richtig durch Seinen Geist!“

Es drängt sich hier wohl manchem der Wunsch auf, Blumhardt auch betreffs seiner Stellung zu den sogenannten „Adiaphora“ zu vernehmen, d.h. zu jenen weltlichen Vergnügungen wie Tanz, Spiel, Theater etc., über welche einst unter obigem Namen zwischen dem aufstrebenden Pietismus einerseits und den Vertretern der Orthodoxie so viel verhandelt wurde und denen gegenüber sich richtig zu stellen der Jugend so viel

nicht gesetzlich, sondern weil's uns vorkam, eine demütige Stellung vor Gott passe schon zum Gebet, und das Knien ist ja durchaus schriftgemäß. Wenn einmal alle Kreaturen vor dem Herrn *ihre Knie* beugen müssen (Philipper 2, 10), so dachte ich, wollen wir's lieber beizeiten tun. Übrigens tue ich's nur mit meiner Hausgemeinde, und wenn ich sonst merke, daß es jemand nicht recht annehmen kann, unterlasse ich's. Andererseits hat gerade dieses Knien in meinem Hause schon große Wirkungen gehabt und die tiefsten Eindrücke gemacht. Daß dasselbe dem Gebete an und für sich mehr Wert gebe, glaube ich nicht.“

??????
FN wo
anhängen-
der Text

Kampf und den Eltern und Erziehern derselben so viel Schwierigkeit verursacht. Blumhardt schreibt darüber einem als Erzieher angestellten jüngeren Theologen folgendes:

„Die Antwort wird mir nicht leicht, weil bei uns die Verhältnisse ganz anders sind. Die Adiaphora sind nicht in einem Lande, was in dem anderen, d.h. da, wo sie weniger Widerspruch finden, lassen sie sich von den Leuten eher mit Unschuld und Arglosigkeit mitmachen als da, wo man weiß und halb und halb fühlt, daß sich wenigstens sehr darüber fragen lasse. Daher kommt es, daß bei uns Tanzlustige ebendarum auch sinnlicher Natur sind, was an anderen Orten nicht gerade immer ist, da solche Dinge zur allgemeinen Sitte gehören. So ist's mit dem Spiel und mit dem Theater. Hieraus geht mindestens das hervor, daß man sich an letzteren Orten viel mehr dem Vorwurf der Rigorosität aussetzt als an jenen, wenn man ohne weiteres diese Dinge Sünde nennt. Damit kann man kränken, selbst verletzen, weil die Leute denn doch nicht sündigen wollen. Ich finde überhaupt, daß man der Welt gegenüber nie den Genuß der Adiaphora als Sünde darstellen soll. Dieser Ausdruck ist immer zu stark und nur zulässig bei Seelen, die schon tiefer geführt worden sind, also ihr Besseres dabei verleugnen. Man muß den Leuten nicht alles nur gleich ins Gewissen schieben, und oft möchte der Enthaltene mit seiner Herbigkeit mehr Sünder sein, obwohl das Sichenthalten nur für sich dem Herrn mehr gefallen mag. Die Frage, ob man mit der Welt gehen dürfe, ohne mitzumachen, ist eine zweite; da meine ich aber, Sie dürften sich dem nicht gerade entziehen, was Ihre Herrschaft von Ihnen wünschte. Sie haben nach Ihrer Stellung gehorsam, untertänig zu sein und müssen sich, weil Sie nun einmal in der Abhängigkeit sind, in vieles schicken. Sie gehen also aus Gehorsam zum Ball, dahin die ganze Familie mit den Kindern, deren Führer Sie sind, geht; da können Sie sich nicht entziehen, ohne nach einer gewissen Seite den Herrn zu spielen. Geht alles, auch die Kinder, ins Theater, so dürfen Sie nicht rundheraus es wehren, mitzugehen; denn Sie müssen um der Kinder willen gehen, für die sie angestellt sind.

Als Hofmeister dürfen Sie also überall hingehen, namentlich wenn Sie in Ihrem Berufe sind. Ihrer Herrschaft kann aber oft daran liegen, gerade Ihre Gesellschaft zu haben, Dienste und Gefälligkeiten da und dort von Ihnen zu erwarten, z.B. eine Dame zu führen, und da erfordert es Ihr Beruf, denn die Herrschaft will etwas an Ihnen haben und dürfte mit einem steifen Patron, der immer nur fragt: ‚Soll ich? Kann ich? Darf ich?‘, nicht sonderlich zufrieden sein. In allen diesen Fällen geht es nach 1. Kor. 7, 31: ‚Die dieser Welt brauchen, daß sie dieselbige nicht mißbrauchen.‘

Die dritte Frage ist: darf ich mittanzen, mitspielen? Da denke ich mich wieder in meine Jugend hinein und gestehe, daß es meinem Gewissen, schon da ich noch Student war, nicht zusagte. Ich fühlte mich verflacht und innerlich verwundet. Doch z.B. Damenspiel, Brettspiel, Schachspiel machte mir nichts aus, wenn's mäßig ging. Die Karten haben mir nie wohlgetan. Freilich will ich's Ihnen in Ihren Verhältnissen nicht rund abschlagen, und mitunter, um nicht anzustoßen, werden Sie vielleicht, obigem Prinzip gemäß, je und je nachgeben müssen. Tanzen aber hätte ich nie können; das widerstand mir schon darum, weil ich den Damen gegenüber zu schüchtern war, so stark sie zu berühren oder mich berühren zu lassen. Ich meine, da dürften Sie an Ihren Beruf denken, der ein ernster ist; denn Sie sind Kandidat. Ich meine, Sie dürften sagen, es sei Ihnen nicht wohl dabei, man möchte Sie verschonen. Wenn es ganz vertrauliche Familienkreise sind, möchte es wohl noch angehen, gleichsam zum Scherz, und wer's kann und versteht. Übrigens darf's ja nur einmal bekannt sein, daß man nicht tanze; dann läßt man einen in Ruhe, wenn man nur kein stoisches Gesicht macht, freundlich und liebevoll bleibt. Versteht man's, sonst einen geistlichen Teint sich zuzueignen durch alles hindurch, so wird man's stets leicht haben, durchzukommen, wenn man nur nicht rigoros sich stellt. So meine ich, und damit hiervon genug.“

Ansprechend hat er das Christliche und Menschliche im Volksleben beleuchtet in einem Referate, das er in der Synode

zugunsten der Aufrechthaltung der in Württemberg noch gefeierten Aposteltage und anderer Nebenfeiertage gehalten hat. Es lautet, seinem wesentlichen Inhalte nach, wie folgt:

„Unser Antragsteller spricht von 14 solcher Tage, welche teils Apostel-, teils Marien- und Marientage seien. Hierbei sind unter den Aposteltagen, deren wir im ganzen nur 10 feiern, der Stephanustag und der Johannistag mit seinem: ‚Hast du mich lieb?‘. Beide sind zugleich der zweite und dritte Weihnachtsfeiertag. Wie können wir denken, daß diese Tage unserem Volk sollten gleichgültig sein; wie, daß wir diese fortan mehr als Arbeitstage denn als Feiertage haben sollten? Das kann sich unser Volk gar nicht denken. Was wäre nicht auch unseren Kindern geraubt, wenn so schnell ihre Weihnachtsfreuden, die lange erwarteten Christtagsfreuden, vorüber sein sollten! Freilich häufen sich gerade auf diese Zeit die Feiertage sehr, wenn namentlich der Sonntag noch sich an sie anschließt. Wie hoch aber sind dann auch die Familienfreuden zu schätzen, die sich gleichfalls häufen, wenn die Familienglieder sich da von allen Seiten, oft von weither, zu sammeln und behaglich beieinander zu sein Gelegenheit haben, und zwar so, daß durch die Bedeutung der Tage ein eigentümlicher heiliger Schimmer darüber hingegossen werden kann, was doch bei vielen der Fall ist! Da tragen die einzelnen, sonst getrennt voneinander, oft seufzend unter dem Druck des Lebens, nicht nur Freuden, sondern auch Schmerzen zu gemeinschaftlicher Teilnahme zusammen; und wie können sie sich untereinander stärken zum ferneren Pilgerweg! Und nirgends sonst im Jahre wäre dem menschlichen Gemüte ein Ähnliches geboten. Viele klagen wohl alle Jahre über die gehäuften Feiertage. Sie klagen namentlich, daß die Armen, daß die Arbeiter an diesen Tagen nichts verdienen; aber beachten wir's, daß die Klagen nicht eben vorzugsweise von den Armen, von den Arbeitern selbst kommen, sondern von anderen, welche ungerne deren Dienste vermissen.

Denken wir an die anderen Aposteltage, des Matthias, Philippi und Jakobi, Petri und Pauli, Jakobi des Älteren, Bartholomäi, Matthäi, Simonis und Judä, Andreä und Thomä, so

sind das neun Aposteltage, die doch an wichtige Männer uns erinnern und an deren manche viele christliche Erinnerungen sich knüpfen, die einen stillen Einfluß auf das Gemüt ausüben. Außerdem können sie alle im Kleinen für Herzen und Familien dieselbe Bedeutung haben wie die Weihnachtstage, besonders wenn Sonntage sich anreihen. Hüten wir uns doch, dem Gemütsleben vieler zu nahe zu treten. Denn der Mensch ist nicht nur Arbeiter, sondern auch Christ und Mensch. Deswegen hat auch in Israel Gott noch manche andere Feiertage, außer dem Sabbat, gegeben, ja geboten; und ich erinnere nur an die Neumonde, die monatlich sich wiederholten und an welchen das Volk sich neben der gottesdienstlichen Feier auch freuen und fröhlich sein durfte.

Zugunsten der Aufhebung der Feiertage wird geltend gemacht, daß die Gottesdienste derselben schlecht besucht seien. Vorerst, müssen wir sagen, ist das doch eigentlich anders. In nur wenigen Gemeinden wird man mit Grund klagen hören über einen so geringen Kirchenbesuch, daß es nicht der Mühe wert wäre, eine Predigt zu halten. Man kann im Gegenteil, wie auch die eingelaufenen Petitionen bezeugen, im allgemeinen recht wohl zufrieden sein mit dem Kirchenbesuch an Feiertagen. Wenn derselbe aber geringer ist als an Sonntagen, so hat das ganz natürliche Gründe. Einmal sind die Tage, außer dem Erscheinungsfest, das überall wie die hohen Feste besucht erscheint, in der Mitte stehend zwischen Werktagen und Sonntagen. Sodann werden diese Tage auch sonst benützt, wie man nicht gerne die Sonntage benützt. Man macht Besuche bei Freunden und Verwandten in der Nähe und Ferne, zu religiösen und anderen Vereinen und Zusammenkünften. Auch ist es wiederum wahr, daß [es] den arbeitenden Klassen von seiten ihrer Dienstherrn, wie diese nun heißen mögen, in neuerer Zeit gewohnt worden ist, an Feiertagen mehr Arbeiten aufzu[er]legen als früher, wodurch viele allerdings jetzt gehindert sind, die Kirche zu besuchen. Unkirchliche Leute sind's freilich an den Feiertagen am meisten. So erklärt's sich, daß der Kirchenbesuch geringer ist. Aber wahrnehmen kann man's, daß man oft ein andächtigeres Publikum hat, wie wiederum auch die Petitionen bezeugen, weil die, die kom-

men, wirklich etwas haben wollen für das Herz, weswegen gerade diese Gottesdienste oft besonders gemüthanregend werden können.

Drei Einwürfe aber sind es immerhin, die man häufig gegen die Feiertage macht und welche auch der Antragsteller aus dem Munde anderer berührt. Erstlich sollen es Tage sein, an welchen man unmäßig, um es kurz zu sagen, dem Fleische diene, besonders mit wüstem Wirtshausstreiben. Daß viel an diesen Tagen gesündigt wird, läßt sich nicht leugnen; daß aber mehr als an Sonntagen, wird sich schwer beweisen lassen. Auch Mordtaten kommen doch noch mehr an den Sonntagen vor. Aber noch anderes läßt sich sagen. Die eigentlichen wüsten Tage, aber auch nicht allgemein, sind nicht die Feiertage überhaupt, sondern der Ostermontag und der Pfingstmontag, welche beiden Tage gerade niemand streichen will. Einige der Feiertage sind entschieden fast frei von Ärgeris, und die anderen sind doch durch wüstes Wesen mehr in den Umgebungen großer Städte als auf dem Lande überhaupt bemerklich. Viel mehr Orte gibt es im Lande, als man sich gewöhnlich denkt, wo der Unfug nicht sonderlich erheblich ist. Auch gibt es Leute, die alles gleich Unfug nennen, wenn nur etwa viele in Gärten sich versammeln, wenn sie der Geselligkeit pflegen und in trauten Kreisen und Gruppen sich bewegen, oft auch dabei gerne singen oder Musik hören. Wer will aber solches ohne weiteres verwerfen? Wer will die alle, welche unter den Mühen und Schmerzen des Lebens, deren es so viele gibt, je und je auch fröhlich sein wollen, wie sie's auch bei den Festen in Israel waren, verdammen? Liegt nicht auch bei guter Haltung etwas Bildendes, Aufrichtendes darinnen? Kann darunter nicht auch der Mensch, das Herz, das Gemüt zu seinem Rechte kommen? Man denke sich dergleichen Freuden alle weg, wie öde würde vollends das menschliche Leben? Andere freilich, ja, die sind auch da, bewegen sich auch in ihren Kreisen, und freilich schade, daß sie's den Besseren so sehr verderben, bis sie allein bleiben und oft zu Schlimmem kommen und sehr Schlimmem. Soll man aber um dieser willen alles zumal richten? Endlich, und das möchte nicht unwichtig sein, gibt es auch Arbeiter,

denen man gerade nur die Stunden übrigläßt, die so verführerisch für sie werden. Man läßt ihnen keine Zeit mehr, den Tag freier für sich und ihre eigenen sonstigen Bedürfnisse zu haben und vernünftiger Feiertage zu halten; und spät erst vom Joche gelöst, werden sie ausgelassen und mitunter so ausgelassen, daß sie auch am folgenden Tage noch fast arbeitsuntüchtig erscheinen, wie man je und je klagen hört. Woran liegt aber die Schuld? Ist's doch ein Ähnliches auch mit den Sonntagen. Liefse man den Leuten, wie es recht wäre, den ganzen Sonntag vom Samstagabend an, so würde es mit dem blauen Montag ganz anders stehen, als es gewöhnlich steht. Ja, in vielem könnte alles besser werden, wenn man auf allen Seiten ein Herz hätte für eine volle und vernünftige Ruhezeit, die man den Arbeitern und Tagelöhnern und sonst abhängigen Leuten nach Möglichkeit gönnte!

Der zweite Einwand gegen die Feiertage wird von dem Antragsteller der staatswirtschaftlichen Fakultät in den Mund gelegt: ‚Welcher Schaden erwächst der Nationalwohlthath durch diese Feiertage, dieses privilegierte Nichtstun, den Tausenden und Abertausenden von Arbeitern? Es geht in die Millionen, die dadurch weniger verdient, in die Millionen, die statt dessen infolge dieser Schwabensitte in unserem lieben Württemberg verschwendet werden. Ja, wer nur einmal mit Verstand erwägen wollte, welchen Vorsprung vor uns unsere feiertagsfreien Konkurrenten in den Nachbarstaaten rechts und links Jahr für Jahr gewinnen. Wer nur für dieses eine die Augen nicht verschließt, wird alsbald zu dem Ergebnis kommen: Es ist ein Unrecht gegen eine große Zahl der ums Volkwohl verdientesten Mitbürger, eine völlige Verkennung des Zeitgeistes, wenn man einen Augenblick noch säumt, diesem morschen Baum die Axt an die Wurzel zu legen.‘ So die Anklage im Munde der staatswirtschaftlichen Fakultät. Über den Antragsteller selbst aber hat dieselbe, so schwer sie lautet, es nicht vermocht, die Axt zu erheben und gegen den Baum zu schwingen; denn im weiteren tritt er als der wärmste Verteidiger der Feiertage auf, deren aufgeopferte Zeit er auch für die Schulen keine verlorene Zeit nennt. Sein Zeugnis als eines

erfahrenen Lehrers, daß wenigstens der Zeitverlust, den die Feiertage bringen, für die Schulen keiner sei, ist wichtig und wohl zu beherzigen. Er sagt: ‚Noch kein Urteilsfähiger hat mit Grund behauptet, daß in unserem feiertagsreichen Württemberg die Schulen weniger leisten als in dem feiertagsarmen badischen Nachbarlande. Keine Schulanstalt hat mit der Zeit mehr zu sparen als unsere Seminarien mit ihrer Aussicht auf eine Konkursprüfung der strengsten Sorte. Glauben Sie aber einem vieljährigen Seminarlehrer, daß auch wir entfernt es nicht für einen Gewinn achteten, wenn künftig an den Feiertagen Lehrstunden gegeben würden.‘ Wieviel auch, setzen wir hinzu, kann von frühe an unsere Jugend an Lebensanschauung und Entfaltung des Geistes gewinnen, wenn sie eben an freien Feiertagen mannigfaltig und vorübergehend aus der Arbeitslast heraus nach außen sich bewegen kann und darf. Solches trägt unserem Volk für seine ganze Bildung einen Gewinn ein, den man freilich nicht mit Zahlen angeben kann und der gewiß nicht zu übersehen ist, wenn man erschrecken wollte über die angegebenen Millionen, die an Geld durch die Feiertage unserem Lande verlorengehen. Millionen aber, sagen jene, gehen für die Arbeiter verloren. Man sieht es, daß hier nicht die Arbeiter rechnen, wie man sie auch nie also unseres Wissens rechnen hört. Referent hat vor vier Wochen die versammelten Pfarrer und Pfarrgemeinderäte der Diözese Brackenheim ganz bescheiden gefragt, ob sie je, weil er's noch nie gehört hatte, Arbeiter hätten klagen hören, daß ihnen durch Feiertage viel Verdienst verlorengelasse. Er fragte langsam und wiederholt, und unter der Besprechung dieser Frage wurde letztere immer wieder verneint. Es mag ein wenig anders sein in eigentlichen Fabrikstädten. Aber sehr groß müssen die Klagen nicht sein, hörte man sie doch sonst; und Referent hat viel Verkehr mit dem Volk und mit den Geringeren des Volks. Es lebt noch ein Glaube unter unserem Volk, daß es einen Segen gebe, der sich nicht berechnen lasse, weil er in der That unberechenbar ist. Daß aber die paar Tage, deren es, wenn man die abrechnet, welche unter keinen Umständen wegfallen können, kaum zehn durchs Jahr durch sind, es ausmachen sollen, daß unser Württem-

* Gesammelte Werke, Reihe II, Bd. 1, Göttingen, V&R, 1968.

berg weit hinter den Nachbarländern [hin]sichtlich ihres Flors und ihrer Industrie stehe, was aber auch noch zu beweisen wäre, ist sicher kaum zu glauben. Wollen wir doch nicht mit so großen Zahlen unserem Volke ein wirkliches Stück Württemberg vom Herzen zu reißen suchen, wie dies mit der Abschaffung der Feiertage geschehen würde.

Wir erwähnen noch des dritten Einwandes gegen die Feiertage, welchen unser Herr Antragsteller wieder, wie es scheint, irgendeinem Professor der Glaubens- und Sittenlehre in den Mund legt. Derselbe soll sagen: ‚Ferner finde ich in eurem Festhalten an den Feiertagen auch ein jüdisch-rabbinisches Überbleibsel. Ihr erblickt in diesen Tagen einen Zaun des Sonntags, eine Art Wetterableiter für die Sonntage. Das ist eben eine rabbinische Erfindung der großen Synagoge. Diese sagte: Weil der Mensch von Natur so geneigt ist, das heilige Gesetz Gottes, die zehn Gebote, zu verletzen, weil jede Übertretung desselben des Todes würdig ist, muß man um dieses Gesetz sozusagen einen Zaun herlegen von leichteren Verboten, die man denn schon zur Not überschreiten und dadurch leichteren Strafen verfallen mag.‘ ‚Aber, sage ich,‘ fährt jener fingierte Professor fort, ‚mit einem guten Kenner des menschlichen Herzens: Sowenig ich ein Kind dadurch vor großen Diebstählen bewahre, daß ich ihm *kleine* Unredlichkeiten hingehen lasse, sowenig wird dadurch der Sonntagsentheiligung vorgebeugt, daß man dem Volke gestattet, die Feiertage im Taumel wilder Lust hinzubringen. Und wenn vielleicht in früheren Zeiten die Feiertage ein solcher Zaun für den Sonntag waren, so sind sie es jedenfalls in unseren Tagen nicht mehr. Denn in den weitaus meisten Gegenden wird gegenwärtig der Sonntag, von manchen Ständen selbst die Festtage, gradeso durch Lustbarkeiten entweiht wie die Feiertage. Die Wahrheit ist aber vielmehr, daß gerade das Übermaß von Feiertagen die Entweihung des Sonntags mit verschuldet hat.‘

So der angenommene Professor, der mit eigentümlicher sophistischer Wendung das, was man sonst für Beibehaltung der Feiertage vorbringt, in einen Grund gegen sie verkehrt. Aber kühn und höchst ungerecht ist schon die Voraussetzung, daß un-

ser ganzes Volk sozusagen mit den Feiertagen gar nichts anderes anzufangen wüßte, als dieselben im Taumel wilder Lust hinzubringen. So ist es nun aber nicht; und alle Beobachtung, wenn noch so genau angestellt, kann nur das herausfinden, daß es allerdings gemeine Leute auch in unserem Lande gibt, die sich übel betragen, daß aber bei weitem die Mehrzahl unseres Volkes ganz andere Gesinnungen und Sitten hat. Ist man aber geneigt, die Feiertage einen Zaun um die Sonntage zu nennen, so denkt man damit an gewisse nicht gerade niedrige, sondern mitunter auch edlere Bedürfnisse vieler, die sie haben nach Natur und Gemüt und die sich nicht abweisen oder geradezu unterdrücken lassen, deren Befriedigung aber auf den Sonntag nicht paßt, weil sie diesem heiligen Tag eine Störung bringt. Mit der Heilighaltung des Sonntags z.B. verträgt sich nicht die Tanzbelustigung, weswegen diese bei uns auf den Sonntag verboten ist. Wie kann man aber das Tanzen als etwas absolut Verwerfliches dem Volke ganz verbieten? Ebendarum, weil das nicht möglich ist, sehen wir es auch, wie überall, wo unsere Feiertage nicht gelten, der Tanz auf den Sonntag kommt; damit das nicht auch bei uns geschehe und der Sonntag bei uns ein heiliger Tag bleibe, darum reden wir gerne den Feiertagen das Wort, welche in der Mitte stehen zwischen Sonntagen und Werktagen und also zu Tanzbelustigungen, wenn man diese einmal haben will, sich besser eignen als die Sonntage. In dieser Weise sind sie ein Zaun um den Sonntag. So gibt es noch viel anderes, was dem Volksleben wohl gestattet ist, aber wenn es auf die Sonntage fällt, diese verdirbt. Ich nenne die Sängerfeste, die Turnfeste, die Feuerwehrrübungen, Versammlungen aller Art aus nah und fern, in welchen sich einzelne Stände, Gewerbe, Parteien, wie sie ein bewegtes Volksleben mit sich bringt, zu geselligem Verkehr sammeln. Wer, der einen ruhigen Sonntag liebt, wünscht diese Dinge alle, in welchen ihrer Natur nach nichts Verkehrtes liegt, die also auch ein Recht des Bestehens in sich haben und deren Bestehen für die Haltung und Entwicklung, für das ganze Leben unseres Volkes mitunter einen großen Wert haben mag, auf den Sonntag verlegt? Fallen sie aber auf die Feiertage, wie mag man es ein jüdisch-rabbinisches

Überbleibsel nennen, wenn man die Feiertage einen Zaun um den Sonntag nennt? Unsere Feiertage, eben weil sie mittlere Ruhetage sind von der Werktagsarbeit, hat man auch zu Jahrmärkten benützt. Wie leicht könnte es geschehen, daß diese auf den Sonntag zuletzt verlegt werden, wie es bereits längst in Bayern und sonst der Fall ist. Aber auch religiöse Vereine aller Art verlegt man gerne auf die Feiertage. Dahin gehören die Missionsfeste und die Anstaltsfeste, welche wirklich als christliche Volksfeste dastehen, die einen unberechenbaren Wert für das innere Leben des Volkes haben, und zu Sonntagen sich doch weniger eignen, schon um des Reisens willen, das es für fernere Besuchende erfordert. Wiederum wissen wir auch von dem selbständigeren religiösen Volksleben, das in Württemberg sich findet wie in keinem anderen Lande. Wie lieblich doch, wenn man die Versammlungsleute überall auf den Landstraßen sich nach fremden Orten begeben sieht, da sie zu brüderlichen Erbauungen und Besprechungen sich zusammenfinden! Von weitem kann man sie schon an ihren roten und blauen Schirmen erkennen. Sollen sie das lassen? Oder sollen sie's alles auch auf die Sonntage verlegen? Mit tiefem Schmerz erfüllte es viele in unserem Volk, wenn auf einmal die Kunde sich verbreitete: ‚Jetzt haben die Feiertage aufgehört.‘ Anderes haben wir oben schon berührt, wie die Feiertage sich zu freundschaftlichen Besuchen auch sonst bei Freunden und Verwandten eignen, zu denen jetzt auch die bequemeren Verkehrsmittel günstig sind und welche in eigentümlicher Weise das Gemütliche Württembergs pflegen. Soll's fortan an den Sonntagen geschehen? Sollen die Leute, statt in die Kirchen zu gehen, nun auf die Eisenbahn sich lieber setzen? Ja, es betrübt sehr schon jetzt, daß alles der Art, was unser Volk sonst an Feiertagen vornahm, nun an Sonntagen häufig geschieht, so daß alles in die Weite strömt und nach der Erbauung in der Kirche nichts mehr fragt. Woher das? Das ist die Folge des Anfangs der Abschaffung der Feiertage, die leider tatsächlich schon vielfältig eingetreten ist. Immerhin aber gibt es noch unzählige, die bei der guten alten Sitte bleiben und sonntags in die Kirche gehen und für anderes die Feiertage in Anspruch nehmen.“

Wenn Blumhardt in diesem Referate einerseits sehr günstig und groß dachte über das stille Walten des Christentums im Volke, so denkt wohl mancher: Ja, betreffs seines gesegneten Württembergs mag das seine Wahrheit haben, aber sonst nicht überall, und Blumhardt hätte ihm bezüglich des Segens, der auf Württemberg ruhe, recht gegeben, hätte aber betont, daß er – immerhin mit einiger Einschränkung – seine getrosten Anschauungen auch für andere Länder aufrechterhalte. „Ich hab' auch in anderen Ländern den verborgenen christlichen Sinn des Mannes aus dem Volke höher schätzen müssen als andere, die in solchen Dingen strammer zu urteilen pflegen“, so schreibt er einmal. Mit Blumhardts Wirken in der Synode sind wir eigentlich in weit spätere Zeiten seines Lebens versetzt, in die Zeiten des „Pfarrers in Bad Boll“. Da uns aber mehr an einem treuen Bilde Blumhardts als an geschichtlich fortlaufender Schilderung seines Lebens liegt, so mag diese Seite seines Wirkens gar wohl hier, wo sie seinen Charakter als Mensch beleuchten hilft, erledigt werden. Blumhardt wurde nämlich in zwei Wahlperioden vom Volke (im Bezirke Crailsheim und im Bezirke Geislingen) als weltliches Mitglied in die Synode gewählt, und zwar gerade infolge des Vertrauens des Volks in seinen gesunden, in heiliger Weise liberalen Sinn. Obwohl er auf der Synode nicht viel sprach, so war doch sein Einfluß auf derselben groß, besonders weil er altershalber bei den namentlichen Abstimmungen unter den ersten war, die ihr Votum abzugeben hatten. Konnte er auf derselben – wie obiges Referat gezeigt hat – tapfer und wirksam für Aufrechthaltung guter alter Sitte eintreten, so hat dagegen seine Haltung im allgemeinen ebenso angenehm bei den einen [wie] unangenehm bei den anderen dadurch überrascht, daß er gegenüber einem Drängen auf künstliche Beförderung der Frömmigkeit durch gesetzgeberische Mittel, gerade seitens solcher, die mit ihm auf gleichem Glaubensgrunde standen, kühl blieb. Er war eben – so sagt ein ihm hierin gesinnungsverwandter geistlicher Würdenträger von ihm – ein *gesetzter* Mann, der seinen Schwerpunkt in sich selbst hatte. Es lag ihm auch – so kann wohl hinzugesetzt werden – sehr am Herzen, daß nicht die hei-

lige Pflicht des Gesetzgebers: unbefangene Gerechtigkeit und Billigkeit wie auch das Grundgebot des Herrn, die Liebe, hinter einer vermeintlichen Parteipflicht zurücktrete. Ja, wo es ihm etwa vorkommen wollte, als prüfe man im Eifer ob der vermeintlichen Heiligkeit des Zweckes weniger ängstlich diejenige der Mittel, da konnte er aufbrausen. Es lag ihm eben ängstlich daran, daß wir den Herrn, dem er noch so Großes zum Heile aller zutraute, nicht wider uns haben. Der Rezensent in der *Lutherischen Kirchenzeitung* bemerkt über Blumhardts Tätigkeit auf der Synode: „Man bekam den Eindruck, daß ihm das weniger gegeben war, ein Ganzes nach kirchlichen Gesichtspunkten zu leiten. Sein liebevoller Optimismus und seine Hoffnungsfreudigkeit bei allem Elend war für die Seelsorge ausgezeichnet, aber in der Kirchenleitung brachte es ihn mit den Liberalen zusammen. Er hatte hierfür einfach kein Organ.“ Mancher freilich von den Liberalen mochte um so mehr erquickt und erfrischt sich fühlen durch ein lebendiges Christentum, das Liebe und Vertrauen atmete und einflößte. Wir fühlen auch, daß gerade jene Art Christentum, wie sie in obigem Referate zutage trat, auch weiteren Kreisen verständlich und sympathisch sein mußte.

Ähnlich wie das Volksleben beurteilte Blumhardt auch die mancherlei neuen Erscheinungen unserer heutigen Gesellschaft oft in einem Lichte, das in anderen den Verdacht erwecken mochte, er kranke förmlich an einem Mangel an Ängstlichkeit. Davon z.B., daß immer mehr Ehen entstünden zwischen Christen und Juden, hörte er nicht ungerne; er begrüßte diese Erscheinung als einen bedeutsamen Faktor in der heute sich vollziehenden unvermerkten Verchristlichung der Juden, [in]sofern wenigstens, als sie dadurch unwillkürlich sich mehr als die Unrigen ansehen und der Unterschied zwischen uns und ihnen in ihren Augen verschwinde. Sogar jene bekannte Ehe zwischen einem ungetauften Japanesen und einer Christin nahm er einmal in Schutz sowie auch den Geistlichen, der diese Ehe eingesegnet hatte. Jener Japanese sei, wie er höre, ein ganz braver Mann, auch hätte ja das Ehepaar bei der Einsegnung gesungen: „Herr

* BBB, 1873, S. 32, in *Gesammelte Werke*, Reihe II, Bd.1, Göttingen 1968.

Jesu, geh' voran!“ Gegenüber den Schwierigkeiten sowohl als auch den Hilfskräften des Reiches Gottes, mit welchen *er* rechnete, waren ihm eben solche Sachen Kleinigkeiten.

Mit dieser Weitherzigkeit und seinem klaren, alles einfach anschauenden Blicke hat er aber auf viele einen außerordentlich wohlthuenden, befreienden Einfluß ausgeübt und manche engherzige Anschauungen und Vorurteile beseitigt. Kaum wird dies jemand z.B. bestreiten betreffs seiner Antwort, die er in den *Blättern aus Bad Boll* auf die Frage gab, ob es denn wirklich, wie manche sagen, ein Mangel an Gottvertrauen sei, wenn man sein bewegliches Eigentum in einer Feuerversicherungsgesellschaft versichere. Blumhardts Antwort bezeichnet so sehr seine ganze Art, überall den noch im Großen waltenden christlichen Geist oder eine stille Oberherrschaft des Herrn zu merken, daß ich auch diese hier folgen lasse; sie lautet (*Blätter aus Bad Boll*, 1876, Nr. 10, S. 78f.)* wie folgt:

„Ich kann es immer nicht recht verstehen, wie man es gegen die gewöhnlichen, geordneten, ehrlich eingerichteten und unter Staatsaufsicht gestellten Versicherungen haben kann, namentlich wenn es sich um Versicherungen in dem in der Frage Aufgezählten handelt. Daß man es Mangel an Gottvertrauen nennt, sich zu versichern, ist mir besonders auffallend. Denn Gott verweist uns doch selbst immer wieder an unsere Mitbrüder, daß sie uns helfen sollen oder daß Seine Hilfe durch ihre Hände laufen soll. Er schickt nicht vom Himmel her unsere irdischen Bedürfnisse, sondern das Wohlwollen und Helfen der Menschen soll sie schaffen. Machen's nun die Menschen miteinander aus, wie sie's machen wollten, daß in besonderen Nöten geholfen und recht geholfen werde, wer will da dreinreden und sagen, es sei wider das Gottesvertrauen, wie sie's machen? Alle sind doch angewiesen, Opfer zu bringen, wo's not tut; und bringt man diese zum voraus, daß sie sicher zur Zeit da sind, was soll an dem Unrechtes sein? Wir sollen nun Hungrige sättigen, Durstige tränken, Nackte bekleiden. Wie kann der ein-

* BBB, 1874, S. 344, in *Gesammelte Werke*, II/2, Göttingen 1969.

zeln das immer tun? Wenn nun alle miteinander daran sich beteiligen, daß geschehe, was geschehen soll, heißt das nicht eher dem Gebote der Liebe nachkommen, als daß man's als etwas wider den Glauben nehmen dürfte? Was ist aber der Glaube und was das Gottvertrauen, wenn die Liebe dabei geschmälert wird? Sollte es nicht auch möglich sein, seine Beiträge mit einem Aufblick zu Gott einzulegen, daß sie, wenn nicht mir, doch anderen zugute kommen möchten? Wenn ich etwa den Glauben habe, daß mich das Unglück nicht treffen werde, wie denn viele von sich schon so eingenommen sind, daß sie denken, sie werde Gott verschonen, soll ich dann sagen: ‚Mich trifft's nicht, darum gebe ich nichts? Beileibe nicht! Menschen müssen sorgen und auch ich, wenn jemand alles etwa durch Brand oder Hagel verloren hat. So hat auch der Herr einst dem *Hiob* wieder aufgeholfen, damit daß die Brüder umher wieder Grund legten zu einem Besitztum, das Gott dann segnete (*Hiob* 42, 11). Wenn wir aber daher von Gesellschaften, die sich, getrieben von Teilnahme, meist auch unter Aufsicht des Staates gebildet haben, zurückbleiben, und zwar meinent, Gottvertrauen haben zu müssen, daß Gott wiedergebe, was Er nehme, während Er's doch durch Menschen tut, so wird damit der Glaube geradezu umgekehrt, daß es den Schein hat, ich beteilige mich nicht, weil ich den Menschen vertraue, daß sie mir helfen werden. So wird unvermerkt der Glaube an Gott zu einem Vertrauen auf Menschen; und wie sehr das trügt, das erfährt man ja.

Die, welche in keine Versicherungen sich einlassen, werden hiernach auch unbarmherzig und hart gegen ihre Mitmenschen, denen sie über Gebühr unerschwingliche Opfer aufbürden, den Verunglückten zu helfen, weil ja nicht Gott unmittelbar, sondern Menschen Geld, Kleider und anderes geben müssen. Oder wollte man gar wider Gott trotzen, als man sagte: ‚Hat mir's Gott genommen, so soll Er mir's auch wiedergeben‘, als müßte Er's geradezu vom Himmel herabregnen lassen? Wir wissen aber, wie bedrängt namentlich Menschenfreunde sind unter der tausendfältigen Not, die sie umgibt, wenn sie überall helfen sollen und das beim besten Willen nicht vermögen. Warum nun diesen so große

Steuern auflegen, wie unversicherte Verunglückte müssen, wenn diese doch sonst sich hätten helfen können? Man besinne sich, wieviel jeder Privatmann eigentlich geben sollte, um auch nur aufs notdürftigste dem zu helfen, der bis zum Bettler herabgebrannt oder verhagelt ist; und wenn auch viele gerne viel tun wollen, sie können's eben nicht. Namentlich sollen die, welche von Versicherungen abraten, sich besinnen, ob sie Verunglückten nur auch soviel geben, wie die unterlassene Einlage erfordert hätte. Dann bedenken wir, wie klein der Kreis ist, aus welchem sich die Verunglückten etwas versprechen können, während die Gesellschaften einen viel größeren Kreis umfassen, aus welchem sie leicht ihre Mittel erheben.

Die Verweisung auf Gottvertrauen scheint oft gar nichts anderes zu sein, als daß man zum Bedürftigen sagt: ‚Gott berate euch, wärmet euch, sättiget euch‘, aber nichts gibt, was des Leibes Notdurft ist, wie *Jakobus* sagt (2, 16). Die Sachen stehen so, daß es sogar Pflicht sein kann, sich zu versichern, weil nur die Beteiligung vieler eine Gesellschaft lebensfähig machen kann. So weiß ich aus meiner Jugend, daß Hagelversicherungsgesellschaften lange kein Gedeihen hatten, weil zuwenige Landwirte sich an ihnen beteiligten. Da spielte aber sicher unter dem Schein eines Gottvertrauens der Geiz seine Rolle mit. Ihr Gottvertrauen war, daß sie etwa dachten: ‚Ich vertraue auf Gott, daß Er mich schonen werde; deswegen lege ich nichts in die Kasse.‘ Gesetzt aber, du wirst verschont und dein Nachbar beschädigt, wirst du so leicht diesem nur auch soviel geben, wie du für dich hättest einlegen sollen? Da wird das ganze Gottvertrauen gar nichts anderes als geheimer Geiz. Tue denn das Deine, wo's von dir gefordert wird, nicht um deinetwillen, daß ich so sage, sondern um anderer willen, die zuletzt auch dir einen Dank wissen, daß du zu einer schönen Gabe, die sie empfangen, mitgeholfen hast. Wie sehr erschrickt man auch, wenn man von unversicherten Leuten hört, die ins Unglück gekommen sind; denn man weiß nur wenig Rat für sie!

Bei großen Kalamitäten, welche an einzelne kommen, haben wir überhaupt zu bedenken, daß sie als an alle gekommen anzu-

sehen sind. Wir können doch nicht sagen, die Verunglückten hätten's vor anderen verschuldet, daß sie so schwer, fast über die Maßen, heimgesucht worden sind. Sie sind vielmehr die, welche zur Beachtung für alle das trifft, das alle treffen sollte, wie der Heiland sagt: ‚So ihr euch nicht bekehret, so werdet ihr alle gleich also umkommen.‘ Namentlich der gänzliche Ruin, der jene trifft, soll uns eine Anzeige sein, wie die Gottlosen einen gänzlichen Gerichtsruin vor sich sehen, wenn sie sich nicht umwenden. Sollen wir aber nun die Getroffenen nicht entschädigen für das, worin sie ein Beispiel für alle sein sollen? Raten wir aber von Versicherungen ab, so wälzen wir's auf die einzelnen, die's trifft, und nehmen diese als die allein Schuldigen, während sie nur gleichsam die Märtyrer für alle sind und vielleicht als solche viel weniger schuldig als manche andere. Was ist es denn nun Sonderliches, wenn die anderen alle voraussorgen, daß diejenigen, die an *ihrer* Statt den Schrecken haben, den Schaden nicht allein tragen müssen? Wer sich nicht versichern läßt, unterläßt's oft mit dem Selbstvertrauen eines Gerechten, den's nicht treffen werde; und wer sich versichert, fürchtet für sich als einen Sünder den Zorn, den er wohl verdient hätte. Wer nun macht's besser? Darum, wo Liebe und Teilnahme zusammenwirken zugunsten hart Betroffener, da sollst du nicht zurückstehen und sagen: ‚Ich tue nicht mit; mein Gewissen erlaubt es mir nicht.‘

Wohl ist mir bekannt, wie man sich unter dem Versichern auch sehr versündigen kann. Da sage ich aber nur: Halte dich rein von allem, was wider dein Gewissen läuft. Besonders bei sogenannten *Lebensversicherungen* kann man's mitunter auch sehr zu seinem Schaden machen und da doch oft so, daß es wider das Gottvertrauen läuft. Man kann aber keine Regeln geben. Wer in der Furcht des Herrn steht, hat in sich einen Mahner, auf den er achten soll.“

In seiner Weitherzigkeit lag auch eine große *Milde*. Solchen z.B., die ihm ihre Not klagten, daß sie in der Kirche vom Schläffe angefochten werden, konnte er, falls etwa strenge Arbeit oder Nachtwachen oder Krankheit die Ursache war, sagen: „Schlaf

nur ein bißchen! Das tut wohl, und nachher kannst du dann aufmerken! Meide deswegen die Kirche nicht! Andere freilich – sagte er auch – schlafen, weil sie mit dem, was sie sind und haben, ganz zufrieden sind. Sie wissen alles schon, und Neues, das sie zu hören bekommen, ärgert sie nur. Einen neuen Schwung in etwas sich geben wollen sie nicht. Was soll man dazu sagen? Die läßt man halt schlafen.“ Ähnlich äußerte er sich über eine andere Not, über die zerstreuen Gedanken, die einem während des Betens kommen: „Das hängt nun einmal mit der ganzen Einrichtung unseres Denkens zusammen, wo alles unaufhörlich im Flusse ist und das Verschiedenste sich berührt; das hat alles gar nichts zu sagen, wofern es nicht schlimme Nebengedanken sind. Umgekehrt kann's oft ein Segen des Herrn sein, eben um des Betens willen dem Aufrichtigen zugekommen: daß dir das oder jenes, was du nicht vergessen darfst, zu Sinne kommt.“

Diese milde Weitherzigkeit leitete auch sein Urteil über Sonntagsarbeiten. Aus dem, was er darüber (*Blätter aus Bad Boll*, 1875, Nr. 42, S. 334ff.)* geschrieben hat, bringe ich noch einen Auszug:

„Wenn von Sonntagsarbeiten, die irgendwo im Schwange gehen, die Rede ist und geurteilt werden soll, ob sie zu den verbotenen gehören oder nicht, so macht bei mir das viel aus, ob sie zu einer Landessitte gehören oder nicht und ob sie unbeschadet des Sonntagsgefühls für die, die sie tun, und für die, die sie sehen, stattfinden können. Was einmal üblich ist und doch eigentlich dem Sonntag und der Sonntagsandacht nicht im Wege steht, lasse ich gerne ungerügt, auch wenn es mir nicht recht gefällt. Es kommt mir anmaßend vor, wider etwas zu Feld zu ziehen, was allgemein angenommen ist, ohne sonst sündlich zu sein. Schrofne Gesetzmäßigkeit ist ohnehin nicht gut und stimmt auch nicht zu der evangelischen Freiheit, die wir haben. Das Wort Pauli darf doch nicht ganz unbeachtet bleiben, wenn er sagt (Kol. 2, 16): ‚So lasset euch nun niemand Gewissen machen über Speise und Trank oder über bestimmte Feiertage oder Neu-

monden oder Sabbater.' Da denkt der Apostel gewiß an Engherzigkeiten, mit welchen etliche Christen genannte Tage begingen, indem sie von vielem unberechtigt sagen, daß es wider das Gewissen laufe. Solche Engherzigkeiten konnte man auch an den Sabbaten haben, die man sich nach der Anweisung Pauli nicht ins Gewissen reden lassen soll. Wider die Feiertage selbst kann es ja der Apostel nicht haben und besonders nicht wider den Sabbat, welchen die Propheten sichtbar an manchen Stellen auch für den Neuen Bund gelten lassen. Nur wider schroffe Gesetzlichkeit redet er, da nur gleich der eine zum anderen sagt: ‚Das und das darfst du nicht tun, oder du sündigst wider das göttliche Gebot vom Halten des Sabbats.‘ Auch wenn der Herr Jesus sagt: ‚Des Menschen Sohn ist ein Herr auch des Sabbats,‘ hat er wohl damit zunächst seine Jünger gegen die Pharisäer in Schutz nehmen wollen wegen ihres Ährenausraufens, aber zugleich auch bestimmt angedeutet, daß in dem Reiche Gottes, das er gründe, Freiheiten bestehen dürften, die man unter dem Gesetz, dem Israel unterworfen war, nicht hatte, ohne den Sabbat, wie viele irrig es auslegen, aufheben zu wollen. Das Wort Jesu spricht jedenfalls gegen alle Härten, zu welchen Eiferer je und je geneigt sind.

Im menschlichen Leben geht's überhaupt seltsam zu; und des Seufzens gibt's viel, eben auch bezüglich des Sonntags, was uns nur mild und nachsichtig machen kann. Ich will hier nur noch eines anführen. Als ich Pfarrer in Möttlingen war, kam einmal unter der großen Erweckung, die dort stattfand, ein Dienstmädchen von *Kentheim*, eine halbe Stunde von der Oberamtsstadt *Calw* entfernt, zu mir. Sie war auch geistlich aufgeweckt; und nun war ihr nicht mehr alles gleichgültig. Sie diente bei einem Bäcker, der alle Morgen, namentlich an den Sonntagen, frisches Backwerk nach *Calw* zum Verkauf schickte. Obiges Dienstmädchen mußte es auf dem Kopfe hintragen. Nun mußte sie das einmal auch am *Karfreitag* tun; und darüber wurde sie im Gewissen unruhig. Es wurde ihr zur Sünde, daß sie am Todestage des Heilandes so ein werktätliches Geschäft treiben mußte. Schmerzlich erregt fragte sich mich, ob sie nicht um des

Herrn willen einen Dienst aufkündigen müßte, der ihr die Entheiligung des Karfreitags, wie aller Sonntage, in solcher Weise gebiete. Das Mädchen meinte es redlich und nicht streng frömmelnd. Aber der Gekreuzigte war ihr eben zu lieb geworden, und ihr Gewissen war auch sonst erwacht. Was sollte ich nun zu dieser Karfreitagsarbeit sagen? Ich besann mich und erwiderte endlich, wie ich's umständlich hersetzen will: ‚Du bist eben doch nicht ganz deiner selbst, wenn du ums Geld dienst. Du bist dich deiner Herrschaft schuldig. Der Apostel aber sagt (Eph. 6, 7), die Dienenden sollen sich dünken lassen, daß sie dem Herrn dienen, und nicht den Menschen. Sie dürfe auch diese unvermeidliche Sonntagsarbeit so nehmen; und tue sie im Gehorsam und mit Pflichttreue, was ihr aufgetragen sei, so sündige sie nicht. Wenn eine Sünde drin liege, so falle die Verantwortung nicht auf sie; und tue sie das Ihrige nicht mit Seufzen, sondern mit Nachsicht, so mildere das die Verantwortung. Aufkündigen? Ja, anderswo wirst du's gleich besser kriegen! Was mußt du nicht an Sonn- und Festtagen alles tun, daß es auch den Schein hat, als kämest du um Sonntage und Feiertage. Zur Kirche aber kommst du ja doch noch; und wenn je und je nicht, mußt du dir's auch gefallen lassen und im stillen, im Geiste, Sonntag halten. Ich rate dir daher zu bleiben; und tu's um des Herrn willen als einen Liebesdienst. Wenn du mit deinem Backwerk auf dem Kopf den schönen Talweg von *Kentheim* bis *Calw* gehst, so bist du ja da in der Freiheit; und wie kannst du so gemütlich an den Heiland denken, der für dich gekreuzigt ist, also an Seinem Todestage nicht bloß Backwerk auf dem Kopfe zu tragen hatte, sondern auch die Dornenkrone und Sein Kreuz. Mach's so, dann ist dein Heiland bei dir, und wirst du sicher einen reichen Karfreitagssegen haben.‘ Das Mädchen wurde sehr beruhigt und zufrieden. Aber sieh', so muß man da raten; oder hätte ich anders reden sollen? Aber bedauern mußte ich doch das arme Mädchen; und doch, wie viele haben's viel übler, auch an Sonntagen. Dabei dachte ich auch an ihre Herrschaft. Die muß leben von ihrer Bäckerei; und die *Calwer* wollen eben frisches Backwerk, und am allermeisten an Sonn- und Festtagen. Was denn da machen?

Aber wird der Sonntag wirklich gestört durch solch ein Geschäft? Wird er entheiligt? Wer als ein Gebundener seine Augen zum Herrn emporrichtet, kann immer schöne Sonntage haben. Du aber, der du frei bist, knechte nicht über Gebühr deine Untergebenen. Deren Seufzen bringt kein Gutes. Aber um alles – nur nicht richten und nach Härte raisonnieren!“

Dieselbe Richtschnur leitete ihn auch in Beurteilung der Fragen allgemeinerer Natur in Staat und Kirche. Fragen, die den Staat betrafen, kamen natürlich seltener an ihn; wir heben in dieser Beziehung nur das hervor, daß er fast eine Passion hatte, Maßregeln des Staates, der Obrigkeit zu verstehen, zu würdigen, zu verteidigen. Es war aber doch nicht bloß Passion, es kam aus seinem Innersten. Wenn Paulus sagt (Röm. 13, 1): „Es ist keine Obrigkeit, ohne von *Gott*; wo aber Obrigkeit ist, die ist von *Gott* verordnet“, so hatte Blumhardt vor dem Worte „*Gott*“ einen größeren Respekt als viele andere und fürchtete sich davor, mit diesem Worte in Konflikt zu kommen. So nahm er einmal die Synode öffentlich (im *Stuttgarter Landboten*, 1869, Nr. 16) darüber in Schutz, daß sie nicht – wie verlangt worden – die Obrigkeit geradezu „um Einstellung aller Extrazüge und Güterzüge am Sonntage“ angegangen habe, und meinte, man solle lieber dem Publikum in Predigt, Kinderlehre und Privatgespräch wieder das Gewissen wecken und ihm wieder Geschmack am Sonntag beibringen und nicht immer den Staat, der hierin einfach sich nach dem Publikum und seinen Wünschen und Bedürfnissen einrichte, oft auch aus Mangel an Sachverständnis, zum Sünder machen. „Eine solche Sprache, mit welcher man sich bald so, bald so, [in] neuerer Zeit auch von christlicher Seite nur gleich wider den Staat ausläßt und mit seiner Tadelsucht, auch von den Besseren aus, die Ehrerbietung gegen den Staat untergräbt, gefällt mir nicht.“

Näher traten natürlich Fragen auf kirchlichem Gebiete an ihn heran, und auch hier sehen wir an ihm wieder dieselbe freisinnige, einfache Weise. Hatte ein Pfarrer Bedenken, die Ehe Geschiedener einzusegnen, so sagte er: „Die Vorgeschichte dieser

Leute geht dich als Pfarrer gar nichts an, das ist Sache der Obrigkeit. Diese Leute treten nun einmal miteinander in die Ehe, und hierzu bedürfen sie sowieso des göttlichen Segens, und den gibst du ihnen, und um so mehr, wenn sie denselben begehren.“ Letzteres Wort bezieht sich auf die neue Ordnung der Dinge, wonach kein Ehepaar gezwungen wird, für seinen Bund [um] den kirchlichen Segen nachzusuchen. Daß sich Blumhardt mit dieser Entlastung der Geistlichen und Laien von solchem „Zwangssegens“ gar wohl befreunden konnte, wird nach allem Bisherigen von selbst einleuchten. In den Wirren, die sich da und dort in kirchlichen Kreisen über die Einführung des Zivilstandes erhoben, hat er manches Gewissen, von Geistlichen und Laien, klarer, freier und fester zu stellen verstanden, namentlich dadurch, daß er einerseits den rechtlichen Wert, sozusagen den Machtwert des Staates und die rechtlich bescheidene Stellung des geistlichen Amtes, andererseits aber auch den über alles hohen inneren Wert des geistlichen Amtes, seine geistige Hoheit, ins rechte Licht setzte.

Es möge hier noch eine vielfach bezeichnende schriftliche Äußerung Blumhardts über unsere Stellung zu den Juden eine Stätte finden. Sie ist eine Antwort auf allerlei Bedenken über die heutige Art, die Judenmission zu betreiben, und lautet:

„Die Judenmission betreffend, kann man's nicht anders machen. Ich kenne ihre Gebrechen, auch die der Heidenmission; aber wie ich zur Zeit diese nicht zu verbessern weiß, so jene. Du sagst, sie müsse zur Angelegenheit der ganzen gläubigen Gemeinde Christi erhoben werden. Du hast recht, aber wie bringst du dies zustande? Was tut denn die gläubige Christenheit für ihre Umgebung? Wie bezeugt sich der gläubige Christ an seinen Dienstboten, an seinem Schneider, Schuhmacher, auf dem Markte, im Handel usw.? Nur so, daß er womöglich bekehre, wen er trifft, niemand ärgere? Ist's nun hier im gewöhnlichen Leben gar anders, wie wird der gläubige Christ mit dem Schacherjuden verfahren? O Bruder, zuvor muß die gläubige Christenheit anders werden, ehe sie Juden bekehren kann. Da kann man viel systematisieren, macht aber die Rechnung ohne

den Wirt. Meine Überzeugung ist, daß die Juden im Großen nicht bekehrt werden, ehe sie [nicht] die Kraft Christi, auch in Zeichen und Wundern, wieder an den Christen zu sehen Gelegenheit haben. Einstweilen halte ich viel darauf, sie geradezu als Brüder zu behandeln, und sich ihnen als Bruder zu erkennen zu geben, [in]sofern [als] wir mit ihnen an den Gott Abrahams glauben, durch dessen Samen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden sollen. So habe ich bei vielen Juden Eingang gefunden. Das Weitere muß sich dann von selbst geben oder nur mit Nachhilfe von unserer Seite.“

So haben wir Blumhardts natürlich menschliche Art von den engsten Kreisen der Familie an bis zu den weitesten des Staates und der Kirche betrachtet. Ich brachte diese Betrachtung absichtlich schon an dieser Stelle unseres Lebensbildes, um rechtzeitig die Eindrücke anderer Art, die wir über ihn empfangen, zu ergänzen. Nachdem wir ihn so nach seiner Person an und für sich kennengelernt, wollen wir uns wieder in bestimmterer Weise nach Möttlingen versetzen und uns in seinem Hause umsehen, wo er uns vorwiegend als Seelsorger entgegentritt.

Wie es im Pfarrhause am Sonntage zugeht, haben wir gesehen. Wie Blumhardt je von Samstag bis Montag die Arbeitsmasse bewältigen konnte, das war namentlich demjenigen Teil des umwohnenden Volkes, der sich zu der Bewegung kühler verhielt, rein unbegreiflich, so daß die Sage sich in den wunderlichsten Erklärungsgründen zu versuchen begann. In der Werktagswoche widmete er sich – wie wir sahen – reichlich seiner Gemeinde Möttlingen. In der übrigen Mußzeit gab er damals den „jungen Herren“, die bei ihm wohnten und die uns im Kapitel von den Wundern begegnet sind, und später auch seinen Kindern Unterricht; im übrigen aber nahm ein neues Feld seine Kräfte mehr und mehr in Anspruch, sein Haus füllte sich, wie schon bemerkt, allmählich mit ständigen Gästen, welche gegen Übel aller Art unter seinem Obdach ihre Zuflucht gesucht, namentlich waren es Nervenleidende und unter den letzteren besonders Epileptische. Es war ergreifend, wie einfach und tapfer

Blumhardt dieses eigentümliche Leiden, gegen das er beständig mit stillem Flehen anging, behandelte. Er wollte nicht, daß man in seinem Hause von den Anfällen, in welchen diese Krankheit besteht, viel Wesens mache, schon um des Kranken willen, dem nichts so schädlich ist wie ein vermeintlich mitleidiges Erschrecken anderer über sein Unglück, aber auch um der Ehre des Herrn willen. Wenn etwa am Frühstück einer dieser Patienten einen Anfall bekam, wußte ein jeder der Anwesenden, was er zu tun hatte: man war stille, man seufzte für den Kranken, und in der Regel ging ein solcher Anfall leicht und bald vorüber, und für wunderbare und nachhaltige Rettung in jener Zeit danken ihm Gerettete heute noch. Einer Dame, deren empfindliche Nerven, wie sie erklärte, durch einen solchen Anfall ernstlich angegriffen waren, befahl er zur Strafe, sofort jenem Kranken einen Besuch abzustatten. Doch so gar viel Zeit nahmen diese Hausbewohner nicht in Anspruch; dagegen eröffnete sich ihm noch ein anderes Gebiet, in welchem seine bisherigen Erfahrungen eine ganz neue, außerordentliche, fruchtbare Verwertung fanden: das Gebiet der *Korrespondenz**. Es ist nicht ohne Reiz, in seinen Briefen an Barth das Wachstum derselben zu verfolgen, wie er demselben zuerst etwa gleichsam mit wichtiger Miene schreibt, daß ihm jede Post zwei Briefe solcher Art bringe, später vier, zehn usf., und zugleich ihm bemerkt, wie tief ihn oft der Inhalt solcher Briefe bewege. Das Elend in hohen und niederen Ständen hat eben feinere Sinne (feinere Ohren und Augen) als das Wohlsein und das Behagen. Merkwürdig rasch waren da und dort in der Ferne die Unglücklichen auf diesen wunderbaren Mann aufmerksam geworden, und mancher, der wenig und vielleicht noch das wenige verfälscht vernommen hatte von dem, was in Möttlingen vorging, hatte fast wunderbar, wie mit einem Schlage, das Gefühl bekommen, da wendest du dich hin. So bildete sich denn bald um Blumhardt eine unsichtbare, weithin zerstreute Gemeinde solcher, die ihn als ihren geistlichen Vater betrachteten und sich wie schwache Reben an der Kraft seines Glaubens und Liebens emporrankten.

Von der Liebe, mit welcher er auch solche Leute umfaßte

unter denen, die an ihn schrieben, deren Antlitz er niemals sah, machen sich wohl nur die einen rechten Begriff, die es erlebt haben. Wie viele Hunderte von gebildeten Familien und Tausende von Familien des Volks gibt es, deren Anliegen die ganze Reihe der Jahrzehnte hindurch bis anno 1880 bis ins einzelste hinein sein Herz bewegt haben und so bewegt haben, daß er dieselben stets priesterlich vor Gott darbrachte und daß diese Familien wohl alle von wunderbarer Durchhilfe, von Segen allerlei Art zu erzählen wissen und sicherlich nicht ohne Grund einen großen Teil ihrer freundlichen Erfahrung der Fürbitte Blumhardts zu schreiben. In den Dankbriefen, die immer noch in ziemlicher Anzahl vorhanden sind, ist bald von einem Examen erzählt, das der Knabe wunderbar glücklich bestanden habe, bald von einem Kinde, das einem erlauchten oder auch einem armen Ehepaar nach langer Zeit des Harrens geschenkt wurde, bald von allerlei Errettung aus Krankheit usw.

Naturgemäß wuchs durch diese Korrespondenz mehr und mehr die Zahl solcher an, welche längere Zeit in seinem Hause zu wohnen wünschten, und so vielfach Blumhardt dies auch, als fürs Eintreten göttlicher Hilfe überflüssig, ablehnte, soviel blieben doch der Fälle übrig, in welchen das Wohltätige eines solchen Aufenthaltes in die Augen sprang oder in welchen doch eine nicht unbedingt nötige Abweisung unfreundlich gewesen wäre. Blumhardt ging hierin im Verzicht auf jede eigene Bequemlichkeit und in geizigster Ausnützung aller Räume des Hauses für die Hilfsbedürftigen bis an die äußersten Grenzen. Mehr als einmal opferte er für solche, die eines heizbaren Schlafzimmers bedurften, sein eigenes Studierzimmer und quartierte sich für sein Arbeiten im kinderbevölkerten Wohnzimmer ein, so lästig und hinderlich ihm dies auch war.

Da uns der „Seelsorger“ Blumhardt im folgenden Teile wieder begegnen wird, so begnüge ich mich hier mit diesen kurzen Skizzen und gebe nur noch einer Feder das Wort, deren leidendes Auge sachkundiger in den Haushalt des Pfarrhauses Möttlingen geblickt hat, um den Leser noch in möglichst anschaulicher Weise in jene trauten Räume einzuführen.

Die Schreiberin* schildert uns ihr Kommen nach Möttlingen und ihren längeren Aufenthalt daselbst wie folgt:

„Von Kindheit an bin ich eigentlich krank gewesen. Mit 19 Jahren, wohl veranlaßt durch äußere Umstände, brach ein ernstes Nervenleiden aus (Krampfanfälle), und man tat *alles*, um es zu bekämpfen. Mein väterlicher Freund E. hatte großes Mitleiden mit mir und erwies mir große Liebe. Mit allem Fleiß suchte er mich aufzurichten, es war aber alles umsonst. Auch alle ärztliche Hilfe war umsonst. In dieser Zeit wurden wir durch einen Zeitungsartikel aufmerksam auf Blumhardts höchst eigentümliches Wirken in Möttlingen. E. reist hin, sieht bald, mit wem er es zu tun habe, ist augenblicklich gewonnen für die Sache und kommt zu mir mit der Kunde: ‚Ich habe einen Mann gefunden, der durchs Gebet schon vielen Kranken geholfen hat; wenn du Vertrauen hast, so will ich dich zu ihm führen.‘ Ich war bereit, und wir reisten. Als wir in einem Städtchen haltmachten, um einen Wagen zu nehmen, und in einem kleinen Gasthause einkehrten, wer sitzt da? Herr Pfarrer Blumhardt, der von einer Reise kam. Wir fuhren zusammen nach Möttlingen. Vor dem Dorfe hielt der Wagen, und man erblickte mit einem Male die ganze Familie, die dem heimkehrenden Vater entgegenkam. Wie ergreifend war diese Begrüßung, namentlich von Blumhardt und seiner Frau, es war so tief und warm, und es war, wie wenn zwei Menschen große Lasten tragen, die allein kaum fortzubringen waren. Die Kinder waren glücklich – es ging nun dem Pfarrhause zu. Dort waren allerlei Kranke, unter anderen ein furchtbar epileptisches Mädchen. Alles heimelte mich an, nur die Epileptische erfüllte mich mit Angst und Schrecken, ich glaubte sogar, daß ich mit ihr in ihrem Zimmer schlafen sollte, was mich ganz unglücklich machte; sonst fühlte ich mich sehr angezogen. Mit bangem Herzen war ich freilich zum ersten Mal in die Studierstube getreten und stellte mir vor, es werde nun eine lange Unterredung geben, und wie leicht wurde mir ums Herz, als in kurzer Zeit der Besuch in der von jedermann gekannten, so einfachen Weise abgelaufen war. Gottlieb konnte gar nicht begreifen, daß ich nun nicht ans Auspacken gehe, da sie mir doch einen Schrank ange-

wiesen. Schüchtern sagte ich ihr, ich wisse noch nicht, ob ich auf längere Zeit bleibe, was sie, ich merkte es wohl, gar nicht begreifen konnte. Ich bekam auch einen Anfall in der Wohnstube, der aber ganz gelinde ausbrach und bald vorüber war. Das war mir freilich auffallend, und doch konnte ich die Bangigkeit wegen der Epileptischen nicht loswerden und überwinden. Ich sagte es dem Herrn Pfarrer und auch, daß ich so Heimweh habe, da ich schon ein ganzes Jahr von Hause weg war. ‚Da geh du nur heim! Du kannst auch daheim gesund werden.‘ Und so kam es. Ich ging frohen Mutes heim, es kamen wohl noch leichte Ohnmachten, aber von den heftigen Krämpfen wie früher war keine Rede mehr. Da indessen im Gemüte manches uneben war, korrespondierte ich nun mit dem Herrn Pfarrer, und so legte sich eines um das andere. Tief anhänglich, beschlossen E. und ich, über Ostern nach Möttlingen zu gehen, eine Dame und ein Fräulein wollten mit, und so ward es. Wir kamen an, traten in die liebe, uns schon bekannte Wohnstube ein mit dem guten grauen Sofa (jetzt im Garderobezimmer des Bades Boll) und langen Tisch; wir waren wie in Abrahams Schoß und glücklich, glücklich, wie ich es nie in meinem Leben geahnt hatte, daß ein Mensch auch glücklich sein könne. Die epileptische Kranke war fort. Wir waren bald überall zu Hause und fühlten uns daheim, wie man es kaum im elterlichen Hause empfinden kann. – Auf einmal hieß es: ‚Die Türken kommen! Die Türken kommen!‘ ‚Wer sind diese?‘ Gottliebinnen belehrte uns, daß es vier ehemalige Schüler vom Herrn Pfarrer seien. Nun beginnt im Hause ein rühriges Leben, denn über Ostern kommen sonst immer viele. Jetzt wurde die Scheune gereinigt und Betten darin zurechtgemacht, ganz sauber und ordentlich, und das ist für die Türken. Wir mußten helfen die Leintücher an die Couverte nähen, wie es in jener Zeit in Möttlingen durchgehend der Brauch war. Mit welcher Freude wurde da genäht und zurechtgelegt – und es ist auch etwas Herrliches um ein freudiges Herz, das hat man sich in Möttlingen so unvermerkt schenken lassen – jetzt kommen sie, es stürmt die Treppe hinauf, und jetzt sind sie da und werden aufs wärmste begrüßt, o wie war das alles so schön! Der Tisch

ging, glaube ich, durch alle Stuben.

Von der Morgenandacht hätte ich auch etwas sagen sollen. Da hatten alle Bibeln vor sich, auch das Gesinde, wenn ich mich recht besinne; alle mußten, eins nach dem anderen, einen Vers lesen, auch Blumhardts Knaben. Bei dem einen ging's noch schwach und zaghaft, ein anderer las mit festem Mut, frisch, wie sein ganzes Leben war, rotbackig, gebräunt, fest. Der Kleinste war noch ein gar kleines Bübchen, das noch Mämmeli trank und der Gottliebinnen bei Tag und bei Nacht viel Arbeit machte; Mariele war ein junges dienstbeflissenes Mädchen, die es gar nicht haben konnte, wenn ein Mensch einen anderen Kaffeelöffel hatte als denjenigen, welcher ihm von der kleinen, äußerst pünktlichen Besorgerin bestimmt war. Wir mußten oft ein wenig über sie lächeln und uns ein wenig ärgern, wie es so junge Fräulein oft im Brauch haben. Wir mußten morgens die Tassen spülen und abtrocknen, und ich weiß, wie es mir beim Frühstück gefiel, als alle Tassen vom ganzen Tisch je zwei und zwei nebeneinandergestellt waren in eine lange, lange Reihe, und oben war die vom Herrn Pfarrer, und wenn dann die großen Milch- und Kaffeetöpfe hineingebracht wurden, schenkte Frau Pfarrer alle Tassen selbst ein, langte eine jede, wem sie bestimmt war, und wußte in diejenige vom lieben Hausvater so schön ihm die dicke Haut plumpsen zu lassen, was uns ganz rührte und gaudierte. Man war aber in seinem Innern doch ernst dabei, und E. sagte mehr als einmal, man habe hier nach den Andachten und Gottesdiensten gar nichts mehr mit sich vorzunehmen, man sei mitgetragen und fortwährend in der Nähe Gottes. Ich bin auf religiösem Gebiete nie eine Grüblerin gewesen, und es lag in meiner Natur, wenigstens von der Zeit Möttlingens an (denn früher war's doch anders gewesen) die Sachen einfach hinzunehmen, aber auch den tiefer Denkenden, wie E. und unseren Begleiterinnen, blieb kein Wunsch übrig; ich weiß auch noch, wie es uns in der Kirche am Karfreitag zumute war und wie das gehörte Wort aus Herrn Pfarrers Munde lebendig und kräftig in das Gemüt hineinfloß; man sang das schöne Lied: ‚Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält usw.‘, und ich

höre noch jetzt, wie das ‚Barmherzigkeit, Barmherzigkeit‘ so gewaltig schallte in der kleinen Möttlinger Kirche, und es klang fort und fort – ja bis auf den heutigen Tag! –, Gottlieb, die so oft viel Merkwürdiges erzählte, hatten wir *sehr* lieb. Von Frau Pfarrer hatte ich den Eindruck, daß sie in jener Zeit, wie auch noch später in Boll, eher etwas zart und leidend sei, und fiel es mir öfter auf, wie sie während dem Gebet, so ganz vertieft in ihre Andacht, oft aus der Tiefe herauf seufzte; man fühlte es wohl, daß man im Möttlinger Pfarrhause viel auf sich nahm, dabei wieder die Harmlosigkeit des lieben Herrn Pfarrers. – Auch setzte man sich in Möttingen mehr als einmal ans Klavier – ja, alles war schön in Möttingen, sogar der steinerne Wasserkrug auf dem Tisch (wenn ich es noch recht weiß) und die große Schüssel voll Eierhaber. Als aber einmal ein sehr hoher Gast erwartet wurde, wie staunten wir, als da auf dem Tisch ein schöner kristallener Wasserkrug erschien. – Auch war in der schönen Gaststube so steinweiße Bettwäsche, daß wir, wenn auch das Haus sehr einfach war, doch großen Respekt hatten. – Man hatte auch Wäsche, während wir da waren, und da war das Trocknen keine kleine Sache, denn man hatte keinen Speicher, es mußte alles im Freien getrocknet werden. ‚Und wenn es regnet?‘ frug ich die liebe Frau Pfarrer, mit der ich darüber plauderte. ‚Der Heiland schickt immer gut Wetter, er weiß eben, daß wir’s nicht anders machen können.‘ Es war eben alles bis unter das Dach in Stuben verwandelt, und konnten oft in dem kleinen Hause merkwürdig viele Menschen untergebracht werden.

Auch den Hansjörg sah ich noch im Hause geschäftig wie auch die Katharina in der Küche und sonst überall usw. – Aber auch zum Heimreisen mußte es wieder kommen, und es kam dazu. Wie war es aber ganz anders geworden mit der früher so in sich gekehrten, so gedrückt ängstlichen B. Sie war *eine* Freude, *ein* Leben. Allen, allen, die sie von Kind an gekannt hatten, war es ein erstaunungswürdiges Ereignis, und der Arzt, der einmal darüber gefragt wurde, sagte: ‚Das kommt nicht von der Kaltwasserkur.‘ Und so war’s geblieben, und wenn auch der Ernst des Lebens der jungen Frau und Mutter Steine, und große

Steine, in den Weg legte: – Immer und immer wieder heißt’s: Gottlob, daß wir ein Möttingen und Boll haben, und Dank sei allen gesagt aus tiefstem Herzensgrunde.“

Noch einer Tätigkeit Blumhardts auf seinem Studierzimmer in Möttingen sei gedacht: der schriftstellerischen. Diejenigen Arbeiten, deren früher erwähnt wurde und die sich teilweise über die ganze Zeit seines Wirkens in Möttingen erstreckten, übergehen wir und erzählen nur von dem, was ihm gerade seine Erfahrungen Neues in die Feder gaben. Zwei dieser Arbeiten sind uns schon im Verlaufe der Erzählung als Quellen unserer Darstellung begegnet: seine Darstellung der *Krankheitsgeschichte der Gottlieb Dittus* zu Händen seiner kirchlichen Oberbehörde und sein *Bericht (Mitteilung) über die Erweckung* in dem *Evangelischen Kirchenblatt für Württemberg**. In letzterem hat er außer dem, was wir daraus mitgeteilt haben, namentlich noch zwei große Schäden des Volkslebens aller Stände behandelt, die ihm durch die Bußbewegung offenbar und wichtig wurden: die Zauberei und die Unsittlichkeit innerhalb der Ehe. Über letztere sprach er sich so streng und ernst aus, daß ein Oppositionsblatt endlich glaubte, den längst ersehnten Fund getan zu haben, und längere Stellen aus dieser Partie des Berichtes einfach abdruckte mit der Erklärung, da sei jede weitere Bemerkung überflüssig. Es war auch so; denn dieses einzige Wort Blumhardts, das auf diesem Wege so weite Verbreitung fand, wirkte mächtig auf vieler Herzen und brachte der Kirche Möttingens eine nicht geringe Anzahl neuer Zuhörer. Den Schluß jener Rechenschaft bildet Machtholfs Lied, das wir im Anfang dieses zweiten Teils kennengelernt haben. Eine weitere ihm sehr liebe Arbeit bestand darin, die Psalmen Davids wie auch einzelne Stücke aus dem Propheten Jesaias, namentlich dessen zweiten Teil (Kapitel 40–66), in singbare Verse zu bringen. Es trieb ihn hierzu ein bezeichnendes praktisches Bedürfnis; er war überhaupt ein Mann des Gesanges; stumme Gefühle unter Christen, die beisammen sitzen, gefielen ihm nicht. „Ein Christ“, sagte er, „der nicht von Herzen die Loblieder mitsingen kann, hat ein inneres Gebrechen.“ Nun war ihm unser Kirchenlied zwar für die kirchlichen

Gottesdienste genügend, für den Hausgesang aber befriedigte es ihn nicht völlig. Es war ihm in demselben viel zuviel von dem lieben „ich“ die Rede und von der Beziehung Gottes und des Herrn Jesu zu „mir“, weshalb es ihn auch wehmütig und fast schmerzlich berührte, daß eine so große Zahl der schönsten Kirchenlieder mit dem Sterben schließt. Von Jugend auf vom Bibeld Geist durchhaucht und durch die letzten Erfahrungen neuerdings in denselben eingetaucht, konnte er sich in dieses der Bibel fremde Fühlen und Denken nicht finden. Seine Grundstimmung in dieser Beziehung haben wir kennengelernt: das Volk des Herrn, die Kirche Christi, harret nicht des Sterbens, sondern der Wiederkunft des Herrn und der Besiegung des Todes, und aller Bittgesang sollte in den Ruf austönen, mit welchem die Bibel schließt: „Ja, komm Herr Jesu!“, und solches Gemeingefühl fand Blumhardt auch in den Psalmen und in den Propheten, und ebendeshalb auch solches siegesfrohe Hoffen. In dieser seiner Arbeit stellte er sich sozusagen allein die Aufgabe, den Text in Versmaß und Reime zu bringen, ohne etwas davon- oder dazuzutun, was natürlich nur bei sehr bescheidenen Ansprüchen auf die Eleganz der Sprache gelingen konnte. Diese *Psalmen- und Prophetenlieder** bekunden eine Meisterschaft in Bewältigung der Sprache, tragen aber ein sehr schlichtes Gewand, und die oft gewaltsamen Reime haben seinerzeit dem seligen Albert Knapp, als ihm Blumhardt, sein früherer Mitstreiter für ein gutes Gesangbuch, dieselben zeigte, gelinde Zahnschmerzen verursacht; aber den Wert dieser Lieder lernt man erst schätzen, wenn man sie singt und so einmal den reinen, hellen Bibelton gesungen vernimmt und dadurch sich über die Jahrhunderte hinweg versetzt fühlt in die Tage heiligen Geschehens und in eine Zeit, wo Gottes Volk sich noch als „Volk“ und nicht als „Häuflein“ gefühlt hat. Bezeichnend für Blumhardt ist, daß er bei diesen Psalmen- und Prophetenliedern sorglich darauf bedacht war, alles, was etwa eines Juden Gefühl verletzen könnte, zu vermeiden, damit auch dieses Volk sich an denselben erbauen könnte, entsprechend seinem obenerwähnten Wunsche, den Juden gegenüber vorderhand namentlich einmal das hervorzuheben, was in dem

* J. C. Blumhardt, Gesammelte Werke, II/3, Göttingen 1969.

uns und ihnen gemeinsamen Glaubensgrunde wurzelt. Wie manche Perle unserer kirchlichen Poesie würde auch einen frommen Juden erquicken, namentlich aus der Gruppe der Trost- und Vertrauenslieder, wie z.B. „Befiehl du deine Wege“, „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, „Was Gott tut, das ist wohlgetan“; aber auch andere, wie z.B. Luthers Bearbeitung von Psalm 130: „Aus tiefer Not“ usw. Diese Lieder waren alle nach Versmaßen gearbeitet, die unseren beliebtesten Kirchenmelodien zugrunde liegen. Blumhardts wallendes Herz konnte jedoch sich nicht lange bei allen diesen Liedern mit den Kirchenmelodien zufriedengeben. Für diejenigen Lieder, die so ganz aus dem Tiefsten seines Herzens gequollen waren, ersann er sich eigene Melodien, so z.B. eine erschütternde Mollmelodie für das Sehnsuchtsgebet des Propheten Jesaias (Kapitel 64): „Oh, daß die Himmel du zerrisest und führest von den Höh'n herab!“, wiederum eine liebliche Melodie für den Anfang des zweiten Teils Jesaias: „Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott.“ Als einziges Muster dieser seiner damaligen dichterischen Übersetzungsarbeit folge eben dieses Lied über Jesaia 40, 1-11:

Der Trost Gottes an Sein Volk

Melodie: Womit soll ich dich wohl loben

„Tröstet, tröstet meine Kinder,
Gottes Volk, spricht euer Gott.
Tröstet die geschlagenen Sünder;
Denn ich wende ihre Not.
Redet freundlich süße Worte;
Sieh', es öffnet sich die Pforte.
Tröstet mein Jerusalem;
Sagt's ihm, daß sein Leid ich nehm'.

O mein Volk, du hast empfangen
Zwiefach Leid von meiner Hand.
Denn zur Sünd' war dein Verlangen,
Und du warst von mir gewandt.

Nun will ich mich zu dir wenden,
Deine Ritterschaft zu enden,
Da all' deine Missetat
Dir mein Herz vergeben hat.

Predigt's nun in der Wüste,
Dringt mit eurer Stimme vor,
Daß mein Volk sich emsig rüste,
Bis ich komm' zu seinem Tor.
Macht auf dem Gefilde Bahnen,
Ebnen Weg den Friedensfahnen,
Die der König, mild bewegt,
Nunmehr euch entgegen trägt.“

Täler sollen nun sich heben,
Hügel abgetragen sein;
Und was ungleich, werde eben,
Das, was höckrig, reißet ein!
Alles Fleisch soll es erfahren,
Wie sich nun will offenbaren
Unsers Herren Herrlichkeit,
Der zu kommen ist bereit.

Wen hört ihr solch Wort verkünden?
Gottes Mund! So bleibt's dabei!
Menschenwort mag wohl verschwinden,
Alles Fleisch ist ja nur Heu.
Fürwahr, aller Menschen Güte
Ist wie Heu, wie Blumenblüte;
Blumen welken, Heu verdorrt,
Ewig bleibet Gottes Wort.

Zion, steig' empor zur Höhe,
Ruf' dem Volke, pred'ge ihm!
Hebe auf nach langem Wehe,
Hebe auf mit Macht die Stimm'!

Fürchte nimmer Band' und Ketten,
Sage mutig Judas Städten:
„Nun eilt weg all' eure Not;
Siehe, da ist euer Gott!“

Sieh, dein Herr wird mächtig kommen,
Dessen Arm mit Kraft regiert,
Der den Lohn bringt Seinen Frommen
Und Vergeltung mit sich führt,
Welcher Seine Herd' wie Hirten
Weidet, sammelt die Verirrten,
Seine Lämmer, klein und groß,
Führt und trägt in Arm und Schoß.

Wie er jene „*Krankheitsgeschichte der Gottliebin Dittus*“ nur auf Verlangen der Obrigkeit niedergeschrieben hatte, so wurde er im Laufe der Zeit – indirekt gerade infolge jener Schrift – zu einer anderen unfreiwilligen Arbeit genötigt, nämlich zu einer eingehenderen Darstellung seiner Erfahrungen und seiner Anschauungen in der „*Verteidigungsschrift gegen Dr. de Valenti*“*. Dieser Mann, uns aus Blumhardts Basler Zeit bekannt, hatte mittlerweile sich in Bern niedergelassen, wo er sich der Pflege Gemütskranker widmete, wozu ihn seine medizinische sowohl als seine theologische Bildung zu befähigen schien. Die durch und durch kriegerische Art seines Christentums hatte ihn schon längst einsam gestellt und ihn den meisten der damals in den christlichen Kreisen maßgebenden Männer zu einem Gegenstand der Verlegenheit gemacht; er behielt aber immer noch als Frucht seiner rastlosen Tätigkeit für das Evangelium eine Schar von Anhängern, die sein scharfes Denken und tapferes Reden bewunderten, und für diese schrieb er ein Blättchen unter dem Titel „*Licht und Recht*“, mit welchem bekanntlich das Brustschildlein des Hohenpriesters Israels bezeichnet ist. Er hatte dem Calwer Verlagsverein ein Schriftchen: „*Ebestandsbüchlein*“ angeboten, in welchem einzelnes vorkam, was den in diesem Punkte, wie wir wissen, sehr strengen Blumhardt tief ver-

letzte und ihn nötigte, sich als Mitglied dieses Vereins ernstlich gegen Aufnahme dieser Schrift in den Verlag des Vereins zu verwahren. Damit war zwischen Blumhardt und de Valenti das Tischtuch entzweigeschnitten, und Blumhardt bekam dies bald zu merken. Zwar von einer Eingabe de Valentis an das württembergische Konsistorium, worin derselbe die Behörde vor Blumhardts verkehrtem Treiben warnte und sie zu Schritten gegen denselben hinzutreiben versuchte, hatte Blumhardt lange Zeit keine Ahnung, denn das Schreiben wurde ohne weiteres zu den Akten gelegt. Im Jahre 1847 aber erhielt Blumhardt von dem Tuchmachergesellen August Heinrich Mayer in Calw folgendes Billett:

„Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Durch den Herrn Dr. de Valenti in Bern beauftragt, übersende ich Ihnen inliegende Fragen, damit Sie dieselben auf Verlangen des Herrn Doktor beantworten und mir zusenden, indem ich nächstens einen Brief dahin abgehen lasse. In dieser Erwartung verharre ich, Ihr untätigster Diener

August Heinrich Mayer, Tuchmacher.“

Von dem inliegenden Schreiben de Valentis gebe ich Anfang und Schluß wörtlich, die Fragen abgekürzt, es lautet:

„Dem Herrn Pfarrer Blumhardt in Möttlingen zur Beantwortung vorzulegen:

1. Was hältst Du vom Zorn Gottes? (de Valenti behauptet, ‚Zorn‘ gehöre zu den *Eigenschaften* Gottes!)
2. Was hältst Du von der Sündlosigkeit Jesu?
3. Wie denkst Du Dir die Rechtfertigung des Sünders?
4. Wie die Heiligung des Sünders?
5. Was hältst Du vom Hades (Ort der Toten)?
6. Was von der Wiederbringung aller Dinge?
7. Welche Sünden, namentlich der heutigen Frommen, sind mit besonderem Ernst und Nachdruck zu bestrafen?

Über diese Fragen erwartet der Unterzeichnete durch Vermittlung des August Mayer mit Hinweisung auf 1. Petri 3, 15 u. 16 klaren und unzweideutigen Bescheid.

* Gesammelte Werke, Reihe II, Bd. 3, Göttingen 1969.

Dr. de Valenti“

Als diese Fragen mehrere Wochen ohne Antwort blieben, kam von August Mayer eine Mahnung im Auftrage de Valentis, demselben „binnen hier und 4 bis 6 Wochen“ diese Fragen zu beantworten, widrigenfalls er sich's selbst zuzuschreiben hätte, wenn von seiten des Herrn Dr. de Valenti weitere Schritte getan werden würden. Blumhardt antwortete darauf an August Mayer, er sei überzeugt, daß sein alter Freund de Valenti, wenn er Interesse habe, etwas von ihm zu erfahren, ihm selber schreiben werde. Auf diese „höflichen Grobheiten Blumhardts“, wie de Valenti schreibt, drohte derselbe, wofern er ihm den verlangten Bescheid nicht „binnen heute und 4 Wochen“ zukommen lasse, ihn als einen lichtscheuen und deshalb falschen Propheten und magnetischen Gaukler zu behandeln. Die weitere Korrespondenz übergehen wir. Blumhardt hatte den bestimmten Eindruck, daß er seinem Freunde mit gutmütigem Nachgeben nur schaden würde, und blieb in seiner milden, aber bestimmt ablehnenden Weise, indem er dem Tuchmacher berichtete, er sei bereit, seinem alten Freunde auf direkte Anfragen auch direkt zu antworten. Die Folge war, daß de Valenti die *Krankheitsgeschichte der Gottlieb Dittus*, die er sich auf einem nicht wohl qualifizierbaren Wege verschafft haben mußte, in seiner Zeitschrift „*Licht und Recht in Israel*“ veröffentlichte und in gehässigster Weise besprach*. Dies war denn der Anlaß zu Blumhardts *Verteidigungsschrift*, in welcher er auf de Valentis leichtwiegende Vorwürfe in vernichtender Weise einging. Aus den Abschnitten, die wir aus diesem Buche zitiert haben, erhellt einigermaßen der Ton dieses Buches. Tragisch war die Wirkung dieser Schrift auf de Valenti: er sah sein Unrecht ein, aber nicht völlig; er versuchte, eine Art Widerruf zustande zu bringen, den er aber mit allerlei Klauseln versehen wollte, weshalb er gar nichts zustande brachte, und versäumte leider das Nächstliegende, was ihm Blumhardt so warm und brüderlich ans Herz legte, nämlich diesen Blumhardt einmal zu besuchen und die Sache, über die er sich ein so kühnes Urteil erlaubt, an Ort und Stelle sich anzusehen. Nacht umfing mehr

und mehr seinen Geist. Er, der allerdings schon vorher eine gewisse Vorliebe fürs Studium von Krankheiten im religiösen Gebiete gehabt hatte, hatte einst ein Schriftchen geschrieben über Francesco Spiera, einen Prediger des Evangeliums in der Reformationszeit, der aus Furcht vor dem Feuertode seinem Glauben abschwor und dann mit der vermeintlich festen Überzeugung starb, die Sünde wider den Heiligen Geist begangen zu haben, eine Überzeugung, welche de Valenti für richtig hielt. Eine ähnliche Anfechtung wollte sich nun auch seiner bemächtigen und ließ ihn meines Wissens nie ganz los bis nahe an seinem Ende, wo er unter der treuen Geistespflege eines jüngeren Seelsorgers, der ihm selbst von früher her viel Segen verdankte, Trost und Frieden gefunden habe. Gegen Blumhardt war er fortan freundlich und sehr demütig gesinnt. Als dann Blumhardt zu dem Missionsfest nach Basel kam, wo gerade auch de Valenti sich aufhielt, besuchte er denselben in der Hoffnung, ihm in seiner jetzigen trostlosen Lage von Nutzen sein zu können. Innig bewegt über die Versöhnung mit seinem zeitweiligen Gegner, aber auch tief ergriffen über den Zustand seines alten Freundes, kehrte er von diesem Besuche zurück. Am Jahresfeste der Anstalt Beuggen, welches regelmäßig den Schluß der Basler Feste bildet, suchte wiederum Dr. de Valenti seinen alten Freund Blumhardt auf. Blumhardt hatte zu reden, und zwar beiseits, einer kleineren Schar, welche bei der großen Versammlung keinen Platz mehr fand. De Valenti suchte ihn dort auf, vorerst um ihn zu hören, und nachher begrüßten sie sich herzlichst und völlig versöhnt. Es war rührend, diese beiden Männer nach so ernstem Streite Arm in Arm miteinander wandeln zu sehen. Leider brachte es Dr. de Valenti nie über sich, der inständigen und wiederholten Einladung Blumhardts, ihn doch einmal in Boll zu besuchen, zu folgen.

Diese anfangs so trübe Erfahrung Blumhardts in jenen Tagen habe ich nur sehr kurz und notdürftig mitgeteilt, gewiß nach dem Wunsche des Seligen, obwohl eine weitläufigere Mitteilung noch mehr als diese kurze zu *seinen* Gunsten ausgefallen wäre. Blumhardt hatte, als de Valenti ihm die Veröffentlichung der

Krankheitsgeschichte androhen ließ, den Eindruck: Nun, dann hat also der Herr wieder ein „Vorwärts“ im Sinne, und das hat sich insofern erfüllt, als die Blumhardt dadurch abgenötigte *Verteidigungsschrift* an manchem Herzen großen Segen gestiftet hat.

Hiermit schließen wir dieses Kapitel, dessen Inhalt noch vielfach sich mit der Erweckungszeit berührt hat, und betrachten noch den letzten Teil von Blumhardts Leben in Möttlingen: die Zeiten des Übergangs.

Kapitel 16 – Übergangszeit

In Möttlingen war Blumhardt zu jener Zeit redlich bemüht, der Gemeinde den Charakter einer Mustergemeinde aufzudrücken und zu bewahren. Seine Ansprüche waren hierin hoch, und das, was er in der Gemeinde verwirklicht sah, entsprach seinen Wünschen und Hoffnungen nur teilweise. Auch in ökonomischer Beziehung nahm er sich der Gemeinde an. Als in den Notzeiten des Jahres 1847 „die königliche Zentrallleitung des Wohltätigkeitsvereins in Württemberg“ einen dringenden Aufruf erließ zur Bildung von Lokalwohltätigkeitsvereinen, da gründete Blumhardt sofort einen solchen in Möttlingen, welcher, nachdem er anfangs den Leuten auch Werg zum Spinnen wie auch Saatfrucht geliehen, sich später ausschließlich der Aufgabe zuwandte, den Leuten die Anschaffung von Vieh zu erleichtern, um sie dadurch vor der Gefahr, Wucherern in die Hände zu fallen, zu schützen, weshalb der Verein später den Namen „Viehleihkasse“ oder eigentlich „Kuhkasse“ erhielt. Die sehr originellen Statuten dieses heute noch bestehenden Vereins sind äußerst praktisch, setzen aber eine christliche Gesinnung seiner Glieder voraus, so daß Blumhardt zu den anno 1875 revidierten Statuten anhangsweise bemerkt: „Daß die Kasse überhaupt so, wie sie ist, fortbestehen konnte, ist mir ein Beweis, daß die geistliche Erhebung, zu welcher damals die Gemeinde durch Gottes Gnade gekommen ist, noch nicht ganz erloschen ist.“

Dieser Verein gibt jedem einigermaßen vertrauenswerten

Einwohner von Möttlingen auf seinen Wunsch eine Kuh zur Nutznießung. Die Kälber, welche von dieser Kuh erzielt werden, verkauft der Verein und berechnet den Erlös dem Nutznießer als Ratarückzahlung des Kaufpreises nebst bescheidener Verzinsung. Sobald dieser Erlös die Höhe von Kapital und Zins des Kaufpreises erreicht hat, ist die Kuh des Nutznießers Eigentum. An der Spitze des Vereins steht ein Ausschuß von sieben Mitgliedern, präsiert von dem „Vorstand“, welcher letzterer in allem die letzte Entscheidung zu geben hat. Dieser „Vorstand“ war bis zu seinem Tode Pfarrer Blumhardt.

Diese Kasse hat äußerst wohlthätig gewirkt und viel zur Hebung des Wohlstandes Möttingens beigetragen. Blumhardt nahm gerne für dieses sein Schoßkind Beiträge in Empfang, die sich im Laufe der Zeit bis 1875 bis auf 1300 Gulden beliefen. Als ihm einmal ein Herr Socin aus Basel als Be[i]trag einer hierfür von ihm veranstalteten Sammlung eine Gabe von (wie Socin „unzufrieden“ schrieb, „nur“!) 360 Gulden schickte, „da“, schreibt Blumhardt an Barth, „hätte ich mit meinem Satze (Freudensprung) fast die Zimmerdecke durchbohrt!“ (Blumhardts Statuer war eben damals eine ganz andere als später in Bad Boll). Auch in anderer Weise nahm sich Blumhardt in jenen Hungerjahren seiner Gemeinde herzlich und rührig an. Es war eine schwere Zeit der Heimsuchung über das ganze Land, und die allgemeine Not scheint wesentlich mitgewirkt zu haben, daß der Besuch des fremden Landvolks in Möttingen abnahm. Auf das Hungerjahr 1847 folgte das aufgeregte Revolutionsjahr 1848, welches ebenfalls seine lähmende Wirkung auf das geistliche Leben des Volkes nicht verleugnete; doch trat gerade in jener Zeit Blumhardts weitgehender Einfluß auf das Volk in überraschender Weise an das Licht. Im Nachbarlande Baden ging alles drunter und drüber*. „Alles ist dort nur ein Rausch“, hieß es (an manchen Orten war dies kaum nur figürlich zu verstehen). Dort hatte man auf lebhaften Beifall in Württemberg und auf großen Zuzug von dort gerechnet. – Aber der an Baden grenzende Teil Württembergs, insonderheit der „Wald“, allerdings an sich schon ruhigeren Blutes als die Badenser, war auch von der Möttinger

Bewegung nachhaltig beeinflusst und ließ sich nicht erhitzen, und schwerlich irren wir, daß dieser Einfluß wenigstens *eine* der Ursachen der ruhigen Haltung jener Gegend war, und es wird dies um so glaubhafter werden, wenn wir auf die Reichstagswahl zu sprechen kommen. In Möttingen selbst trat nun in diesen Zeiten politischer Aufregung die Zeitungsstunde wieder in den Vordergrund und blieb nicht ohne Wirkung auf die Umgegend. Wie in den „Brüderkonferenzen“ die geistlichen Dinge, so wurden nun hier die bürgerlichen besprochen, so jedoch, daß hier die Möttinger selbst reichlicher als dort das Wort führten. Ihre Klagen und Wünsche kamen zur Sprache und wurden den damals sehr willigen Ohren der Obrigkeit übermittelt, aber diese ihre Wünsche konnten nicht befriedigt werden; sie betrafen eben meist die Strenge des Forstgesetzes und andere ähnliche Lebensäußerungen des modernen Staates, für welchen ja die Führer der neuen Freiheitstendenzen noch mehr eingenommen waren als die Herren der alten Zeiten. Es kostete Mühe, die Leute dennoch zu beschwichtigen. In wie hohem, wahrhaft väterlichem Ansehen Blumhardt bei dem Volke des Schwarzwaldes stand und wie sehr er auch das allgemeine Vertrauen genoß, Herz und Verständnis für die Bedürfnisse des Volkes zu haben, das gab sich in denkwürdiger Weise kund, als die Wahlen zum deutschen Reichstag (Parlament in Frankfurt) ausgeschrieben wurden. Der „Wald“ erhob mit Schwung den Namen Blumhardt auf den Schild, und Blumhardt kostete es um so mehr Mühe, diese seine Kandidatur zu Boden zu bringen, als der andere „gutgesinnte“ Kandidat, den Blumhardt an seiner Statt zu empfehlen hatte, eben keineswegs das Vertrauen besaß, die Bedürfnisse des gemeinen Volkes zu kennen und zu würdigen. Obwohl Blumhardt sein möglichstes tat, um seine Wahl zu hintertreiben, so fehlte es trotz alledem an nicht sehr viel, daß er dennoch gewählt worden wäre. Was aber hat ihn am meisten vor einem solchen Mandate erlangen gemacht? Nicht der drohende Zeitverlust, sondern – bezeichnend genug –: *der Eid*, den der Abgeordnete schwören mußte; „Eid ist eben Eid“, schreibt er an Barth.

Diese ihm widerfahrene Ehre war freilich für Blumhardt ein

kümmerlicher Trost. Zwar, daß jene Revolutionsbestrebungen ihr Ziel erreichen würden, fürchtete er nie; auch sah er nie so schwarz, wie damals andere, die geistlichen Zustände des Volkes an, als würde nun alles vom Abfall überflutet: denn ihm waren immer mehr aus allen Schichten des Volks verborgene Lebenszeichen, Zeichen eines großen geistlichen Bedürfnisses kundgeworden; aber im ganzen drückte ihn doch die Stille, die sich nach seinen großen Erlebnissen über das religiöse Volksleben zu lagern drohte. Unaussprechliche Wehmut bemächtigte sich oft seiner, und auch in seinen Predigten in Möttlingen aus jener Zeit tritt dieser Zug zutage. Er fragt seine Gemeinde, ob sie auch in den Tagen der Erweckung gründlich Buße getan, ob nicht etwa ganze Klassen von Sünden verschwiegen worden seien und daher der Erweckung ein Keim des Siechtums schon in die Wiege gelegt worden. Solche Gefühle halfen ihm mit dazu, sich allmählich mit dem Gedanken zu befreunden, Möttlingen zu verlassen.

An und für sich schon ist es des württembergischen Pfarrers Sitte, nach 10-15jährigem Aufenthalte in einer Gemeinde sich wegzumelden an eine andere Stelle – eine im allgemeinen sowohl für die Pfarrer als auch für die Gemeinden wohlthätige Sitte. Der Stand der Dinge in Möttlingen war nicht gerade der Art, daß er sich verpflichtet gefühlt hätte, von dieser Sitte zu weichen. Wohl war der dort herrschende Geist stetsfort ein guter, aber den *Fortschritt*, den er gehofft und ersehnt hatte, sah er doch nicht; auch spukte doch in einigen Köpfen etwas von dem Revolutionsgeiste jener Tage, wenn auch nur rein betreffs der örtlichen Verhältnisse Möttlingens. Andererseits war Blumhardt immer mehr in einen neuen allgemeinen Beruf hineingewachsen, der seinen besonderen Beruf als Ortspfarrer überwucherte. Namentlich war es der Andrang von solchen, die in seinem Hause zu wohnen wünschten, was ihm immer dringender den Wunsch wenigstens nach einem größeren Pfarrhaus erweckte. Aber überhaupt mag er in sich die Hoffnung, von einem für allgemeines Wirken günstigeren Punkte aus in die Dinge des Reiches Gottes wirksamer eingreifen zu können, lebendig gespürt haben. Es war ihm ein schwerer Druck, daß die Zeit immer böser und böser

* Siehe J. C. Blumhardt, *Gesammelte Werke*, Reihe III: *Briefe*; 7 Bände, Göttingen, V&R, 1993-2001.

wurde und daß so wenig gewirkt wurde.

Es kamen Anfragen an ihn, namentlich eine ihn sehr lockende von Barmen; ebenso ein Ruf von Köln, dort als Reiseprediger zu wirken. Andererseits wünschte eine bedeutende Gemeinde des Vaterlandes, Kornwestheim, lebhaft, ihn zum Pfarrer zu erhalten. In Kornwestheim hatten u.a. auch zwei reisende Handwerksburschen, ohne es zu wissen, für ihn gewirkt, indem sie im Wirtshaus mit Begeisterung erzählten, wie freundlich sie im Pfarrhaus Möttlingen aufgenommen worden seien, wie man ihnen erst etwas Geld und nachher auf ihr Bitten noch Essen gegeben habe. Die Kornwestheimer hatten den König um seine Fürsprache angegangen und waren von ihm nicht ohne Hoffnung entlassen worden. Als nun Barmen, das ihn eifrig wünschte, zur Entscheidung drängte, ging Blumhardt zum Könige, ihn um sein Wohlmeinen zu fragen. Er setzte dem Könige sein Wirken und [das,] was er sich für die Kirche noch Weiteres versprach, auseinand. Der König war sehr freundlich, antwortete aber auf alles kurz, wenn auch wohlwollend, und trat auf nichts näher ein; Kornwestheim, dessen Blumhardt nur nebenbei erwähnte, berührte der König gar nicht. Endlich schloß der König mit den Worten: „Schreiben Sie nach Barmen, Ihr König wünsche, daß Sie sich Ihrem Vaterlande erhalten!“ Dieses Wort war Blumhardt für die Folgezeit wichtig.

Er lehnte also Barmen ab. Aber Kornwestheim blieb noch in weiter Ferne; es war eine hervorragende Stelle, nach der einerseits Männer trachteten, die Anspruch auf Berücksichtigung hatten, und die andererseits manche in Sachen der Kirche mächtige Personen nicht gerne des unberechenbaren Blumhardts Händen anvertraut hätten. Blumhardt fühlte sich durch die Gerüchte von den stillen Kämpfen um diese Stelle sehr bewegt. Eines Tages begegnete er einem Mitbewerber um Kornwestheim, L.; als der ihm brüderlich die Hand entgegenstreckte, durchzuckte es ihn: „Soll nun der bald wegen deiner unangenehm affiziert werden? Nein, das wird Gott anders machen.“ Bald darauf vernahm er, die Stelle sei an L. vergeben. So war er beruhigt und getrost. „Gott will andere Wege mit mir gehen, da niemand mir zu nei-

den oder um meinetwillen gekränkt zu werden braucht ... Aber wo nun hinaus, muß der Herr zeigen. Einstweilen muß ich den armen, blutarmen Möttingern noch weiter dienen, und fürs kommende Hungerjahr werden sie mich wohl noch brauchen können.“

Blumhardt hatte es trotz der Bitten von da- und dorthier abgelehnt, sich zugleich anderswohin zu melden, weil er sich den Kornwestheimern versprochen habe. Bald aber kam eine andere Gemeinde, Fellbach, mit dem Wunsche, er möge sich für sie melden. Aber es war auch eine bevorzugte, vielbegehrte Stelle, und als er vollends vernahm, daß ein auch ihm nahestehender Freund Barths an dieselbe zu kommen wünsche, verzichtete er sofort. Inzwischen hatte er sich doch schon völlig mit dem Gedanken an einen Wechsel vertraut gemacht, auch schon längere Zeit in der Zuversicht, bald ein geräumigeres Wohnhaus zu beziehen, angefangen, sich Vorräte von Bettzeug anzuschaffen; schon hatte er erhebliche Schätze dieser Gattung aufgestapelt, da wurden sie ihm in einer Nacht mittelst Einbruchs gestohlen! Blumhardt, dessen Leben den Nachstellungen solcher gegenüber, die in ihm den Diener Christi haßten, so oft und so wunderbar beschützt worden, sollte betreffs derjenigen Erbärmlichkeiten unserer Zeit, die mit dem Evangelium nichts zu tun haben, sich keiner Ausnahme erfreuen!

Was sollte nun aus Blumhardt werden? Die Gedanken, die ihn damals bewegten, erzählt er einmal folgendermaßen: „Die Besuche zu mir von angegriffenen Personen jeder Art und die Wünsche so vieler, eine Zeitlang unter meinen seelsorgerlichen Einflüssen zu stehen, wurden immer zahlreicher, und so mußte ich mich endlich entschließen, dem nun mir ohne mein Zutun gewordenen Beruf, dem ich ohne Widerstreben gegen den Herrn nicht ausweichen konnte, ganz mich zu widmen und, da derselbe mit dem Amte, das ich bekleidete und das auch viel erforderte, nicht mehr zusammenging, mein Amt aufzugeben.“

Es fehlt nicht an solchen, die immer noch nicht darüber mit sich im reinen sind, ob es wirklich für Blumhardt der gottgewollte Weg gewesen, daß er sich für einen derartigen Beruf ent-

* Es handelt sich Amalie Krafft geb. Steinheil, die Schwägerin von Christoph Dieterlin aus Rothau/Steintal. Siehe dazu Blumhardt, GW, III, Bd. 4: „Möttinger Briefe 1838-1852. Anmerkungen“, Göttingen 1997, S. 407 und S. 37.

schloß. Vielleicht, wenn diese seinen Schmerz hätten teilen müssen, sooft er – und es war oft – Leute abweisen mußte, die aus verzweifeltsten Lagen sich an ihn um Aufnahme wandten – sie würden leichter ins klare kommen. Als einmal eine Zeitung Blumhardts nun sofort zu erwähnende Verhandlungen für Ankauf des Bades Boll verfrüht als abgeschlossen und perfekt geworden auskündete, da trafen sofort Anmeldungen aus Holland, Nassau, Frankreich, Tirol bei Blumhardt ein, die ihn wieder in bittere Verlegenheit brachten. Und als jene Verhandlungen im Gange waren und günstigen Ausgang verhiessen – wie fröhlich machte er dann in seinen Briefen den Ansuchern wenigstens Hoffnung und wie vergnügt ist er für sich selbst darüber, daß er dann „Platz die Menge habe für Leidende, queis nulla spes (denen keine Hoffnung mehr übrig)“!

Er sah sich also im stillen nach einer größeren Räumlichkeit um, die er etwa billig erwerben konnte, um dort eine Haushaltung größeren Stiles zu führen, in welcher auch die seine Seelsorge begehrenden Gäste Raum hätten. Es wurde allerlei ins Auge gefaßt, bald ein altes Schloß, bald eine eingegangene Fabrik; und mehr als einmal wurden die Leiterinnen des Haushalts, Frau Pfarrer Blumhardt und Gottlieb, auf Inspektion ausgesandt. Es wollte sich aber nichts Rechtes zeigen. So sah er z.B. auch einmal sich in Göppingen das zum Verkauf ausgeschriebene sogenannte Christophsbad an, vernahm aber, daß er zu spät komme, indem dasselbe bereits von Dr. Landerer behufs Gründung einer Irrenanstalt gekauft sei. Er besuchte noch Herrn Dekan Osiander daselbst, und dieser machte ihn auf das zwei Stunden von Göppingen entfernte Bad Boll aufmerksam als das passendste Anwesen für seine Zwecke; Blumhardt aber war so weit von dem Gedanken an dieses vielbesprochene Bad entfernt, daß er dasselbe, trotzdem er sich ihm jetzt so nahe befand, nicht einmal ansah, sondern mit seiner Frau wieder nach Hause reiste. Etwas später aber wollte er doch Einsicht nehmen von dem Bade und tat dies in Begleitung seines Schwiegervaters Köllner. Beide Herren wurden beim Anblick des gewaltigen Baues nur noch ängstlicher, doch sagte Blumhardt: „Ich habe zwar keinen Mut,

lege es aber in Gottes Willen, und wenn meine Frau und Gottlieb, auf die mit Übernahme des Hauses die Hauptsorge fällt, Mut bekommen, will ich's als Gottes Willen ansehen und Schritte tun, es zu erwerben.“ Einige Tage später sandte er dann seine Frau in Begleitung von Gottlieb nach Bad Boll, damit sie's ansehen. Diese beiden Frauen musterten alles von der Bühne bis zum Keller, und der Mut kam ihnen mehr und mehr, namentlich da so viele Mobilien und Betten vorhanden waren, daß man sogleich mit Aufnahme von Gästen beginnen konnte. Als sie vollends auf dem Orchester des damaligen Speise- und Tanzsaales standen und den schönen, großen Raum vor sich sahen, da erhob sie mächtig der Gedanke, welch schöne Kapelle das gebe mitten im Hause, und wie von einer höheren Regung ergriffen, gaben sie sich die Hand und sagten wie aus einem Munde: „Gelt, das lassen wir nicht hinaus!“ Mit dem festesten Eindruck, das Haus sei für den gedachten Zweck geeignet, und die Last der Verwaltung sei für sie beide zu wagen, kamen sie nach Möttlingen zurück.

Bad Boll, ein altes, im Jahr 1823 von der württembergischen Regierung im großen Stile restauriertes Schwefelbad, ein großer schloßähnlicher Bau von 200 Fuß Frontlänge, mit Flügelanbau zu beiden Seiten, von schönen Anlagen umgeben, war schon längere Zeit ein Sorgenkind der Regierung. Der Besuch des Bades wollte trotz aller Anstrengung nie in Flor kommen. Die Einnahmen deckten bei weitem die Unkosten nicht; die Kammern wurden es müde, immer und immer wieder Gelder zur Deckung eines chronischen Defizits zu bewilligen, und so mußte sich die Regierung endlich entschließen, auf anderweitige Verwendung des Gebäudes Bedacht zu nehmen. Zunächst dachte sie daran, dasselbe in ein Waisenhaus umzugestalten, eine Idee, auf die man immer wieder zurückkam; allein ihr stand dasselbe Hindernis entgegen, das auch die Käufer abschreckte: der Mangel an Trinkwasser. So war denn dieser Bau samt Güterkomplex zum Verkauf ausgebaut, allein, wie schon gesagt, mit wenig Erfolg. So sank denn und sank der geforderte Kaufpreis allmählich bis auf ein Niveau, welches dem gänzlich vermögenslosen

Blumhardt den Gedanken, das Anwesen zu kaufen, nicht so ganz als unmöglich erscheinen ließ. Kehren wir nun nach Möttlingen zurück in das dortige Pfarrhaus. Blumhardt hörte das abgegebene Gutachten der Frauen; Gottlieb sprach sich nach der ihr eigenen heldenmütigen Art aufs entschiedenste für Erwerbung des Bades Boll aus, und Blumhardt beschloß, Schritte dafür zu tun.

Die Schwierigkeiten waren, abgesehen von der Geldfrage, nicht gering. War doch Blumhardts Name gerade infolge seiner großen Erlebnisse in jenen Kreisen halb mit Scheu, halb mit ungünstigen Vorurteilen genannt, und gerade derjenige Beamte B.*, in dessen Händen der Verkauf des Bades lag, war dem Pietismus abgeneigt und hatte nach seinem späteren eigenen Geständnis gegen Blumhardt, als eines der hervorragendsten Häupter der Frommen, einen besonderen Widerwillen; aber eine dieser Schwierigkeiten nach der anderen legte sich. Zu obgenanntem Beamten trat eines Tages Blumhardt ins Amtszimmer, um seine Kaufbewerbung um das Bad Boll anzumelden. Rasch war das kurze Geschäft beendet, und Blumhardt wollte sich entfernen; allein B., durch Blumhardts fröhliches, natürliches Wesen gefesselt, hielt ihn eine Minute nach der anderen mit allerlei Gesprächen hin, bis eine halbe Stunde verflossen war, und ging, nachdem Blumhardt ihn verlassen hatte, freudestrahlend zu seiner Frau mit dem Bekenntnis: „Heute habe ich die glücklichste halbe Stunde meines Lebens erlebt, weißt du, wer bei mir war?“ Natürlich erriet sie's nicht und war auf die Antwort „Blumhardt“ wie aus den Wolken gefallen. B. war von Stunde an Blumhardts warmer und treuer Freund, der gerne seine kurz zugemessenen Mußestunden in Boll zubrachte und sich auch Blumhardts gegen mächtige Gegner, sogar bei dem Könige selbst, tapfer und schneidig annahm. Als es jedoch bekannt wurde, daß Blumhardt sich um das Bad Boll bewerbe, fehlte es nicht an allerlei Stürmen. Jene Presse, die schon die ganze Bewegung in Möttlingen mit Gift übergossen hatte, war entsetzt über diese dem Lande drohende Schmach. Dem Medizinalkollegium bangte teils davor, daß die Heilquelle für immer dem Publikum verlorengehen sollte, teils auch davor, daß Blumhardt nun eine „Irrenanstalt“ ohne

ärztliche Kontrolle errichten werde. Es verwandte sich deshalb bei der Regierung dafür, daß Blumhardt verpflichtet würde, einerseits die Benutzung der Bäder dem Publikum weiterhin zu ermöglichen, andererseits für Überwachung der Irren einen Arzt anzustellen, und begründete seine Bedenken namentlich mit der Erwägung, es werde das Bad ja doch baldigst wieder in andere Hände übergehen.

Blumhardt versprach bereitwilligst, auf das erstere nach Möglichkeit bedacht zu sein, das zweite Ansinnen wies er aufs entschiedenste mit der bestimmten Erklärung zurück, daß es ihm nicht von ferne in den Sinn gekommen sei, eine Irrenanstalt zu errichten.

Auch diese Schwierigkeiten, die eine Zeitlang ins Unüberwindliche zu wachsen drohten, legten sich, und im April 1852 konnte Blumhardt nach Stuttgart reisen zum Abschlusse des Kaufvertrages und berichtet von dort sofort seinem Freunde Barth lakonisch: „Bad Boll ist mein, Kaufpreis 25.000 Gulden.“ Die Anzahlung war auf 8000 Gulden angesetzt; für das übrige leistete ihm mit edlem Glaubensmuth sein Freund Chevalier* in Stuttgart Bürgschaft, welcher sichtlich über den mutmaßlichen Bestand der Sache weniger ängstlich dachte als das Medizinalkollegium, dessen dahingehende Befürchtungen nach Menschengedanken gar nicht so unbegründet erschienen. Aber womit soll Blumhardt, dessen Vermögen damals in einem Kapitalbrief von 400 Gulden bestand, die Anzahlung von 8000 Gulden bestreiten? Einstweilen kehrte er getrost zurück und erzählte seinem treuen Freunde Dieterlen*, der gerade bei ihm auf Besuch war und der ihm allerdings früher schon für ein etwaiges ernstes Bedürfnis solcher Art ausgiebige Hilfe in Aussicht gestellt hatte, sein Glück. „Und wieviel mußt du denn anzahlen?“ fragte ihn dieser. „8000 Gulden.“ „Gerade so viel habe ich mir vor einiger Zeit (er hatte schöne Einnahmen) beiseite gelegt, um sie einmal für einen ausgiebig wohltätigen Zweck zu verwenden; du sollst sie haben.“

Unser viele danken dem seligen Dieterlen heute noch für diese in der Tat zweckmäßige Verwendung jener Summe.

*Abgedruckt in J. C. Blumhardt, GW, I,1: *Der Kampf in Möttlingen, Texte*, Göttingen, V&R, 1979, S. 93-118.

Überblicken wir nun, was damit erreicht war! Blumhardt hatte einen Bau (samt bedeutendem Güterkomplex) erworben von einer Größe und Zweckmäßigkeit für seine Bedürfnisse, wie es seine kühnsten Wünsche und Hoffnungen übertraf. Der Tanzsaal bedurfte nur einer Zierde christlicher Kunst, um in ein gottesdienstliches Lokal von anständigstem kirchlichem Gepräge umgewandelt zu werden; zugleich war das Haus, wie wir bereits vernommen haben, reichlich möbliert, und jene Blumhardt früher gestohlenen Vorräte waren dadurch unversehens ersetzt. Dies alles aber tritt fast in den Hindergrund dem Umstande gegenüber, der nicht umsonst die Presse in Aufregung versetzt hatte, nämlich daß der Verkäufer, der ihm dieses Anwesen zu dem aller Welt bekannten Zwecke abgetreten hatte, niemand anders war als die königliche Regierung. Dem wohlbekanntem Pfarrer von Möttlingen mit seinen merkwürdigen Erfahrungen und allerdings auch jedem ordentlichen Menschen einleuchtenden Leistungen übergab die königliche Regierung diesen Bau, um in demselben das Werk, das er im Pfarrhaus Möttlingen im Kleinen begonnen hatte, nun im Großen fortzuführen. Wir fühlen erst recht die Größe der Schwierigkeiten, die dem Abschluß eines solchen Aktes entgegenstanden. Gewiß hat auch der Umstand, daß einst der König ihn gebeten hatte, sich seinem Vaterlande zu erhalten, und daß der Verkauf des Bades Boll unmittelbar dem Einflusse des Königs unterstellt war als die Besetzung einer Pfarrei, endlich zu dem schließlich günstigen Erfolge in hohem Grade mitgewirkt.

Während des Sommers 1852 wanderte Blumhardts Habe allmählich nach Bad Boll, bald verließ auch die Familie das Haus, und Blumhardt blieb, wie ein Schiffskapitän auf einem untergehenden Schiffe, als letzter allein in seinem Pfarrhause zurück. Endlich – es war wieder der 31. Juli, der Tag seines Eintrittes in das Pfarramt Möttlingen – verließ auch er sein teures, ihm in so heiliger Erinnerung stehendes Möttlingen, um als „Pfarrer in Bad Boll“ eine neue Wirksamkeit zu beginnen.

Den Schluß dieses Teiles bilde noch ein Stück aus einer Pfingstpredigt Blumhardts, die er zugleich als Abschiedspredigt behandelte.

* J. C. Blumhardt, *Psalmlieder, oder die Psalmen, in singbare Lieder umgesetzt* (Stuttgart 1848, 1864²); J. C. Blumhardt, *Prophetenlieder nach Jesaja, nebst ausgewählten Psalmliedern, nach dem biblischen Texte bearbeitet*, Reutlingen 1850.

Abschiedspredigt am heiligen Pfingstfest 1852

Thema: „Von der Gabe des Heiligen Geistes, 1.) wozu sie gegeben sei, 2.) wer ihren Einfluß erfährt und 3.) wie sie in vollem Maße wieder werden kann.“

Text: Joh. 14, 15-21

Das Stück aus derselben, das wir wiedergeben, bildet die zweite Hälfte des ersten und die erste des zweiten Teils. Es lautet:

„Ein Ersatz für den Herrn Jesum ist der Heilige Geist auf zweierlei Weise: als Lehrer und Prediger und als Tröster.

Er ist der Geist der Wahrheit, er predigt also im Herzen, vorzüglich insofern er an das, was Jesus gesprochen, erinnert, dasselbige im Herzen erneuert und immer mehr verklärt. Somit trägt also jetzt ein gläubiger Jünger Christi oder sollte tragen den Lehrmeister in sich selbst, so daß es ihm nicht so durchaus Bedürfnis ist, immer und immer wieder einen Prediger zu haben, der ihm alles vorsage und haarklein auseinandersetze. Es soll nicht mehr so sein, daß einer nicht weiter unterrichtet wird darum, weil etwa nicht derselbe leibhaftige Lehrer mehr da ist. Der Unterricht dauert fort und nur um so kräftiger, weil er nicht mehr bloß an die äußeren Ohren schallt, sondern von innen her ausgeht, da denn Geist und Sinn aufgerichtet und alles einem viel klarer wird, als wenn man, durch die äußeren Worte erst veranlaßt, sich erst lange besinnen muß: Was wollen die gehörten Worte sagen? Denn *bei diesem Lehrmeister sind's innere Anschauungen*, da schaut man, was sonst gehört und gedacht wird, und begreift bis ins Innere hinein, auch wenn je und je die Worte fehlen. So sollte der Heilige Geist Lehrmeister sein, der ihnen alles aufschließt, daß sie nur sich innerlich zu sammeln, in die Gegenwart ihres Heilands [sich] zu stellen, Fragen an ihn zu richten brauchen, um alsbald helle Einsicht zu bekommen.

Ich meine, ihr Lieben, so etwas kann auch uns jetzt trösten,

da ich nun auch zu euch jetzt sagen muß: [Binnen] kurzem werdet ihr meine Stimme nicht mehr hören. Ist aber damit alles aus? Kam's denn darauf an, daß ihr meine Stimme hörtet? So wollte ich es nie, ihr solltet durch mich Jesu Stimme hören. Höret ihr nun meine Stimme nicht mehr, sollten denn die Worte ganz verklungen sein, daß ihr von ihnen aus nicht mehr Fragen wißt, die euch der Heilige Geist beantworten kann? Sollte der Geist Gottes weichen, weil der bisherige Lehrer weicht? Wenn ich daran denke, so kann ich das nicht anders sagen, und ihr selbst müßt es bekennen, daß, wenn je ein Wort von mir euch angezogen, dies nicht Schuld des Wortes war, das in Schwachheit gewöhnlich gesprochen wurde, das oft auch ungeschickt lautete und mißverstanden wurde, wie auch dies je und je der Fall war. Wenn also das hier verkündete Wort die Seelen angezogen hat, so rechne ich das nicht meinem Worte zu, sondern traue es dem Geiste zu, von welchem nach der Verheißung das Wort getragen wird. *Es war nicht das Wort, sondern der Geist des Herrn Jesu durch das Wort*, es lag nicht im Wort, sondern in dem, was der Herr durch das Wort verheißt. Und wenn nun dieses äußerliche Wort aufhört, soll der Geist, der durch dieses Wort redete, nimmer zu euch reden? Soll der Lehrmeister, der bis heute eigentlich der Lehrmeister war, weggehen, weil ein schwacher Mensch weggeht? Das kann nicht sein, und es wird ein jedes von euch die frohe Zuversicht ins Herz fassen können, daß der Geist, der hier wirkte, nicht weggeht, wenn ein schwacher Mensch weggeht. Fasset darum Mut, verzagt doch ja nicht und werdet freudig darüber, daß ihr wenigstens gefühlt habt, daß der Geist Gottes wirkte; seid freudig und überzeugt: der Geist, der angefangen, macht fort; bleiben nur wir verlangend, bittend, suchend, anklopfend, so wird der Geist noch weiterlehren, manches noch deutlicher machen, *weil äußere Worte oft ein Rubekissen für die Leute sind*, daß sie[s] nimmer denkend verarbeiten, sondern zufrieden sind, wenn's nur ihre Ohren hören und ihr Mund es nachsagen kann. Da ist es dann ganz gewiß besser, sie hören [n]immer und müssen das früher Gehörte selbst aus der Kammer hervorholen, in die sie's geworfen haben, weil es ihnen nicht so wichtig war;

wenn sie's aber nicht mehr hören, denken sie: Ich muß doch besser nachsehen, was es ist, und so kann auch das ausgestreute Wort durch Einwirkung des Heiligen Geistes nur um so größere Dinge ausrichten, wenn das Wort schon längst verklungen ist. So möge der Herr Jesus einen Ersatz euch dalassen. Ihr bedürft nicht, daß euch jemand lehre, es braucht nicht einer zum andern zu sagen: „Komm! Ich will dich lehren“, sondern sie werden alle vom Kleinsten bis zum Größten den Herrn erkennen, sich helfen können durch die Wirkung des Heiligen Geistes, daß ihnen alle Zeit der nötige Unterricht zur Hand ist.

Dieser Heilige Geist ist aber nicht bloß ein Ersatz für das belehrende Wort, sondern auch für den Trost, den die Persönlichkeit Jesu gab. Wo Jesus war, da war Segen, das ist richtig. Wer bekümmert war und ihn sah, war getröstet, der Kummer ging fort; wer geplagt und angefochten in Jesu Gegenwart trat, dem wurde es leicht; da war kein Kranker, Besessener, der nicht in der Gegenwart Jesu frei wurde, und das war denn ein herrlicher Trost, in jeder Bekümmernis alsbald die Hilfe zu haben, das war etwas Herrliches, welches zur Zeit unseres Heilandes jedermann erfuhr, der in seine Nähe kam. Nun sollte er weichen, weggehen! ‚Wer sollte jetzt trösten, helfen?‘ konnten die Jünger fragen; denn sich selber trauten sie nichts zu. Nur solange er bei ihnen war, konnten sie Kranke gesund machen; ‚aber wenn wir ihn nicht mehr fragen, bei ihm uns nicht Rat einholen können, wer wird dann trösten, heilen, Besessene befreien, Betrübte fröhlich machen, Angefochtenen Tröstung, Erleichterung schaffen? – Dann geht eben wieder der alte Jammer an.‘ So konnte man sagen und denken. Aber Jesus sagt: ‚Nein, nicht so: es kommt ein anderer, etwas anderes wird euch geschenkt, was nicht nur ein Geist der Wahrheit, der Lehre ist, sondern auch ein Tröster, ein Helfer‘; und wenn also bis daher irgend jemand eine Freundlichkeit erfahren hat, so wird das fort dauern. Und wir lesen's ja auch in der heiligen Geschichte, daß die Jünger die ganze Macht und Vollmacht bekamen, alles zu tun, was Jesus tat, und der Heilige Geist sollte sie unterweisen, wie und wem sie helfen sollten nach Seele und Leib, wem vergeben und wem nicht vergeben; der

*Siche *Gesammelte Werke*, I/1, Göttingen 1979, S. 124-299.

Heilige Geist sollte ihnen innerlich die Bahn weisen, die sie zum Heil und Trost für viele, ja für alle Leidenden gehen sollten. Also der Heiland, der Tröster, der helfende, stärkende, errettende Jesus ging nicht fort, er blieb da in der Person des Heiligen Geistes, der auch in dieser Beziehung Stellvertreter des Herrn Jesu ist. – Nun, ihr Lieben, sehen wir uns jetzt an, so habe ich schon je und je einzelne von euch sagen hören, um offen zu reden: Ach, wie wird's gehen, wenn du nicht mehr da bist? Was fangen wir an? Bis daher bist du uns oft zur Hilfe geworden; wir sind nur hergekommen, so ist's besser geworden auf allerlei Weise und ohne Mühe, und wir fanden viel Trost und Hilfe. Was wird's aber jetzt werden? Sollen wir denn jetzt ohne Trost und ohne Hilfe bleiben? Wird's wieder sein wie vorher, da man eben nach den löcherigen Brunnen lief und dort kein Wasser fand? O ihr Lieben! Ist es euch ernst mit diesen Klagen? Soll es so sein, daß, wenn das Werkzeug weggeht, auch die Sache mit wegkommt? Wer hat denn getröstet, geholfen, den Kranken Linderung gegeben? Wer hat mitunter – es darf wohl Zeugnis gegeben werden – wirklich Großes getan an dem einen und anderen? War's denn ich? Bin ich denn der Urheber davon? Nein, sagt ihr doch wohl alle, du hast nur geglaubt an das Wort, aber der Herr war's, der's tat, des Herrn Hand hat alles getan, nicht du. Nun aber, so ich weggehe, ist es jetzt aus? Soll eben damit auch der Herr weggehen? Soll der Geist weggehen, in welchem geglaubt wurde und dies und das allerdings leicht und mühelos geschah? Soll denn nun die liebe Gemeinde hier Waise bleiben, hinfort keinen Trost mehr haben in ihren Anliegen, weil so ein armer Mensch fortgeht? Soll keine Wirkung eures Gebets mehr vorhanden sein, der Geist Gottes euch nicht vollkommen das ersetzen können, was ihr bisher gehabt habt? Ja, liebe Seelen, da wäre es mir bange, wenn nicht überall die Hand des Herrn wirkte, wo einmal die Macht seines Geistes erkannt worden ist. Nun, ihr Lieben, so glaubt's: was ihr von dem Herrn Jesu durch das Wort seines Dieners an Trost und Rettung erfahren habt, das muß alles bei euch bleiben, sofern ihr es in euch wohnen lasset; ihr dürft's nur fest im Glauben so nehmen. Die Gemeinschaft

des Geistes sei mit euch!

Ihr braucht also nichts, als, wie bisher, in allen euren Anliegen auch euren Lehrer mit in der Gemeinschaft eures Gebets zu denken; und wenn ihr von der Person abseht und rein auf den Herrn euch werft, so muß es euch werden, wie wenn ein Diener des Herrn die Hand euch reichte, auflegte, euch tröstete und stärkte. Und deswegen kommt keines zu kurz. Ihr werdet mich nicht vermissen, als soweit die Liebe eben auch einen Anteil haben will, die nun einmal gegründet ist; aber in der Hauptsache werdet ihr nichts vermissen, ja, da kann es immer herrlicher gehen, weil ihr selber daranmüßt. Ihr werdet selber besser kämpfen müssen, und das ist kein Fehler; so lernt ihr's auch selbstständig den Herrn Jesum anrufen und in der Gemeinschaft aller, die glauben, die Kraft des Heiligen Geistes festhalten und an euch ziehen.

So, ihr Lieben, sollte es gehen, und dazu also ist die Gabe des Heiligen Geistes verheißen, daß seine Jünger und nach ihnen alle, die an ihn glaubten, in Wort und Tat einen Ersatzmann für die Person Jesu haben würden, *an welcher ursprünglich alles allein hing, von welcher es nun aber nimmer abhängen sollte, sondern von dem Wehen des Geistes, das in aller Herzen wirkt.*

Wenn es aber an seiner Anwesenheit nicht hing, wieviel weniger an der eines armen Knechts? Der Geist kann bleiben, und so sage ich euch und glaube im Namen des Herrn Jesu euch sagen zu können: Es kann unter euch alles in gleichem Maße fortgehen. Aber glaubet ihr auch, daß es so sein kann, oder seid ihr mißtrauisch? Laßt mich nur weiterreden! Unser Text sagt uns nämlich noch einiges – und das fasset zu Herzen – darüber: Wer erfährt den Einfluß der Gaben des Heiligen Geistes?

Das ist wahr: So ohne weiteres geht's nicht fort, nach wie vor, und nicht in einem jeden; es versteht sich doch von selbst, *wir sind ja keine Maschinen, es muß auch in etwas von uns abhängen.* So höret denn das und fasset's und beherziget's, und wenn ihr es beherziget, so muß es vollkommen gleich fortgehen, ja besser, als ihr's gehabt habt. Höret nur die Worte des Evangeliums, die ich vorlesen will: „Liebt ihr mich, so haltet meine

Gebote, und“, ein wichtiges „und“, das müssen wir wohl überlegen, dieses „und“ heißt soviel wie „dann“, wenn es so steht bei euch, dann will ich den Vater bitten, und er soll euch einen anderen Tröster senden, daß ihr mich nimmer braucht.“ Weiter unten: „Wer meine Gebote hat“, und ich meine fast, ihr habt sie; dessen bin ich versichert, es ist euch nichts hinterhalten worden, darüber könnt ihr mich nicht anklagen, wenn ich mich wohl auch als unnützen Knecht schuldig weiß; aber ich glaube, es ist kein einziges unter euch, das nicht ganz klar und deutlich weiß, was neutestamentlich der Herr befohlen hat; ihr habt also seine Gebote, so höret: „Wer meine Gebote hat und hält sie, der ist's, der mich liebet. Wer mich aber liebet, der wird von meinem Vater geliebt werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren.“ Die Frage ist also: Wer erfährt den Einfluß des Heiligen Geistes? Jetzt wißt ihr doch schon die Antwort. Ich sage absichtlich nicht: Wer bekommt die Gabe des Heiligen Geistes? Denn damit würde ich euch vielleicht weniger trösten, gleichsam vertrösten auf eine ferne Zeit, da wiederum der Herr die Gabe des Heiligen Geistes wie im Anfang ausgießen wird. Der Sinn ist also: „**Wer erfährt soviel von der Wirkung des Heiligen Geistes, [wie] gegenwärtig erlangt werden kann?**“ Denn wenn wir uns auch arm fühlen und der Geist Gottes nicht mehr in der vollen Weise wirkt wie am Anfang, so ist er doch tätig und gibt sich kund, und es wäre doch längst alles aus mit uns, wenn gar kein Einfluß des Heiligen Geistes mehr verspürt würde. Wer also wird die Wirkung des Heiligen Geistes wenigstens in dem Grade erfahren, [wie] es bei dem einmaligen Stande der Dinge möglich ist? Der Herr sagt: „Wer mich liebt, dem werde ich mich offenbaren.“ Wenn nämlich einer den Einfluß des Heiligen Geistes an sich erfährt, so ist's, wie wenn der Herr Jesus sich an ihm offenbarte, das ist dasselbe. Ich hätte also auch fragen können: Wem wird der Herr Jesus sich offenbaren? Antwort: Wer ihn liebet. Ich wiederhole: Es muß unter euch alles gleichmäßig fortgehen, indem ihr einen Ersatz habt für alles, für das Wort und für den Trost, am Heiligen Geist, aber es wird so fortgehen, wenn ihr den Herrn Jesum liebbehaltet; werdet ihr ihm fremd,

* *Licht und Recht in Israel.* Eine Zeitschrift zur Beförderung wahrer christlicher Heilserkenntnis und Gottseligkeit. Heft 3, Bern 1849, S. 71-120. Zitiert in J. C. Blumhardt, GW, I/1, Göttingen 1979, S. 301-336.

dann bezeugt er sich freilich euch nicht mehr; laufet ihr weg von ihm, fragt nichts nach ihm, kämpft nicht um ihn, so wird das hier Ausgestreute immer dünner und dünner werden, und werden's mehr und mehr die Raupen abfressen, der Einfluß des Heiligen Geistes wird immer schwächer und schwächer werden; und dann kann's geschehen, daß alles erlischt. So, meine ich aber nicht, werde es geschehen, und gerade die heutige und letzthinige Versammlung in einer Zeit, da Opfer zu bringen nichts Leichtes ist, geben mir zu erkennen, daß der liebe Heiland viele Seelen um uns herum hat, die den besten Willen haben, ihn zu lieben. Und es ist ein Zug zum Herrn in euren Herzen vorhanden. Ja, ich habe mich doch auch schon gefreut; wenn ich auch in den letzten Zeiten oft dachte: ‚Ach, erlischt denn alles wieder? Das Verlangen ist weg, der Eifer ist weg, die Kindlichkeit ist weg, der brüderliche Sinn; soll denn das Werk des Herrn erlöschen?‘ – so bin ich andererseits in den letzten Wochen wieder aufgerichtet worden und habe ein sicheres Gefühl davon bekommen, daß, dem Herrn sei Dank, er doch ein großes Volk unter uns hat und viele da sind, die nimmer verlorengehen dürfen, die dem Herrn Jesu gehören und die er nicht aus seiner Hand reißen läßt; den Eindruck habe ich bekommen und danke dem Herrn für seine unverdiente Freundlichkeit, die mir auch den Abschied von hier sehr erleichtert.“

Der Schluß der Predigt lautet (auszugsweise): „Dann kann der Heilige Geist wieder in vollem Maße uns geschenkt werden, wenn – und zwar auch durch die Wirkung des Geistes Gottes, wie sie jetzt stattfindet – *die Welt ertötet ist* in den Herzen der Gläubigen, wenn nur einmal soviel Glaube da ist, als Gott einmal haben will. Oh, ich bitte euch alle, laßt es euch angelegen sein, die Welt aus euch herauszubringen. Ihr wißt, welche Gnade ihr damit erlangen könnt. Laßt nicht nach, es kann zuletzt an wenigen Seelen fehlen. – Und hättest du, liebe, teure Gemeinde, die Welt besser ausgezogen vor acht Jahren und dann immer mehr, ach, es stände jetzt wohl ganz anderes. Aber wohlan! Ermannet euch und führet den Krieg mit dem Weltgeist, auf daß Jesu Geist euch durchdringe und ein Neues schaffe zu Lob und

Preise seiner herrlichen Gnade! Amen!“

Dritter Teil

†

Bad Boll

Erster Abschnitt

Geschichtliches

R

Kapitel 17 - Bad Boll

Bei Schilderung Blumhardts als „Pfarrer in Bad Boll“ wird das Lebensgeschichtliche noch mehr zurücktreten; hatten doch er und sein Haus in unser aller Augen gleichsam keine Geschichte; Bad Boll stand eben vor unserem Geiste als eine liebliche, tröstliche Tatsache, die sich immer gleichblieb, ähnlich wie wir einen schönen Berg von einem Aussichtspunkte aus immer wieder an der gleichen Stelle der Himmelsgegend erblicken und begrüßen. Deshalb wird hier die allgemeine Schilderung noch mehr in den Vordergrund treten, wird aber, da Blumhardt als Pfarrer in Bad Boll schon hinlänglich bekannt ist, sich einiger Kürze befleißigen dürfen. Von Geschichtlichem bringen wir nur, was für das Verständnis Blumhardts und des Bades Boll von Interesse ist.

Bad Boll verdankt sein Dasein einer schwefelhaltigen Quelle, welche schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts von den Kranken der Umgegend zum Trinken und Baden benutzt wurde.

Auf Geheiß des Herzogs Friedrich I. wurde diese Quelle gefaßt und eine schon damals stattliche Kuranstalt erstellt. Der Fürst, der das Bad den Wunderbrunnen oder das Wunderbad zu nennen pflegte, interessierte sich sichtlich lebhaft für diese seine Schöpfung, was auch die interessante „Badeordnung“ beweist, die unter seinem Einflusse verfaßt wurde und aus der wir einiges mitteilen:

„Morgens um 5 Uhr wird die Glocke geläutet und dadurch jeder Badegast aufgefordert, sein Gebet mit Andacht zu verrichten.

Beim Ertönen der Abendglocke um 8 Uhr hat jeder Gast sich, seines Standes Gelegenheit nach, still und wesentlich zu verhalten.

Die alle vierzehn Tage Sonntag nachmittags zwischen 12 und 1 Uhr zu haltende Predigt darf keiner, der es leidenshalber vermag, ohne erhebliche Ursachen versäumen.

Wer den Namen Gottes lästert oder ohne Ursache den Teufel nennt, zahlt einen Batzen Strafe in die Büchse.

Wer sich bei dem Teufel verfluchen oder demselben heimweisen täte, der soll ohne Nachlaß mit 4 Batzen bestraft werden.

Üppige Worte, verkleinerliche Nachreden, ärgerlicher Lieder und Gesänge sind bei Strafe eines halben Guldens, unzüchtige Gebärden und Erzeugungen aber gegen ehrliche Frauen und Jungfrauen bei Strafe eines Guldens verboten.

Wer bezechter und voller Weis im Bad befunden wird, zahlt zum ersten Mal einen halben Gulden, Ausforderungen sind im Bade ganz verboten, und es herrscht ein *sicherer und steifer Burgfried*.

Alle und jede Badegäste sollen sich des unnötigen Disputierens in Religionssachen wie auch anderer verdrießlicher Gespräche, welche der Badekur und den Badeleuten zuwider sein möchten, desgleichen des Wasserspritzens enthalten.“

Während des Dreißigjährigen Krieges kam das Badehaus in Verfall, und schon damals wurde Bad Boll eine Quelle der Verlegenheit für die Regierung. Endlich im Jahre 1822 nahm sich

König Wilhelm auf Veranlassung eines seiner Minister dieses Bades mit großer Vorliebe an, es entstand durch seine Veranlassung das heutige Gebäude, dessen Schilderung im vorigen Kapitel wir nur noch wenig beifügen. Aus der Mitte der Front hebt sich geschmackvoll derjenige Teil des Gebäudes hervor, welcher, wie oben erwähnt, den Tanzsaal enthielt. Zur Seite des großen Gebäudes erhob sich schon damals ein bescheidener, zur unentgeltlichen Aufnahme von Armen bestimmter Bau, deshalb Gnadenbau genannt. Zu gleicher Zeit entstanden die heute noch so schönen Anlagen mit der Trinkhalle im Hintergrund; zur Ausführung mancher Partien derselben seien auch junge Männer verwendet worden, welche dadurch Vergehen gegen die Sittlichkeit abzubüßen hatten.

Daß auch diese großartige Schöpfung sich nicht die Gunst des Publikums zu erwerben vermochte, haben wir oben gesehen, wie auch, daß ebendieser Umstand die Ursache wurde, daß dieselbe endlich in Blumhardts Hände kam.

Was wollte nun eigentlich Blumhardt aus diesem Bade machen? Ihm selbst war dies eigentlich nicht seine erste Frage. Er war fest überzeugt, daß der Herr ihm diese Besitzung zugewandt, so sehr, daß er sich eigentlich nie getraute, sie als sein Eigentum anzusehen; er betrachtete sie als ein heiliges ihm vom Herrn anvertrautes Pfand und war selbst feierlich gespannt darauf, was der Herr mit diesem Bade Boll im Sinne habe und was seiner da für Aufgaben warten möchten. Aber was er vorderhand hier zu wirken und zu tun habe, war ihm, wie wir wissen, klar; wäre dies nicht sonst der Fall gewesen, so hätten ihn doch die Behörden genötigt, sich darüber ins klare zu setzen. Noch im Jahre 1853 wurde er von einer solchen Seite veranlaßt, über sein Tun Rechenschaft abzulegen, und er konnte es nun um so besser, als er schon ein Jahr Erfahrung hinter sich hatte. Aus dieser Rechenschaft möchte ich, obwohl sie vieles bringt, das uns schon bekannt ist, einiges mitteilen zu Händen der vielen, die in bester Meinung nie recht über den Begriff „Bad Boll“ klug werden konnten.

„Im Jahre 1844 machte ich als Seelsorger in meiner vorma-

ligen Gemeinde Möttingen Erfahrungen, welche die Aufmerksamkeit auch in weiteren Kreisen auf sich zogen. Viele Gemüther wurden in besonderer Weise angeregt und aufgerichtet ... so kam es allmählich, daß von allen Seiten Bekümmerte und Leidende jeder Art mir zuliefen, die Trost, Linderung und Hilfe durch meinen Zuspruch, meine Predigten und meine betende Teilnahme suchten. Da ich nun die Wirkung vor mir sah, daß die meisten, indem ein neues Vertrauen zu Gott und den Gebetsverheißungen der Heiligen Schrift in ihnen geweckt wurde, mindestens getröstet und aufgerichtet von mir sieden, manche auch wirklich Hilfe fanden, während vorher alle ihre Bemühungen, eine Heilung der sie quälenden Leiden zu erstreben, vergeblich gewesen waren, so wurde mir's Gewissenssache, ohne weiteres die Hilfsuchenden von mir zu weisen und ihnen, was ich rein nur als Geistlicher ihnen bot und allein bieten wollte, vorzuenthalten. Ich ließ mich also anlaufen, und der Umstand, daß nun in fast zehn Jahren der Zudrang zu mir fortwährend sich vermehrte, selbst aus der weitesten Ferne, mag wohl ein Beweis dafür sein, daß mein Einfluß auf die Leidenden keine bloße Einbildung der Leute war. Bei weitem die meisten machten nur vorübergehende Besuche bei mir; hier und da, je nachdem die Verhältnisse waren, blieben sie tage- oder wochenlang bei mir oder in meiner Nähe, aber immer nur so, wie hier und da Pfarrhäuser auf dem Lande selbst von Ärzten für einen vorübergehenden Aufenthalt gewisser Leidenden gesucht werden. Meine bescheidene Wohnung eines Landgeistlichen in Möttingen war aber viel zu klein, um die an gewissen Heimsuchungen Leidenden, welche mich suchten und für welche ein Aufenthalt bei mir etwas versprechen konnte, aufnehmen zu können. Als daher vor einem Jahre das Bad Boll zum Verkauf ausgesetzt wurde und ich dasselbe auf den ermunternden Rat vieler Freunde und Bekannten durch Kauf erwarb, so geschah es, wie mir mein Bewußtsein tröstend sagt, nur aus Rücksichten der Verlegenheit und des Mitleids, namentlich mit einer gewissen Klasse Leidender, die sich vorzüglich häufig an mich wandten, um einen ihrem inneren Zustand zusagenden Zufluchtsort öffnen und ihnen in und aus dem-

selben Heilung (sit venia verbo) bereiten zu können; und daß hierdurch etwas Gesetzwidriges von meiner Seite geschehe, konnte ich doch wohl um so weniger ahnen, als mein Streben und Verfahren längst jedermann bekannt war.

Betreffend aber den Vorwurf der Aufnahme und Behandlung *anderer Geisteskranken*, so muß ich auch hiergegen mit aller Entschiedenheit mich erklären.

Sowenig es ein sicheres Erkenntniszeichen aus der äußeren Erscheinung des Menschen dafür gibt, daß er an irgendeiner bestimmten Form einer Geisteskrankheit leide, indem selbst die erfahrensten Ärzte es erst nach längerer Beobachtung wagen, ein Urteil, ein Gutachten darüber abzugeben, sowenig habe ich beabsichtigt, wirkliche Geistesranke zum Zwecke der Kur in mein Haus aufzunehmen. Vielmehr sind es gedrückte Gemüther, Menschen, die weder die Kraft zu ihrer Erhebung in sich noch Trost in und außer sich finden, welchen ich aber erst auf ihr Bitten mit der Aufnahme in mein Haus entgegenkomme und für welche ich neben der sie bei mir umgebenden Ruhe und Stille, ferner neben der glücklichen Lage meines Hauses in einer überaus schönen Gegend, mitunter auch unter der Einwirkung einer belebenden Luft, wie schon gesagt, als einziges Heilmittel die Erweckung des Vertrauens zu Gott und das glaubensvolle Gebet zu Ihm besitze und anwende.

Man wird mir zugeben, daß es allerorten Hunderte, ja da und dort Tausende solcher unglücklichen Menschen gibt, daß diese, soll ihnen nicht ungeheures Unrecht geschehen, unter die Kategorie von Geisteskranken nimmermehr gezählt werden dürfen (man erinnere sich beispielsweise nur der großen Zahl sogenannter Hypochonder), daß aber für sie eine Entfernung von ihren gewöhnlichen Umgebungen und Beschäftigungen und die Unterbringungs an einen Aufenthaltsort der kurz vorhin angegebenen Art das einzig mögliche Heilmittel enthält. Wenn ich daher früher erklärt habe, daß ich Leidende solcher Art, erst nachdem sie einige Tage bei mir sich aufgehalten und ich mich überzeugt habe, daß sie nicht an wirklicher Geisteskrankheit in pathologischem und psychologischem Sinne leiden, in meinem

Hause behalte, so habe ich dadurch bereits gezeigt, daß der mir gemachte Vorwurf alles Grundes um so mehr entbehrt, als wohl kein Arzt und selbst nicht der ärgste meiner etwaigen Widersacher behaupten wird, daß eine solche und sogar länger dauernde, von jeder irgendwie von mir hervorgehenden ärztlichen Behandlung entfernte zeitweise Gestattung des Aufenthaltes in meinem Hause auch nur negativ schädlich (d.h. das Gute positiv hindernd) auf einen solchen Leidenden einwirken könne. Den schlagendsten Beweis dafür aber, daß ich in das Gebiet der ärztlichen Heilkunde auch entfernt nie einzugreifen beabsichtigte, habe ich, wie ich hoffe, durch öffentliche Erklärungen wie durch mein öffentliches, der unbefangenen Beobachtung jedermanns freistehendes Verhalten gegeben, indem ich auf den bekannten, im vorigen Jahre von einer Anzahl Ärzte ausgegangenen Angriff auf mich gleich darauf meine Absicht, das Bad als solches im nächsten Jahre (d.h. im gegenwärtigen Jahre 1853) öffnen und ordentliche Leute, die auch nur des Bades wegen zu mir kommen, in mein Haus aufnehmen zu wollen, erklärt und dies auch in diesem Jahre durch eine schon im Frühjahr erlassene Bekanntmachung in Ausführung gebracht habe. Und in der Tat, es würde auch dem befangendsten Beobachter der Gäste meines Hauses, in welchem nahezu hundert Personen als solche sich aufhalten, außerordentlich schwerwerden, wirkliche Geisteskranke unter denselben zu entdecken, wohl aber würde er sich überzeugen, daß Kranke und Gesunde, und unter den letzteren zum Teil noch junge und lebensfrohe Leute, ja selbst Männer, welche nach politischer, sittlicher und intellektueller Hinsicht eine höhere Stellung einnehmen, in zwangloser Weise untereinander sich bewegen und in angenehmer, zu gegenseitiger Erholung führender Wechselbeziehung zueinander stehen; er würde auch bei der sorgsamsten Beobachtung wohl aus der Unterhaltung vielleicht da und dort ein gedrücktes und bekümmertes Gemüt, aber keine Geistesstörung zu entdecken vermögen.

Indem ich aber mein Haus nur in dem oben entwickelten, der Wahrheit überall entsprechenden Sinne als eine Anstalt dem Publikum öffne, übe ich lediglich ein Recht, das mir auf keine

Weise verkümmert werden darf, folge ich dem Drange meines Herzens, das bei der mannigfaltigen Not unseres gegenwärtigen Geschlechts nicht gleichgültig bleiben kann; ich erfülle eine hohe, wichtige Pflicht göttlicher Gebote und komme den Anforderungen nach, die meinen auf die Heilige Schrift gegründeten Überzeugungen nach an den evangelischen Seelsorger gemacht werden können, ja, ich arbeite sogar, weit entfernt, dem ärztlichen Stande entgegentreten zu wollen, einer ärztlichen Behandlung, wenn sie noch nötig und verlangt wird, auf die heilbringendste Weise vor.“ –

Zu der Zeit, da jene Rechenschaftsforderung über Blumhardts Haupt schwebte, besuchte sein neuer Freund Bardili (siehe S. 503f.) das Bad und ergriff diese Gelegenheit, um als Unparteiischer mit dem Gewichte des Ansehens und Vertrauens, das er an maßgebender Stelle genoß, für Blumhardt einzustehen, und er legte ein schönes, eingehendes Zeugnis ab für das ebenso erfolgreiche wie durch und durch gesunde Wirken Blumhardts. Diesem erklärte Blumhardt, von ihm gleichsam halbamtlich zur Rede gestellt darüber, von welcher Kraft er sich denn einen wohlthätigen Einfluß auf seine Gäste verspreche, folgendes:

„Ich bin Seelsorger und nichts Weiteres, ich zeuge von dem, was die Bibel sagt, ich gehe nirgends über diese hinaus in meiner Lehre. Das Evangelium ist nicht bloß ein Wort, sondern eine Kraft; und das, daß ich letzteres glaube und festhalte, daß ich namentlich den Verheißungen der Heiligen Schrift mehr Realität zutraue als andere, daß ich genauer mich an die *ganze* Bibel und nicht bloß an Bruchstücke derselben halte, verschafft meiner bloßen Belehrung, Tröstung, Ermunterung und Mahnung die Wirkung, von der man Zeugnisse vernehmen kann.“

Bardili leitete seine kräftige Fürsprache mit folgender Begründung seines Besuches in Bad Boll ein: „Die hier versammelte zahlreiche Gesellschaft höheren und niedereren Standes, die überall verbreitete Ruhe und Stille, das herrschende anspruchslöse Familienleben, erhöht durch das ungezwungene, annähernde Benehmen der höheren und niedereren Stände, der sich kundgebende stille, religiöse, duldsame, fern von Pietismus sich halten-

* von Bardili, Oberbaudirektor in Stuttgart.

de Sinn der Mehrzahl der Gesellschaft, überdies das freie, offene, gemüthliche, heitere, von Sektengeist weit entfernte Benehmen des mit Glaubensreichtum und Gottvertrauen erfüllten Eigentümers des Bades Boll, Pfarrer Blumhardt, bestimmten mich, meinen vierzehntägigen Urlaub hier in Boll zu verleben.“

Wir sehen hier bereits zweierlei Auffassungen des Begriffes „Bad Boll“, welche aber in jedem der beiden Berichte nebeneinanderstehen. Für *sich* versprach sich Bardili eine ebenso edle wie wohlthuende geistige Erfrischung und Erholung, und nach dieser Leistung hin, gleichsam als Kur- und Erholungsort in geistigem Stile, erfreute sich Bad Boll je länger, je mehr eines guten Rufes. Man sah darin eine sehr sinnige, zeitgemäße Schöpfung, so sehr, daß ja im Laufe der Zeit mit günstigstem Erfolge andere solche geistigen Erholungsorte ins Dasein gerufen wurden. Wir wandelten, geistig genommen, in Boll unter dem Schatten der Bäume, deren Wurzeln jene ersten Kämpfe in Möttlingen waren – jene frische Geistesluft, die uns erquickte, war eine geschichtliche Errungenschaft. In den großen Tagen von Möttlingen wurde die geistige Atmosphäre um Blumhardt herum gereinigt und von allerlei, was sonst dieselbe vergiftet und verdunkelt, befreit, und das war's, was jeder, ohne es sich gerade klarmachen zu können, zu spüren bekam.

Blumhardt sah solche Erholungsgäste nicht ungerne und schloß sie alle fest in sein Herz; auch waren oft sehr interessante Leute unter denselben, deren Umgang ihn selbst erfrischte, sein Herz bereicherte, seinen Blick erweiterte. Zwar kamen, namentlich anfangs, manche aus reinem Mutwillen, oder auch etwa Jünglinge, die nur von Blumhardts allbekannter Gastfreundschaft gegen diese Menschenklasse Gebrauch machen wollten. Aber auch von solchen blieb mancher hängen in den Netzen der Fürbitte Blumhardts und kam später mit ernsteren Bedürfnissen wieder. Indessen, für solches Erholungsvolk hatte Blumhardt die Last des Bades Boll immerhin nicht übernommen. Er sehnte sich nach Not, Jammer, Elend, auch Not der Schuld und Sünde, die zu ihm herkomme und bei ihm liegenbleibe. Und das ward ihm auch reichlich zuteil - der Tag wird's klarmachen!

* Friedrich Chevalier, Kaufmann in Stuttgart, 1871 Reichstagsabgeordneter in Berlin.

Aber vielleicht war auch *das* noch nicht Blumhardts innerster und letzter Gedanke in seiner Auffassung des Bades Boll. Er kam sich wohl vor etwa wie Abraham, da er aus seiner geistigen Heimat Möttlingen, in der er so tiefe Wurzeln geschlagen, mit der Habe seiner Hoffnungen auswanderte in ein unbekanntes Land; er kam als ein hoffender und sah auch in Bad Boll, ja in demselben je länger, je mehr, alle göttliche Hilfe, die er anderen zugunsten erfuhr, als eine Gabe, eine Kraft an, die aus dem, was kommen soll, vorausgegeben sei. Ein Herd der Hoffnungen des Reiches Gottes zu sein, das war in seinen Augen nicht die mindeste Bestimmung des Bades Boll. Und dieses Hoffen war bei ihm nicht ein lahmes, untätiges, wie [das] jenes Faulen, von dem Salomo sagt: „Er stirbt über seinen Wünschen“ (Spr. 21, 25) – nein: daß die Kämpfe, die dem Reiche Gottes noch obliegen, nicht die Kämpfe mit Gegnern von Fleisch und Blut, sondern mit jener Macht, gegen die er seinerzeit in Möttlingen gestanden – daß diese Kämpfe vorwärts zum Siege gehen, das war sein innerstes Sehnen, und dieser Geist des Hoffens war auch gleichsam der Pulsschlag, der das Leben in Bad Boll regierte, und von diesem Geiste war die kleine Schar belebt, welche von Möttlingen her nach Bad Boll übergesiedelt war. Hiermit ist denn auch das einzige *geschichtliche* Element am Bade Boll angedeutet: seine *innere* Geschichte, d.h. die Entwicklungsgeschichte dieses kleinen Kreises, nämlich Blumhardts und derer, die, mit ihm im Geiste verbunden, ihm zur Seite standen.

Kapitel 18 - Geschichte des Hauses

* Christoph Dieterlen (1818-1875), Frabrikant im Elsaß, siehe auch S. 483 Fn.

Es waren eigentlich zwei Familien, welche miteinander von Möttlingen nach Boll übersiedelten: die Familie Blumhardt und die Familie Dittus. Die letztere Familie repräsentierte die Gemeinde Möttlingen. Der ältere Bruder der Gottlieb, Andreas, gewesener Gemeinderat in Möttlingen, ein biederer Mann, dem auch viel anvertraut werden konnte, wurde vorerst Verwalter des Hauses und Besorger der allmählich heranwachsenden Ökonomie. Daß auch der andere Bruder, Hansjörg, im Bade Boll beste Verwendung fand, können wir uns denken, ebenso die Schwester Katharina. Das verbindende Band zwischen beiden Familien war Gottlieb, denn sie galt vollständig als Blumhardts Tochter und Glied seiner Familie.

Diese beiden Familien, durch ebenso ernste wie schöne Erinnerungen innig zusammengewachsen mit ihren heiligen Erinnerungen und heiligen Hoffnungen, waren fortan in der so bunten, stets wechselnden Bevölkerung des Bades Boll der verborgene Kern, und nächst Blumhardt war ganz im stillen nahezu das wichtigste Element eben unsere Gottlieb Dittus. Blumhardt hat uns eine *Lebensbeschreibung der Gottlieb* im Manuskript hinterlassen, und gerne teile ich aus demselben das wichtigste mit. „Sie wurde“, so sagte Blumhardt von ihr, „betrifft ihres äußeren Wirkens in allem so sehr die Seele des Ganzen, daß man sagen kann, alle Einrichtungen und jeder Plan, der gefaßt wurde, sei ganz nur ihre Schöpfung gewesen, und ihrem sorgsamem Auge entging nichts Großes und nichts Kleines, aber auch auf den Segen des Hauses im Geistlichen waren die Gaben der Gottlieb von nicht unbedeutendem Einfluß. Wer sie einmal

* Blumhardt war davon Augenzeuge. Als er einmal auf einem gemieteten Wagen durchs Badische fuhr und für kurze Zeit bei einem Wirtshaus ausspannen ließ, konnte er mit knapper Not noch durch schleunige Wiederabfahrt den Wagen vor den beutehungrigen Händen der Aufständischen retten. Auch auf einer Reise nach Elberfeld bekam er diese Zustände gleichsam aus erster Hand zu kosten. So z.B. fuhr er auf dem Rheine in einem mit Freischärlern gefüllten Schiffe; es war dunkel, und als er eben zum Kajütenfenster hinausblickte, wurde vom Ufer her, wahrscheinlich ebenfalls von Freischärlern, (aus Mißverständnis) auf das Schiff geschossen.

verstand und richtig aufzufassen wußte – was freilich nicht immer der Fall war, da sie auch gegen gewisse Geister, daß ich so sage, einen natürlichen Widerwillen hatte, als ob dieselben selbst auf ihre hierin empfindlich gebliebenen Nerven ungünstig einwirkten, weswegen sie abstoßend gegen sie sich benehmen konnte –, konnte reichen Gewinn aus dem Umgang mit ihr ziehen und blieb ihr auch mit besonderer Liebe und Wertschätzung zugehen. Sonst leistete sie uns große Hilfe mit ihrer schnellen und richtigen Beurteilung von Geisteskranken und Angefochtenen, namentlich: ob wir für sie zu hoffen hatten oder nicht, was zu dem Schwersten in unserer Aufgabe gehörte. Außerdem wußte sie mit Entschiedenheit in leiblichen Anliegen zu raten, und besonders war bei den vorkommenden leiblichen Verletzungen bei Kindern und anderen ihr Rat und ihre Dienstleistung unvergleichlich erfolgreich; so war sie in allem uns dienlich, wo man nur hinsah, und darum konnten wir sie nie anders denn als ein besonderes Geschenk vom Herrn ansehen, welches für das, was an ihr geschehen, verdient zu haben wir gar nie den Mut hatten, zu denken und auszusprechen, weil es durchaus zu groß war, was der Herr uns gab, wir es also nur als unverdiente Gnade annehmen konnten.“ Über ihre Leistungen in ihrer später folgenden schweren Krankheitszeit und über die Lücke, die ihr Tod riß, äußerte er sich: „Sie hatte ein besonderes Geschick darin, allen äußerlichen Geschäften, wenn noch so klein, eine geistliche Seite abzugewinnen, so daß jede Arbeit ihr stets eine Art Gottesdienst war, und das machte ihr's möglich, auch in Krankheiten stark und gleich wieder tätig zu sein. Wieviel haben wir doch auch darin der Seligen zu verdanken, da auch wir uns so oft nur dadurch aufrechterhalten können, daß wir ihr nachzudenken uns anzustellen versuchen. Die Selige blieb so auch in ihren kranken Tagen der Joseph, von dem es heißt (1. Moses 39, 5): „Und von der Zeit an, da er ihn über sein Haus und alle seine Güter gesetzt hatte, segnete der Herr des Ägypters Haus um Josephs willen und war eitel Segen des Herrn in allem, was er hatte zu Hause und auf dem Felde.“

Wir dürfen, so weiß ich aus bester Quelle, diese Worte alle

nicht nur als Äußerungen des Herrn Pfarrers, sondern des Herrn und der Frau Pfarrer betrachten, wie er auch im weiteren über die Dienste, die Gottlieb seiner Frau im besonderen geleistet, bemerkt: „Meine Frau tat alles gemeinsam mit ihr und wagte ohne Besprechung mit ihr und Weisung von ihr nichts vorzunehmen, weil in allem, was sie sprach und anordnete, etwas wie von oben Empfehlendes lag, das nie irreführte und hintennach – auch wenn man's nicht leicht begriff und es fast rätselhaft war – als das Beste und allein Richtige sich erwies.“ Weil wir mit dem verborgenen Kern des Bades Boll begonnen haben, so durfte auch diese still verborgene Kraft des näheren beleuchtet werden. So war es vorderhand namentlich Herr und Frau Pfarrer und Gottlieb, welche, im Herrn verbunden, an den Erinnerungen der großen Tage in Möttingen festhielten und den Geist, der dort gewaltet, im Hause des Bades Boll aufrechtzuerhalten bestrebt waren. Kaum wohl hatte der Fremde, der die Schwelle dieses Hauses betrat, immer die Ahnung, von welchen lieblichen, unsichtbaren Banden der Fürbitte er sofort umschlossen war. Der Geist, in welchem sie miteinander dem ihnen eigentlich noch unbekanntem Beruf oblagen, den sie im Bade Boll antraten, fand einen lieblichen Ausdruck in dem Segenswunsch, mit welchem Gottlieb die Eltern Blumhardt bei Antritt des Bades Boll begrüßte:

Gott segne euch und lasse seinen Geist
Auf euch, ihr Lieben, ruh'n!
Und was sein Wort, dem ihr vertraut, verheißt,
Das woll' er an euch tun!
Er lasse euer Werk gelingen
Und helf' euch durch in allen Dingen!
Gott segne euch!

Gott segne euch, die ihr, den Heimatort
Verleugnend, hierher zieht,
Den Banden auch, die euch gefesselt dort,
Mit starkem Mut entflieht,

Verlasset viele teure Seelen,
Um hier ein Neues zu erwählen!
Gott segne euch!

Gott segne euch, die ihr für euch nicht Ruh',
Bequemes nicht begehrt.
Ihr eilet kühn nur Sorgenlasten zu,
Davor das Fleisch sich wehrt.
Ihr könnt nicht auf das Eure blicken,
Wollt liebend andre nur erquicken!
Gott segne euch!

Gott segne euch und lasse Boll euch sein
Ein heilig Kanaan!
Er lindre euch der Trennung herbe Pein
Und woll' euch tröstend nah'n;
Er laß' hier Milch und Honig fließen,
Euch eures Glaubens Frucht genießen!
Gott segne euch!

Gott segne euch, und seiner Engel Schar
Begleit' euch in dies Haus!
Gott segne euch und gehe offenbar
Hier mit euch ein und aus!
Er mög' auf euch die Blicke heften,
Euch rüsten aus mit Gotteskräften!
Gott segne euch!

Gott segne euch und tue kund der Welt,
Daß die Verheißung gilt,
Daß, wer zu Ihm im Glauben fest sich hält,
Erfährt, wie sich's erfüllt,
Daß Jesus die Gebete höret
Und gerne allem Leide wehret!
Gott segne euch!

Gott segne euch und zeige Jesu Macht,
 Gebund'ne zu befrei'n,
 Denn lang genug hat ihn die Welt verlacht.
 Er mög' euch Sieg verleih'n,
 durch euer Flehen viele retten
 von Krankheit, Schmerz und Satansketten!
 Gott segne euch!

Gott segne euch und lasse kommen bald,
 Was ihr im Glauben seht,
 Daß alles Volk zum Zionsberge wallt,
 Dem Herrn entgegengeht;
 Bis eine Schar zum Kampf sich rüstet,
 Wenn Satan sich aufs neue brüstet.
 Gott segne euch!

Gott segne euch und stärke euren Mut,
 Wenn manches schmerzt und drückt.
 Er segne euch und alles, was ihr tut,
 Bis ihr das Licht erblickt,
 Nach welchem euer Herz sich sehnet
 Und das die Welt so ferne wähnet!
 Gott segne euch!

Einen neuen, unerwarteten Zuwachs bekam dieser Kreis durch einen der ersten Gäste des Bades Boll. Es war ein junger Mann aus Schleswig-Holstein, Theodor Brodersen, der dort im Herbst 1852, anfangs an zwei Krücken gehend, zu sehen war. Erst im Sommer des folgenden Jahres kehrte er, nahezu genesen, in die Heimat zurück, um sich dort einen Wirkungskreis zu suchen, den er um so leichter zu finden hoffen konnte, da ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen zu Gebote stand. Aber schon im Sommer 1854 war er wieder in Boll, da sein Suchen erfolglos gewesen war. Bereit, „dem Herrn zu dienen mit allem, was ich habe und bin“, stand er gleichsam müßig am Markte, wie jene Knechte im Gleichnis, und harrte eines Winks, ob und wie ihn

der Herr verwenden wolle. Unterdessen hatte längst Blumhardt im stillen sein Auge auf ihn geworfen, ob er nicht der Mann wäre, dem die äußere Verwaltung des Bades übergeben werden könnte, hatte aber nach seiner Art es für sich behalten, bis kundwürde, was des Herrn Wille sei. Bald jedoch begegneten sich die Gedanken beider, denn Brodersen konnte sich je länger, je weniger in die Möglichkeit, außerhalb Bolls zu leben, hineindenken, und so wurde er dann Blumhardts Stütze in der äußeren Verwaltung, ja sogar vielfach sein Helfer und Vertreter auch in geistlicher Beziehung so lange, bis Blumhardts Söhne ihn darin ablösten. Wie manchen Freunden des Bades Boll sind die liebevollen Briefe, die er an Blumhardts Statt geschrieben, und noch mehr fast die ebenso liebevollen Besuche, die er auf Reisen gemacht, und nicht minder seine herzlichen, ermutigenden Ansprachen noch in dankbarster Erinnerung! Sowie er einmal dem leitenden Stabe des Bades Boll einverleibt war, war es bei seinem neuen Amte, das ihn mit den männlichen und weiblichen Gästen in vielfache Berührung brachte, eine Forderung des Taktes, daß er sich verheirate.

Aber wo die Gefährtin finden, die so, wie es unerlässlich war, völlig mit dem Geiste des Hauses übereinstimmte und so willig sich all den großen Selbstverleugnungen und Anstrengungen unterzog, die ihrer harrten? Vorschläge, die ihm von kompetenter Seite gemacht wurden, befriedigten ihn nicht, und blitzartig kam ihm der merkwürdige Gedanke an Gottliebin Dittus. War doch in ihr das ganze Streben des Hauses wie verkörpert! Auf seine Anfrage schrak sie zusammen, und fast noch mehr erschrak Blumhardt; aber es ging nicht lange, so wurde diese Idee mit aller Übereinstimmung zur Tat. Was der Gottliebin Herz dabei bewegte, hat sie in einem Gedicht an ihren Bräutigam auf ihren Hochzeitstag (9. Januar 1855) ausgedrückt. Ich kann mir nicht versagen, dieses Gedicht, das zugleich ein helles Licht auf ihr Leben und auch auf das Band, welches sie mit der Familie Blumhardt verband, wirft, wiederzugeben:

Dir hab' ich Hand und Herz gegeben

Für dieses Lebens Pilgerstand,
 Doch ziele auch auf jenes Leben
 Das nun von Gott geschloss'ne Band.
 Mein armes Herz ist tief gerühret,
 Wenn es die Wege überschaut,
 Die mich der Heiland hat geführt,
 Bis endlich dir ich ward getraut.

Arm, hilflos, krank gar viele Jahre,
 Mußt ringen, seufzen, weinen ich;
 Oft drohte mir die Totenbahre,
 Doch stets der Todesengel wich;
 Oft stand ich vor den ernsten Schranken
 Der langen, hehren Ewigkeit; –
 Doch anders waren die Gedanken
 Des Herrn: Ich lebe, dir gefreit.

Viel hab' ich mit dem Feind gerungen,
 Der zu verderben mich gedroht,
 Der Herr hat seine List bezwungen,
 Errettet mich aus aller Not.
 Es waren starke Glaubenshelden,
 Ein zweites treues Elternpaar,
 Die in den Riß für mich sich stellten
 Und deren Glaube siegreich war.

In ihrem Hause wohl verwahret,
 Ein Wunder, als vom Feu'r ein Brand,
 Da war vom Herrn mir aufgesparet,
 Zu schließen noch ein ehlich Band.
 Soll mir's, wenn ich mich will besinnen,
 Soll's Freude mir, soll's Leid mir sein,
 Konnt' ich für mich noch mehr gewinnen,
 Bedurft ich's, daß ich würde dein?

Es würde mir zur Sünde werden,

Wenn nach der Weltart ich's gesucht;
 Ich suchte nichts mehr auf der Erden,
 Ich lag in einer sichern Bucht.
 Mein Leben hatte eine Weihe,
 Und kein Verlangen störte mich;
 Ich fühlte mich in *einer* Reihe
 Mit Gotteskämpfern, frei vom Ich.

Da kamst du her aus fernem Lande
 Und suchtest Hilfe, suchtest Ruh';
 Der Heiland löst' auch deine Bande,
 Ein Wunder nennst dich nun auch du.
 Hier, dachtest du, hier ist die Stätte,
 Da meine Hütt' ich bauen will;
 So liebten wir wohl um die Wette,
 Der Eltern Lieb' war unser Ziel.

Du liebtest sie, wie ich sie liebte,
 Du wolltest in den Kampf dich reih'n;
 Wenn etwas sie im Kampf betrübte,
 Da wollten wir Mitkämpfer sein.
 Du hast's an mir, ich hab's an dir ersehen,
 So liebtest du mich und ich dich;
 Und so, nur so konnt' es geschehen,
 Daß unsre Herzen fanden sich.

So ist es eine heil'ge Liebe,
 Die unser ehlich Band umschlingt;
 Es eilten unsre ersten Triebe
 Dem Glauben zu, der kämpft und ringt.
 Wir banden darum uns zusammen,
 Daß dienend wir im Werke steh'n
 Das nach der Eltern Wunsch in Flammen
 Wir möchten überall bald seh'n.

So soll die Lieb' auch heilig bleiben,

Mein trauer Heinrich Theodor!
 Wir lassen nicht(s) von dem uns treiben,
 Der unsrer Liebe leuchtet vor.
 Nicht uns, wir wollen Sein Werk lieben
 Als unsrer Liebe hellen Stern:
 So bin Gottlieb ich geblieben,
 Und du sei nun ein Titus gern! (2. Kor. 8, 23)

Drei blühende Söhne sind dieser Ehe entsprossen. Es lag Blumhardt sehr am Herzen, daß diesem ihm nicht blutsverwandten Zweige seines Hauses Heimat und Bürgerrecht in seiner Familie und im Bade Boll gewahrt bleibe. Diesem seinem Wunsche wie auch dem Bedürfnisse nach weiteren Wohnräumen verdankt der geschmackvolle Neubau auf der Westseite des Bades seine Entstehung; er wurde „das Morgenland“ genannt, weil seine Zimmer morgenländische Überschriften (Bethlehem, Basan etc.) tragen. Dieses Haus sollte – so war's Blumhardts Wille – besonderes Eigentum des Hauses Brodersen-Dittus bleiben.

Es war nicht immer leicht für diesen Kreis, über den Geist des Hauses Herr zu bleiben, und zwar bot der eine Teil der Bewohnerschaft, das zahlreiche Dienstpersonal, oft schwerere Hindernisse dar als die Schar der Gäste, die eben doch, von einem ernsten geistlichen Bedürfnisse gezogen, hergekommen waren. Manche Personen hatte Blumhardt aus Barmherzigkeit in seinen Dienst genommen, und Leute aus seinem Dienst zu entlassen war nicht seine Stärke. Es gab einmal eine Zeit, da es unter diesem Personal bedenklich auszusehen begann und Blumhardt dadurch in große Bedrängnis geriet. Ein Fall nach dem anderen von verborgener Unsittlichkeit oder dergleichen kam ihm zur Kenntnis - da sagte er sich und den Seinen: „Wir müssen Buße tun.“ Es waren Tage ernsten Selbstgerichts, wo in Blumhardts Familie ein neuer Ernst zum Gebet und zur gemeinsamen Betrachtung des Bibelworts erwachte, und siehe, nach kurzer Zeit kam von jenen Fehlbaren eins nach dem anderen in aller Stille auf Blumhardts Zimmer, Sünden zu bekennen, und eine Bewegung ging durch jenes Personal, ähnlich der uns bekannten in

Möttlingen. Daß es damals auch im Äußerlichen manchmal schwerging, darüber erzählt uns ein alter namentlich seinerzeit durch die gemeinsamen Anstrengungen um ein gutes Gesangbuch mit Blumhardt verbundener Freund folgendes: „Es geht‘ hat er mehrmals geschrieben, wenn er eine alte Weise aus Freilinghausen auf ein Gesangbuchslid anzupassen suchte. Dieses ‚es geht‘ scheint damals auch sonst seine Zuversicht geworden zu sein. Als ich ihn später einmal in Boll besuchte (es war in der Zeit des Krimkrieges, und Briefe und Fürbitten kamen aus Frankreich und Rußland an ihn), hatte er kein Holz mehr und auch kein Geld, welches zu kaufen. Bald darauf aber teilt er mit, daß es ‚gegangen‘, und zwar in Kürze.“ – Welche treue Mitkämpferin Blumhardt in solchen Notzeiten an seiner Frau hatte, darüber ist mir jetzt, seit sie heimgegangen ist, der Mund nicht mehr geschlossen. Ihr Sohn, Pfarrer Christoph Blumhardt, berichtet darüber u.a. wie folgt*: „Es läßt sich nicht beschreiben, welche drückenden Verhältnisse durchzukämpfen waren, bis das Haus Bad Boll nur einigermaßen als ein gereinigter christlicher Ort behaglich wurde. Es schreibt mir ein Freund, ... er habe meine Mutter im Gang getroffen, vor einem Weißzeugkasten stehend, sich krümmend wie ein Wurm in einem Tränenstrom, daß die Steinplatten naß wurden, da sie denn nur die Worte sagte: ‚Ich kann nichts als schreien, der Heiland solle doch unser Bedürfnis ansehen und nicht nach unserer Würdigkeit mit uns handeln!‘ So habe sie viel und vieles herausgeweint (d.h. weinend von Gott erbeten).“

Ein Druck anderer Art lastete in der nun folgenden Zeit auf dem engeren Kreise, es waren die Leiden und Krankheiten, von welchen Frau Brodersen je länger, je mehr, oft in unerhörtem Grade, heimgesucht wurde. Es sei oft gewesen, als sollte kein Leiden an ihr unerprobt gelassen werden. Es gab Jahre, in welchen Blumhardts Kraft fast ausschließlich von diesen Kämpfen eigener Art in Anspruch genommen ward, Zeiten, in welchen es deshalb nicht ganz ohne Grund hieß, Blumhardts „Kraft“ habe abgenommen, [in]sofern [als] er wenigstens in seinem Wirken nach außen in etwas gehemmt erschien. Dieser Kampf steigerte

sich bis zu dem ihn ebenso tieferschütternden wie auch wieder hochehebenden Ereignisse des Todes jener teuren Mitkämpferin. Blumhardt hatte sie, halb sterbend, auf ihren eigenen Zuspruch hin verlassen, um in Stuttgart die regelmäßige Bibelstunde zu halten, in der Hoffnung, sie wiederzusehen. Sein Sohn Christoph, der seither schon dem Vater dienend zur Seite stand, vertrat seine Stelle bei der Sterbenden. Lange wünschte und hoffte sie, Blumhardts Wiederkehr zu erleben, bis ihr endlich Christoph sagte: „Wenn du sterben sollst, ohne Papa wiederzusehen, so wollen wir uns auch hierin ergeben, wir wissen ja nicht, ob es nicht auch für Papa leichter sei, wenn du vorher stirbst“, und betete in diesem Sinne einige Worte, worauf sie leise Amen sagte und in wenigen Augenblicken verschied. Blumhardt hatte in Stuttgart eine schwere Nacht zugebracht, und als er in Göppingen den Bahnzug verließ, rief er den Seinen, die ihm die Trauerkunde brachten, laut die Tageslosung entgegen: „Ich vertilge deine Missetat wie eine Wolke und deine Sünden wie den Nebel.“

Um die ganze Wucht der Bedeutung zu würdigen, welche dieses Ereignis für Blumhardt hatte, lasse ich noch Blumhardt selbst einiges über die letzten Leiden und den Tod seiner Mitkämpferin erzählen: „Große, unbeschreiblich große Kraft der Seele behielt die Selige namentlich unter den Entwicklungen und Schmerzen ihrer letzten, zwei Jahre lang dauernden Krankheit; während derselben fanden immer noch viele Erhörungen statt, denn oft schien die Krankheit wieder beseitigt, daß sie, wenn sie heute todesschwach dalag, morgen doch wieder selbst größeren Geschäften, wie denen in der Waschküche, sich unterzog, ohne sich dreinreden zu lassen. Eine ganze Reihe von Leiden, welche für sich allein den Tod hätten bringen können, wurden mit bittem Glauben und ernstlichem Anhalten beseitigt, und wir müssen unter allem des Herrn freundliche Erhörungsgrnade preisen, durch welche immer wieder das teure Leben uns länger erhalten wurde. Einmal war ich abwesend und wurde noch vor meiner Ankunft telegraphisch benachrichtigt, wie weit draußen sie sei, daß stundenlang der kalte Schweiß auf ihr lag. Als ich

kam, sah sie matt wieder auf, ihr Auge belebte sich, und bewegte sagte sie: ‚Jetzt, Papa, wird’s ernst‘; aber schon diese Worte machten mir Mut zu beten, zu glauben, zu hoffen; und wirklich kam schnelle Hilfe, sie fiel in einen sanften Schlaf, und nach dem Erwachen stand es so, daß der Arzt sich nicht genug verwundern konnte, und ein vorher weniger beachtetes Übel, das diesmal tödlich geworden zu sein schien, war nun ganz beseitigt ... Aber das Hauptübel nahm wieder zu. Einmal, als es wieder zum Äußersten gekommen war, rief sie wie eine Sterbende, mit dem Atem ringend: ‚Nicht sterben, nicht sterben!‘ Meine Kinder standen alle vor ihr, auch ein von ferne gekommener Sohn. Diesmal kam die Hilfe so schnell und auffallend, daß sie selbst aufforderte, da eben die Andacht beginnen sollte, dem Herrn öffentlich zu danken. Indes war wieder nur ein gefährliches Nebenübel beseitigt, das Hauptübel wirkte unerbittlich stetig fort. ‚Saget doch nicht‘, sagte sie uns, die wir darüber betrübt waren, ‚daß der Herr nicht erhöere!‘ und wies auf vieles hin, das alles nicht mehr da sei. Daß jedoch eine Befreiung vom Hauptübel, welches zum Tode führen mußte, vom Herrn gewährt werden möchte, dafür schnitt sie selbst uns jede Hoffnung ab und verwehrte es, wenn wir ernstlich dagegen beten wollten. Daß es so vom Herrn sei, mußten wir als gewiß annehmen, aber wie tief mich’s, nach so vielen Erfahrungen der Kraft Gottes gegen so viele Übel an derselben, im Inneren beugte, mögen die Freunde, die das lesen, mir abfühlen.

Ich war’s nicht wert, bekenne ich frei, wohl auch, weil das bisher Erfahrene nicht genug beachtet und auf den Preis Gottes verwertet worden war. Vielfältig war auf den ersten Teil der Geschichte (Kampf und Erweckung) mißtrauisch hingesehen worden, und weil man nirgends recht davon reden durfte, ohne übel darum angesehen zu werden, ja wir selbst unser Glaubensleben verstohlenerweise führen mußten, so machte das Totschweigenmüssen der großen Geschichte und alles Tuns des Herrn und überhaupt das Alleinstehenmüssen auch uns lahm, daß wenigstens der Herr von allem wenig Gewinn hatte. Ich nehme indessen alle Schuld auf mich und bleibe der festen Zuversicht, daß

des Herrn Arm in nichts verkürzt ist. Freilich muß seine Stunde noch kommen. Zunächst ist uns der Heimgang ein Antrieb zu größerem und entschiedenerem Ernste durch alles hindurch geworden, und allen Gliedern meines Hauses ist's nicht vergeblich gewesen. Wenn namentlich das langsame Heranwachsen meiner Kinder in den besonderen Geist des Hauses der Entschlafenen die größte Bekümmernis und Sorge gemacht hat, weil sie davon ein Hinfallen meines Hauses und eines Werkes Gottes fürchtete, das sie fast mit Augen vor sich sah, so hat ihr Tod noch ihre Wünsche erfüllt. Denn von da an, ihr selbst noch im Sterben erkennbar, ist der neue Geist, wie sie ihn wünschte um des Herrn willen, bei allen durchgebrochen. Wenn derselbe auch noch wachsen muß, so hat er doch bei allen angelegt. Hat sie denn etwa – so haben wir seitdem uns oft gefragt – sterben, also uns zum Opfer werden müssen, damit das werde? Wie ihm sei, so beugen wir uns, wollen aber nichts anderes, als so uns stellen, daß der Herr uns zu allem brauchen kann, wie es sein Wohlgefallen ist.“

Zweierlei wird uns bei allen diesen Worten Blumhardts über Frau Brodersen aufgefallen sein. Einmal die ganz außerordentliche Hochachtung, die er für sie hegte, und dann noch obendrein die tiefe Demut seines Herzens. Man darf wohl sagen, letztere Stimmung war der Grundton in jenem kleinen Kreise, und namentlich auch Gottliebin war in einer an Angst grenzenden Weise davon erfüllt, daß, wer irgend für das Reich Gottes etwas nütze sein soll, für sich sozusagen ins reine Nichts herabsinken müsse, während sie andererseits für die Pflicht, etwas zu sein, ein ebenso lebendiges Gefühl hatte.

Verweilen wir noch ein wenig am Grabe dieser Kämpferin, deren Lebensgeschichte in so heiliger, ernster und inniger Weise mit derjenigen Blumhardts verknüpft war und auf die letztere einen so gewaltig bestimmenden Einfluß ausgeübt hat! Wäre wohl – so möchte man fragen – Blumhardt das geworden, was er uns war, wenn sein Glaube nicht durch die Kämpfe und Leiden dieser Heldenseele in jenen heißen Schmelztiegel des „Kampfes“ gekommen wäre? Man kann ja so nicht fragen, aber wer in

Blumhardts Erlebnissen einen Segen von allgemeiner Bedeutung erkennt, der wird auch in der denkwürdigen Weise, wie diese beiden Kämpferseelen einander zugewiesen wurden, die Hand der Vorsehung erblicken. Manchem Leser mag freilich die Person der Gottliebin immer noch ein Problem, ein Rätsel, ein fraglicher Punkt geblieben sein, vielleicht auch sogar solchen, welche sie in Bad Boll kennengelernt. Denn sie trug in der Tat ihren Schatz in irdenen Gefäßen. Wer sie in ihrer heimeligen Art in Möttlingen gekannt hatte, dem erschien sie in Bad Boll – in dem ihrem neuen Stande entsprechenden Damengewande – fast wie David in der Rüstung Sauls. Zwar, daß ihr ganzes Wesen ein geistdurchdrungenes war, konnte man bald merken. Zarte Aufmerksamkeit und feines Mitgefühl strahlte wie die unsichtbare Wärme aus der rauhen Hülle gegen jedes Weh und Leid; auch war es z.B. fast imponierend, wie sie noch in den letzten Sterbestagen bei immer wiederkehrendem Brechen ihre letzten, ja fast ihre schon entschwundenen Kräfte aufraffte, um ihrem unerbittlichen Reinheitsbedürfnis mit fast unbegreiflichem Erfolge zum Rechte zu verhelfen. Aber die Schale ihres Wesens – wie man so zu sagen pflegt – war rau. Sie hatte von ihrer ärmlichen Jugend her etwas Grobkörniges behalten, das auch in ihren Gesichtszügen und in ihrem Körperbau ausgeprägt war. Ja, es war dies auch in mancher Beziehung das ganz entsprechende Gewand für ihre innere Persönlichkeit. So war sie denn nichts weniger als das, was wir unter „liebenswert“ oder „anmutig“ oder „sympathisch“ zu verstehen und was wir als solches aneinander zu lieben und zu loben pflegen. Dafür war sie durch eine zu ernste Lebensschule hindurchgegangen. Sie sah im Geiste die Leute gleichsam als schon Gestorbene an, d.h. nach dem Zustande, in welchem sie sich jetzt, wenn sie schon gestorben wären, befinden. Darum waren für sie Rang, Stand und dergleichen so gut wie nicht vorhanden, und darum war auch ihr Scharfblick lästig, zumal ihr Ingrimme über jederlei verborgene Nichtsnutzigkeit ziemlich unverhüllt aus ihrem Auge strahlte. Aber in ihrem Inneren – das ist aller, die sie näher kannten, unauslöschlicher Eindruck – war sozusagen jede Faser lauter Aufopferung und

Bravheit, und hinter ihrem rauhen Wesen gegen andere verbarg sich ein heißer, heiliger Ernst der Liebe und Fürbitte, wie man's leider nicht leicht sonstwo findet. Ihr innerstes Wesen aber ging völlig auf in dem *einen* Gedanken: „Vorwärts zum Siege für Gottes Reich!“ Daß in Blumhardts großen Erlebnissen ein Kampf begonnen habe, der mit dem vollen Siege des Herrn, mit Niederlegung aller Macht der Finsternis enden müsse, das war ihr mit zwingender Unwillkürlichkeit klar, und dafür hätte sie alles und alles mit kriegerischer Rücksichtslosigkeit geopfert –, und für diesen Kampf- und Siegesdurst mußte sie auch – möchte man sagen – büßen; der Herr behaftete sie bei diesem ihrem Eifer und verwendete denselben für den von ihr gewünschten Zweck. Ihre Lebensgeschichte war in seltener, wohl fast unerhörter Weise eine Leidens- und aber auch eine Siegesgeschichte. Blumhardt hat in seinem Manuskripte näher, als wohl für den weiteren Leserkreis gepaßt hätte, ausgeführt, wie jene Kampfesleiden darum über sie kamen, weil sie mit zartestem Gewissen und strengster Gottesfurcht allen Lockungen, sich von unheimlichen Gewalten scheinbar Gutes (z.B. Geld die Fülle) erweisen zu lassen, widerstand. Ein Nachgeben in diesem Punkte, ein Eingehen auf diese Anerbietungen hätte wohl jederzeit sofort allen ihren Leiden ein Ende gemacht. So war „Überwinden“ das besondere Gepräge ihres Christentums. Bei all ihrer Leidenswilligkeit lag ihr aber kaum etwas so ferne wie jene Duldungs- und Leidensschwärmerei, die sich selbst und die eigene Vervollkommnung als den einen großen Zweck ansieht, und ebensoferne lag ihr irgendein Wichtigtun mit ihrem Leiden. Sie litt – so dachte sie – für den Herrn und Sein Reich, und was man für Ihn leidet, das war, in ihren Augen, an ihr oder an anderen etwas Selbstverständliches, von dem nicht viel Wesens gemacht werden darf. Wie *wobl* diese militärisch rauhe, allen Phrasen und aller Gefühlsseligkeit und allem gegenseitigen Süßtun direkt entgegengesetzte Art denen tat, die sie zu genießen bekamen, das kann natürlich nicht im einzelnen erzählt werden. Ein hochgeborener Herr erzählte mir einmal in hellen Tränen, wie siegreich durchschlagend einst in einer entscheidenden Stunde seines Le-

bens ihre derben Ermahnungen, oder eigentlich richtiger: Kommandoworte auf ihn gewirkt. Nach allem dem wird auch nicht befremden, daß sie vor allem äußeren – ans Absichtliche streifenden – Kundgeben der Frömmigkeit in Miene und dergleichen eine an Aberwillen grenzende Scheu hatte und dadurch beinahe eher zu jener Unart neigte, die Goethe an sich selbst als „umgekehrte Heuchelei“ bezeichnet – eine künstliche Kälte, wodurch sie vielen aufs neue rätselhaft wurde. Aber dies war, wo es also schien, doch nur Schein und nur Ausfluß ihres aufs äußerste einfachen, natürlichen, ungezwungenen und wahren Wesens. So kam sie z.B. aus Mangel an Zeit in der Regel erst kurz vor der Morgenandacht zum Frühstück und ließ sich dann an demselben durch Blumhardts Bibelbetrachtung nicht stören, sondern hörte achtsam, aber frühstückend zu. Einem Freunde, der sich darüber aufhielt, schreibt Blumhardt: „Unsere Andachten sind familiäre Gespräche, in welchen keine Steifheit sein sollte. Viele stricken ... War nicht das Ährenraufen der Jünger (an einem großen Sabbat) nach damaligen Begriffen noch weit ärgerlicher? Mit Frau Gottlieb Brodersen kann ich nicht darüber reden, denn das hieße, sie vom Tisch verbannen (weil ihr's an Zeit gebräche).“ – So war Frau Gottlieb Brodersen-Dittus. Den vollen Eindruck von Hoheit, Größe und Überwindertreue, den ja nicht nur ich, sondern vor allem Blumhardt selbst und die Seinen von ihr hatten, mochte ich nicht ganz wiedergeben, um nicht etwa manchen unverständlich oder ungenießbar zu werden.

Für Blumhardt und sein Haus war – wie wir oben aus seinen Worten entnehmen konnten – dieser Tod ein merkwürdiger Wendepunkt, gleichsam das Signal zu einem Aufschwung. Vom Ende der vierziger Jahre an, namentlich aber seit seiner Übersiedlung nach Bad Boll, war Blumhardt in gewissem Sinne beständig in die Tiefe geführt worden. Daß er keine Gemeinde mehr hatte, war nämlich nicht nur seinem Geiste eine Entbehnung, sondern hatte ihn auch allmählich in den Augen des großen Publikums aus einem Diener des Evangeliums zu einem „Wunderarzte“ gemacht, und die manchen, die ihn rein nur als einen solchen aufsuchten, machten ihm viel Not; denn was sollte

er mit solchen anfangen? Daß an solchen auch in der Regel nichts geschah, lag in der Natur der Sache, ja war sozusagen um der Reinheit der Sache willen unerlässlich oder war gerade ein Zeichen der Reinheit derselben. Von solchen mag vorwiegend das (übrigens, wie wir oben sahen, ein klein wenig begründete) Gerücht, Blumhardts „Kraft“ habe abgenommen, ausgegangen sein, was wiederum die wohltätige Wirkung hatte, den Zudrang solcher Unverständiger abzuwehren. Dieses Verkannt-sein vom großen Publikum drückte ihn aber weniger als [dies]: daß er bei seinen Glaubens- und Gesinnungsgenossen so wenig Gehör und Anklang fand. Immer einsamer fühlte er sich, und immer schwerer drückte ihn der Jammer, daß die Macht der Finsternis so sich ungestört und ungebrochen über die ganze Menschheit forterstrecken dürfe. So schreibt er z.B. im November 1862 nach dem ihn tief erschütternden Tode Dr. Barths: „Lebet denn wohl, ihr Lieben alle! Oh, wenn ihr wüßtet, was immer in meiner Seele vorgeht, wieviel Kampf, wieviel Wehmut! Oft faßt mich ein Grauen, wenn mein Geist einen Flug durch die uns jetzt bis ins einzelste bekannte Welt macht. Mein Herz ist immer geschnürt, daß es springen möchte. Dann danke ich wieder Gott, daß ich so bin. Denn wir müssen mit Säcken angetan sein. Ach, wären's doch ihrer mehr!“ – Und ein Jahrzehnt später (Mai 1873) schreibt er: „Aber allein, allein stehe ich. Kein Mensch begreift mich und meine Erfahrungen. Aber wie ist die Menschheit so blind – des Teufels Macht und Krallen nicht zu erkennen! Mausstill muß ich überall sein, bin's auch – und durch Stille muß es durchbrechen!“ – Fast der einzige Freund, der ihn ganz verstand und mit ihm einigging, war der uns schon bekannte Fabrikant Dieterlen in Rothau, Elsaß. Dieser hatte ja nicht nur das Leben im Möttlinger Pfarrhause durch eigene Erfahrung kennengelernt, sondern auch den Segen der Fürbitte Blumhardts in wunderbarer Weise reichlich an seinen Rothauern erfahren. Ihn drückte es daher desto mehr, daß Blumhardt in seiner großen Bedeutung so unerkannt bleiben, von den Zeitgenossen gleichsam so totgeschwiegen werden sollte; und in seinem jugendlichen Ungestüm fand er auch Blumhardt nicht frei von Schuld an dieser seiner

Lage. Blumhardt sollte, so meinte er, gerade mit seinem Besonderen lauter und kräftiger vor die Öffentlichkeit treten, seine Predigten, die er etwa veröffentlichte, bewegten sich – so meinte er – zu sehr nur in den allgemein angenommenen Gedanken, seien zu sehr nur gemütlich usw.

Von den Antworten, die Blumhardt ihm schrieb, folgt hier ein reicher Auszug, der vielfach beleuchtet, wie Blumhardt sich verpflichtet fühlte, mit dem Neuen, das ihm gegeben war, ins Alte hineinzuwurzeln und ersteres aus letzterem herauswachsen zu lassen. Er schreibt in einem Briefe: „Bei allen meinen Predigten will ich nur den Text erklären, anschaulich machen. Meine Predigten werden so durchaus nichts geben als eine Reproduktion des Textes, der Geschichte und Reden des Herrn. Was mir der Text an die Hand gibt, bespreche ich; was er mir nicht gibt, bleibt weg und wird bis auf einen anderen Text verspart. Sieh nun die 3 Predigten an, ob sie etwas anderes zulassen, als was sie geben. Wenn nicht, so habe Geduld, bis wieder Predigten zu anderen Texten kommen. – Wenn du meine Predigten bloß gemütlich nennst, so tust du ihnen sehr unrecht. Sie donnern nicht, ja, das ist wahr; aber sie enthalten sehr Ernstes und viel Anregendes, auch Neues. – Du bist zu voll von gewissen Gedanken, die dich bewegen und die du vorschnell in andere legst. Viele, die du dir in Kämpfen denkst, wollen aber nicht recht zur Bekehrung. Sie wollen nicht anders werden und könnten wohl, wie man sonst Beweise genug hat. So wird das, was bei ihnen Buße sein sollte, Unzufriedenheit bis zum Murren. Da muß man zuerst das Gewissen schärfen. Ich kann nicht damit trösten, daß es eben nun nicht anders vorerst sein könne, als wie sie's haben. Sie müssen besser dran. O Bruder, überleg doch das, es sind freilich viele schöne Seelen da, ja, die es sein und werden könnten, aber noch nicht sind, weil sie die einfachsten Lehren von Buße und Glauben nicht in sich wirken und zur Kraft werden lassen. Wie soll ich sie nun dazu bringen? Ich muß ihnen das gegebene, das geschriebene Gotteswort hinlegen, wie es lautet, nach dem, was es gibt und was es fordert. Ich muß bitten: lasset euch versöhnen mit Gott. Da muß ich freundlich, muß gemütlich reden, weil das

am tiefsten in die Herzen dringt. Mit den freundlichsten Vorträgen erschüttere ich am meisten. Wohl weiß ich noch, welche gewaltige Bewegung meine Predigt Nr. 1 seinerzeit in Möttlingen hervorgebracht hat. – Was anderen fehlt, die predigen, ist, daß sie den Leuten nicht ans Gewissen kommen. Findest du das in meinen Predigten? Ist etwas schief, einschläfernd gesagt? – Es gibt Leute, die wollen nur immer Fragen beantwortet wissen. Was braucht's denn viel Fragens? Tue einer, was er weiß! Lese, betrachte er die Schrift! Fange er nur an, sich vor Gottes Angesicht zu stellen! Prüfe er sich und sein Selbstwerk, forsche und sehe, welch ganzes Weltkind er im Grunde noch ist und [wie er] nur durch eine innere Angst ein Christentum beweist.

Im übrigen vergiß doch ja nicht, wieviel von göttlicher Gnade und Hilfe durch die in der Reformation wieder ans Licht gebrachte Rechtfertigung durch den Glauben uns allen zugänglich ist!

Du meinst, es pressiere mir nicht! Allerdings! Du mutest mir zuviel zu, wenn du meinst, mein Schrei würde es jetzt ausmachen. Wer schreit, muß wissen, daß sein Schrei durchdringt; oder es ist nur ein tönendes Erz. Zum Schreien gehört die Überzeugung, daß offene Ohren da sind. Ohne den Heiligen Geist kann man auch nicht hören. Niemand weiß mehr als ich, wie wenig er *gehört* wird. Was ich eigentlich will, überhören sie alle(s), und nur nebenherum schnappen sie etwas auf. Ich habe aber darauf achtgegeben, was die Leute eigentlich auffangen von dem, was ich ihnen biete, und habe gemerkt, daß sie nichts auffangen als eben das, was ich jetzt in den Predigten gebe. Auch in diesen sage ich viel, das Tausende wohl lesen, aber nicht *hören*. Ein Lehrer soll aber nicht mehr geben, als was die Leute *hören*. Deswegen hat auch der Herr so zurückhaltend gesprochen, weil keine Ohren da waren. Die aber, die so viel fragen, haben am wenigsten Ohren. Ich bitte dich, glaube mir das. Was hilft's aber, sich gleichsam gegnerisch gegen alles Vorhandene hinstellen. Wie viele Seelen verletze, verschließe ich, statt zu öffnen? Wenn ich gegen falsche Richtungen, Sekten, Parteien laut aufträte, wie viele Pflanzen zerknickte ich? Ich bin es gewiß,

daß ich mit meiner ruhigen, zarten, gemüthlichen Art schon viele gewonnen habe, die mir feind waren und die ich für immer abgestoßen hätte, wenn ich anders wäre.“

Ein andermal schreibt er: „Ich brauche dir nicht erst zu sagen, daß ich eine Gottessache in der Hand habe. Daß sich solches dem, der will und selbst den Herrn sucht, beweist und offenbar, ja wunderbar bewiesen hat, das weißt du auch. Aber daran bitte ich auch zu denken, daß ich in täglichen Ängsten bin, ob ich's auch diesem heiligen Gott gegenüber recht mache. Ich fühle es, daß ein Abweichen von Seinem Sinn und Seinen Gedanken und ein Hineinfallen in eigenes Streben und Treiben mir alles verderben könnte. Auch ein Mose, da er schon berufen war, stand in Gefahr, vom Herrn getötet zu werden. Da muß ich allezeit nach allen Seiten hinausblicken, wie ich's zu machen, wie zu denken und zu wirken habe, daß ich mir nicht einen Vorwurf zuziehe und ich nicht einen Radschuh in den Fortgang Seiner Sache einlege. Der Gedanke, daß es *Seine* Sache ist, erfüllt mich oft mit einem Schauer. Die letzten Jahre haben mir auch je und je Sorgen gemacht, ob's nicht an etwas fehle, weil es so stille geworden ist, und wenn andere schon mir den Vorwurf gemacht haben, ich hätte mir meine Simsonshaare beschneiden lassen, so bin ich auch darüber in die Stille gegangen, obwohl ich bald fand, daß ich kein Simson sein solle. Wieder andere meinen, ich akkommodiere mich zu sehr und sollte mich, als mich, besser scheiden von den anderen. Das ist ein Punkt, der vielleicht auch bei dir nicht ohne alles Gewicht ist. Ich bin aber aufs Gegenteil gekommen und muß Gott auch in den anderen ehren. Ich fühle, daß ich die Stützen, auf welchen ich von Kind an ruhte, die innere Gemeinschaft mit den Gläubigen, fehle es auch diesen, nicht verlassen, die Stützen nicht umwerfen darf, um neue Blumhardtische zu errichten. Bis ins kleinste hinein komme ich in Kämpfe, um das Rechte nicht zu verlieren, weil auch der Feind, wie ich weiß und erfahren habe, auf allerlei Weise mich versuchen will, mir meine Richtung vorzuzeigen. Ich hab's mit dem Herrn zu tun, der heilig ist, der nicht will, daß jemand verloren werde.

Stets muß ich auf den Anfang meiner Geschichte zurückkehren. Dieser ist nicht eigentlich die Heilungsgeschichte; denn diese gehörte in die Stille, sondern die Bekehrung meiner Gemeinde. Da wurden die Leute durch Buße und Glauben hindurchgeführt, noch ehe ich daran dachte, irgendwie Heilskräfte zu haben. Was waren dabei meine leitenden Grundsätze? Keine anderen, als die ich von Kind auf gelernt hatte, die ich nach reformatorischer Art mir aus der Schrift gesammelt hatte. Alle meine Predigten waren und blieben der Reflex der protestantischen Lehre, und ich fühlte es stets, daß ich nur wirksam predigte und die Seelen traf, wenn ich solches vornehmlich mit der Macht des Geistes trieb. Buße und Glauben an Christum, den Gekreuzigten, waren die Angel, um die sich alles bewegen mußte. Bekehrung und nichts als Bekehrung der Leute war das Ziel, auf das ich loszusteuern hatte, und zwar mit den jedermann bekannten Hebeln unserer Katechismuslehre. Hierbei mußte ich immer mit den stärksten Worten herausheben, was jeder augenblicklich bei dem Heiland haben könne, wenn er mit lauterem Sinne Buße und Glauben erfaßte, und vorerst eben das haben könne, was seit 300 Jahren der Katechismus heraushebt als sichere Frucht des Glaubens, wie Vergebung der Sünde, Frieden, Kindschaft mit Gott, einen gnädigen, erhörenden Heiland. Damit trat ich in die Fußstapfen eines Johannes ein, der dem Herrn den Weg bahnte durch Buße und Vergebung der Sünden, und in die Fußstapfen des Herrn selbst, wie Er's in allen Reden, besonders in der Bergpredigt, darstellt, in welcher unter anderem der Herr, ohne auf Eventualitäten (d.h. später möglicherweise vielleicht eintretende Einschränkungen) einzugehen, die stärksten Gebetsverheißungen gibt.

Ist nun mein Beruf heute ein anderer geworden? frage ich mich oft. Viele haben mich nach dem beurteilt, was nebenbei vorkam, nach den Heilungen, und allmählich bin ich freilich nicht mehr recht als der angesehen, der vorerst nichts als Buße und Glauben zu predigen hätte, um dem Herrn den Weg zu bahnen. Mir aber wird's täglich klarer, daß ich mit nichts mehr der Sache Gottes in den Weg treten würde, als wenn ich in mei-

nem Ersten lockerer würde. Ich mache täglich mehr die Erfahrung und habe in diesen Tagen sehr Gedanken nach dieser Seite gehabt und ausgesprochen, wie viele Christen, auch je und je solche, die zu mir halten, doch eigentlich noch ein unbekehrtes Herz haben, [in]sofern [als] sie doch mehr sich selbst im Auge haben, ihre eigensten Neigungen, Gedanken, Richtungen nichts weniger als dem Herrn unterordnen. Sei es aber nun, wie es wolle, mein Beruf ist ein Johanneischer, um es also auszudrücken, und wer nicht nach dieser Seite mich auffaßt, versteht mich nicht, unterstützt mich auch nicht. Immer werde ich auch darauf hingewiesen durch den Erfolg meines Wortes, da viele fort und fort [sich] umwenden, dem Herrn zu dienen. Je mehr ich die Saiten zur Bekehrung anschlage, desto lieber hört man mich und desto tiefer komme ich mit den Leuten. Ja, die Frucht der Heilungen ist sehr häufig eine Umkehr zum Herrn, wie das auch die Frucht der Wunder Christi sein sollte.

Sehe ich in die Weissagung hinein, so ist zu überlegen, was in Hesechiel 36 vor der Ausgießung des Geistes geschehen muß, ebenso in Joel. Auch die letzten Worte in Malachia gehören hierher.

Indem ich aber freilich die Bekehrungen ansehe, so fehlt noch vieles. Aber das erfüllt mich mit Angst, daß an dem es einen Aufenthalt geben könnte, wenn man die Bekehrung der Leute nicht mehr zum Zentralpunkt macht. Denn der Herr wird nichts geben, wird nicht sich so offenbaren, wie ich es wünsche und hoffe, wenn die Bearbeitung der Herzen nicht Erstes und Letztes bleibt. Ja, ich merke noch mehr, daß die Offenbarungen des Herrn bereits angefangen haben und ganz sachte da und dort im stillen sich kundtun, wie die Herzen sich durch Buße zubereiten lassen; und es geht jetzt schon so, daß ihrer viele bei allem Suchen und Streben nach Erweisungen des Geistes und der Gnade nebenhinkommen, weil nicht ganz lauter ihr Herz sich zum Herrn wendet. Mir ist bange, daß auf diese Weise viele sich zuletzt wie als ausgeschlossen ansehen müssen, weil die Wege je länger, je mehr auseinandergehen. Es gibt zweierlei Jungfrauen. Beide warten auf den Herrn, die einen mit Öl, d.h. einem be-

kehrten Herzen, die anderen ohne Öl, d.h. mit umgekehrtem Herzen.“

Dieterlen scheint einige gedruckte Predigten zu hart gefunden zu haben, teils weil sie überhaupt zu scharf ins Gewissen redeten, teils aus dem besonderen Grunde, weil Blumhardt in denselben eine allgemeine Erhörlichkeit des Gebetes betone, wie sie gerade nach Blumhardts tieferen Erfahrungen gegenwärtig nicht zu spüren sei. Blumhardt antwortete ihm darauf (in demselben Briefe): „Was sage ich anders als meine Bibelworte, Dinge, die eben auf die Bekehrung der Herzen zielen sollen. Du meinst, ich sage zuviel, mache zu große Versprechungen, die nicht in Erfüllung gehen, oder wie du's nun meinst. Du meinst, ich solle den Beisatz machen, es gelte vieles, was der Herr verspricht und uns sein will, einstweilen nicht völlig, und weil ich das nicht sage, ver falle ich in den Ton der anderen und beleidige.“

Was aber soll mich denn berechtigen, zu Worten des Herrn einen solchen Beisatz zu machen? Ich weiß wohl, daß ich einmal etwas der Art in Beziehung besonders auf die Wunder zu dir im Vertrauen gesagt habe, mit dem ausdrücklichen Bemerkten, daß man das nicht offen aussprechen dürfe, weil es nicht verstanden würde. Nun verlangst du aber, daß ich gerade öffentlich die Leute darauf hinweisen soll, die großen Verheißungen müsse man nicht so nehmen, daß sie für uns soviel gelten wie damals, bis der Herr wieder näher komme. Wozu aber doch das? ‚Damit die Leute nicht ganz abkommen vom Beten.‘ Als ob sie dann mehr Vertrauen hätten zu beten, wenn ich sage, es gehe eben jetzt noch nicht; – oder ‚damit die Leute nicht immer wieder denken müßten, ihr Gebet sei eben nicht recht‘. Da kommt der mißliche Punkt. O Bruder, es ist nun einmal so, daß in unzähligen Fällen die Leute wirklich nicht sind, wie sie sein sollen, wenn ich es ihnen auch nicht sagen kann, wo es ihnen fehlt. Dir aber kommt nun das so gar hart vor und arg, daß man's den Leuten ins Gewissen schieben soll. Du weißt, ich tue das nicht einmal, sondern helfe mir damit, daß ich auf einen verborgenen Willen des Herrn hinweise, dem wir uns fügen müssen. Aber ohne weiteres ihnen das tiefere Eingehen in ihre Herzen und in

ihr Leben damit vorzeichnen, daß ich die Nichterhörnung zur Regel mache, ohne alle Berechtigung aus der Schrift, das heißt zuviel von mir gefordert, und damit ist den ersten Erfordernissen der Buße und des Glaubens zu nahe getreten. Wenn ich dann vollends alle Tage Beweise erhalte, wie der Herr erhört (jede Post bringt mir solche Beweise), so kann ich doch nicht sagen, der liebe Heiland sei wunderbar, gebe da, und dort gebe er nicht, sondern was liegt näher, als zu denken, es fehle wohl auch an den Leuten? Da liegt es eben, daß so viele mit sich fertig sind, und vor dem Herrn sind sie es nicht. Sie sollten und könnten weitersein, als sie sind, mit dem, was vorliegt. Daß sie aber das merken, dazu muß man ihnen die Wahrheit vorführen, weil es nicht recht ist, ihnen ins Gesicht hinein ihre Mängel vorzuhalten; und daß sie es merken, muß die Schrift gegeben werden, wie sie lautet, und wer nur ein Jota davonnimmt, wird der Kleinste heißen im Himmelreich.“ Dann fährt er fort: „So ist es auch mit anderen Dingen. Du redest von Personen, die ein Bedürfnis hätten, ganz andere Dinge von uns zu hören, als etwa jene Predigten geben. Ich begreife dich mit diesen Äußerungen gar nicht. Ich komme doch gewiß mit vielen Menschen zusammen, und ich habe noch keine der Art kennengelernt, wie du meinst, daß es bei vielen sei. Sie wollen alle, wenn sie etwas wollen, weiter nichts, als geistlich gefördert werden, und immer wieder kommt's vor, daß sie am meisten befriedigt werden, wenn ich gerade das gewöhnliche Evangelium mit meiner Art und Faßlichkeit vortrage, während anderes kaum recht an sie hinkommt. Wenn du's nun anders findest, kannst du mir's übelnehmen, wenn ich glaube, du legest dich und deine Gedanken zu frühe in die Seelen anderer hinein, daß dir's vorkommt, du vernimmest es aus ihnen, wie es aus dir kommt, und daß du nicht genug mit jenen Leuten auf die Grundpfeiler des Evangeliums von Buße und Glauben zu sprechen kommst? Mit deinen Leuten in W. machst du's recht; ob aber mit anderen, das ist die Frage. Ich aber komme mit solchen Leuten allen ins Gedränge, welche die ersten Stufen geistlichen Lebens überspringen und denen das Gewöhnliche nichts mehr geben will. Wie unendlich viel aber

das Gewöhnliche den Leuten noch gibt, davon erhalte ich beständig Beweise. Überall werden Leute bekehrt, ohne mich. In allen Teilen Deutschlands erzeugt das gewöhnliche Wort Kinder Gottes, und erst wenn sie durch dieses gefaßt und auf die Tiefe ihres sündlichen Herzens gekommen sind, machen sie sich in ihren Nöten an mich, und mir gelingt's, ihnen leicht im Geistlichen zu bieten, was sie brauchen, daß ich's sehe, der Herr gibt wirklich alles, was not tut. So bleibt uns nur übrig zu bitten, daß der Herr wirken möge, daß immer mehr Leute das suchen, was not tut, da wir sie kühn darauf verweisen dürfen, sie gehen nie leer aus, wenn sie den richtigen Herzensgang gehen. Mit Leuten aber, die nicht vorher gründlich in sich selbst hineinkommen, kann ich vorderhand rein gar nichts anfangen. Ich habe nur Not mit ihnen, weil ich mich immer wehren, rechtfertigen, in die Länge und Breite ausreden muß, ohne etwas anderes auszurichten, als daß sie mich etwa schätzen. Dazu bin ich aber nicht da, daß mich die Leute schätzen, sondern daß sie durch meinen Dienst bekehrt werden.“

Im weiteren bittet er ihn inständig, das Kleinod der evangelischen Kirche, die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben, hochzuachten und nicht etwa aus übelangebrachter Weitherzigkeit die Gebrechen des Katholizismus allzu gering zu achten, und fährt fort: „Sieh, mein Lieber, warum ich Unruhe empfinde! Es handelt sich um eine Lebensfrage in meinem ganzen Wirken. Ich bin für alles verantwortlich einem Herrn, der's genau nimmt und es gewiß nicht leiden kann, daß das, wodurch sein Evangelium bis zu uns sich durchgerettet hat unter Seines Geistes Leitung, seine gehörige Würdigung nicht finde; wenn's auch nur das wäre, daß mir die Herzen von Tausenden, am Ende aller Christen, offenbleiben sollen, die sich mir schließen, wenn ich ihren Überzeugungen – sei's auch nur durch einen Schein – nahetrete. Ich muß mich vor dem Herrn ansehen als einen, der seinen Boden hat in der Christenheit, und muß Ihm dankbar dafür sein damit, daß ich ebendiesen Boden achte und pflege. – Der Herr gebe uns Klarheit und demütige Nüchternheit des Sinnes! Das Gleichnis sagt: ‚Er aber wollte lange nicht.‘

Warum? Das hat seinen Grund auch. Bruder, es kostet etwas, die Türen aufzubringen!“

Diese brieflichen Herzensergüsse zeigen uns besser, als es jede andere Schilderung vermöchte, Blumhardts geistige Haltung in jenen Zeiten der Stille und teilweise des scheinbaren Niedergangs. Fest, solid, ohne alle Sanguinik, aber unverzagt steht er da, [sich] des Zieles, der Aufgabe, der Verantwortlichkeit, aber auch des endlichen gewissen Erfolges bewußt. Über den geistigen Aufschwung, der vorderhand wenigstens in Blumhardts Familienkreise mit dem Tode der Frau Brodersen eintrat, möge der Leser sich mit dem begnügen, was Blumhardt oben (S. 536) betreffs desselben erwähnt hat. Derselbe war teilweise auch dadurch vermittelt, daß ungefähr zur selben Zeit Blumhardts eigene Kinder, namentlich die zwei Söhne, welche den geistlichen Beruf erwählt hatten, ins Vaterhaus oder doch in die Nähe desselben zurückkehrten. Diese traten nun hervor in die Front.

Blumhardt war betreffs Erziehung seiner Kinder eigene Wege gegangen. Wir kennen einerseits seine bis zur Verwegenheit kühne Milde gegen die Jugend, und andererseits begreifen wir, daß seit seinen großen Erfahrungen in Möttlingen der innigste Wunsch seines Herzens war, daß seine Kinder unter dem Einflusse des in seinem Hause waltenden Geistes aufwachsen möchten. Mit ängstlicher Sorgfalt suchte er sie vor dem Einflusse der Welt zu bewahren und hat dafür gewaltige Opfer gewagt, sowohl für sich als für seine Söhne. Er bildete sie nämlich teils selbst, teils durch Hauslehrer, in seinem Hause heran bis zum Eintritt ins obere Gymnasium, für ihn, den sonst schon außerordentlich geplagten Mann, eine Aufgabe, welche auch noch seine letzte Kraft und letzte Mühe in Anspruch nahm, aber auch in mancher Beziehung ein Opfer für seine Söhne, [in]sofern [als] diese Art Fortbildung doch keineswegs die Höhe der öffentlichen zu erreichen vermöchte, was ihnen auch das Bestehen des Exmens sehr erschwerte. Die Art, mit welcher die Knaben durch ihren Vater in die Wissensgebiete der allgemeinen Bildung eingeführt wurden, war vielfach originell. Blumhardt war in all diesen Gebieten wohlbeschlagen und hatte allem Wissensstoff

den Charakter seines Geistes aufgeprägt, und so war er sicherlich ein angenehmer Lehrer, um so angenehmer, weil in seinem Unterrichte der Grundsatz der Freiheit und Freiwilligkeit die unbedingteste Geltung hatte; aber mißlich war es für die Schüler, daß ihr väterlicher Lehrer immer und immer wieder vom Unterrichte abgehalten oder aus demselben weggerufen wurde. Indessen, das Hauptziel dieses kühnen Erziehungsplanes wurde erreicht: seine Söhne wurden und blieben auch dem Geiste nach seine Kinder, und so hat sich schließlich auch dieses große Wagnis Blumhardts glänzend gerechtfertigt. Aus seinem Hause kamen seine drei Söhne Karl, Christoph und Theophil in das obere Gymnasium zu Stuttgart, wo sie bei der Familie v. Heider eine Heimat fanden, wie man sie nur wünschen konnte, und auch bei anderen befreundeten Familien, wie Chevaliers und Engelmans, einen Ersatz fürs Vaterhaus fanden. Immerhin schaute Blumhardt über die ganze Zeit, da seine Söhne außerhalb seines Hauses studierten, wie mit Zittern und Bangen nach ihnen aus. In seinen Briefen an seine Söhne offenbart sich in eigentümlicher Weise ein Geist der Freiheit und Weitherzigkeit betreffs jugendlicher Art und ein ebenso ängstlicher wie strenger Ernst in bezug auf die wirklichen Gefahren, welche vom Weltgeist her an die jugendlichen Seelen kommen. Als Blumhardt einmal seine Söhne in Stuttgart aufsuchte, fand er sie nicht zu Hause, und mit erschreckten Mienen sagte man ihm daselbst, sie seien so ziemlich auf eigene Faust in den Zirkus gegangen. „So, in den Zirkus? Dann gehe ich auch hin“, sagte Blumhardt. Er ging, und es glückte ihm, gerade in der Bank oberhalb der Sitzplätze seiner Söhne einen Platz zu finden. Nichts ahnend, schauten die Knaben den Reiterkunststücken zu, als plötzlich die freundliche Stimme ihres Vaters von hinten her an sie kam: „Christoph, ich bin auch da.“

Aus dem Obergymnasium kamen die beiden Söhne Christoph und Theophil, welche sich der Theologie zugewandt hatten, nach Tübingen auf die Hochschule und bestanden miteinander ihr Examen im Jahre 1866. Christoph kam in das durch den seligen Henhöfer* bekanntgewordene Spöck** als Vikar des ehr-

würdigen Herrn Pfarrer Peter, dessen väterlicher und ermunternder Weise er es verdankte, daß er nicht den theologischen Beruf, dem er sich durchaus nicht gewachsen fühlte, aufgab. Von Spöck kam derselbe als Vikar in das Boll benachbarte Dürnau, wo er zwei Jahre blieb und von wo aus er bei seinen häufigen Besuchen sich in seines Vaters Wirken hineinlebte. Im Jahre 1869 kam er nach Boll, um seinen Vater hilfreich und dienend zur Seite zu stehen.

Theophil kam zuerst als Vikar nach Gruibingen (Dek. Reutlingen), dann als Hausfreund einer elsässischen Familie nach Nizza, welche Verbindung auch bald der Anlaß wurde zu seiner Anstellung als Vikar und Pfarrverweser in dem elsässischen Städtchen Barr. Im Herbst 1869 kam er in das obengenannte Dürnau, wo ihn dann 1870 die Ernennung zum Felddiakon traf, die ihn mit den Soldaten bis vor die Tore von Paris führte. Nachdem er dann noch an drei Orten, Gruibingen, Kaiserbuch, Issingen, als Amtsverweser gewirkt, kehrte er 1872 ins Vaterhaus zurück, wo er zuerst in allerlei Unterricht aushalf und später Blumhardts Stütze in seinen schriftstellerischen Arbeiten wurde und während dieser ganzen Zeit, bald da, bald dort, in der Umgebung als Pfarrverweser oder in sonstiger Aushilfe der Kirche diente und überall Spuren reichen Segens hinterließ.

Diese beiden Söhne, Christoph und Theophil, verehelichten sich, bald nachdem ihnen Bad Boll als Wohn- und Wirkungsstätte angewiesen war, und sind nun beide mit einer lieblichen Kinderschar umgeben; und da auch der älteste Sohn, Karl, der sich am Rheine verheiratete und als Fabrikant etablierte, seine Familie im Bade Boll hatte und selbst sich die meiste Zeit dort aufhielt, da ferner der jüngste, Nathanael, von dem nahe gelegenen Hause „Hof“ aus die Güter des Bades bewirtschaftete und endlich Blumhardts Tochter, Maria, mit Emil Brodersen, Theodors jüngerem Bruder, verehelicht, im Gnadenbau waltete, so sah Blumhardt schließlich noch einen ebenso kühnen wie sehnlichen Wunsch seines Herzens, der ihm in und aus der Erweckungszeit entsprungen war, erfüllt – nämlich, einmal seine Kinder alle um sich herum wohnen zu sehen, damit sie desto sicherer mit ihm

im Herrn *ein* Herz und *eine* Seele blieben.

Wir verlassen hier die Geschichte des Hauses, aus welcher nur noch ein Freudenereignis äußerlicher Natur erwähnt sei - daß nämlich im Laufe der Zeit gutes Trinkwasser gewonnen wurde. Wir wenden uns nun dazu, Blumhardt selbst in seinem Walten im Bad Boll näher zu betrachten.

Zweiter Abschnitt

Der Pfarrer in Bad Boll

R

Kapitel 19 - Der Hausvater

Unter dem Titel: „Blumhardt als Hausvater“ möchte ich das Leben in Bad Boll, wie es täglich verlief, und Blumhardts Beteiligung daran schildern.

Wer als Besucher im Bade Boll anlangte, der bekam sofort eine bekannte Eigentümlichkeit des dortigen Hausstiles zu spüren, nämlich daß man von seinem Ankommen fast gar keine Notiz nahm. Es war dies nur die erste Probe von dem überhaupt im Hause herrschenden Tone, daß die Gäste seitens des Hausherrn sich, die Essenszeiten und die gottesdienstlichen Stunden ausgenommen, vollständig selbst überlassen sahen. Herzlichkeit, Liebe, Freude an deinem Kommen konntest du spüren, aber von jener leutehungrigen Dienstbeflissenheit, welche dir bei industriell betriebener Gastfreundschaft entgegentritt, warst du sicher. Dafür sah aber Blumhardt andererseits sehr darauf, daß man sich nicht ohne Not zu den Zeiten der Mahlzeiten und Andachten beiseite stelle.

Die bunte Mischung der Gäste des Bades, namentlich auch die große Zahl Schwächlicher, Kranker oder auch vornehmer Leute, brachte es mit sich, daß die Frühstückszeit nicht sehr früh, um 8 Uhr, angesetzt war. Wen diese späte Frühstückszeit zu längerem Schlafen veranlaßte, den weckte etwa ein Gesang um 7 Uhr; es war der Gesang der Morgenandacht des Dienstpersonals, geleitet früher von Blumhardt, später von Theodor Brodersen

und noch später von einem der beiden dem geistlichen Stand angehörigen Söhne Blumhardts, Christoph oder Theophil. Bald darauf versammelte sich Blumhardts zahlreiche Familie in einem größeren Zimmer zu einer besonderen Familienandacht, in welcher der Kinderschar, bestehend aus etwa 24 persönlichen Enkeln und sonstwie in die Familie hineingewachsenen Kindern, die erste Stelle gebührte. Hier war es Blumhardt wohl; ich glaube, er sah diese Kinder als seine Leibgarde, seine Elitetruppe an, ihnen traute er ein reines, einfaches Vertrauen auf den Herrn und auf das, was er bringen will, zu. Er betete mit ihnen als Kind mit den Kindern, nicht aus Herablassung, sondern gerade aus seinem eigentlichen Wesen heraus. Darum waren gerade diese Gebete besonders kurz und schlicht, wie's eben die Zuversicht bewirkt. Wenn die Eltern- und Kinderschar versammelt war, kam Blumhardt herein, setzte sich, läutete mit seinem Glöcklein Stille und betete, worauf die Versammlung den Segen des Herrn (der Herr segne uns etc.) sang; bei den letzten Noten regte sich's unter dem kleinsten Volke, soweit es gehen konnte, und kaum war die letzte Note verklungen, so trippelten sie auf Großpapa zu, ihnen nach brachten die Mütter auf ihren Armen die kleinsten, dann folgten die älteren. Jedem legte Blumhardt die Hand auf mit den Worten: „Der Herr segne dich, liebe Maria“ usw., bei kranken oder Geburtstagskindern oder sonst in besonderer Lage befindlichen kam natürlich ein mehreres zu diesem kurzen Segenswunsche hinzu; den Schluß bildete abermals ein Gesang, entweder: „Herr Jesu, dir leb' ich usw.“ oder „Hosianna usw.“ Alle diese Gesänge wurden nach Blumhardts eigenen Kompositionen gesungen, und die winzigsten Dingerchen von Menschenkind stimmten mit fröhlichster Zuversicht in diesen Gesang mit ein, ohne irgendwie zu stören. Mittlerweile hatte schon die Frühstücksglocke geläutet, und Blumhardt fand, wenn er den Speisesaal betrat, seine Hausgesellschaft schon in demselben versammelt und eröffnete das Frühstück mit dem Gebete: „Segne, Vater, diese Speise usw.“ Nach dem Frühstück wurde das Losungsbüchlein aufgeschlagen; erst wurden diejenigen erwähnt, deren Geburtstag etwa, als auf diesen Tag fallend, darin notiert

war; dann diejenigen, auf welche heute das Los gefallen war. Je in der Neujahrnacht wurde nämlich für jeden hierfür eingeschriebenen Freund ein Los gezogen, hauptsächlich zu dem Zwecke, damit an irgendeinem Tage des Jahres Boll an ihn und er an Boll im besonderen erinnert werde.

Nach Tische wurde ein Psalm (oft aus Blumhardts Psalmliedern) verlesen und ein Dankgebet entweder gesprochen oder von den Kindern gesungen. Nach dem Abendessen wurde aus der Heiligen Schrift ein Stück in laufender Reihenfolge gelesen und kürzer oder länger von Blumhardt besprochen. Die Andachten, sowohl des Morgens als des Abends, waren von Gesang begleitet, meistens aus Blumhardts Psalm- und Prophetenliedern.

In bester Erinnerung sind vielen die Gespräche, welche teils nach dem Frühstück oder nach dem Mittagessen (bei der Zigarre), namentlich aber auch abends geführt wurden. Blumhardt sehnte sich oft nach rechten Fragen, und ihm selbst wurden unter solchen Fragen die Geheimnisse des Reiches Gottes immer von neuer Seite klar, wie tief reichten doch oft diese Gespräche in Herz und Gewissen, und wie helle Lichter zündeten sie an! Diejenigen Gespräche waren ihm allerdings die liebsten, welche sich unmittelbar auf Herzens- und Gewissensangelegenheiten und auf die großen Dinge des Reiches Gottes bezogen, aber sonst hatte er auch für alles Menschliche Interesse und fand bei allem den direkten Bezug auf Gottes Reich. Besonders lieb und anregend war es deshalb für ihn, wenn Männer von ausgeprägtem Charakter und bedeutender Stellung im Leben mit ihm anbanden, nicht im mindesten solche, die bisher mit dem Christentum auf gespanntem Fuße gestanden; vielleicht war er dann derjenige, der aus solchen Gesprächen am meisten Belehrung gewann, denn er hatte die Tugend und die Gabe, bei jedem Menschen nach dem Vernünftigen in seinen Äußerungen zu suchen und dasselbe herauszugewinnen, er wollte nie anders als lernend belehren, und das gerade machte solche Gespräche so außerordentlich reizvoll und fruchtbar. In den Dingen allerdings, die ihm göttlich gewiß geworden waren, war er einer Belehrung, die ihn darin erschüttern wollte, unzugänglich, wie wir begreifen

werden. Je fester, klarer und unwillkürlicher solche Anschauungen in ihm lebten, ja, je mehr er sich in manchen derselben fast allein fühlte und sich anderen gegenüber beständig in Verteidigung setzen mußte, desto schwerer mochte es ihm werden, auch richtige Gedanken, die ihm neu waren, die er aber im Verdacht hatte, seinen Anschauungen zu widersprechen, zuerst abzunehmen; es ist dies jedoch eine Seite an ihm, die nur sehr selten zutage trat. Wie gerne ließ er sich, wo er Tüchtigkeit bemerkte, über alles, was irgend die *Menschen*, ihr Leben und Treiben berührte, unterrichten, wobei er allerdings wie mit einem Sprung auf dem Zusammenhang dieser Dinge mit dem Herrn und seinem Reiche war, wodurch allein de[n]selben Realität und wirkliche Bedeutung zukommt. Aber bei aller dieser Weichherzigkeit spürte man ihm eine eiserne Energie der Sammlung an, er blieb innerlich beim Herrn, und wo etwa ein Zwiegespräch in seiner Nähe verwildern oder einen gereizten Charakter annehmen wollte, da konnte er in aller Herzlichkeit einschreiten und einem solchen Herrn, auch wenn er ein sehr hoch gestellter war, sagen: „Das gehört nicht an meinen Tisch, jetzt schweigst du und du auch.“ Letzteres erinnert uns an eine Besonderheit in Blumhardts Verkehr mit anderen, daß ihm der sogenannte *pluralis majesticus*, zu deutsch die Anrede „Sie“, fast nicht über die Lippen wollte. So sagte einmal ein Graf: „Ich glaube, wenn ein König nach Boll käme, so würde er nach drei Tagen mit du angedet.“ Das war etwas viel gesagt, denn gegenüber ganz hohen Damen brachte es Blumhardt über sich, sich des „Sie“ zu bedienen, aber allgemein hat dieser Graf doch das Richtige getroffen. Er hatte dies, so unwillkürlich auch Blumhardt davon beherrscht war, seine tieferen Gründe. Wer seine Schwelle betrat, für den trat er in einer Weise priesterlich ein vor Gott, daß er ihn nicht mehr anders als bloß in dem Lichte, wie er vor Gott stehe, anschauen konnte. Es war einerseits das Bedürfnis seines Bruderherzens, sich über die Schranken dieser sonderbaren Lüge unserer Zeit hinwegzusetzen, andererseits aber war es, ihm unbewußt, gewissermaßen seine Pflicht als Hausvater des Bades Boll. Es sollten die Menschen nicht auf zweierlei Weise angesehen wer-

den, auf eine hochfeierliche in der Kirche, wo kein Pfarrer seine Zuhörer mit „Sie“ anreden wird, und auf eine profane bei Tische. Es war ihm das, wie gesagt, unbewußt, oder [es] gehörte dieses „Du“ mit zu demjenigen Eindrucke, den einst ein Theologe empfangen hat: man fühle sich über die Jahrhunderte zurück in die Tage der Bibel versetzt. Wie vielen halbverwaist in unserer kalten Welt hin[ein]gestellten Fräulein zum Beispiel mag es die erste Erquickung gewesen sein und ein längst vermißtes Heimatgefühl erweckt haben, wenn sie endlich einmal von dem väterlich gesinnten Manne mit „Du“ angedet wurden, und wieviel Unnatur und Formsteifheit half dieses einfache „Du“ entfernen!

Es sei erlaubt, hier noch eine Seite zu betrachten an Blumhardts Weise, mit den Menschen umzugehen, über die vielfach geredet wurde: sein Verhalten zu den Vornehmen. Bekannt ist, daß Blumhardt innige, dankbare Verehrer zählte unter dem hohen und höchsten Adel. Er verdankte dies seinen Gaben als Seelsorger, aber unerläßlich für solchen seelsorgerlichen Verkehr war allerdings eine heilig nüchterne Stellung gegenüber dem Standesunterschiede. Sein „Du“ kam – das fühlte man – nicht aus schwärmerischer Beschränktheit oder scheinheiligem Neide; er anerkannte die höhere Stellung manchmal in einer Weise, die etwa auch von Gästen mittleren Standes aus Mißverständnis ihm übel vermerkt wurde; aber schließlich sah er auch in solchen Leuten nur den Menschen, den erlösungsbedürftigen, den miterlösten Bruder. Noch in der Möttlinger Zeit fuhr einmal ein Dekan mit ihm auf der Eisenbahn, den längst die Sorge im Herzen bewegte, sein Freund Blumhardt möchte durch die Verehrung, die ihm seitens der höheren Stände entgegenkam, verderbt werden. Auf der Station, wo sie ausstiegen, eilte eine Herzogin auf Blumhardt zu, ihn zu begrüßen. Ehrerbietig und herzlich erwidert er den Gruß – aber siehe, abseits hinter der Herzogin erblickt er einen alten, lieben Freund und Bruder im Bauernkittel! Mit einer Bitte um Entschuldigung an die Herzogin eilt er auf jenen zu, und die hohe Dame wartet geduldig, bis die beiden Brüder ihre Herzensgefühle ausgetauscht haben. Der Dekan war

von seiner Sorge geheilt. Eine königliche Hoheit, eine Dame, die mittelbar Blumhardt wohlbekannt war, vernahm, als sie auf der Eisenbahn fuhr, Blumhardt befinde sich in demselben Zuge, und schickte auf der Aussteigestation einen diensttuenden Herrn, nach ihm zu fahnden. Blumhardt kommt mit seinem Reise-täschchen, verbeugt sich, begrüßt sie, wünscht ihr den Segen des Herrn, entschuldigt sich aber, er müsse nach seinem Gepäck sehen (er war auf Reisen sehr ängstlich), und verabschiedete sich. Die bezeichnendsten Münsterchen seiner herzlichen Weise auch gegen sehr hoch Stehende lassen sich nicht veröffentlichen, eben um der hohen Namen willen, mit denen sie im Zusammenhang sind*.

In dem Schriftchen „*Krankheit und Heilung. Eine Lebensskizze*“ (Brandenburg, bei Wiesike, 2. Aufl. 1864) ist Bolls Hausleben und Blumhardts Weise so farbenfrisch geschildert, daß ich mich förmlich verpflichtet fühle, mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung diese auch sonst schon oft zitierte Stelle hier einzuführen*. Wir lesen dort S. 88ff., wie der Erzähler mit einer Schwerkranken im Bade Boll anlangt:

„Endlich lag das ersehnte Ziel vor uns: ein stattliches Schloß mit zwei Flügeln, neu und modern gebaut, schaute mit einem freundlichen gelben Anstrich und grünen Jalousien hinter englischen Gartenanlagen vor, das Ganze lehnt sich an den waldigen Abfall der rauhen Alb. Ehe wir viele Reflexionen anstellen konnten, fuhren wir schon den kleinen Park entlang und sahen darin unterschiedliche Noblessen sitzen und lustwandeln. Wir fuhren in den Hof, der zwischen dem Schloß und den Anlagen liegt; ich sprang vom Bock, mich umzusehen, an welcher der vielen Türen wir anzufahren hätten, an der Säulenhalle des Hauptportales oder an einer Nebentüre. Seidene Gewänder rauschten über den Hof, ohne die mindeste Notiz von uns zu nehmen. ‚Ach, wie nobell!‘ seufzte Auguste in tiefer Beklemmung. Unterdessen rief eine mitleidige Seele, die Bedauern mit unserer Ratlosigkeit empfinden mochte, aus der Beletage herunter: Dort rechts ist der Eingang. Der Kutscher fuhr vor, und ich ging hinein. Zuerst sah ich niemand, dann eine Noblesse, die ich

fragte, ob Herr Pfarrer Blumhardt zu sprechen sei. ‚Das kann ich Ihnen nicht sagen‘, war die Antwort, und ich trete in den Speisesaal und wiederhole meine Frage an etliche anwesende Frauenzimmer. ‚Geh, sag’s dem Papa‘, entgegnete darauf eine einnehmende, sanfte Frauenstimme, zu einem Kinde gewendet. Es war die liebe Frau Pfarrer Blumhardt. Ich sagte ihr nun gleich, wen ich bringe. ‚Ach, jetzt ist ihr Zimmer noch nicht in Ordnung, ich dachte, sie käme erst morgen.‘ Indem sie mit mir nun vor die Haustüre ging, erklärte ich ihr, daß Auguste gleich wohin untergebracht werden müsse, wo sie liegen könne. Auguste wurde unterdessen immer ungeduldiger in ihrem Wagen und rief: ‚Macht nur um Gotteswillen, daß ich hinauskomme, ich kann es nimmer aushalten.‘ Inzwischen kam Blumhardt selbst und ordnete schnell an, daß sie einstweilen ins Wohnzimmer der Familie aufs Sofa gebracht werden solle. Zwei Männer transportierten sie in einem Lehnstuhl. Blumhardt kam einen Augenblick und sagte, daß er bis 4 Uhr anderweitig in Anspruch genommen sei, sprach ein paar freundliche Worte mit Auguste und entfernte sich mit der Versicherung, es werde alles in Ordnung gebracht werden, sie solle nur ruhig sein. Nun waren wir ganz allein im Zimmer. Auguste war schrecklich angegriffen und aufgeregt und weinte. Sie verlangte von uns, wir sollten sie allein lassen; ich ging meiner Wege in die Anlage. Da traf ich den ‚Vikare‘ Sp., der mittlerweile nachgekommen war, und kam gleich auf guten Fuß mit ihm zu stehen; ein lebenswürdiger, frommer, gescheiter Schwabe. Noch im Garten wandelnd, stellte er mich mehreren Personen vor; ich fragte ihn gehörig aus, und so war bald 4 Uhr, die Zeit des gemeinschaftlichen Kaffees, herangekommen. Das Zeichen dazu wird mit einer Glocke gegeben, und von allen Seiten strömen die Hausgenossen zusammen in den Speisesaal. Auguste war mittlerweile schon in ihr Zimmer gebracht worden, zu ebener Erde im entgegengesetzten Flügel. Im Speisesaal stehen zwei lange Tafeln, jede auf etwa 60-70 Personen berechnet.“ (Es folgt nun eine Schilderung des Frühstücks und der Morgenandacht, ähnlich der unsrigen.) „Nach der Lektion wird ein Lied gesungen, das Blumhardt zeilenweise vorspricht, aber nicht ein

langweiliger, gezwungener Singsang, sondern in einer eigentümlich ergreifenden Weise, mit seltsamen keinen Kirchenstil tragenden Melodien. Nach dem Gesang ein kurzes Dankgebet. Wenn man das so erzählt, so riecht's nach Pietismus und scheint einen Konventikelanstrich zu haben; aber ich versichere Dich, in alledem, wie's Blumhardt treibt, ist keine Spur von Ungesundem, keine Spur von Pietisterei. Ein frischer, fröhlicher Geist, ein Geist, von dem man den lebhaften Eindruck bekommt, was es ist um den Frieden Gottes, der höher als alle Vernunft ist, weht in diesem Hause und durchzieht gleichmäßig das Äußerliche wie das Innerliche, geht durch das Kleinste und Größte; eine Atmosphäre, die auf die Seele wirkt wie freie Bergluft auf den Leib. Und dieses Band des Friedens umschließt auf wunderbare Weise die ganze große Hausgenossenschaft und macht wirklich eine Familie aus diesem wunderlichen Konglomerat der verschiedenartigsten Menschen. In diesem Saale sind täglich vereinigt verschiedene Nationen; während meiner Anwesenheit war vertreten: Norwegen, Holland, Dänemark, Frankreich, die Schweiz, Preußen, Sachsen, Rußland, Baden, Bayern und Württemberg. Natürlich von Ausländern nur solche, die auch deutsch sprachen oder wenigstens verstanden. Die verschiedensten Stände, vom höchsten bis zum niedrigsten. Auch fürstliche Personen kamen mitunter. A tergo der russischen Hofdame saß am anderen Tisch ein Bauer. Alle falsche Trennung der Menschen durch lügenhafte Etikette, Egoismus und Hochmut ist hier aufgehoben; alle wahren, in der Natur begründeten Unterschiede und Grenzen werden mit so feinem, ungezwungenem, natürlichem Takte beobachtet, daß der Ton dieses Hauses schon allein in sozialer Hinsicht ein Meisterstück zu nennen wäre, wenn es nicht etwas weit Höheres wäre, nämlich das sich von selbst gestaltende Ergebnis des in voller evangelischer Freiheit und innigster Tiefe erfaßten und in reicher Fülle ins Leben eingeführten Christentums. Das Herz geht einem auf und wird einem weit in diesem Hause, wo man das Christentum Fleisch geworden sieht, wie nicht leicht sonst irgendwo. Es ist nicht mehr diese Scheidewand, die man sonst immer aufrechterhalten muß, zwischen Profanem und Heiligem.

Und doch ist weder das Heilige ins Profane herabgezogen noch das natürlich Menschliche um sein Recht gebracht. Alles Heilige ist so menschlich und alles Menschliche so verklärt, und das alles ohne Zwang, so ganz natürlich, daß man, solange man mit-tendrin lebt, meint, es könne ja eigentlich gar nicht anders sein, und nicht begreift, warum es nicht in allen anderen Christenhäusern auch so sei. Ein geringfügiger, aber charakteristischer Zug fällt mir da ein. Eines Abends war eine Frau mit einem vierjährigen Töchterlein zugegen. Sie saß oben in der Nähe Blumhardts und das Kind just hinter einer Säule. Blumhardt hatte sich eben die Bibel bringen lassen nach dem Essen, und wir warteten auf die Vorlesung der Abendlektion. Auf einmal, als alles still war, hört man plötzlich Blumhardts Stimme: ‚Guguk! Guguk!‘, und so scherzte er eine Weile mit dem Kinde und brach dann ab, indem er sagte: ‚So, jetzt sei hübsch brav und still. Wir stehen bei der zweiten Hälfte des zweiten Kapitels im Epheserbrief‘, welche er nun vorlas. Und ich bin gewiß, daß gleich mir niemand auch nur im mindesten durch diese Naivität sich gestört oder unangenehm berührt gefühlt hatte. An diese Abendlektion schließt sich dann immer eine einfache, herrlich klare und tiefe Auslegung an, worauf er noch fragt, ob niemand mehr was zu bemerken habe, oder auch an diesen und jenen ohne weiteres bestimmte Fragen richtet. Sein Vortrag ist ohne alles Pathos, Gesprächston, mitunter zu ergreifendem Ernste sich steigernd, aber wiederum ohne eine Spur von Kanzelton. Blumhardts Persönlichkeit ist nicht, was man gewöhnlich imponierend nennt, sondern die großartigste und lebenswürdigste *nonchalance*. Er macht so ganz und gar nichts Besonderes aus sich, redet auch in der Konversation gar nicht von Extradingen, ist fortwährend voll Humors und mitunter derben Witzes. Frömmelndem Geschwätz ist er feind, und es taucht in seiner Nähe nicht leicht auf. Einfalt, Freiheit und kernhafte, weltumfassende Liebe sind die Grundzüge seines Charakters. Seine Frau ist die glücklichste Vereinigung von einer Maria- und Marthaseele, die mir je vorgekommen. Marienseele von Haus aus und Marthapraxis, wenn ich so sagen soll, durch die Übung selbst-

verleugnender Liebe. Als wir ankamen, lag ihr jüngstes Kind, noch kein halb Jahr alt, hoffnungslos darnieder. Er selbst wagte nicht mehr zu hoffen. Aber wem es nicht gesagt ward, hätte weder an ihm noch an seiner Frau etwas davon gemerkt. Derselbe heitere Gleichmut wie am anderen Morgen, wo es sich wider Erwarten mit dem Kinde gebessert hatte. Bei anderen würde man sagen, das ist unnatürlich; ich aber habe mit Bewunderung gesehen, was es Edles und Großes ist um ein Herz, daß durch Gnade fest geworden.“

Die Morgenandacht war wohl den meisten der Höhepunkt des gemeinsamen Lebens der großen Gastfamilie, und Blumhardts Betrachtungen in derselben sind uns unter all den verschiedenen Weisen, in denen er als „Diener am Wort“ sich beteiligte, als die eigentümlichste und schönste in Erinnerung geblieben. Hier war er in seinem Elemente, in demjenigen des freien, ungezwungenen Gesprächs. Vorbereitet war er nicht. Wußte er nichts, so sagte er nichts, frondienstliches Leisten einer erbaulichen Betrachtung wäre ihm zuwider gewesen. Aber daß er nichts wußte, das kam doch selten vor. Sein Geist war doppelt befruchtet: einmal von der *Bibel* und dann von den *Menschen*. Die Bibel war ihm wie ein großer Park, den er von Kind auf in allen seinen Partien immer und immer wieder durchwandelt hatte; kein Plätzchen darin, das ihm nicht wohlbekannt war, ja wenige, an die sich ihm nicht irgendwelche besonders heilige Erinnerungen knüpften; und so war ihm auch die Überraschung etwas Erfrischendes, wenn er sich durch den aufgeschlagenen Spruch unerwartet wieder in eine liebe Gegend versetzt sah und dieselbe gleichsam wieder mit neuen Augen anblickte. Aber auch die Menschen? Was ich darüber denke und äußern will, möchte vielleicht mancher für Übertreibung halten, aber von denen, die Blumhardt *kannten*, doch wohl keiner. Blumhardt hatte, wenn er so ans Frühstück kam, manchen seiner Gäste tags zuvor auf dem „Zimmer“ wieder näher kennengelernt, für manchen derselben in der Nacht wohl heiß und flehentlich gebetet und heute sehlichst auf dessen Antlitz nach einem Erfolge geblickt; seine Gedanken waren, bevor er zur Lesung kam, schon an allen Tischgenossen

fürbittend herumgekommen, die Namen, an die ihn Geburtstag und Los erinnert, hatten ihn im Geist in weiter Ferne herumgeführt, und so saß er vor dem Bibelwort, hungrig und durstig für viele. Das war der Grund, warum ihm auch das bekannteste Bibelwort immer wieder in neuem Licht entgegenleuchtete, im Lichte des heutigen schreienden Bedürfnisses. Warum er bei alledem gerade am Frühstück so munter, vergnügt und aufgeräumt war, das wußte er ja freilich wohl. Wußte er doch, daß er nichts weniger als ins Blaue hinein bitte, daß der Herr unaufhörlich mit reichem, gnadenvollem, sieghaftem Segen nahe war!

Wir sind Blumhardts Sohne Theophil zu großem Danke verpflichtet, daß er diese Morgenandachten nachgeschrieben hat. Er hat aus denselben seit drei Jahren jedes Jahr ein Handbüchlein für tägliche gemeinsame Erbauung gebildet und unter dem Titel „*Täglich Brod aus Bad Boll*“* herausgegeben. Der Jahrgang 1878 enthält, weil demselben die erste Auswahl aus Betrachtungen vieler Jahre zu Gebote stand, vielleicht die kernigsten Beispiele von Blumhardts Art, [i]n den Morgenandachten zu reden, und ich entnehme daher meine Beispiele meist *diesem* Jahrgange, wobei es freilich schwer ist, aus jener Auswahl wieder ein Auswahl zu treffen, da das Ganze lauter Stücke enthält, [die] wie die wenigen sind, die wir hier bieten. Manche von solchen Aussprüchen Blumhardts stoßen anfangs ab oder verletzen oder lassen uns, wenn wir sie nicht gleich verstehen, kühl; aber gerade solchen verdankt man oft nachher die meiste Belehrung und Belebung. Wir greifen zuerst ein Muster seiner ans Sprichwort erinnernden körnigen Sprache heraus. So zu Hosea 14, 3: „Vergib uns unsere Sünden und tue uns wohl, so wollen wir dir opfern die Farren unserer Lippen.“ Die geopferten Farren stellten die Selbsthingabe des Opfernden bis in den Tod für Gott vor. Die Farren unserer Lippen sind also das freie Bekenntnis der Gnade Gottes in Christo Jesu, sei's auch mit Gefahr unseres Lebens. Es gibt aber Leute, die behalten ihre Farren im Stall, d.h.

*[zu S. 535] In „*Erinnerung an unsere selig vollendete Mutter Doris Blumhardt geb. Köllner*“, Bad Boll 1886.

sie rücken nicht heraus mit ihrem Bekenntnis, aus Angst, es könnte ihnen übel bekommen. – Und nun einige Muster betreffs des Inhalts! Zu „Selig sind die geistlich Armen“: Also Armsein ist die Hauptsache. Das Haben von Zeitlichem und Irdischem gehört gar nicht mehr her. Hast du's, so mußt du tun, wie wenn du's nicht hättest; hast du's nicht, nun dann um so besser. Denn dann bist du näher dabei, dich arm zu fühlen. Die reichen Leute haben es doch erschrecklich schwer, sich arm zu fühlen. Man sieht es jedem Menschen augenblicklich an, wenn er etwas hat. Das Gefühl: „Ich hab' was!“ gibt dem Menschen einen ungöttlichen Eindruck. Dieses Gefühl gibt ihm einen ungöttlichen, widergöttlichen Charakter, es ist, als wären alle Engel von ihm weggescheucht. Also je ärmer wir uns fühlen, um so gewisser ist uns das Himmelreich.

Zu 1. Mose 32, 10:

„Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an mir getan hast.“

Jakob ist innerlich gedemütigt und tief bewegt über alle die Barmherzigkeit und Treue, die Gott an ihm getan hat. „Warum denn gerade mir das alles und nicht vielmehr einem anderen?“ Andere, wenn sie sich der Barmherzigkeit Gottes rühmen, haben oft den stillen Gedanken: „'s ist auch kein Wunder, denn ich bin doch besser als andere Leute.“ Aber die alle kriegen ihre Tatzen um ihres Selbstgefühls willen. Denn damit macht man sich schon der Barmherzigkeit Gottes in Wahrheit unwert. Wer sich alles Guten für wert hält, ist damit schon der Barmherzigkeit und Treue Gottes unwert. Wie nehmen die Leute es dem Jakob oft so übel, daß er seinen Vater so angelogen und seinen Bruder ums Erbe betrogen hat! Ja, sie nehmen es auch dem lieben Gott [gleichsam] übel, daß er diesem „Schelmen“, wie sie sagen, seine Barmherzigkeit so zuwende! Aber mit einem Wort wie dieses läßt uns Jakob in sein Herz blicken, daß sich gedemütigt hat über der eigenen Sünde. So läuft er wohl wie ein Verstoßener von Hause fort, aber in der Nacht drauf erscheint ihm die Himmelsleiter und bei seiner Rückkehr die Heere Gottes. Das Ge-

fühl „ich bin's nicht wert“ macht ihn zum Liebling Gottes. Wir haben auch oft so viel, womit wir vor Gott meinen propere Leute zu sein. Aber weg damit! Mach's wie Jakob und laß die Eigenliebe fallen, so bist du von Gott geliebt.

Zu 1. Mose 1, 1:

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“

Was folgt daraus? – Himmel und Erde ist Sein und bleibt Sein. Was im Himmel lebt und auf Erden lebt, das gehört alles dem, der's geschaffen hat. Er kann nichts von dem, was Er geschaffen hat, wie eine Scherbe wegwerfen und denken, ich mach' wieder ein Neues. Was einmal lebt und gelebt hat, kann Er nicht zugrunde gehen lassen und denken: „'s ist wohl fort“, sondern das bleibt Ihm. Wenn Er daher so freundlich gewesen ist und die Welt ins Dasein gerufen hat, so kann Er namentlich [das], was Seinen Geist hat, die Vernunftwesen nämlich, nicht wegwerfen. Drum will Gott Himmel und Erde nicht wegwerfen, sondern nur neu machen, d.h. erneuern, und das erste Wort der Bibel macht das letzte wahr: „Siehe, ich mach's alles neu“ (Offb. 21, 5). Das erste Wort der Bibel enthält schon alle Hoffnung für uns. Der schaffende Gott muß auch nach dem Geschaffenen fragen. Es erfordert daher dies erste Wort schon einen seligmachenden Gott und sagt uns, man sei in guten Händen, weil Gott der Schöpfer aller Welt ist.

Zu Johannes 16, 24:

„Bittet, so werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen sei.“

Glauben und bitten, bitten und glauben – das dürfen wir nie vergessen. Hören wir auf, zu glauben und zu bitten im Glauben, so geht's nicht. Da bleibt gleichsam der Wagen stehen, und endlich geht er rückwärts. Denn der Wagen soll aufwärts fahren, und wenn er durch Glauben und Bitten nicht aufwärtsgebracht wird, so bleibt er nicht nur stehen, sondern er geht nach und nach rückwärts, und dann geht's dem Abgrund zu. Das Bitten

und Glauben ist der Treiber; und wenn man's tut, so kommt man weiter und weiter und immer weiter, und die Freude wird zuletzt eine vollkommene. Freude hätten wir immer gerne, aber wir möchten oft, daß sie uns nur so in den Schoß fiele. Aber da wird nichts draus. Wer Freude haben will und gar die vollkommene, ewige, himmlische, der muß täglich dran, mit Bitten und Glauben langsam, aber sicher emporzuklimmen. Je weiter er hinaufkommt, desto schöner wird's und völliger, und desto freier kann er atmen, desto mehr Herrlichkeiten tun sich ihm auf, zuletzt aber erreicht er den Gipfel, und dann ist's vollkommene Freude. Der Gipfel der Freude wird aber erst erreicht sein, wenn nicht nur deine und meine, sondern aller Erlösung, soweit immer möglich, erreicht ist. Diese Freude wird die höchste sein, die wir durch unser Bitten und Glauben aus der Hand unseres Heilands einmal hinnehmen dürfen.

Zu Matthäus 6, 21:

„Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.“

Wenn man etwas für einen Schatz hält, so schenkt man ihm sein Herz; oh, wie wohlfeil ist da dem Menschen oft sein Herz, wie leicht gibt er's weg, wie gering achtet er's! Es ist wirklich abscheulich! In den nächsten besten Schmutz wirft er's hin, schließt's in den Geldkasten hinein oder gibt's sonstwie dahin. Deswegen ist auch jede Sünde so ein arger Greuel, eine Selbstschändung, weil man damit sein Edelstes, sein Herz, in die Grube wirft. David nennt sein Herz oft seine „Ehre“ und zeigt damit, wie er sein Herz, d.h. seine eigene Person, sein inneres Selbst, zu schätzen weiß. Der Herr gebe, daß wir uns schätzenlernen und das, was Gott uns gegeben hat, damit wir dadurch selbständige Personwesen seien, achten und unser Herz an nichts hingeben, unter nichts gefangengeben. Wir sollten Gott selbst ein Schatz sein und uns freierhalten für Ihn allein. Der Mensch aber sagt oft gleichsam zu Gott: ‚Geh' weg! Was will ich von dir! Dorthin geb' ich mein Herz.‘ Machst du's so – oh, dann kommen böse Tage über dich, daß du's schwer büßen mußt, was du so leichtfertig in die Schanze geschlagen hast. Ach, was würde

aus uns, wenn Gottes Erbarmung nicht wäre, die auch den treulosen Kindern noch nachgeht!

Zu Psalm 85, 2:

„Herr, du bist vormals gnädig gewesen deinem Lande und hast die Gefangenen Jakobs erlöset.“

Auf diese Tatsache gründete sich in späterer Zeit immer wieder die Hoffnung, Er werde es noch einmal so tun. Darauf gründet sich auch meine Hoffnung. Wenn ich alles gefangen und gebunden mir denken muß, so muß ich auch eine Erlösung aus der Gefangenschaft und Gebundenheit mir denken, die Gott senden wird. Wir müssen Gott immer zutrauen, Er werde vormals Vollbrachtes abermals tun. Gott will, was Er getan hat, nicht in Vergessenheit geraten lassen. Gott kann nicht so große Dinge vor zwei- und dreitausend Jahren getan haben und dabei sagen: „Einmal und nicht wieder.“ Sondern um das erstmals Geschehene aufzufrischen und ihm in aller Augen wieder Bedeutung zu verschaffen, wird Er noch einmal solche Taten tun. Auch der Heiland kann nicht Wunder tun, sich drüber kreuzigen lassen und dann nichts mehr tun, als hätte Er Angst, sie kreuzigten Ihn wieder. Vielmehr weist uns die Schrift überall darauf hin, daß wir Seiner Wundertaten so lange gewärtig sein dürfen, bis die Erlösung völlig vollbracht ist. Wenn wir nur die Worte der Propheten, in welchen doch Gott selbst spricht, eifriger lesen und beherzigen wollten, so würden wir bald merken, daß, was mit dem Kommen des Herrn erstmals an Wundern des Neuen Bundes geschah, noch lange nicht alles ist. Noch wird Er sich wieder offenbaren mit großer Kraft und Herrlichkeit vor und während der Zeit, durch die Seine sichtbare Wiederkunft eingeleitet wird.

Zu Offenbarung Johannis 1, 16:

„Aus seinem Munde ging ein scharf zweischneidig Schwert.“

Das ist das Schwert, das Echtheit und Unechtheit, Glauben und Scheinglauben voneinander scheidet, das das Gleisnerische

vom Menschen, durch das er aussieht, als wäre er etwas, von ihm abschneidet und abzieht, und dann ist nichts da als Blöße und Schande. Wenn man manchen Christen ihre Christenhaut abziehen könnte, so wären sie nur noch Teufel; in ihrer Christenhaut sehen sie wer weiß was allem gleich; ist die aber weg, ach, wie sieht's dann aus! Wenn der Herr Sein Schwert nimmt und alles trennt und abzieht vom Menschen, was ihn von gleisnerischem Eigenwerk und Eigenwesen umgibt wie eine falsche, fremde Haut, wir häßlich und wüst steht er dann da, daß auch die Engel von ihm sich abwenden möchten! Ach, da sehe der Herr drein und wolle nur jetzt schon anfangen, Sein Schwert zu gebrauchen. Denn die Menschen werden nicht anders, werden nicht demütig, nicht heilsverlangend, bis ihnen der Herr selbst die eigene Schande und das eigene Nichts aufdeckt und alles Scheinwesen von ihnen abzieht, mit dem sie gleißen und glänzen. Er wird's auch vollführen. Denn Sein Liebesrat zur Erlösung der Menschen muß (hin)ausgeführt werden, sei's auch, daß es noch durch viele Gerichte für viele gehen muß. Seine Barmherzigkeit behält den Sieg. Ist nur erst der falsche Schmuck abgezogen vom Menschen durch das Schwert Seines Mundes, dann kann Er ihm die Kleider seines Heils und den Schmuck Seiner Gerechtigkeit anlegen.

Zu Hosea 14, 5:

„Ich will ihr Abtreten wieder heilen, gerne will ich sie lieben; dann soll mein Zorn sich von ihnen wenden.“

Der Herr sieht gleichsam mit Tränen in den Augen den Abtretenden nach und denkt: Ich will sie schon wieder kriegen, d.h., „ich will ihr Abtreten heilen“; „gerne will ich sie lieben“, wenn sie nämlich wiederkommen. Deswegen werden wir den Sinn unseres Gottes und Heilandes am besten treffen, wenn wir Ihn als den Barmherzigen den Abtretern oder Abtrünnigen gegenüber uns denken, als einen, der sie wieder heilen wird von ihrer bösen, trotzigem Art. Tausendmal wird Er das Heilen versuchen, ehe Er verdammt, und alle Seine Kraft aufwenden, um

sie wieder zurückzubringen. Geht's nicht mit Bösem, so probiert Er es mit Gutem, mit Nachgeben, mit Geduld, mit Stillesein, aber doch immer mit Aufmerksamkeit, zuletzt wohl auch noch einmal mit gewaltig erschütternden Sachen, guten und bösen, aber immer darauf hinzielend, die Abtreter zu heilen. Das ist der Sinn Gottes. Nach diesem Sinn müssen wir auch das Evangelium von Jesu Christo nehmen. Wir haben kein Evangelium, wenn wir die Abtreter ohne weiteres verloren geben. Zu was ist denn das Evangelium da? Dazu, daß die Abtreter wieder herbeimüssen. Ehe die Hölle aufgeht, wird daher wieder der Himmel aufgehen und wird Gott Seine Wundermacht offenbaren wie in Ägypten, um die abtrünnige Menschheit wieder an sich zu ziehen. Zugleich wird Er's dann durch das erneute Wirken des Heiligen Geistes auch im geheimen noch das Seine tun, daß den Leuten ihr Abtreten gründlich entleidet sein wird. Dann wird Er sagen zu ihnen: Liebe Kinder, kommt, laßt euch liebhaben.

Zu Offenbarung Johannis 1, 14:

„Seine Augen sind wie eine Feuerflamme.“

Seine Feuerflammenaugen sehen alles. Ihr lieben Kinder, klein und groß, wenn ihr was Böses tun wollt, so denkt nur, der Heiland stehe mit feurigen Augen vor euch! Ich meine, dann laßt ihr's bleiben. Wenn ihr lieb seid, dann sind Seine Augen gar freundlich und holdselig, wenn ihr aber an etwas Böses hinwollt, dann sind's Feueraugen. Ach nein, da wollen wir's nicht so machen, sondern alles Böse meiden, damit sein Flammenauge uns nicht trifft und durchbohrt. Seine Feueraugen werden auch am jüngsten Tage vielen was Ernstes sagen.

Zu Psalm 25, 16:

„Wende dich zu mir und sei mir gnädig; denn ich bin einsam und elend.“

Viele Leute sprechen wohl so einen Spruch, aber nicht im Glauben, daß es dann auch so werde, daß wirklich der Heiland sich zu ihnen wende und ihnen gnädig sei. Sondern sie machen sich durch solch ein Wort noch schwermütiger, als sie sind. Sol-

* Aloys Henhöfer (1789-1862), aus der kath Kirche ausgeschlossener Priester, trat über in die ev. Kirche, wichtige Gestalt der Erweckung in Baden.

che Toren sind wir. Wir sagen: „Wende dich zu mir!“ – und heulen nachher zweimal statt einmal; „und sei mir gnädig!“ und heulen dreimal. Daß ein milder Gnadenhauch über uns herströmen möchte, dazu sollten wir beten. Aber viele beten drauf und drein, und unter ihrem Beten werden sie immer schwermütiger. Es ist eben so gar vieles gewohnheitsmäßig geworden, eine Wortsache, eine Gefühlssache, aber kein Glauben. Wenn wir nur einen solchen Spruch lesen, so sollte an dem der Glaube uns herausreißen aus der Einsamkeit und aus dem Elend. Wenn's am Glauben fehlt, so kann ein gelesenes, aber nicht geglaubtes Gotteswort uns unter Umständen noch tiefer ins Elend hinein-jagen; aber freilich ist's dann nicht das Gotteswort, sondern unser Unglaube, der's tut. Ach, daß wir lernten glauben und beten im Glauben!

Zu Psalm 34, 9:

„Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist, wohl dem, der auf Ihn vertraut.“

Es ist freilich in unserer Zeit ein Schweres insofern, als man sagen muß, der Herr wäre wohl immer freundlich, aber so ein Unfreundlicher kommt Ihm und uns immer so quer entgegen. Das ist ein Schreckliches – das Querhereinfallen eines Unfreundlichen mitten in die Pfade des freundlichen Gottes hinein. Das ist die Pein des irdischen Daseins, daß man scheinbar doch mehr mit dem Unfreundlichen als mit dem Freundlichen zu tun hat; denn er hat die Bosheit, daß er, wo er merkt, daß es einem wohl sein will, einem einen Tritt gibt, daß es einem ja nicht wohl sein soll. Das sind die Kämpfe, in denen wir werden stehen müssen, damit der Unfreundliche beiseite geschafft wird und wir den freundlichen Gott allein schmecken und sehen dürfen; über dem Unfreundlichen kann man oft den freundlichen Gott und alles Vertrauen auf Ihn verlieren, ja, was dieser Unfreundliche oft tut, schiebt man dem lieben Gott unter, und dann kommt's bei manchen zu schauerlichen Lästerungen. Es ist großer Unbedacht, wenn man Gott und die in der Welt herrschende böse Macht als eins nimmt; aber die Hauptsache ist, daß man das Vertrauen

zum freundlichen Gott nicht verliert, auch wenn Er oft fast nicht hörbar ist. Wenn auch oft noch so viel entgegen zu sein scheint, daß man alles Vertrauen möchte aufgeben – bloß der, der auf Ihn traut, er wird's erfahren, *schmecken und sehen, wie Gott dem, der auf Ihn traut, alles ist.*

Zu Jeremia 23, 5.6:

„Siehe, es kommt die Zeit, spricht der Herr, daß ich dem David ein gerechtes Gewächs erwecken will, und soll ein König sein, der wohl regieren wird und Recht und Gerechtigkeit anrichten auf Erden. Und dies wird Sein Name sein, daß man ihn nennen wird: Herr, der unsre Gerechtigkeit ist.“

Also es *kommt* die Zeit, wenn sie auch noch nicht da ist. Denn das *Gewächs* ist gewachsen; das ist der Heiland Jesus Christus. Aber als König wird Er noch nicht überall präsentiert. In der ersten Zeit nach der Himmelfahrt hat Er sich wohl gezeigt als den zur Rechten Gottes Sitzenden, als den König. Dann aber ist Er doch auf Erden wieder in die Niedrigkeit gekommen. Für gewöhnlich hat man getan, als wolle man Ihn den König sein lassen, hat aber eigentlich selber regiert auf Erden, den eigenen Willen, das eigene Gelüste auszuführen sich angewöhnt und den Heiland stehenlassen. Die Selbstregierung auch im Geistlichen ist gar groß geworden. Auch in unserer Zeit ist weder in der Kirche noch sonst der Heiland eigentlich fungierend; die Leute machen ihre Sachen nach ihrem Sinn, und dann soll's königlich sein; aber es ist's nicht. Also die Zeit muß erst noch kommen, da der geborene und gewordene König sich auch auf Erden als König offenbart. Denn es heißt: „*Er soll wohl regieren und Recht und Gerechtigkeit anrichten auf Erden.*“ Und dies soll Sein Name sein: „*Herr, der unsre Gerechtigkeit ist.*“ Ja, die Zeit wird kommen!

Ist denn auf Erden noch so etwas zu erwarten, wie's hier in Aussicht gestellt wird? *Wir* wollen dem Wort doch seine Ehre antun und warten auf den König, daß Er, dieweil Er auf dem Thron Seines Vaters sitzt, sich noch als König offenbaren möge

in der Welt, bis aller Knie sich beugen und aller Zungen Ihm zuschwören mit dem Wort: „Im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke“ (Jes. 45, 23.24). Damit nennen sie Ihn, wie's hier steht: „*Herr, der unsre Gerechtigkeit ist*“, weil ja doch ohne Ihn ihre Sache nichts wäre. Solche Stellen sind mir darum so wichtig, weil sie sich auf die letzte Zeit beziehen, bei der man sonst gewöhnlich eben an den schwarzen König denkt, an den wüsten, den Antichristen. Es steht wohl da, daß es Feinde gibt und Widersacher, auch einen Antichristen, aber von einem so gar allmächtigen Antichrist redet die Schrift nicht. Dagegen sind die Stellen häufig, die von einem König reden, der den Frieden über alle Welt bringt, so daß sich gegen das Ende das *Gute* kulminiert. Sonst spricht man immer von Kulmination des *Bösen*. Nun, das ist ja nach der Erfahrung. Aber die Schrift redet auch von einem Kulminieren des *Guten* gegen das Ende, so daß nicht das Gute, sondern das Böse unterliegt. Denn der Herr wird noch Meister auf Erden, ehe Er kommt. Denn wenn Er kommt, müssen wir schon sagen können: „Herr, der unsre Gerechtigkeit ist.“

Zu Johannes 13, 8:

„Werde ich dich nicht waschen, so hast du kein Teil an mir.“

Petrus hat sich vom Heiland die Füße nicht waschen lassen wollen. Dann sagt der Herr: Wenn du das nicht geschehen lässest, daß ich dir die Füße wasche, so hast du kein Teil an mir, d.h. so bist du schmutzig, und kann ich dich nicht brauchen. Wenn Er uns nicht gereinigt hat, kann Er uns nicht brauchen. Ungewaschene Leute kann Er nicht brauchen. Die, die noch ganz den Charakter von Sündern an sich haben, keine Vergebung wollen und suchen, aus sich selber gerecht sein wollen ohne Ihn, die sind eben noch nichts für den Herrn, mit denen kann Er nichts anfangen, denen kann Er auch noch nicht helfen, sie haben kein Teil an Ihm. Es ist merkwürdig, wie der Heiland trotz aller Liebe, die Er hat, oft nicht helfen kann und nichts für die Leute tun kann, wenn sie noch so elend dran sind, wenn man Ihn nicht bittet. Die Bitte ist nämlich schon eine Art Versöhnung.

Wenn ein Mensch nicht bitten mag, so ist und bleibt er unversöhnt, und Gott läßt bei ihm die Sachen eben so laufen und hindert auch das nicht, was der Teufel mit ihm anrichtet. Deswegen hat der Heiland allen Bittenden geholfen. Ihre Bitte hat sie versöhnt mit Ihm. Das bedenken wenig Menschen, daß der liebe Gott das einfache Bitten der Sünder annimmt und eben damit ihnen zu erkennen gibt, daß Er auch bezüglich ihrer Sünden eine Gnade auf sie fließen lasse. Nun also, wenn der Herr einen nicht wäscht, so kann Er einem auch nichts geben, d.h. wenn nicht eine Versöhnung stattfindet durch Ihn, daß man um Seinetwillen gerecht und rein heißt, so kann Er nicht viel mit uns tun. Denn es läuft dann noch nichts in den göttlichen Regeln. Darum lassen wir uns nur recht rein waschen durch Ihn von unseren Sünden.

Zu Psalm 19, 8:

„Das Gesetz des Herrn ist ohne Wandel und erquicket die Seele.“

Das Gesetz des Herrn hat eine bildende, erziehende, vernünftig machende Wirkung auf den Menschen, einmal, weil's gut ist, und dann, weil's „ohne Wandel“ ist, d.h. ohne sich zu wandeln, ohne das eine Mal dieses, das andere Mal was anderes oder das Gegenteil zu fordern. Dadurch wird's tadellos und ist jedem ein Gewinn, der sich dran hält als an einen guten Freund, der ihm nie zu Schlimmem rät. Alberne Leute sind alle, die das Gesetz nicht im Herzen haben. „Das Gesetz des Herrn aber macht die Albernern weise.“ Es ist ein großer Schaden, wenn der Mensch anstatt vom Gesetz des Herrn sich von der eigenen Weisheit und Schlaueit leiten läßt. Ein solcher fällt trotz aller Schlaueit doch zuletzt in die Grube. Ein widerlich Ding ist's deswegen auch, wenn die Leute nur von Glauben und Gnade und nicht auch vom Gesetz wollen predigen hören. Das Gesetz ist absolut nötig schon zur Ausbildung des geistlichen Verstandes und als Weisheit fürs Leben. Deswegen heißt's: „Es erquicket die Seele.“ Das bleibt auch, wenn man aus Gnaden selig wird. Was tut wohler, als wenn man die netten Ermahnungen des Heilands

und der Apostel liest! Und was ist das anderes als das Gesetz Gottes? Wer's freilich übertritt und mißachtet, auf den fällt der Zorn des Gesetzes, wer's aber liebhat, den erquickt es.

Zu Psalm 25, 3:

„Keiner wird zuschanden, der dein harret.“

Wer wird also zuschanden? – Der, der nicht harret; und wer ist klüger, der Harrende oder [der] Nichtharrende? Wenn man des Herrn und der Offenbarung Seiner Herrlichkeit harret, ist man dann klug oder unklug? „Du hoffst zuviel!“ sagen die Leute. Ich aber sage: Auf den Herrn kann man gar nicht zuviel harren oder zuviel von Ihm hoffen. Wer wenig auf Ihn harret und wenig von Ihm hofft, ist ein Tor, der gar nicht weiß, was der Herr ist. Wer überhaupt eine Grenze sich setzt, wieweit er harren soll, hat den rechten Verstand nicht, namentlich wenn er doch sieht, daß die Verheißungen auch schrankenlos sind. Wäre letzteres nicht so, dann könnte man sagen, das, worauf einer harret, liege nicht in der Absicht Gottes. Liegt's aber in der Absicht Gottes, so ist der der Klügere und Frömmere, der Sein harret. Einstweilen liegt alles im argen, d.h. sitzt gleichsam im Teufel drin, ist unter ihm. Vom Herrn aber heißt es, Er sei gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören (1. Joh. 3, 8). Der Harrende nun sagt: „Der Teufel muß weg!“ Sagt er damit zuviel? Es ist ja gesagt und verkündigt in der Schrift, daß er weg muß. Wir harren also des Herrn und werden damit nicht zuviel tun, wenn wir Ihn als den Befreier und Erlöser aller Geknechteten und Gebundenen von aller Macht der Finsternis herbeisehen. Entweder ist's mit dem ganzen Christentum nichts, oder unser Glauben und Bitten muß es gewinnen. Mögen uns dann die Leute eine Weile Narren heißen, was schadet's? – *Keiner wird zuschanden, der Sein harret.*

Zu Klagelied Jeremia 3, 58:

„Führe du, Herr, die Sache meiner Seele und erlöse mein Leben.“

Recht deutlich gesagt, heißt das: „Führe du, Herr, den Pro-

zeß für meine Seele, sei ihr Advokat; sie ist schwer angeklagt und mein Leben in Gefahr. Der Richter sieht scharf auf mich hin, und mir ist bang; meine Seele wird's verspielen, ich weiß keinen Rat.“ Jeremia war zwar damals mit Unrecht von seinem Volke angeklagt, aber wie steht's mit uns, die wir vor Gottes Angesicht angeklagt werden? Nun, wir haben jetzt alle einen Advokaten, und der heißt *Jesus Christus*. Wenn es vor Gericht nicht reichen will, so spricht Er für uns gut und sagt: „Ich hab's bereinigt, ich hab's gebüßt, laßt mir ihn frei!“ Diesen Advokaten müssen wir uns erwählen, ohne ihn bringt's keiner durch. Er ist ein Advokat, der's immer gewinnt vor Gericht, wenn der Mensch mit vollem Vertrauen Ihm seine ganze Sache übergibt. Wenn aber einer so vor Gericht steht, daß er sich selbst verteidigen, sich entschuldigen, recht haben, der Brave sein will und *darum* einen gnädigen Richterspruch erwartet, so kann für den der große Advokat nicht sprechen. Denn da müßte Er mit Lügenkünsten umgehen wie sonst oft Advokaten, um dem, was der Mensch vorbringt, ein Gewicht zu geben. Das tut aber der Heiland nicht, sondern in einem solchen Fall muß Er gerade umgekehrt sagen: „Nein, so wie *der* sagt, ist's nicht; dessen Sache kann ich nicht verteidigen.“ Darum müssen wir alle Eigen-gerechtigkeit fallenlassen und uns ganz auf Sein Blut verlassen, durch das Er für unsere Sünden gebüßt hat. Dann gilt das Wort Römer 8, 33 und 34: „*Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der da gestorben ist, ja vielmehr, der auch auf-erwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns.*“

Zu Offenbarung Johannis 21, 6:

„Ich will dem Durstigen geben von dem Brunnen des lebendigen Wassers umsonst.“

Es kommen immer viele zu mir, die mir dringend ans Herz legen, ich soll für sie beten, daß sie weiterkommen im Christlichen, reiner, vollkommener werden und dergleichen. Da ist aber bei vielen die Meinung dahinter, man müsse recht viel zusammenschachern von guten Sächlein, um vom lieben Heiland

angenommen zu werden. Man will viel zusammenschachern, daß man es Ihm geben kann fürs Wasser, das Er gibt. Da will man in einen großen Sack hineinlangen können, wo lauter gute und schöne Sachen drin sind, daß man Ihm gegenüber es wettmachen kann, wenn Er einem das Wasser gibt. Aber da steht: *Er gibt's umsonst*. Also das übertriebene Frommseinwollen hilft nichts; wir bekommen das lebendige Wasser umsonst. Nur ein bußfertiges Herz will der Herr. Wir dürfen gar nichts zahlen, wenn der liebe Gott uns gnädig sein soll. Der Pharisäer im Tempel hat ihm auszahlen wollen mit seinen guten Werken; der Zöllner hat nichts gehabt zum Zahlen, und doch ist gerade er gerechtfertigt von seinen Sünden heimgegangen, der andere hat nichts bekommen. Ja, lieber Mensch, du kannst jetzt schon so viel haben, daß du nicht verdurstest, daß es hinauslangt, wenn's auch oft noch schmal hergeht. Aber wie wird's sein, wenn Seine Gerechtigkeit in Strömen kommt! Da werden wir erst froh sein, wenn wir ausgeharrt haben in Demut, Geduld und Glauben.

Endlich (im Jahre 1866) zu Matthäus 7, 15 und 16:

„Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen etc.“

Es gibt Leute, welche die Schafskleider für die Früchte nehmen; denn wo ist ein Sektierer und wunderlicher Dinger, der nicht lieb und sanft sich zeigte, daß die Engel sich vor ihm neigen möchten; aber seine Früchte sind, daß er trotz seines Schafskleids überall durcheinander macht; und was solche Leute für Schaden anrichten unter redlichen, einfältigen Leuten, achten sie gar nicht, und wenn man etwas sagt, so führen sie gleich Bibelstellen an wie: „Der Herr hat gesagt: ‚Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.‘“ Es gibt Schwätzer, an die niemand hinkann, und dumme Leute, die alles glauben. Ich habe viel *schwere Abnungen*, und die letzte Zeit könnte einem zeigen, wie schwer es hält, das Rechte vom Falschen zu unterscheiden.

Kapitel 20 - Der Seelsorger

Als Seelsorger betätigte sich Blumhardt hauptsächlich nach drei Seiten hin: auf seinem Zimmer denen, die ihn dort aufsuchten; in den Zimmern der kranken Bewohner des Hauses und in der Korrespondenz.

Wieviel Elend, Not, Schuld aller Art auf diesen drei Wegen an ihn kam und wieviel Hilfe, Licht, Befreiung, Vergebung, Segen vom Herrn her durch ihn wieder ausfloß, das wird einmal am Tage des Herrn offenbar werden. Als an seinem Sarge ein Redner auf jenes der Trauerversammlung sichtbare „Zimmer“ hinwies und davon sprach, wieviel Not und Schuld dort hineingebracht worden und dort *liegende* geblieben sei, da antworteten sofort die Tränen der Zuhörer hohen wie niederen Standes, die sichtlich an ihre eigene Erfahrung erinnert waren. In einem Kreise, wo viele in der Wonne einer vermeintlichen Vollkommenheit schwelgten, die man auf einem neu erfundenen Wege äußerst leicht erlangen könne, bekannte Blumhardt – gleichsam um sich darüber zu entschuldigen, daß er in dieser Wonnensache nicht mittun könne –, „ich bin im Elende *begraben* für andere, mehr als einer unter euch.“ So war's. Sein Sehnen nach der verheißenen neuen Zeit war nicht Liebhaberei, sondern ging aus einem Blick in den Jammer der Menschheit, im einzelnen und in seinem großen Zusammenhang, hervor, wie er wohl selten einem Menschen eröffnet war. Aber es war ja in ihm nicht Sehnen allein, auch Hoffen und Kämpfen. Und schon hoffte er nicht mehr – daß ich so sage – mit leerem Beutel, er *hatte* etwas, um in all dieses Elend hilf- und trostreich hineinzuwirken. Es war ihm – dies wurde ihm selbst immer klarer – aus jenen siegreichen Kämpfen wider die Finsternis eine Erlaubnis, ein gewisses Anrecht erwachsen, für andere gegen diese Macht Front zu machen und dieselben, priesterlich fürbittend und segnend, von finsternen Einflüssen zu befreien, und nach der Seite hin war ihm sein seelsorgerliches Tun eine beständige Fortsetzung jenes Kampfes. Es war ihm auch eine Segensgabe vom Herrn für andere zuteil ge-

worden. Nicht etwa die Gabe, gesund zu machen; damit wäre ihm betreffs seiner Gabe zuviel und zuwenig gesagt gewesen: zuviel, weil solche wunderbare Hilfe doch – im Vergleich mit der Apostelzeit wie auch im Verhältnis zur Größe der Not – noch sehr spärlich eintrat; und zuwenig, weil diese seine Gabe keineswegs eine so einseitige war. Licht in Schwierigkeiten, Verstand und Segen für den Beruf, Kraft für Erfüllung schwerer Pflichten, ja auch sichtliches Aufhellen schwieriger äußerer Verhältnisse empfangen und erlebten viele durch seinen Segen. Oder sage ich zuviel? Ich weiß, daß mir nicht nur von Hunderten von Stimmen ein entschiedenes, tief bewegtes: „Nein, nein, nicht zuviel!“ entgegenkommt.

Solcher Segen war natürlich auch durch seinen *Rat* vermittelt, denn das geziemt einer Gabe vom Herrn, daß sie geistige Art hat und nicht mechanische. Aber eben auch sein Rat – woher kam's, daß derselbe so lichtvoll war, so sicher immer den Nagel auf den Kopf traf, immer das Allernächstliegende, Natürlichste fand, auf das man aber eben vorher um keinen Preis gekommen wäre und das ebendeshalb auch so überraschend, erquickend wirkte – woher das alles? Weil es nicht *sein* Rat war, weil er sich auch für sich selbst vor der allgemein menschlichen Ratsucht fürchtete und immer horchend zum Herrn stand, ob er und was für Licht er ihm in diesem besonderen Falle gebe. Gerade für das *seelsorgerliche* Verhältnis war ihm die Stelle überaus wichtig: „Wo zwei oder drei (also hier dann: der eine als des anderen Seelsorger) in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Deshalb lag es ihm doch nicht ganz recht, wenn Leute Boll verließen, ohne bei ihm auf dem Zimmer gewesen zu sein; es reute ihn für sie, und nicht immer, namentlich schüchternen Leuten gegenüber, konnte er sich's versagen, sie freundlichst zu einem Besuche auf seinem Zimmer (wofür er seine täglichen Sprechstunden hatte) einzuladen. So hielt sich z.B. einmal eine von Herzen fromme Dame längere Zeit im Bad Boll auf, welche in zwölf Bädern umsonst Heilung gesucht hatte von ihrem Leiden, einer Erschöpfung aller Kräfte, die ihr namentlich ein etwas längeres Gehen, wenn auch nur von fünf Mi-

nuten, fast unmöglich machte. Sie war in der bestimmtesten Absicht gekommen, nur für ihre *geistlichen* Bedürfnisse in Boll zu sein, und als sie infolge der Predigten Blumhardts hierhin schon einfacher und kindlicher denken gelernt hatte, fürchtete sie doch immer noch jenes „Zimmer“, bis ihr einst Blumhardt, ihr auf der Treppe begegnend, sagte: „Es wäre nun doch nett, wenn wir einander näher kennenlernten.“ So wagte sie sich in jenes Zimmer hinein, wurde in der bekannten herzlichen Weise empfangen, sprach aber wenig von ihren Leiden und erhielt zum Abschiede von Blumhardt einen Segen. Des anderen Tages spazierte sie über eine Stunde lang. „Die Barmherzigkeit des Herrn wird weiterhelfen“, sagte ihr dann der selbst über diese Wandlung glückliche Blumhardt; und so kam es auch, in nicht langer Zeit war sie gesund.

Wie viele, die sich den Aufenthalt in jenem Zimmer furchtbar feierlich vorstellten, sind bald angenehm, bald unangenehm – enttäuscht worden! Ein von Gemüts- und Nervenleiden geagtes und geplagtes Fräulein war in Boll und war gerne dort; aber vom „Zimmer“ wurde sie innerlich abgehalten durch die Unart anderer, in ihren Gesprächen so viel Wesens aus diesem Zimmer zu machen und mit wichtiger Miene immer wieder zu erwähnen, daß sie dort gewesen seien oder daß sie hinwollten, wie es denn eben auch solche gab, die Blumhardt ohne Bedürfnis und ohne Nutzen überliefen. Kurz, jenes Fräulein mied jenes Zimmer. Aber einmal, nach einer leidensvollen, entsetzlichen Nacht, entschloß sie sich zu diesem Gange und hatte nun natürlich das Herz um so voller. Viel, viel wollte sie ihm erzählen! Aber kaum hatte sie recht angefangen mit Schilderung ihrer Leiden, so fiel ihr Blumhardt in die Rede mit den Worten: „Liebes Kind, ich habe jetzt keine Zeit; der Heiland segne dich und nehme dir diese Geschichten weg!“ Verstimmt, verletzt, fast entrüstet über diese über alle Maßen unfeierliche Weise verläßt sie das Zimmer – aber – die „Geschichten“ sind weg! Solche Verstimmung kam oft vor. Erzürnt war in unserem Falle schwerlich das Fräulein selbst, ihr eigenes Ich, sondern jenes Etwas, das so plötzlich hat weichen müssen. Blumhardt war übrigens in solchen Fällen wis-

* Gottfried Braun, *Krankheit und Heilung. Eine Lebensskizze (von Auguste Wagner geb. Braun), geschrieben von Gottfried Braun, ...* Brandenburg 1864².

sentlich kurz, am aller kürzesten gegen eigentliche Gemütskranke, die unsere Predigtsucht in so schwere Versuchung führen. „Ein Glas trüben Wassers wird nicht durch Umrühren klar, sondern durch Ruhe.“ Gerade, weil er wußte, daß hier nur eine Macht des Herrn helfen könne, war er mit sogenannter moralischer Einwirkung äußerst sparsam. Ähnlich ging es ja auch mit jener Kranken, von welcher das Schriftchen „*Krankheit und Heilung*“* erzählt. Diese war den furchtbarsten Gemüts- und Nervenstürmen ausgesetzt, und endlich, nachdem auch Geistliche von großer Bedeutung, wie Löhe**, den ganzen Schatz ihrer Schrift- und Herzenserfahrung schriftlich oder mündlich ohne eigentlichen Erfolg an ihr erschöpft, kam sie auch nach Boll, und nach einer sehr schlimmen Nacht wurde Blumhardt zu ihr ins Zimmer gerufen. Nachdem ihm alles geschildert worden, sagte er: „Nun, der Heiland wird alles gutmachen, ich will ernstlich für Sie beten“, und so unwahrscheinlich es der Kranken und ihrer Begleiterin vorkam, daß ein so schrecklich einfaches Reden etwas nützen könne – der Sturm war und blieb fort.

Auch angenehm war manchem die Enttäuschung auf seinem Zimmer, so z.B. jenen zwei Knaben A., wackeren Söhnen Württembergs, die über einen Sonntag Bad Boll, das aller studierenden Jugend von vorneherein offenstehende, heimsuchten. Sie hören, morgen werde Abendmahl gefeiert. Was machen? Als gute, jüngst erst konfirmierte Christen wollen sie nicht ausweichen – aber dann muß man nach lutherischer Sitte sich anmelden, und hierzu muß man auf jenes „Zimmer“! Klopfenden Herzens wird das Wagnis ausgeführt und die Anmeldung bei Blumhardt angebracht. „O ihr liebe A..le!“ ist seine Antwort, indem er um jeden der beiden einen Arm schlingt, und sie sind entlassen.

Wie hell, wie glücklich sahen doch die Leute aus, wenn sie dieses Zimmer verließen! Namentlich jener Glück strahlte so oft, die sich in vermeintlich oder wirklich schwierigen Verhältnissen mit einem Male so einfach und leicht zurechtgestellt sahen und statt eingebildeter übermenschlicher Pflichten sich einer ermutigenden, natürlichen und darum leichten Aufgabe gegenüber erblickten, weil sie, statt wie bisher den vermeintlichen, nun den

wirklichen Willen des Herrn klar erkannten. „Deine Befehle sind richtig, sie erfreuen das Herz“ (Psalm 19), das fühlt man oft erst recht, wenn man aus eigener oder fremder Menschensatzung heraus zur Erkenntnis seines so einfachen Willens gelangt.

Gehen wir mit ihm vom Zimmer, d.h. von dem seinigen, auf die Zimmer der Kranken! Solche Gänge machte er Tag und Nacht, und es gab Zeiten, wo sie ihm wenig oder keine Nachtruhe übrigließen. „Mir geht's schwer“, schreibt er einmal, „ich bin immer *schläfrig*, weil ich nie *schlafen* kann, und immer *müde*, weil ich nie zur *Ruhe* komme“, und ein andermal: „Oft meine ich, ich sei doch der *geplagteste* Mann auf Erden, und oft wird mir das ein wenig schwer.“ Wenn Blumhardt eine Schwachheit hatte, so war es die, daß ihn seine Milde und Gutmütigkeit hinderte, eine Bitte abzuschlagen, weshalb er oft auch Kranke in sein Haus aufnahm und drin behielt, bei denen er sich eigentlich selbst kaum eine erhebliche Frucht davon für sie versprach, bloß weil sein Mitleid es ihm verwehrte, ihr dringendes Bitten abschlägig zu bescheiden. So hatte er oft lange, lange solche Leidenden im Hause, deren Krankheit wie darauf angelegt zu sein schien, seine Kraft nutzlos aufzureiben und ihn gewissermaßen zu foppen. Namentlich war das der Fall, seit Frau Gottlieb Brodersen gestorben war, denn diese hatte bei ihrem oben von Blumhardt erwähnten Scharfblick, ob Hilfe zu schaffen sei oder nicht, zugleich eine sozusagen militärische Entschiedenheit, im letzteren Falle aufsbestimmteste Abweisung zu beantragen. Aber nicht nur solche aussichtslose Krankheiten brachten des Aufregenden und Aufreibenden viel, sondern auch solche, bei welchen zuletzt Hilfe eintrat. So wohnte z.B. einmal ein trübsinniger Herr gerade über Blumhardts Zimmer. In der Nacht, vor 2 Uhr morgens, als Blumhardt noch, wie gewohnt, der Korrespondenz oblag, hört er über und vor sich von der Außenseite der Mauer her ein sonderbares Wimmern und Klagen. Schlimmes ahnend, eilt er hinauf ins Zimmer jenes Herrn, findet Bett und Zimmer leer und das Fenster offen und draußen – den Mann sich noch mit letzter Kraft mit den Fingern an der Fensterbrüstung, an der er hing, festhalten! Was machen? Es war ein schwerer

Mann, aber desto schlimmer auch für diesen selbst – seine Kraft schien rasch auf die Neige zu gehen. „In Jesu Namen!“ ruft Blumhardt gebieterisch, faßt den Mann bei beiden Armen und hebt ihn mit *einem* Schwung ins Zimmer hinein; er sei ihm federleicht gewesen.

Ein in vieler Beziehung besonderes Erlebnis, in welchem ohne alle sichtbare Wunderhilfe ein großer, durch scheinbar unübersteigliche Hindernisse durchschlagender Sieg der Gnade sichtbar ward, möge er uns selbst („*Blätter aus Bad Boll*“, 1873, Nr. 26, S. 206f.) erzählen:

„Ich hatte einmal für meine frühere Ökonomie einen katholischen Melker aus der Schweiz in Diensten. Er war Laienbruder, hatte ein italienisches Doktordiplom erhalten, stack also besonders tief und mit Bewußtsein im Katholizismus. Zuletzt war er zu Hause eben noch Schulmeister gewesen; weil er aber als Eiferer für seine Schule bei den Leuten sich verfeindete, war's ihm entleidet, und er wurde in ganz anständiger Weise – mein Melker. Ich ließ ihn unbelästigt seinen Weg gehen, und er versah mit Treue das ihm Befohlene. Die Gottesdienste besuchte er zuerst selten. Er wollte auch mit mir, dem ketzerischen Pfarrer, nichts zu tun haben, obwohl er mich insgeheim liebte. Wenn er krank war und ich ihn besuchte, kehrte er mir den Rücken zu, wahrscheinlich meinend, es schade ihm an seiner Seligkeit, wenn er sich durch meine Gegenwart befleckte. Beten durfte ich ohnehin nicht mit ihm. Aber mein Haus kam sonst gut mit ihm aus; und die Kinderlehren waren ihm sehr lieb, wie auch Morgen- und Abendsegen mit dem Gesinde, da es ihm rührend vorkam, wenn letztere meine Frau hielt. Endlich bekam er eine unheilbare Krankheit, das sogenannte Miserere; und sein Leiden war sehr schwer. Meine Besuche aber konnte er nicht leiden. Ich fragte ihn, ob ich einen katholischen Priester kommen lassen solle. Er bejahte es. Der Priester kam und tat an ihm nach dem Gebrauch seiner Kirche. Bald wurde es ängstlich mit ihm, und kam es öfters über ihn, als ob's eben ausgehen wollte. Jedesmal sprang ich herbei; aber er wollte lange nichts von mir. Endlich, da ich, innerlich seufzend, schon wieder von ihm weg zur Türe ging, rief

er laut: ‚Herr Pfarrer, Sie dürfen nicht fort.‘ Ich blieb und fragte: ‚Darf ich beten?‘ ‚Ja,‘ war die Antwort. Ich betete ganz kurz, um vorsichtig zu sein: ‚Herr Jesu, nimm ihn *aus Gnaden* auf als dein Kind!‘ Da wurde er ruhig und still, stierte in die Ecke, als sähe oder hörte er etwas. Endlich rief er aus: ‚Aus Gnaden, aus Gnaden! Ich höre es! Aus Gnaden! Ist's möglich, daß so ein wüster Mensch, wie ich bin, selig werden kann?‘ Ein Mark und Bein durchdringendes Bußgebet folgte diesen Worten nach. Bald sangen wir: ‚Aus Gnaden soll ich selig werden.‘ Er sang kräftig mit und wollte immer wieder gesungen haben. Ich sagte einen Liedervers um den anderen aus verschiedenen Liedern vor. Als ich einmal aus dem Liede: ‚Mir ist Erbarmung widerfahren‘ an die Worte kam: ‚Nun weiß ich das und bin erfreut Und rühme die Barmherzigkeit‘, raffte er sich auf, umfaßte mich krampfhaft mit beiden Armen und rief: ‚Herr Pfarrer, Sie sind ein prächtiger Mann!‘ Mein ganzes Dienstpersonal mit anderen Gästen des Hauses sammelte sich vor dem Sterbebette; und alles bekannte, so schön und so evangelisch haben sie noch niemand sterben sehen. Denn all sein Besonderes war ganz von selbst von ihm abgestreift; und nur das Evangelische hatte noch einen Wert für seine Seele, ohne daß irgendein Wort von meiner Seite auf das hin ausgesprochen worden wäre. Er begann immer wieder zu singen: ‚Aus Gnaden‘, ohne weitere Worte zu haben; und ich war genötigt, Worte anzuhängen. So entstand wie aus seinem, des Sterbenden, Mund das Verslein:

‚Aus Gnaden soll ich selig werden,
Aus Gnaden nimmt mich Jesus an,
Aus Gnaden scheid ich von der Erden,
Aus Gnaden geh ich himmelan.
Aus Gnaden ist der Heiland mein,
Aus Gnaden schlaf ich selig ein.‘

Bald starb er. Es war den 15. Februar 1857. Sein katholischer Vater kam aus der Schweiz und wollte zuerst keine Gebetsgemeinschaft mit uns haben. Zuletzt ging's aber von

* Bd. I-IV, Bad Boll/Heilbronn 1878-1881.

selbst, da er unsere Gesinnung sah. Zum Begräbnis berief ich den katholischen Priester. Dem erzählte ich das Lebensende des Mannes, wie dieser habe aus Gnaden selig werden wollen. ‚Nicht wahr?‘ fragte ich, ‚ihr haltet’s ja auch so in eurer Kirche?‘ ‚Jawohl!‘, versetzte er freundlich und befriedigt. Wir beide, nebeneinander in den Chorröcken, begleiteten die Leiche zum Grabe. Er machte es nach dem Gebrauch seiner Kirche; und ich durfte nach ihm ein Gebet sprechen. Das Wort ‚Aus Gnaden‘ war ein Wort der Einigung geworden.“

Manches andere, was er auf den Zimmern erlebt, entzieht sich jeder Mitteilung. Es erinnerte der erschütternden Seite nach oft vielfach an seine Kämpfe in Möttlingen, nur daß das Erhebende meist weit größer, friedlicher, hehrer als damals in den Vordergrund trat. In seinen letzten Jahren gebrach es ihm, dem Greisen, oft sozusagen an physischer Kraft, all das Große, dessen sein Herz voll war, zu verschweigen. „Oh, wenn ich erzählen dürfte, du würdest aber sagen: es ist schöne Zeit“, so konnte er manchmal so im stillen mit strahlendem Auge sagen. Dieses Gefühl, nicht umsonst zu arbeiten, war denn auch sein Lohn, seine Speise, seine Kraft auf seinen Gängen Tag und Nacht. Anders als für seinen Beruf verließ er leider sein Zimmer nie. Auch die Familien seiner Kinder besuchte er nur, wenn ihn eine seelsorgerliche Aufgabe rief. Auch an sein Haus fesselte ihn diese seine Seelsorgerpflicht. Einer Bekannten, die in der Ferne auf dem Sterbebette ihn gerne noch gesehen hätte, schreibt er: „Wie gerne würde ich dich besuchen, aber das würde *Tage* erfordern, und die habe ich nicht herzugeben, meine Zeit ist mir heilig, denn sie gehört den Elenden.“

Ein großer Teil dieser seiner Zeit, gewöhnlich von 9 Uhr abends, wo er von den Abendgesprächen aufstand, bis 2 Uhr frühe, gehörte der Korrespondenz. Er *las* die Briefe, deren täglich etwa 6-15 kommen mochten, er las sie mit Liebe, und wenn sie gar unleserlich oder breit- und langstilig waren, mit Geduld und zeichnete sich etwa mit Rotstift das Wesentliche an, indem er z.B. Worte wie „Lunge“, „Schwager“ etc. unterstrich, wodurch sich ihm der ganze Inhalt des Briefes vergegenwärtigte. Er las

sie vor dem Herrn, indem er die darin gebrachten Anliegen sofort im Geiste in einfachster Weise ihm anempfahl. Damit war *seine* Sache getan. Wie oft trat auch Hilfe, große, wunderbare Hilfe in weiter Ferne sofort ein, nachdem er den Brief gelesen hatte! Kam ihm dann je und je bei der Arbeit der eine oder andere, dessen Leid oder Not auf seinem Herzen lag, zu Sinne, so hielt er es für einen Wink, seiner vor dem Herrn zu gedenken, und tat’s im Geiste, ohne seine Arbeit zu unterbrechen.

Von solcher auf Korrespondenz hin eingetretenen Hilfe könnte natürlich viel erzählt werden; es seien nur zwei Beispiele erwähnt. Einmal erhielt er aus einem Irrenhause in Amerika einen Brief eines Gemütskranken. Derselbe genas rasch, so daß er aus dem Irrenhause entlassen wurde. Er berichtete nun sein Verfahren und seinen Erfolg – echt amerikanisch – in dortigen Blättern seinen Leidensgenossen zur Nachachtung! Ausführlicher erzählen wir die andere Geschichte, die Blumhardt selbst tief gerührt hat und der Anfang zu einer im Verlaufe immer reicher gesegneten brieflichen Wirksamkeit Blumhardts nach der betreffenden Gegend hin geworden ist.

Aus einem ihm völlig unbekanntem Städtchen des nordöstlichen Deutschlands erhielt er einen Brief, der einen herzzerreißenden Notschrei enthielt. Ein etwa zehnjähriger Knabe war mit der entsetzlichen Plage jener Gegend, der Krankheit des Weichselzopfes, behaftet. Es ist dies eine in den Haaren und ihren Wurzeln beginnende Entartung der Kopfhaut, welche dieselbe zu den wunderlichsten Formen ausgestaltet und schließlich sogar Blödsinn herbeiführen kann. Die Mutter (oder Tante?) des Knaben wandte sich an den ihr von ferne her bekanntgewordenen Blumhardt mit dem flehentlichen Gesuch um Rat und Fürbitte. Auf Blumhardts beruhigende, volle Teilnahme und herzliche Fürbitte zusagende Antwort erfolgte bald ein Gegenbrief in weit getrösteterer Stimmung, jedoch keineswegs zu Blumhardts Freude, es stand nämlich in demselben: „Herr Pfarrer, wir haben jetzt alle Hoffnung, daß es mit dem Knaben besser werde, es ist uns ein (in ziemlicher Entfernung lebender) Mann angeraten worden, der gegen diese Krankheit (in geheimnisvoller Weise) et-

was könne, und derselbe hat uns alle Hoffnung gemacht, daß der Knabe genesen werde, nur sollen wir ihm beileibe die Haare weder kämmen noch gar abscheren, denn das wäre bei seinem Heilverfahren des Knaben sicherer Tod.“ Blumhardt fühlte sich wieder einmal berufen, aus dem „ff“ zu antworten: „Entweder oder! Ihr könnt nicht den Heiland und den Teufel zugleich um Hilfe angehen. – Sofort schneidet Ihr dem Knaben die Haare ab, der Heiland wird helfen, daß es nichts schadet; tut Ihr's nicht, so will ich mit der Sache nichts mehr zu tun haben.“ Beschämt, ergriffen, faßt die Mutter oder Tante den Entschluß, Blumhardt zu folgen, und spricht darüber mit dem Knaben. Alle Verwandte, Freunde, Freundinnen beschwören sie, diese Tat, die an ein Verbrechen grenze, doch ja nicht zu tun, und suchten den Knaben abzuschrecken. Sie redet mit ihm freundlich und wird gut von ihm verstanden, sie verspricht ihm, wenn er hübsch gekämmt und geschoren sei und gesund geworden, ein neues Käppchen, und beide sind der getrosteten Hoffnung, der Heiland werde gewiß helfen; sie setzte ihn auf ihre Knie und begann mit Kamm und Schere zu arbeiten. Der Knabe sagte anfangs mit zuversichtlicher Hoffnung: „Der Heiland hilft schon“, aber sofort wiederholt er's mit großer Überraschung: „Ja, ja, er hilft ja schon! Der Heiland hilft wahrlich!“ In kurzer Zeit ist der Knabe genesen, geht, mit seinem neuen Käpplein geschmückt, spazieren und grüßt mit demselben glücklich alle Vorübergehenden. Als Blumhardt diese Siegesnachricht erhielt, las er sie der Tischgesellschaft vor, und kaum ein Auge ist trocken geblieben. Diese liebliche Erfahrung war, wie gesagt, nur der Anfang zu einer un-aufhörlichen Reihe von Erfahrungen der Hilfe des Herrn in jener Gegend, denn jene Dame war nun wie eine Agentin des Bades Boll zugunsten der Leidenden geworden.

Die meisten und schönsten Erfahrungen von sofortiger Hilfe des Herrn wurden bei telegraphischen Gesuchen gemacht. Blumhardt erzählte dies selbst und erklärte es daher, das demüthige und tapfere Bekenntnis, das in solchem halböffentlichen Bitten liege, werde eben im Himmel gewürdigt. Im Jahr 1879 liefen (mit Einschluß der Geschäfts- und Familiendepeschen) ungefähr

1500 Telegramme ein. Da der telegraphische Weg zum Teil schon aus obenerwähntem Grunde nur im Notfalle betreten wird, so läßt sich daraus auch ein Schluß auf die jedenfalls weit größere Zahl von *Briefen* ziehen. Von solcher Hilfe bringen wir nur wenige Beispiele.

Ein kleines Mädchen hatte in schwerer Weise ein Bein gebrochen. Das schlimmste waren die entsetzlichen Schmerzen, die es bei der leisesten Berührung verspürte und kundgab. Gerade um die Zeit, wo das Telegramm in Bad Boll eintraf, kam der Arzt und begann die lange und, wie er sagte, hier besonders schmerzliche Operation des Einrichtens, aber das Mädchen empfand *keinen* Schmerz. Es genas bald.

Ein Fräulein, das mit Boll in einiger Verbindung stand, war heftigen Krankheitsanfällen von gegen drei- bis viertägiger Dauer ausgesetzt. Einmal, als sie gerade für sich große Dienstleistungen verbindlich gemacht hatte, bekam sie tags vorher diesen Anfall. Alle erdenklichen Mittel wurden erfolglos durchprobiert, und auch der Arzt wußte keinen Rat mehr. Da entschloß sie sich, nach Boll zu telegraphieren, allein weder die Angehörigen noch auch nur die Magd wollten sich dazu hergeben, ein solches Telegramm zu befördern. So hoffte sie denn, der Heiland werde nun auch ihr Gebet anhören, und bittet so kindlich und zuversichtlich als möglich, allein umsonst. Die Qual stieg von Stunde zu Stunde, bis am Morgen des folgenden Tages das Mädchen, durch ihren kläglichen Anblick erschreckt, sich von selbst anbot, das Telegramm zu besorgen. Zu der Zeit, als das Telegramm laut späteren Berichten dort angelangt war, wick die größte Not, und unvermerkt schlief sie ein, und nach zwei Stunden war alles fort, und zwar für sehr lange Zeit; ob für immer, ist mir unbekannt.

Daß einmal auch ein Kind, welches fast sofort nach der Geburt auf den Tod erkrankte, auf telegraphischen Hilferuf hin schnell genas, sei endlich noch auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter des Kindes erwähnt.

Natürlich diene er denen, die ihm schrieben, nicht nur mit seiner Fürbitte. Auf manche Briefe hat ihn die Antwort tagelang

im Geiste beschäftigt, weil er befriedigende, erschöpfende Antwort geben wollte. Manche war denn auch etwa nicht danach, um sie „hinter den Spiegel“ zu stecken; aber die meisten wirkten, wie sein Wort auf dem Zimmer, durch ihre gewaltige Milde, durch ihren befreienden Trost. Begreiflicher Weise stehen uns nur sehr wenige seiner Briefe zur Verfügung, meist von schon Gestorbenen. Eine Auswahl derselben sei hier mitgeteilt; zuerst eine Reihe Trostbriefe an eine junge sterbende Freundin und dann solche Briefe mit verschiedenen Adressen.

Aus einer Reihe von Briefen an eine Kranke, die zwischen Leben und Sterben schwebte, ziehe ich das Wichtigste mit einfacher Numerierung der Briefe aus:

1.) „Bei Dir streitet jetzt Leben und Tod. Spürst Du jenes, so kommt Lust dazu. Das hat aber nichts zu sagen. Den Augenblick, den Dir Gott gibt, darfst Du auch mit Lust genießen. Kommt's wieder anders, so siehst Du auch aufwärts. Aber es ist eine Gnade, wenn das Herz bei einer so lange dauernden Krankheit mitunter auch fröhlich und hoffnungsvoll wird. Nimm's kindlich an. Aber geht Dir's ordentlich, so laß keinen Mißmut über die Vergangenheit in Dir aufkommen; sonst verderbst Du Dir die Freude. Der Schluß ist ganz falsch, daß es besser um Dich stände, wenn Du vor zwei Jahren geschont worden wärest. Denn für einen jungen Menschen, der Du warst, hast Du nicht zuviel getan; und konntest Du das nicht erlangen, so lag's tiefer und so tief, daß Du bei der schonendsten Lebensweise doch geworden wärest, was Du bist. Der Mensch will zudem nicht von Schonung leben, sondern er will arbeiten und arbeiten. Du warst damals auch glücklich an der Arbeit. Daß Dir's zuviel war, laß Dich darum nicht anfechten. Vom Nichtstun wird man noch kränker als von der Arbeit, wenn's einmal in der Konstitution steckt. Also getrost, und werde nicht verdrießlich, sondern denke, was wird, hat Gott so gewollt, und ist nicht durch andere Umstände erst so geworden.“

2.) „Ach, mein Kind, Du mußt Dich jetzt schon in den Weg Gottes schicken. Was wollen wir Arme machen, wenn Er Seinen Beschluß gefaßt hat? Wissen wir doch, daß Sein Herz doch voll

von Liebe ist und das Schönste bereit[et] hat denen, die in Geduld zu ihm ausharren. Danke ihm auch recht viel, daß er Deine Seele so nüchtern und recht gemacht hat. Es wäre doch ein übles Ding, wenn Du noch die alte wärest und nun eine solche Zukunft vor Dir hättest. Du bist doch ein gerettetes Schäflein und kennst ihn, und er kennt Dich. Darum kannst Du mit Freudigkeit entgegensehen, was komme mag. Es geht dem Himmel, geht dem Heiland zu; und Du bist beneidenswert vor vielen anderen auf dieser Welt voll Trübsal, auch wenn sie wohlauf sind. Vorerst aber profitiere von Deinem Erbteil im Himmel für die Tage, die Du noch vor Dir hast, soviel als möglich und werde nicht düster und traurig, sondern sei heiter im Herrn, der Dich liebet bis in Ewigkeit.“

3.) „Unter allem muß das Herz geduldig werden und mit seiner Hoffnung sich trösten. Nur daß der Feind nicht unheimliche, ungöttliche, lieblose Gedanken und Gefühle nährt! Der will immer die Herzen in sein Gai (seinen Gau) hineinlocken. Darum macht er auch so empfindlich und reizbar, wie Du das auch erfährst. Aber bei Dir war's auch Leibesschwäche. Wenn Dich's plagt, so zwinge Dich, freundlich zu reden und zu handeln, damit machst Du Dich am leichtesten frei.“

4.) „Behalte aber auch den Sinn dafür, daß der Heiland sich bald über die schmachtende Menschheit erbarmen möchte, ob Du's erlebst oder nicht, und daß Er unsereinem möchte noch mehr zu schaffen geben. Sei so ein Armer, der des Kommens des Herrn nicht vergißt und mitleidige Seufzer zum Heiland schickt, daß es doch bald möge in allem anders werden dürfen. Wenn Du Dich darein finden kannst, so hast Du noch eine schöne Aufgabe; und auch Deine Seufzer gehen nicht verloren und machen, daß man Dich auch drüben besser unterbringen kann zu dem, was auch die Vollendeten noch zu tun haben. Und sie haben auch etwas zu tun. Jetzt hab' ich, mein' ich, doch etwas geschrieben. Nun, es wird recht sein. Der Herr aber sei Dein Trost und Deine Kraft, und der Geist Gottes lehre Dich seufzen nach seinem Wohlgefallen.“

5.) „Ich möchte Dir nur Wärter vom Himmel schicken kön-

nen. Aber sie sind wohl da, haben aber nicht den Auftrag, Dir alles Schwere zu nehmen und alle Schmerzen zu vertreiben. Denke, das müsse alles jetzt noch sein. Wenn Du einmal daheim bist, wirst Du merken, daß alles so sein mußte, wie es ging, ja gerade so. Raffe Dich also nur zur Geduld und Ergebung zusammen und mache Dich innerlich immer kleiner, daß Du gar nichts anderes mehr bist als eine arme Sünderin, die auch nicht das geringste Recht zur Gnade von sich aus hätte. Oh, wie wird Dir dann Dein Heiland so lieb und wert werden. So stirbt sich's

* Einiges Licht auf Blumhardts Anschauungen betreffs etwaigen höheren Standes seiner Gäste wirft auch folgendes Briefwort, in welchem er von Möttlingen aus sich einem Freunde gegenüber betreffs des (mäßigen) Luxus ausspricht, der infolge längeren Aufenthaltes einer vornehmen Dame in sein Haus eingekehrt war: „Auch über den Luxus unseres Hauses für die fürstliche Person will ich einige Worte äußern. Vorerst muß ich bemerken, daß ich ihn insofern nicht aus eigenem Gelde angeschafft habe, als ich ja von Haus aus keines besitze. Wenn es mir aber dennoch möglich wird, solche Anschaffungen zu machen und dabei doch in Freigebigkeit und Wohltun nichts zu versäumen, so sehe ich das als einen Wink von oben an, daß ich *darf* und *muß*, weil aus dem Berufe, in welchen mich Gott gestellt hat, Kapitale mir zu ersparen meine größte Sünde wäre. Ich darf nicht reich werden, muß aber eingerichtet werden für allerlei Leute, um allerlei Leuten für die Ewigkeit zu dienen. Ich suche nicht den Luxus, das glauben Sie selbst, aber hüten muß ich mich, eigensinnig nicht über das Gewöhnliche hinausgehen zu wollen, so sehr mich Gott darauf hinleitet. Wenn ich also ungesucht eine Prinzessin bekomme, so ist es Pflicht, die ich jedem Menschen schuldig bin, mich zu fragen: Was kann und muß ich, weil ich kann, der Prinzessin zuliebe tun? Ich weiß nicht, was noch weiter Gott mit mir vor hat. Mir will's oft über den Kopf wachsen, und ich erschrecke manchmal; aber ich muß nach, wie ich geführt werde, oder ich bin ungehorsam. Nichts ist aber in gegenwärtiger Zeit nötiger als Männer, die niedrig und hoch zugleich sein können. Ich habe in hohe Stände schon viel gewirkt und werde noch viel wirken müssen; und ihnen muß ich so gut zugänglich sein wie den niedrigen; beide wollen in einen Himmel. Damit aber, daß ich durchaus den niedrigen Fuß festhalte, locke ich mindestens nicht an, stoße vielmehr ab. Vor nichts aber fürchte ich mich mehr als vor dem Vorwurf am Jüngsten Tage, durch Steifheit oder Eigensinnigkeit und hoffärtige Niedrigkeit jemand so abgestoßen zu haben, daß er mir nicht näherkam. Übrigens wurden mir die Meubles alle wenigstens zur Hälfte bezahlt, freilich weil ich nicht weiter mir gefallen ließ.“

am seligsten und liebsten. So bleibt dann drüben nichts mehr zur Bereinigung übrig, und geht's durch die Barmherzigkeit Gottes gerade auf. Du hast jetzt noch vieles in der Hand, was Du nicht mehr in der Hand haben wirst, wenn Du heimgegangen bist. Mache ja alles fertig, das ist lauter Gewinn für die Ewigkeit.“

6.) „*Nachschrift*: Eben erhalte ich den zweiten Brief Deines lieben Vaters. Derselbe läßt mich ahnen, daß Dein Stündlein dürfte bald kommen. Wir beten jetzt darum, daß es der liebe Heiland wolle gnädig mit Dir machen und die Leiden Dir abkürzen möge. Der Herr wird Dir nahe sein. Ach, wie wohl wird Dir's sein! Worte fehlen mir jetzt. Um so mehr möge der Geist Gottes mit Dir reden und einen Duft aus der himmlischen Heimat Dich schmecken lassen. Oh, wohl Dir, Dir geht's gut! Beim Heiland sehen wir uns wieder! Oh, wie wollte ich oft auch gerne ausgekämpft haben! Der Herr aber sorgt dafür, daß die Seinen sich ewig freuen dürfen! Halleluja!“

7.) „Nun sorgst Du aber noch, einen schwierigen Kampf zu bekommen. Da sorgst Du aber zuviel, mein liebes Kind. Erstlich muß Du es zuletzt noch lernen, nicht weiter als auf einen Tag zu blicken, wie ein kleines Kind, das nur an das denkt, was es für den Augenblick braucht, und weil es nicht sorgt. Du mußt aber ebenso ganz Kind werden. So will's der Heiland, weil ihm ja nur Kinder taugen. Sodann erwäge recht, was mein letzter Brief sagte. Werde ganz nichts, ganz Sünderin, und suche und wolle nur Gnade. Damit wird alles vollständig getilgt, was etwa noch gegen Dich zeugen könnte. Steht aber rein nichts mehr im Schuldbuch, so hast Du gewiß keinen peinlichen Kampf mehr zu fürchten. Nur was der Mensch noch eigenes behält, macht ihm noch zu schaffen. Hast Du Dich aber ganz in Gnade gesenkt, so geht's, wenn die Zeit kommt, leichter hinüber zur Freude. Ich nun bete für Dich, daß doch ja alles bis aufs kleinste Dir noch offenbar werden möge, was Dir ja jetzt keine Schmerzen mehr macht, sondern Dir nur wohltun kann, damit Du zu Deinem Heiland sagen kannst, wie so oft in den letzten Jahren: ‚Oh, wie bin ich so dumm gewesen; aber wie bist Du so lieb.‘ Alles übergebe ich dem stillen Walten des Heiligen Geistes, der besser re-

den kann als ich. Aber glaub's, der Herr sieht's bei Dir auf eine siegreiche Himmelfahrt ab. Darum harre aus mit Geduld und Glauben!“ –

Betreffs einer Sterbenden schrieb er: „Wegen ihrer Stimmung darf Dir nicht bange sein; denn selig sind, die Leid tragen. So stirbt sich's am seligsten. Wer nun immer hinunterwill und in den Staub sich legt, ist Gott angenehm. Vielleicht aber rettet sie noch der Herr. Doch Sein Wille geschehe!

Sei getrost, der Herr lässet Euch nicht!“

Einer Schwerverkranken: „Wenn ich auch nicht gleich geschrieben habe, so habe ich doch treulich an Dich gedacht. Er wird Dich auch wieder erretten aus dieser Trübsal. Habe nur guten Mut zum Herrn; und wenn Du's auch, wie Du sagst, wert bist, daß Dich der Herr *nicht* errette, so bist Du's als eine bußfertige und gläubige Seele wert, vom Herrn Barmherzigkeit zu erlangen. Etwas Besonderes im verborgenen (etwa an Schuld?) suche nicht mehr auf. Der Herr will aber je und je noch schrecken und dadurch das Herz kindlicher machen gegen Ihn.“

Einer von Gemütsleiden Genesenen: „Ich verstehe Deinen Brief und Dich. Du aber verstehst Dich nicht; und ich wünschte nur, daß Du einmal alle Vergangenheit aus dem Auge verlörest. Denn solange Du in diese stierst, solange kommst Du in Verwirrung. Es war allezeit in Dir ein Durcheinander, ein Kampf des bösen und des guten Menschen. Der böse mischte sich in alles, was der gute dachte und tat. So wurde auch Dein guter Mensch eine Karikatur. Auch Deine Anhänglichkeit an mich war eine lautere, aber der böse Mensch wollte sie unlauter haben. Ich habe in allem, was Du mit mir redetest, stets viel abgezogen und zugetan, und ich glaube, daß ich's immer so ziemlich richtig traf. Wenn ich Dich tröstete, von der Gnade mit Dir sprach, so tat ich's nicht ins Blaue hinein. Ich wußte, was Dein Inneres noch trübte, aber ich sprach mit dem guten Menschen und wollte dem aus der Gefangenschaft helfen. Licht und Finsternis stritt immer in Dir, und letztere wurde oft Meister, jedoch ohne Deine volle Zurechnungsfähigkeit, wenn's auch Dir jetzt so vorkommt. Das Licht drang doch stets durch. Du hast immer im

gleichen Augenblick gelogen und nicht gelogen, geheuchelt und nicht geheuchelt, geflucht und nicht geflucht. Der Herr aber hat Dein Zweites angesehen, wie Du nicht logst, nicht heucheltest, nicht fluchtest. Darum ist's nur eine neue Tücke in Dir, die Resultate des guten Menschen wieder zunichte zu machen. Blick' darum mutig aus der verworrenen Vergangenheit heraus und laß' sie liegen! Fange frisch an und halte Dich kindlich, ohne krampfhaft die Vergangenheit heraufzuschieben, an den Heiland als ein armes, hilfloses Kind, das bei allem [M]iteinander Gnade sucht und nichts als Gnade will! Dein Heiland aber schenkt sie Dir, wenn Du jetzt anfängst, einfältig zu sein. Du mußt ihn darum loben, daß Er Dich, trotz aller Verwirrung, in welche der Feind Dich brachte, dennoch siegreich herausgerettet hat. Das glaube und halt' fest; und daß Du sterben müsstest, glaube ich noch nicht. Du mußt nun ebenso nüchtern und kindlich fortleben und dem Heiland dienen und den Deinen und anderen, wie Du bisher berauscht und verwirrt dahingegangen bist. Der Herr läßt Dich nicht und hat Dich nicht gelassen und bleibt Dein Erretter in Ewigkeit!“

Einem Schwesterpaare: „Aber wie geht Dir's? Wie geht's der l(ieben) B.? Ich hoffe, Ihr fühlet, daß der Heiland der Herr ist und sonst kein anderer, und werdet unter allen Anfechtungen auch Meister werden und dem Argen in keinem Stück das Vorrecht lassen. Ich bete viel für Euch und weiß auch, daß der liebe Heiland es Euch fühlen läßt. Was macht die l(iebe) B. für ein Gesicht? Kommt sie auch unter die Leute? Geht oder läuft oder springt sie? Ich hoffe, etwas davon werde wahr sein. Aber freilich, mitunter wird sie auch trübe Stündlein haben. Aber die müssen auch kommen, damit man sich aufraffen, Mut halten und mit Ernst vor den Thron der Gnade kommen lernt, der übrigens allezeit offensteht, wenn man nur nicht immer so einfältig die Hand davon zurückzöge.“

Einer Kranken, die sehr an Blumhardt hing: „Es tut mir leid, daß Du immer so mit Heimweh nach Boll geplagt bist, und ich lasse mir es sehr angelegen sein, den Heiland zu bitten, daß er Dich davon befreien möge. Ich meine, es muß noch etwas

weggekämpft werden, da Dich diese Empfindungen am inneren Wachstum hindern. Es ist wie kreatürliche Liebe dabei; der Herr aber will allein so geliebt werden, daß es das Herz einnimmt. Ich begreife es wohl, daß Du für den Stand Deiner Seele Dich etwas verlassen fühlst und ein mehreres haben solltest, wie dies angemessen ist. Aber ein wenig zu weit geht es doch; und Du mußt Dein Herz bezwingen, daß es lernt, zufriedener und getroster zum Heiland allein zu blicken, in welchem ja auch alles Heil allein ist. Denke Dich durch mich in einen Kreis vieler gekommen zu sein, der für den Heiland zu kämpfen hat! Laß darum mich und siehe ihn allein an; daß die Sachen keine schiefe Richtung bekommen. Solche natürliche Anhänglichkeiten können sehr hindern und auch jenseits noch zu schaffen machen, wenn sie nicht ganz durch den Geist Gottes geläutert werden und allein in Ihm den Mittelpunkt bekommen, da eigentlich doch Er es ist, und keine Kreatur, an de[m] das Herz hängt. So kannst Du meine echte Tochter bleiben und sollst es auch sein; und wenn ich einmal meine Kinder darf dem Heiland vorstellen und sagen: siehe, da bin ich und die Kinder, die du mir gegeben hast, so bist Du auch darunter. Aber halte Dich wacker, tapfer und standhaft und denke, es geht darauf hin, daß Du von allem abkommen mußt – wie es auch die Sterbenden haben, die bereits in andere Verhältnisse entrückt. Jetzt mahnt bei Dir noch die Natur und Kreatur; aber sie muß überwunden werden, bis jauchzend Deine Seele sagen kann: „Du allein, mein Heiland, in Zeit und Ewigkeit.“

Betreffs eines kranken Kindes. „In den letzten Tagen war ich am Aufräumen mit den Briefen, deren Menge ich nicht zählen kann, und siehe, da fällt mir auch Ihr lieber Brief in die Hände vom 7. November – und uneröffnet! Wie das kam, weiß ich nicht, obwohl mir's erklärlich ist, wie aus Versehen der Brief sich verschieben konnte, ehe er gelesen war. Aber so leid es mir tut, so sehen Sie dabei den Grund meines Verzuges. Die Beschreibung der Krankheit des Kindes hat mich sehr gerührt, und wie kann ich kindlichen Bitten widerstehen! Für Kinder bitte ich so gerne; denn über ihnen hält der Herr Wort, wenn Er sie zu

Ihm bringen heißt. Ich erfahre vieles und Großes eben an Kindern. Freilich ist es auch, wie wenn sie mitunter zu Märtyrern der Menschheit ausersehen wären, da gar häufig nur zum Leiden sie geboren zu sein scheinen, das aber doch fürs Reich Gottes seine besondere Bedeutung hat. In der Regel sind solche Kinder lieblich, ergeben, den Heiland liebend, glaubensfroh, heiter, und da gibt es nichts Erbaulicheres, als der Anblick eines solchen Kindes ist. Wie es nun bei dem lieben Töchterchen ist, das auch den Heiland so liebhat, weiß ich nicht. Vielleicht darf sie doch wieder besser werden oder genesen. Nur will mir vorkommen, die Krankheit sei schon zu tief gewurzelt. Indessen halten wir an bei dem Herrn, und in etwas erhört er gewiß, wenn es auch nur darin besteht, daß Er seine freundliche Nähe fühlen läßt. Raten möchte ich, daß man nicht gerade die menschliche Kunst über dem armen Kinde sich erschöpfen lasse. Ich will's nur leise berühren. Aber gewiß ist, daß die einfachste Behandlung bei so unerklärlichen Krankheiten immer das beste ist. Grüßen Sie das gute Kind von mir (nebst den Eltern) und sagen Sie ihm, daß ein ferner Freund für sie bete, durch dessen Bitte schon manchem Kinde geholfen worden sei, der sie aber bitte, geduldig zu bleiben und den Heiland liebzubehalten, auch wenn sie länger leiden müsse, der ihr auch hiermit zwei Verslein schenke, daß sie ein Andenken von ihm habe.“

Ein Brief seelsorgerlicher Natur: „Deinen Brief an Gottliebchen habe ich gelesen, und nun soll ich Dir auch darauf antworten. Das meiste von Deinen Bekenntnissen war mir schon längst bekannt, und ich habe ihretwegen schon viel für Dich gebetet, hoffe auch, der Herr werde Dir vergeben haben, wenn nicht ein Stolz, der nicht recht Gnade will, im Wege steht. Deine eigentümlich stolze Art schadet Dir sehr. Diese hat Dich auch in das M.'sche Wesen so tief hineinkommen lassen. Was das betrifft, so hüte Dich nur vor dem einen, daß Du Dein Gewissen nicht bindest; und solange du weißt, daß M. von Dir erwartet, daß, wer bei ihm zum Abendmahl geht, es anderswo nicht mehr nehmen solle, bleibe lieber weg! Das Binden kommt von unten, das Freimachen durch den Geist von oben. Sonst hat's bei M.

nichts zu sagen, wenn nur das Herz und der Geist frei bleibt. Dein Stolz ist es auch, daß Du Dir nichts schenken lassen willst. So sage ich Dir nun, daß Du beweisest, Du wollest dem Stolz das Genick brechen, daß Du also *kommst* und das benütze, was Dir Deines leiblichen Übels wegen wohltut. Der Herr aber rette Deine Seele aus allem heraus, was Dich stört und verderbt, und mache Dich durch alles hindurch gerade und aufrichtig! Der Herr wird's tun!“

Einer aus Boll heimgekehrten Kranken: „Ich hätte nicht erwartet, daß ich ein Brieflein von Dir bekäme; aber es hat mich sehr gefreut, und besonders, daß Du ziemlich gutgesinnt bist. Das übrigens ist mir nicht unerwartet. Denn ich habe es gefühlt, daß eine Kraft über Dich gekommen ist und daß Wahrheit wurde, was ich Dir so nachdrücklich gesagt habe, daß nämlich Du die Entfernung von hier nicht in dem Grade empfinden würdest, wie Du Dir's vorstelltest. Der Heiland ist mit verstärkter Gnade bei Dir, weil du's brauchst, und Du sollst es erfahren, daß Du nicht umsonst aus so vielen Torheiten herausgekommen bist und den Heiland recht gefunden hast. Gib Dir nur Mühe, was Dir im Geist gemeldet wird, zu verstehen und zu halten, und habe acht auf Dein Gemüt, daß es nicht in Traurigkeit versinke, wozu Du keine Ursache hast, wie Du schon einmal erfahren wirst. Wir denken Deiner hier sehr viel und reden auch *alle* Tage von Dir. Erst heute war sehr lebhaft am Tische von Dir die Rede; und vieler Gebet steigt für Dich auf. Also nur getrost! Dein Heiland läßt Dich nicht!“

Derselben: „Du bist ja auch fleißig im Schreiben. Es freut mich, daß Dir's so leidlich geht und daß ich Dir doch gut geraten oder gut Dich getröstet habe. So ist der liebe Heiland doch bei Dir und macht Dich sogar stärker, als Du oft hier warest. Er ist eben jetzt zwiefach bei Dir; und ich schicke Ihn auch oft zu Dir. Gewöhne Dich nur, Ihn Dir nahe zu denken, und zwar immer mit frohem Sinn; denn Er hat Dich lieb und hat's gut mit Dir vor. Ich sehe aus allerlei Andeutungen, daß Er Dich trägt und hält. Er macht so fort, denn Er ist treu.“

Über allerlei Krankhaftes in religiöser Beziehung: „Zu einer

solchen Reise, wie Sie wünschen, habe ich unmöglich Zeit. Ich glaube auch nicht, daß etwas dabei herauskäme. Denn Ihr Vater hat hier schon immer beichten wollen, weil nun einmal davon gesprochen wurde; aber wenn er dann wollte, so wußte er nichts. Setzen Sie ihm doch in dieser Beziehung nicht mehr zu, da er nur verwirrter dadurch wird; er ist eben geistesschwach, fast kindisch, und hiergegen ist das beste Kräutchen: Geduld und Gelassenheit auf seiten der Seinigen. Die Sympathie aber ist vom Argen. Wenn ein Weib sagt: ‚Christus und die Apostel haben ja auch Wunder getan‘, so begreife ich nicht, daß Sie nicht mehr merken, daß sich damit das Weib frevelhaft mit Christo und den Aposteln in eine Reihe stellt, also zu fliehen ist. Die Zauberer in N. kenne ich wohl, und als ich kürzlich dort einen Besuch machte, wurde ich viel befragt; aber ich überzeugte jedermann, der fragte, daß es ein Teufelszeug sei. Gesetzt, solche Personen sagen in etwas Wahrheit, ist das dann göttlich? Und gesetzt, sie helfen scheinbar etwas, ist das von Gott? Wenn nicht von Gott, bringt's Nutzen oder Schaden? Das Wort heißt uns bitten, suchen, anklopfen, nicht Bäuschchen umhängen und dergleichen. ‚Meine Kindlein, flieht vor dem Götzendienst‘, sagt Paulus.“

Über Geduld und Glauben: „Ihren lieben Brief vom 27. Novbr. konnte ich nicht so schnell beantworten, und auch jetzt bin ich so bedrängt mit Briefen, daß ich schwerlich auf Ihre Fragen, die Sie sehr häufen, erschöpfend werde antworten können. Indessen ist es auch nicht nötig, so umständlich alles zu erklären, indem, wenn uns ein gewisses Licht in die Dunkelheit fällt, im Augenblick alles heller wird und so eine redliche Seele am Ende alles von selbst finden muß, wenn anders die Sache selbst aus der Wahrheit ist. Wenn jemand um des Leidens willen ein Gebundener des Satans zu nennen ist, so folgt daraus nicht, daß er nicht zugleich auch ein Gnadenkind sein könne. Jenes 18 Jahre lang vom Satan gebundene Weib hieß dennoch eine Abrahamstocher, und sie war um deswillen, daß sie frei wurde, dem Herrn nicht lieber; nur wenn sie nicht geglaubt hätte, da sie glauben sollte, wäre ein Schatten auf sie gefallen, und weil sie glaubte, hat dieses Glauben sie dem Herrn lieber gemacht, wie

auch dem Abraham sein Glaube (daß er noch zu großem Volk werden würde) zur Gerechtigkeit angerechnet wurde. Ein Hiob wurde mit Schwären belegt; von wem? ‚Ich habe ihn in deine Hand gegeben‘, sagte vorher der Herr zum Satan, ‚nur taste ihn nicht am Leben an.‘ Deswegen blieb aber doch Hiob, was vorher: ein Mann, an dem der Herr Wohlgefallen hatte, nur mußte er aushalten und fortglauben. Ein Paulus wurde vom Satan mit Fäusten geschlagen. Wie?, wissen wir nicht recht; aber in unserer Zeit würde man seiner Krankheit einen Namen gewußt haben. Er bat, befreit zu werden, weil er sich gebunden fühlte, mußte aber an der Gnade sich genügen lassen. Damit fallen schon viele Ihrer Fragen hinweg. In Zeiten, da der Herr schlägt, müssen wir Geduld beweisen, und wer unter dieser Geduld stirbt, sei's, daß der Satan das Schlaginstrument war, wird um so triumphierender in die Herrlichkeit eingehen. Ob aber *alle* Leiden ein Werk des Satans sind, darüber haben wir nicht zu grübeln; man hat unter allen Leiden dem Herrn treu zu bleiben, weiter braucht's da nichts.

Indessen fordert der Herr neben der Geduld auch Glauben; und wenn durch Glauben der Satan verscheucht werden kann, mag er nun am Leib oder an der Seele zu quälen Erlaubnis haben, ist damit etwas gewonnen oder nicht? Ist etwas damit gewonnen, wird es dann nicht Pflicht für den Leidenden, neben der Geduld auch zu glauben? Und wenn er nicht glaubt oder solches Glauben neben der Geduld ohne weiteres für überflüssig hält, wird er dann nicht eine gewisse Schuld trotz seiner Geduld haben? Hierbei kommt es freilich darauf an, ob man berechtigt und aufgefordert, ja genötigt ist, zu glauben. Da sind die Zeiten und Umstände verschieden. Aber mitunter mag's von jedem Leidenden gefordert werden, auch zu glauben, um der Ehre des Herrn willen und um Satan zu schwächen. Zum Glauben aber gehört vornehmlich, daß man erkenne, was dem Satan noch ein Recht an uns gibt, um zuerst dieses zu bekämpfen und zu bereinigen. Bei Hiob war keine Anklage da; aber das, daß der Satan glauben konnte, er werde es beim Leiden an der Treue fehlen lassen, gibt ihm Macht, es zu probieren. Nach bestandener Pro-

be aber muß der Teufel wieder weichen, und Hiob wird gesund. Bei uns können oft andere Klagen vorliegen, oft besondere, oft allgemeine, die das ganze Menschengeschlecht angehen. Wir suchen, bekehren uns gründlich und bitten glaubend, daß das Übel weiche. Sind wir der Klage auf den Grund gekommen, was hindert's zu glauben, nun werde auch die Rute weichen können? Wenn alle so bäten, so kämpften, so glaubten, müßte es nicht mit dem Reiche Gottes eine ganz neue Wendung nehmen? Daß der einzelne es nicht vermag, ist freilich klar; aber das Glauben sollte doch auch wieder ebenso Mode werden wie das Geduldigseinkommen. Denn hier ist ‚Geduld und Glaube der Heiligen‘, heißt's in der Offenbarung.

Es ist hieraus deutlich, daß nicht durch Geduld allein, sondern durch Geduld und Glauben der Sünde und der Macht des Satans auf Erden gesteuert wird. Man führt gewöhnlich sehr verkehrt den Spruch an: ‚Welchen der Herr liebhat, den züchtigt er‘, wie wenn der liebe Gott ohne alle Veranlassung seine lieben Kinder auch einmal recht durchpeitschen wolle, weil's ihnen gut sei. Macht's denn so ein Vater oder eine Mutter? Gott züchtigt seine lieben Kinder nur, wenn sie's brauchen können, d.h. wenn sie Strafe verdienen. Man muß also den Spruch so verstehen: ‚Welchen der Herr liebhat, den lasset er nicht ungestraft, wenn er Übles tut!‘ Die Bastarde läßt er in der Sünde laufen. Hieraus folgt aber von selbst, daß ein liebes Kind merken soll, warum es geschlagen wird, und daß es auch wieder getröstet wird, wenn es seine Fehler merkt und abtut. Da kommt das liebe Kind immer wieder aufs Glauben, und weil's das liebe Kind ist, muß es doch auch alles Liebe von seinem Vater glauben und hoffen dürfen. Warum aber wollen wir denn nur leiden und nicht glauben! Genaugenommen liegt oft das dahinter, daß man nur leiden oder lieber leiden als sich bekehren will, denn ohne Bekehrung, ohne Erkenntnis seiner Sünde kann man nicht glauben.“

Betreffs einer Schwermütigen: „Ihre Frau betreffend, ist mein nächster Rat, daß Sie doch sowenig als möglich mit ihr machen möchten. Je weniger Sie sich um sie bemühen, sie ruhiger zu machen, desto leichter wird sie ruhig. Namentlich wirkt

alles Zureden, Trösten, Ermahnen, Belehren, wenn es eindringend ist, schädlich. Man vermeide ihr gegenüber jede Unruhe und Ängstlichkeit, lasse nicht zuviele Personen sie besuchen, und in aufgeregten Augenblicken zeige man nur Ruhe und Geduld, indem dieselben dann von selbst wieder aufhören. Auch mit ihr mit Bezug auf ihren Zustand beten ist nicht gut. Wenn dieser Rat sorgfältig beobachtet wird, werden die Selbstmordgedanken sich nicht festsetzen, während sonst die Krankheit bis zur Raserei gesteigert werden kann. Wenn einzelne Angehörige eine veränderte Gesinnung wahrnehmen, sollen sie sich nicht empfindlich darüber gegen die Mutter zeigen, überhaupt solches nicht tief ins Gemüt fallen lassen, bis zur äußeren Traurigkeit, indem das nur entgegengesetzt wirkt. Ich bitte, hierauf sehr zu achten. Sie ist nun einmal im Geiste gestört, und was sie dabei tut und redet, darf man nicht nehmen, als ob ihre eigentliche Persönlichkeit Anteil dabei hätte. Sonst kann ich Ihnen nichts Besonderes sagen, das Sie zu tun hätten. Besondere Gebetskämpfe oder gar Fasten unterlassen Sie nur, es könnte gar Steigerung des Zustandes zur Folge haben.“

Betreffs einer Somnambulen: „Auf Ihr werthes Schreiben erwidere ich Ihnen, daß meine feste, auf die Heilige Schrift gegründete Überzeugung die ist, daß man keinerlei magnetischen Schlaf oder Hellseherei nähren darf, weil es [auf] das hochverbotene Totenfragen und Wahrsagen hinausläuft und darum immer die finstere Macht eine Rolle spielt. Mein Rat in Beziehung auf das Mädchen ist also kein anderer als der, daß man ihre Reden im Schlafe gar nicht beachte und augenblicklich ganz stille gegen sie sich verhalte, sobald sie redet, ohne die geringste Frage zu machen. Man lasse auch niemand Fremdes zu, namentlich nicht neugierige und vorwitzige Leute, erzähle dem Mädchen nicht, was sie gesprochen hätte, und tue gegen sie, wie wenn nichts wäre. Sonst sollen die Eltern bitten, daß Gott die Plage von ihrem Kinde wegnehmen wolle, mit welcher Bitte ich auch die meinige verbinden werde. Sie werden sehen, daß binnen kurzem alles aufhört, während sonst allerdings der Zustand bis zur Hellseherei gesteigert werden kann, was aber nur als ein

* Siehe S. 559 Fn.

** Johann Konrad Löhe (1808-1872), Neulutheraner, Pfarrer in Neudettelsau.

großes Unglück für das Kind anzusehen wäre. Auf obige Weise wurde einmal bei mir ein Mädchen in weniger als 14 Tagen ganz befreit, nachdem sie jahrelang, namentlich in Frankreich, großes Aufsehen gemacht hatte.“

Im Jahre 1875, gegen die Aufdringlichkeit und Anmaßung einer damals überall auftauchenden Sonderrichtung: „Daß Sie dem Heiland nur halb zugetan und hingegeben seien, ist jedenfalls unrichtig. Sie haben den Heiland in rechter Weise, wie man ihn überhaupt in rechter Weise haben kann. Sie brauchen nichts anderes und verlieren nur an dem anderen, weil es alles Bisherige auf den Kopf stellt. Dieses andere ist nicht aus der Schrift, will also eine neue Offenbarung sein, weil es ja in der Schrift nicht steht. Daß ich's kurz sage, so geben sich die anderen nicht dem Herrn hin, sondern den Menschen und deren Fündlein. ‚Werdet nicht der Menschen Knechte!‘ Jene knechten die Mitmenschen, weil sie mit solcher Gewalt ihren Anschluß wollen. So tyrannisch ist man in der ersten christlichen Zeit nicht auf Nichtglaubende hineingefallen, und da hätte es eher etwas zu sagen gehabt. Sich in geistlichen Sachen Gewalt antun lassen ist Sünde. Wir sind zur Freiheit berufen, nicht zur Sklaverei wider eigenes Gefühl. Was tut's, wenn Sie von allen verlassen werden, am Ende auch alle selbst laufenlassen müssen? Jene sind nichts als gefangene Lockvögel. Bleiben Sie weg ganz und gar. Wenn's so dick kommt — nur um so mehr! Wenn nur der Herr Ihr Teil bleibt! Auf jene wirken können Sie auch nicht mehr; denn sie sind so sehr die Herren, daß sie nichts annehmen. Scheiden Sie sich von aller Gemeinschaft solcher Frommen, die neben dem Heiland noch anderes wollen! Sonst aber disputieren Sie nicht! Weisen Sie alles Reden darüber ab, nur bittend, Sie in Ruhe zu lassen! Geht's nicht, so bleiben Sie für sich und harren Sie der Zeit, da der Herr reden wird, und zwar Er selbst mit den großen Zeichen, die nicht fehlen werden!“

Gegen Aberglauben: „Alle Freitagssachen rechne ich zur Sünde, nicht nur weil's Tagwählerei ist, sondern auch, weil's ein Mißbrauch ist mit dem Tode Jesu! – Bücher, wie jenes von N., habe ich schon manche gelesen. Aber jeder absichtliche Verkehr

mit Verstorbenen ist eine verbotene, unheilbringende Sache. Wenn Wahres neben der Lüge herläuft, ist das noch kein Beweis, daß der Mensch eine Berechtigung dazu habe. An dem, daß der Teufel gelehrt wird, sieht man klar, daß man eben selbst nicht auf Teufelswegen ertappt sein will.“

Einem Mystiker: „Ihren Brief habe ich mit großer Teilnahme gelesen, und soviel an mir wäre, wollte ich gerne mit Rat und Tat helfen. Aber ich muß es auch dem Herrn anheimstellen, der am Ende auch aus der Not das Beste hervorzubringen weiß. Übrigens kann ich doch nicht umhin, brüderlich zu sagen, was ich nach Ihrem Briefe denken muß. Ich finde, daß Sie viel Übertriebenes in Ihrem Christentum haben, das nicht so in der Bibel gelehrt wird. Sie soll[t]en einfältiger und kindlicher sein und nicht so viele hohe Gedanken haben, die Ihnen nicht gut sind und am Ende auch den Segen rauben. In der Bibel steht nichts davon, daß man durch das tägliche Gebet abgehen (körperlich abnehmen) soll. Wer also betet, betet verkehrt. In der Bibel steht nichts von unverweslichem Gold, von der Tinktur, von unvollkommenem Metall und dergleichen. Damit versteigt man sich und bekommt einen geistlich hoffärtigen Sinn, den der Herr nicht leiden kann. Auf ein solches Christentum ist kein Segen verheißen; im Gegenteil müssen da viele Trübsale kommen, daß man wieder nüchtern werde. Daß es nicht recht bei Ihnen steht, sehe ich aus dem, daß Sie sogar verzweifeln und sogar wünschen, nie geboren zu sein. So macht's der nicht, der an einen Heiland glaubt, der endlich von allem Übel erlösen wird. Ich bitte Sie, beherzigen Sie, was ich sage, und bleiben Sie bei der einfachen Lehre; so werden Sie bald finden, daß der Herr nicht ferne von Ihnen ist und gerne Sie aus der Not errettet.“

Einem Fräulein, dem's schwerfiel, daß nach außen noch so wenig Frucht ihrer Erweckung erkennbar sei: „... Man darf das Anderssein nicht so handgreiflich von sich aus nach eigenem Gefühle erwarten, denn sonst wird's unkindlich, erzwungen, fast pharisäisch und anderen eher widerlich. Schon vorher sind Sie nach außen nicht gerade ärgerlicher und anstößiger gewesen, als eben andere es auch sind, so daß Sie nur fortfachen dürfen, und

haben nur etwaiges Anstößiges und Ärgerliches, wie es alle haben, mit Eigenliebe, Eigensinn, Widerspruchsgeist, Selbstsucht, Empfindlichkeit, Neid und sonst ungeschmacktem Wesen immer mehr fallenzulassen, was Sie als eine, die im Gefühl der Armut steht, gerne lassen können. Die Leute werden dann nicht gleich sagen: „Ei, wie ist die doch anders geworden!“ So auffällig macht sich das nicht. Aber Sie selbst können doch bald merken, daß die Leute lieber mit Ihnen umgehen, gerne um Sie sind, etwas Wohltuendes fühlen, das von Ihnen aus auf sie übergeht, ohne besondere Intentionen von Ihnen aus. Viel auch darüber zu denken brauchen Sie nicht, wenn's nur den Leuten recht ist; und alle, die nicht gerade widrig gegen Göttliches gestimmt sind, fühlen's, ohne sich Gedanken darüber in Beziehung auf Sie zu machen, aus dem Jetzt gegen das Vorher. So machen Sie schlicht fort. Vermittelst Ihres Gefühls Ihres eigenen Nichtsseins sind Sie ein Licht, wo Sie hinkommen, während Leute, die etwas von sich fühlen, lauter Finsternis vor sich her tragen ...“

Kapitel 21 - Gebetserhöhung

Den Segen, der von Blumhardts Fürbitte ausfloß, einigermaßen ausführlich zu erzählen, das würde allein schon ein Bändchen füllen, und deshalb sowie auch, weil über die Bedeutung seiner Fürbitte doch noch etwas geredet werden muß, bringen wir unter obigem Titel noch einen Anhang zum Vorigen.

Es ist über diese fürbittende Stellung Blumhardts für und wider viel geredet worden. Man hat z.B. sogar gemeint, ihn zum Vorbilde zu haben, wenn man die Beratung eines Arztes als etwas nahezu Sündliches vermeide. So dachte er nicht. In seiner Erfahrung betreffs der Krankheiten der Menschen, wie sie vielleicht manchem Arzte kaum zuteil wurde, hat er die tüchtigen Ärzte je länger, je höher schätzengelernet, und diese Hochschätzung wurde oft wenigstens mit wertschätzendem Zutrauen erwidert*. Allerdings war er betreffs des Gebrauchs der Gifte sehr ängstlich, und er konnte aus *der* Rede nicht viel machen, solche

Dinge seien auch Gaben Gottes, während ihnen doch, wie einst jener Frucht im Paradiese, an der Stirne geschrieben steht: „Iß nicht davon, sonst mußt du sterben.“ „Ja freilich sind sie Gaben Gottes für irgendeinen Zweck, aber muß denn alles gegessen sein?“ sagte er. Doch fürchtete er solche mechanisch wirkenden Mittel immer noch weniger als alle jene, deren Wirkung unerklärlich, geheimnisvoll ist und deren Gebrauch eine Art Glauben erfordert oder für die man gar eine ans Religiöse streifende Verehrung hat. In der Not, wenn der Herr nicht hilft, waren ihm die gewöhnlichen Mittel der Arzneikunst die rechtmäßigsten. Aber allerdings von der Hilfe des Herrn erwartete er viel. Jedoch auch dies nie so, daß er meinte, wenn man nur rechten Glauben hätte, so müßte jedes Übel weichen, jede gewünschte Hilfe eintreten. Vor solcher Zwingerei hatte er ein Grauen. Es war ihm deshalb auch das Wort zuwider, er könne „durch Gebet heilen“, eine Redensart, aus der sich im Verlauf sogar das fast lästerliche Wort „Gebetsheilanstalt“ entwickelt hat; fast, als müßte man nur eine gewisse Art des Betens ausfindig machen, um den Herrn gleichsam in der Hand zu haben und über ihn verfügen zu können. Beten an und für sich kann und vermag nichts, der Herr allein ist's, der hilft, und Er hilft nach freiem Ermessen. Wo auf zwingerisches Beten scheinbar Erhörung eintrat, da hatte Blumhardt den bestimmten Verdacht, daß der Herr von ferne nicht seine Hand darin habe. Ihm blieben viele Bitten unerhört, und er wunderte sich nicht; er erwartete überhaupt nicht, daß ihm über ein gewisses bescheidenes Maß hinaus göttliche Hilfe an anderen werde, bevor es [nicht] im Großen eine Wendung gebe. Es sei, als wolle der Heiland manchmal sagen: „Solange's bei euch auf Erden mit den Sünden, der Verstockung, dem Mangel an Glauben steht, wie's steht, so seid nur blind, lahm etc., es hat nicht soviel zu sagen, weint nur weiter! Wir im Himmel weinen auch!“ Wie bescheiden er von dem dachte, was er einstweilen erlebte, geht aus den Worten hervor, die er über das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden, Matth. 25, sprach: „Oh, ich denke, wenn heute einer von uns auch nur *ein* Pfund hätte, wie's in der Apostelzeit so viele hatten, wir wollten gewiß nicht

faul sein, es nicht in die Erde vergraben.“

Schwer war es manchen, sich in den Gedanken zu finden, daß der Herr eines besonderen Mannes Fürbitte eher erhöre als anderer Fürbitte oder namentlich auch als das eigene Gebet und daß es Ihm – so sah es doch aus – wohlgefalle, wenn man Sein Angesicht auch durch solche Vermittlung suche. Man hat sich, um sich dies zu erklären, auf Jak. 5, 14-16 („Ist jemand krank unter euch, der rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde und lasse dieselben über sich beten etc.“) berufen, und gewiß mit Recht. Jakobus setzt hier voraus, der Herr wolle Wunderhilfen, die Er dem einzelnen erweise, nicht als eine diesem einzelnen zugewandte Bevorzugung, sondern als eine der *Gemeine* erwiesene Gnade angesehen und so in das Tagebuch *ihrer* Erfahrungen eingetragen wissen; und den Sinn dieser Voraussetzung sehen wir gar wohl ein. Wunderbare Erhörungen meines eigenen Gebets in meiner Not wirken leicht geistlichen Hochmut, Selbstgerechtigkeit, Selbstgefälligkeit, und manche, die fast alle Jahre einmal auf solche Weise vermeintlich wunderbar gesund werden, weil sie's in der Regel nie sind, während andere schlichte Leute oft einfach gesund sind und bleiben, versteigen sich in eine krankhafte Vereinsamung ihres Christentums, hören und sehen fast auf nichts mehr als auf sich selbst. „Demütige dich unter die gewaltige Hand Gottes!“ kann mitunter auch *den* Sinn haben: „so, daß du dich – als vor Gott – unter einen Bruder demütigst!“ – So war es Blumhardt, wie wir übrigens von früher her wissen, völlig klar, daß der Herr in solchen Dingen mehr Austausch und Gemeinsamkeit und namentlich auch mehr Fühlung mit dem Amte des Dienstes am Evangelium wünsche, als manche meinen.

Wenn aber nun manche das Gewicht gerade *seiner*, Blumhardts, Fürbitte mit den letzten Worten jener Jakobusstelle erklären wollten: „des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist“, [in]soferne [als] seine Bitte wegen seiner größeren Frömmigkeit mehr gelte, so lehnte er das mit großem Ernste ab als eine verkehrte Anschauung. Eher war er geneigt, die Tatsache als eine ihm allmählich durch sein unaufhörliches Interesse an den Hilfsbedürftigen und durch seine Kampfeserlebnisse gewor-

dene Berufung allgemeinerer Art für die Kirche anzusehen.

Wenn übrigens Jakobus fortfährt: „Elias war ein Mensch wie wir“, um zu sagen, was hindert's, daß wir nicht auch Elias-Männer sind oder doch solche besitzen? –, so kann dies recht wehmütig stimmen. Ja, er hat recht: dazu ist wohl schwerlich Jesus Christus gekommen, gestorben, auferstanden, daß wir nun *nachher* ärmer, kühler, fremder zu Gott gestellt sein sollten als das Gottesvolk des Alten Bundes, daß es nun gar keine solchen Männer mehr geben sollte, durch welche der Herr in ähnlicher Weise sich bezeugt, wie dies uns aus der Bibel erzählt wird. Und wenn wir hiermit wieder auf Blumhardts Hoffnungen zurückgewiesen sind, so dürfen wir vielleicht doch sagen: Blumhardt war selbst schon etwas, ein wenig von dem, was er hoffte, ein Vorbote einer anderen, schöneren, einer wieder mehr biblisch gearteten Zeit. Wie mancher, auch Theologen nicht ausgeschlossen, wußte kein treffenderes Wort zu finden, um Blumhardts Wesen zu zeichnen, als: „er war ein apostolischer Mann“. „Man fühlte sich – sagt ein Theologe – über die Jahrhunderte zurück in die Zeiten der Bibel versetzt.“ Vielleicht haben wir mit solcher Bezeichnung, vorausgesetzt, daß wir sie nüchtern und bescheiden verstehen, eine Hauptklärung für die besondere Stellung, die ihm seine großen Erfahrungen unter den Mitlebenden anwiesen.

Blumhardt spricht sich in einem Briefe ebenfalls über diese Jakobusstelle aus, und zwar in einer Weise, die seine Anschauung von dem, was ihm Besonderes gegeben sei, beleuchtet. Er schreibt: „Wenn Jakobus an Elias erinnert, so ist wohl zu bedenken, daß auch Elias eine besondere Berufung zu seiner Wirksamkeit hatte, und es kann von Jakobus nicht so geredet sein, als wolle er sagen, jeder, der nur glaube, könne das nämliche tun, was Elias tat. Es gehörte doch etwas Weiteres dazu, wie es bekanntlich bei Elias war, was auch in der apostolischen Zeit nicht ohne weiteres bei jedem Christen war, sondern an einer persönlichen Begabung und Berufung hing. Man muß also sehr vorsichtig sein, daß man in solche Stellen nicht zuviel hineinlegt und – auf sie sich berufend – auf Abwege gerät. Wenn etwa einer untersuchen möchte, ob alles, was der Herr bei mir tut, per-

sönlich sei oder sich nachahmen lasse, so muß ich gestehen, daß infolge meiner Kämpfe mir allerdings etwas Persönliches geworden ist, das nicht jeder so plötzlich auch haben kann. Indessen ist meine Überzeugung, daß es allgemeiner werden muß und daß man überhaupt um die Erneuerung der ursprünglichen Kräfte in deren ganzem Umfang bitten darf. Bei mir wird eigentlich vorderhand nur der Beweis geliefert, daß man diese Bitte tun darf. Aber ehe [nicht] gleichsam der Himmel sich auftut, wird's nicht, und es ist eine falsche Meinung, als ob man nur wieder glauben dürfte, um sogleich alles wieder zu haben, was die apostolische Zeit hatte. Nein, die Kräfte sind in Wahrheit wieder zurückgenommen worden und können nur langsam wiedererlangt werden. Der Unglaube und Abfall der Christenheit von mehr als einem Jahrtausend hatte eine Ungnade von seiten des Herrn zur Folge wie auch einen Überschwang der satanischen Kräfte. Darum können wir nicht so ohne weiteres wieder anfangen; versuchen wir's, so stoßen wir bald auf eine undurchbrochene Mauer. Sie sehen daraus, wie verschieden ich von den Irwingianern bin, die, den status quo der Christenheit übersehend, alles wieder haben wollen (zu haben meinen). Das erste, was not tut, ist eine neue Bekehrung der Christenheit, jedoch von völligerer Art, als man's im Kleinen sieht. Daß dies werde, muß ernstlicher gekämpft, biblischer gepredigt, dringlicher gebetet werden. Wird ein Geist der Buße ausgegossen im Großen, wie ich's im Kleinen an meiner Gemeinde erfahren habe, da sich dann sogleich die ersten Spuren der Geistesgaben offenbaren, so gibt sich eins ums andere, bis allerdings eine apostolische Zeit wiederkehrt, neben welcher sich dann freilich der eigentliche Widerchrist aufmachen wird.“

Es sei hier noch ein weiterer Brief an Dieterlen eingereiht, in welchem Blumhardt einem einseitigen Dringen auf Wunderhilfe im einzelnen Falle und im gegenwärtigen Augenblick entgegentritt: „Ich verstehe Dich wohl. Aber Du wirst noch allerlei in den Predigten finden. Nur werde ich nie recht können, wie Du willst. Ich muß da sachte sein. Vorerst muß ich hinlegen, was Christus will. Ich muß das Evangelium schriftgemäß darlegen

und darf die Reflexionen über das, was nicht ist, nicht zu weit gehen lassen. Ich denke da auch an die Predigtweise des Herrn. Er hatte wieder solche Verzweifelten vor sich, denen noch weniger innerlich geboten war als uns. Er sagte aber: ‚Selig sind, die arm am Geiste sind – die Leid tragen – die hier weinen und seufzen.‘ – Geben konnte Er ihnen vorderhand nach dieser Richtung nichts und verweist sie auch nicht auf das, was sie hienieden empfangen werden, sondern weist sie mit ihren Hoffnungen aufs Jenseits. Zuviel fürs Diesseits dürfen wir nicht erwarten. Auch die Apostel seufzten und sehnten sich nach ihres Leibes Erlösung, und ein Paulus mußte seinen Leib betäuben. Der Kampf bleibt, mag leichter werden; aber weg kommt er nicht, und was wir empfangen, sind Kräfte Gottes, zu beweisen, daß ein Heiland ist. Die Angefochtenen sind solche, die zu überwinden bestimmt sind; aber ihre innere Not muß mithelfen, muß mit den Satan stürzen helfen. Aber im Feuer bleiben wir, bis alles hell wird und der Sieg ganz da ist. Das ist wahr, daß wirklich der Einfluß der Finsternis größer ist als sonst; denn Satan ist im Grimm. Es sind Geister ausgesandt, zu plagen, zu reizen und in die Sünde zu treiben; und erprobt müssen wir werden, daß wir trotz aller Qual doch überwinden und dem Herrn die Ehre lassen. Wir müssen geistliche Hiobs sein und vor Verdrossenheit uns hüten, zu der auch der Teufel reizen will. Dann ist's ganz übel. Du erwähnest des Spottes: ‚Wo ist nun dein Gott?‘ Ja freilich! So war's von Anfang an, durch die ganze alte Zeit, bei David und den Propheten, bei Jesu und den Aposteln. Wir können's nicht erwarten, daß wir nicht auch durch solche Proben müssen, da man versucht wird zu fragen: Wo ist nun dein Gott? Das ist der Kampf, da es bis aufs Blut geht (Hebr. 12, 4). Ich denke, ich brauche Dir nicht weiter zu schreiben. Nur das noch, daß mitten unter der Anfechtung doch Sieg auf Sieg kommt – auch bei Dir. Durch die Schwachen richtet der Herr Seine Sachen aus. Sonst ist mir zur Gewißheit vor kurzem geworden, für die Erweckung aller, auch der Verderbtesten, der Verkehrtesten unter Protestanten, Katholiken, Juden, Türken, unter allen Ständen, da man ganz verzweifeln möchte, beten und hoffen zu dürfen, wenn man

es übersieht: ‚Ein Tag bringt alles ein!‘ Du stellst Dir vielleicht das Wunder, das kommen soll, nicht groß genug vor; aber kommen muß es. Nur erzwingen können wir es nicht. Unnötig Pulver kann man viel verschießen. Der Herr allein macht's, will uns nur treu und geduldig!‘

Wir gehen nun noch einmal zu seinen Erfahrungen über. Die Wunder lagen in Bad Boll nicht so zutage wie in Möttlingen; am meisten erlebte das Landvolk, das – von den Gästen fast unbeachtet – wöchentlich mehr oder minder zahlreich sich auf Blumhardts Zimmer einstellte, und nicht viel minder geschah durch Vermittlung der Korrespondenz. Es war sichtlich des Herrn Wille, daß kein Gepränge mit Wundererzählungen sollte gemacht werden können, was nächst vielen anderen Gründen auch aus dem begreiflich ist, daß seitens der Verehrer und Verehrerinnen Blumhardts oft auf ungeschickte, aufdringliche, fast aufgeblasene, ja separatistische Weise für ihn und seine Anschauungen geworben werden wollte. Indes, von dem vielen, das eben doch geschah, soll immerhin hier einiges erzählt werden.

Vernehmen wir zuerst ein Erlebnis betreffs eines jener Hauskranken, welche Blumhardt und seinen Kreis am stärksten in Anspruch zu nehmen pflegten!

Manche der Gäste des Bades Boll erinnern sich wohl noch jenes freundlichen Knaben Johannes, der als Blumhardts Waffenträger das Ehrenamt hatte, ihm bei den Morgenandachten die Bibel zu bringen, und manche mochten es Blumhardt abgefühlt haben, daß seinem Ruf „Johannes!“ eine aus großem Danke gegen Gott herrührende besondere Freundlichkeit innewohnte. Johannes kam auf folgende Weise ins Haus: Eines Tages kam eine fest geschlossene Chaise vor dem Bade Boll vorgefahren, ein Elternpaar stieg aus, und es blieb in der Chaise noch ein Teppich, unter welchem etwas ziemlich Großes zu leben schien. Nach Wegnahme des Teppichs zeigte sich ein zehnjähriger Knabe, splitternackt, denn er litt keine Kleider, er war beständig voller Wut, voller Lästerungen; die Ehrentitel, die er Blumhardt, wie auch die, die er dessen Sohne Christoph gab, überschreiten alle Möglichkeit, gedruckt zu werden, und ebenso war er so über die Ma-

ßen viehisch, daß der Anstand jedes nähere Eintreten verbietet; trotz alledem war ein Etwas an ihm, das Hoffnung erweckte. Er wurde in ein großes, leeres Zimmer ebener Erde gesperrt, in welchem sich nur eine Bettstelle mit Strohsack und Matratze befand; dort wartete sein die liebende Mutter, beständig seinen Insulten ausgesetzt. Einmal z.B. kam sie aus diesem Zimmer heraus am ganzen Leibe grün zum Vorschein; ein Malergeselle, der die Jalousien zu malen gehabt, hatte unglücklicherweise einen Topf voll grüner Farbe im Ofen jenes Zimmers stehengelassen, der von niemand beachtet worden. Johannes aber wußte dieses Material zu verwerten: Als die Mutter einmal ihm den Rücken bot, stülpte er den Topf ihr über das Haupt. Dort hielt sich namentlich auch Christoph Blumhardt, der damals schon Gehilfe seines Vaters war, häufig lange auf (Theophil war abwesend). Christoph mußte sich in die entfernteste Ecke stellen, das Angesicht beständig dem Kranken zugewandt, um doch wenigstens einigermaßen vor seinen Tücken sicher zu sein; kehrte er ihm etwa einmal den Rücken, so saß ihm derselbe alsbald auf seinen Schultern und kraulte ihm in den Haaren; auch Blumhardt Vater kam anfangs oft zu ihm, aber einmal versetzte ihm Johannes mit Macht einen Fußtritt in den Unterleib, wovon er längere Zeit große Schmerzen hatte. Das war ihm ein Wink, fortan seine Person nicht mehr solcher Schmach auszusetzen, und er überließ die *persönliche* Behandlung seinem Sohne Christoph. Was Blumhardt Vater und Sohn in jenem Zimmer aus dem Munde dieses Knaben zu hören bekamen, entzieht sich ebenfalls der Mitteilung, es erinnert an die ernstesten Szenen im „Kampfe“. Christoph besuchte ihn täglich zweimal, obwohl diese Besuche immer schwierig blieben. Einmal z.B. versuchte Johannes, einen Stein aus der Mauer loszulösen, mit dem Versprechen, denselben ihm an den Kopf zu werfen. Christophs Antwort an die tobenden Geister war beständig: „Die Barmherzigkeit muß und wird siegen“, worauf die Dämonen gewöhnlich antworteten: „Aber der Knabe muß hinsein.“ Ein erfreuliches Ende schien aber vorderhand nicht absehbar [zu sein], bis ein ganz unerwarteter Umstand einiges Licht in das Dunkel versprach. Ein Sohn Theodor

Brodersens und der Gottlieb, gleichen Alters mit dem Kranken, plauderte und spielte oft von außen durchs Fenster mit Johannes. Als dies Christoph bemerkte, wies er ihn an, ihm möglichst viel Freundlichkeit zu erweisen, z.B. ihm Obst zu bringen. Dies tat denn dieser Knabe und brachte ihm Pflaumen und dergleichen. Johannes nahm sie, reihte sie an einen Faden, den er wahrscheinlich der Matratze abgewonnen, und machte Girlanden daraus. Das war ein vielversprechender Anfang. Auf weitere Weisung Christophs erklärte einmal der junge Freund dem Johannes, er werde ihm nichts mehr bringen, solange er so nackt sei, er solle sich doch wenigstens Hosen anziehen lassen. Da bequemte er sich dazu, und so wuchs die Zahl der Kleidungsstücke, welche anzuziehen er sich verstand, allmählich an, bis er anständig gekleidet war, und zum Lohne dafür durfte er mit seinem jungen Freunde spazieren gehen; Johannes aber beschimpfte alle Vorübergehenden aufs äußerste und namentlich den Gärtner und dessen Knaben. Letzterer schlug einmal, aufs höchste gereizt, den Johannes mit einem Knüttel an den Kopf, so daß derselbe sofort bewußtlos zu Boden stürzte. Der herbeigerufene tüchtige Wundarzt fand, der Schädel sei stark gespalten, es sei kein Rat mehr, und auch der sofort aus der Ferne beschickte Arzt gab ihm nur noch wenige Stunden Leben. Er lag bewußtlos, Blumhardt Vater und Sohn gingen zu ihm; als ihm Blumhardt nahte, machte er noch eine Kraftanstrengung, um ihn anzuspeien, doch vergeblich; beide saßen nun zwei Stunden stille bei dem Armen, dann ging Blumhardt fort. Bald darauf, als Christoph dem Kranken nahte, sagte derselbe leise, aber mit einer völlig neuen, ganz natürlichen Stimme: „Ich möchte Wasser.“ Christoph gab ihm dies, und fest überzeugt, daß der Knabe gerettet sei, eilte er zu Blumhardt hinauf mit der Nachricht: „Johannes ist gesund!“ Und so war's! Zwar hatte er noch manche Stunde furchtbare Kopfschmerzen, aber unter der zärtlichen Pflege des übergelücklichen Christoph erholte er sich des folgenden Tags (wo Blumhardt abwesend war) vollständig. Als Blumhardt des nächstfolgenden Tages heimkehrte, erblickte er unter der ihn draußen begrüßenden Kinderschar den Johannes, der ihm ein freundliches „Grüß Gott, Herr Pfar-

rer!“ entgegenrief; es ging aber nicht mehr lange, so sagte er nicht mehr „Herr Pfarrer“, sondern, wie die Gäste aus jener Zeit es wissen, „Großpapa“. –

Bekanntlich war Blumhardt auf Reisen fast beständig von Hilfesuchenden umringt. Von den Hilfen, die er da erlebte, sei ebenfalls ein Beispiel erzählt:

Ein Fabrikarbeiter, ungefähr eine Stunde von Elberfeld wohnhaft, litt an einem häßlichen Hautausschlage; nach seiner Erzählung war es eine Art Aussatz. Nachdem ihm jede Aussicht auf Hilfe entschwunden war, erzählte man ihm, es sei ein berühmter Pfarrer nach Elberfeld auf die Feste gekommen, durch dessen Fürbitte viele schon von den schwersten Krankheiten befreit worden seien; und der Mann, der sonst auf den „frommen Herren“ nicht sehr viel hielt, entschloß sich zu diesem Gange. Er traf Blumhardt, als derselbe gerade im Begriffe war, zur Kirche zu gehen, um zu predigen, und den Chorrock anzog. Das Leiden dieses Mannes gehörte zu denjenigen, welche Blumhardt längst als ein schwerer Druck auf dem Herzen lagen, und jedenfalls hatte er dasselbe bei dem Manne bald erkannt; kaum hatte der Kranke begonnen, sein Leiden zu klagen, so sagte er: „Lieber Freund, du siehst, ich habe jetzt keine Zeit mehr, und ich sehe schon, daß du ein armer Tropf bist, gehe jetzt nur in die Kirche und merk auf! Und der Heiland möge dir helfen.“ Kaum brachte es der Kranke über sich, seinen grimmigen Zorn über diese kurze Abfertigung zu verbergen. „Das ist der barmherzige Blumhardt, das sind die Frommen, jetzt soll ich da in die Kirche!“ so brummte es in ihm; doch entschloß er sich, so für [sich] verloren, in dieselbe zu gehen, in der Hoffnung, vielleicht werde Blumhardt in seiner Predigt einiges zu seinen Händen sagen. Wie sehr dies Blumhardt getan hat, merkte er nicht. Blumhardt predigte über den Text: „Bittet, so wird euch gegeben.“ Die Worte Blumhardts arbeiteten an dem Manne, doch blieb er immer unzufrieden; „er redet ja nicht von mir oder für mich!“, und halb ergriffen, halb erzürnt verließ er nach dem Gottesdienst die Kirche und die Stadt, um heimwärts zu gehen. „Diese Frommen!“, so tönte es immer in ihm, „diese Barmherzigkeit!“, aber

immer wieder tönten auch die Worte der Predigt in seinem Herzen nach. Zu dieser Doppelreihe zwiespältiger Gedanken gesellte sich aber bald eine neue; er bekam ein ganz sonderbares Gefühl in seiner Haut, das sich von einzelnen Punkten aus immer weiter verbreitete und immer stärker wurde; „sollte ich denn gesund werden?“ – Voller Spannung eilte er heim, forderte ein Licht, begiebt sich allein in sein Schlafzimmer und sieht die eintretende Genesung (die eingetretene – vernahm ich indirekt vom Munde des Kranken; Blumhardt erzählte, die Genesung habe vierzehn Tage gedauert). Kurz, der Mann verschwieg einige Zeit seine Hoffnung, bis er des eingetretenen Erfolges ganz gewiß war, und eilte dann nach Elberfeld, um durch Bekannte Blumhardts demselben die Siegesnachricht berichten zu lassen.

Von Erlebnissen gewöhnlicher Gäste im Bad Boll selbst ebenfalls nur ein Beispiel. Der *Brief* der fast blind gewordenen Erzählerin ist an sich das schönste Zeugnis der Genesung. Sie schreibt:

„Schon als ganz junges Mädchen wurde ich von einem schweren Augenleiden befallen. Auf Rat berühmter Ärzte wurden die angreifendsten Kuren mit mir vorgenommen, die mich nach wenigen Monaten für viele, viele Jahre krank, ja fast lebensunfähig machten. Sehr langsam erholte ich mich von den Wirkungen der Mittel; sobald sich indes meine sonstige Gesundheit wieder etwas befestigte, stellte sich vor jetzt 13 Jahren eine erschreckende Abnahme meiner Sehkraft ein. Nach langem Kampf entschloß ich mich, abermals einen Arzt zu fragen, den bekannten Professor Gräfe, der mir sofort jede Hoffnung auf Besserung benahm und mir unter der Bedingung, daß ich von nun an jede Beschäftigung wie Lesen, Schreiben, ja sogar Stricken, aufgabe, die schwache Aussicht auf Stillstand in dem gefährdenden Leiden stellte. Ein Aufenthalt auf dem Lande für längere Zeit wurde mir angeraten. Der Gedanke an Boll, die Sehnsucht, dorthin zu kommen, wurde lebendig in mir. Im Jahre 1868 hatte ich Herrn Blumhardt predigen hören, hatte, solange ich noch lesen konnte, mich mit seinen Schriften bekannt gemacht. Ohne von seinem großen Berufe etwas Näheres oder Be-

stimmteres zu wissen, zog es mich mächtig zu ihm; ich fühlte, daß ich nur in Boll das finden würde, was mir in meinem traurigen, oft sehr verzagten Zustände helfen könnte. – Gott bahnte mir auf wunderbare und unerwartete Weise den Weg. Ich durfte herkommen und ein halbes Jahr hier bleiben. Meine Augen besserten sich nicht, wurden aber doch nicht noch schlimmer, und mir wurde Kraft geschenkt, meine Leiden zu tragen. Zwei Jahre später kam ich wieder hierher, ungefähr noch in demselben Zustand, unfähig, mich nach irgendwelcher Richtung hin nützlich zu machen oder zu beschäftigen. Ich klagte dem lieben Pfarrer oft meine Not, die mich innerlich hart drückte. Da fragte er mich eines Tages, ob es nicht doch der Wunsch der Meinigen sei, daß ich noch einmal einen ärztlichen Rat einholte. Das mußte ich bejahen, fügte aber hinzu, daß ich entschlossen sei, es nicht zu tun, da ich zu elend durch ärztliche Behandlung geworden sei. – ‚Nein, so darfst du nicht sein‘, sagte der Herr Pfarrer, ‚du bist eben zu übermäßig gern bei uns und fürchtest, in irgendein Bad geschickt zu werden; deshalb scheust du den Arzt. Aber so habe ich kein gutes Gewissen deinem Vater gegenüber, deine Augen sehen mir wohl so aus, als ob ihnen geholfen werden könnte, vielleicht wäre doch mit einer Operation etwas zu erreichen. Jetzt wollen wir in der nächsten Woche nach Stuttgart reisen, wo ich einen sehr berühmten Augenarzt und guten Freund habe, durch den will ich deine Augen noch einmal untersuchen lassen.‘ – Gesagt, getan, es ging nach Stuttgart, und nie werde ich das Bild vergessen, wie der teure Herr Pfarrer ernst und nachdenklich im Lehnstuhl saß und mit dem höchsten Interesse der ärztlichen Untersuchung folgte. Des Doktors Ausspruch lautete: ‚Nichts zu machen, Mittel können die Erblindung nur beschleunigen, die Sehnerven sind ausgetreten, die Muskeln und Schleimhäute etc. sind bis auf ein Minimum geschwächt, daß man’s kaum begreift, daß noch so viel Licht da ist. – Nur durch absolute Ruhe kann der jetzige Zustand etwa noch erhalten bleiben.‘ Das stimmte haarklein mit dem Professor Gräfe überein, nur daß derselbe noch das Übel als den Anfang zum schwarzen Star angesehen haben soll. Als wir uns wieder auf der Eisenbahn

befanden, sagte der Herr Pfarrer: ‚Bist du traurig, mein Kind?‘ ‚O nein‘, sagte ich, ‚ich wußte das alles schon. Im Gegenteil, ich fürchtete, der Doktor würde noch eine Operation versuchen wollen.‘ ‚Nun‘, sagte er, ‚ich denke, du weißt es, daß, wo die Menschen nichts vermögen, der Heiland mit Seiner Hilfe eintritt. Jetzt gehörs du ganz zu uns her, und wir wollen im Glauben beharren und von Ihm Heilung erhoffen, auch hier, wo nichts mehr zu hoffen ist.‘ Neun Jahre sind seit dem Tage verflossen. – Ich bin nicht blind geworden. Ich bin freilich noch außergewöhnlich kurzsichtig, aber meine Augen sind dennoch wunderbar erstarkt. Ich fühle keine Schmerzen, die so peinliche Lichtscheu hat sich verloren, ich kann mit Hilfe der Brille mich den ganzen Tag ohne Beschwerde beschäftigen, z.B. mit Schreiben und weiblichen Arbeiten, und wie andere Menschen leben. Kam wieder ein Rückschritt, so klagte ich es dem lieben Pfarrer mündlich oder schriftlich, und bald durfte ich wieder Hilfe erfahren. Ja, der Heiland hat Großes an mir durch den teuren Herrn Pfarrer getan, des bin ich fröhlich!“ –

Vernehmen wir noch das dankbare Zeugnis eines hochwürdigen Herrn für das, was er in Boll empfangen. Nach allerlei Dank für geistlichen Segen, den er von dem Seligen empfangen, fährt er fort: „Nun aber bewegt wieder ganz besonders mein Gemüt, was der Herr insbesondere an mir getan hat und, wie ich nicht zweifle, infolge meiner Verbindung mit dem seligen Blumhardt, seines Gebets und seines Segens, denn unvergeßlich ist mir sein Wort, womit er mir einstmals beim Abschiedssegens die Hand auflegte und sagte: ‚Jesus Jehovah gebe dir dein Augenlicht wieder!‘ Ich war vor einigen Tagen wieder einmal bei meinem Augenarzt, der mich operiert hat, einem Schüler von Gräfe und einem sehr geschickten Operateur. Ihn interessiert’s immer sehr, wenn ich ihn besuche und er dann mit seinem Augenspiegel mich untersucht. ‚Völlig gesund beide Augen!‘ (Das eine war von ihm operiert.) Und ein Mal über das andere versicherte er mir, daß dieser Vorgang völlig rätselhaft und unglaublich sei. Es sei ein Riß in der Linse entstanden – in der Tat das einzige Mittel, die Aufsaugung ihres Inhaltes zu ermöglichen

– aber dieser ganze Hergang trete eben sonst von selbst nicht ein. „Aber wenn ich mir auch denken könnte, daß sich der Inhalt resorbiert hätte – wo ist aber die Kapsel geblieben? Es ist völlig unerklärlich. Wenn ich’s nicht gesehen hätte, so würde ich’s nicht glauben, und wenn ich’s jemandem erzähle, wird man mir’s nicht glauben“, versicherte er.“

Kapitel 22 - Der Prediger

Da wir Blumhardt als Prediger schon von Möttlingen her kennen, so wollen wir ihn hier, in Bad Boll, zuerst in der Kinderlehre ansehen. Es hatte seinen besonderen Reiz, den Großpapa in der Kinderlehre, zu deren Personal übrigens auch die jüngeren Dienstmädchen zählten, walten zu sehen. Da er den Religionsunterricht, namentlich auch das Memorieren, der trefflich geleiteten Hausschule überlassen konnte, so war es ihm um so leichter, seine milden Erziehungsgrundsätze hier in vollster Weise zur Geltung zu bringen. Furcht, Angst oder dergleichen durfte sich den Kindern nicht nahen, aber sie waren in freier, lebendigster Weise mit in Tätigkeit gezogen durch Lesen und Antworten. Nach dem Gebete traten zwei Kinderpaare zu beiden Seiten des Altars einander gegenüber, um gleichsam im Zwiegespräch einander Bibelsprüche zu sagen, von denen Blumhardt gewiß war, daß sie dieselben schon von früherem Memorieren her fest innehatten. Wie dann Blumhardt irgendeinen christlichen Lehrpunkt erschöpfend, anschaulich, praktisch im Gespräch mit den Kindern behandelte, das hat viele, Geistliche wie Laien, höchlich interessiert. Immer munter, nie scherzhaft, immer sachlich, nie trocken, immer väterlich imponierend, nie schreckend – so war er in der Kinderlehre.

Predigt war in dem schönen gottesdienstlichen Lokale, dem später noch eine Orgel zu besonderer Zierde gereichte, je sonntags und donnerstags, und hierzu samstags die geliebte Abendstunde.

Wir geben statt aller Schilderung noch *einen* kurzen Aus-

zug aus einer Abendstunde und eine im Winter an die Hausgemeinde gehaltene Predigt. Dieselbe trägt einen noch traulichen Charakter als die Sommerpredigten und gibt uns daher ein desto treueres Bild von ihm. Sie ist einer mangelhaften Nachschrift entnommen und nur notdürftig von mir da und dort nachgebessert; ich wollte dem Gesamteindruck von Frische und Wahrheit ja nicht zu nahe treten.

Predigt über Lukas 11, 14-28

Das dürfte man auch in unserer Zeit immer und immer wieder sagen: Selig sind, die Gottes Wort hören und es bewahren! Das Weib hat’s gut gemeint, die hat einen Eindruck bekommen von dem Herrn Jesu und hat gedacht: Das ist ein rechter Mann, der hat eine glückliche Mutter gehabt, da muß man die Mutter seligpreisen, die solch einen Sohn gehabt hat. – Nun aber, gute Eindrücke bekommen macht’s nicht aus. Wenn ich höre, fragt es sich: Höre ich bloß für den Augenblick oder für langhinein? Langhinein ist’s, wenn ich’s auch bewahre. Wenn ich aber höre und in einer Stunde frage: „Was ist’s? Worüber hat er gesprochen? Es ist nimmer da!“ –, was ist’s dann? So haben’s Hunderte: Was sie auch gehört haben – es ist nimmer da. So haben wir von Kind auf, ach, wieviel gehört! Aber es ginge in eine Nußschale hinein, was man behalten hat, wenigstens bei vielen, und je und je ist’s auch so, daß man’s hört und den Kopf dazu schüttelt: Ach, das sind keine Sachen für uns. So kann’s auch vielen gehen mit dem heutigen Evangelium, da machen unzählig viele Menschen, wenn man anfängt: „Er trieb einen Teufel aus etc.“, die Augen zu und wollen nichts mehr hören und nichts mehr sehen. Dann ist’s schon fertig. So geht’s dem Evangelium, das anfängt: „Und er trieb einen Teufel aus.“ Ach was! Fort damit! Und dann kommt noch mehr vom Teufel, von Geistern, vom Beelzebub. Ach, das sind Sachen, die will man nicht hören! Ach, und so hören die Leute ihr Elend auch nicht. Sie hören den Heiland nicht und deswegen ihr Elend auch nicht. Würden sie

an ihr Elend glauben, sie würden viel leichter dazu kommen, auch an ihren Heiland zu glauben. Das Elend ist das, daß der natürliche Mensch verkauft ist an die Obrigkeit der Finsternis, in der unsäglich viele elende und verborgene Wesen sind. Jetzt seht: davon ist das, was unser Text im Anfang erzählt, der *Höhepunkt*. – Wenn also – ich will sagen – ein Dämon jetzt in den Menschen hineingeht, daß nicht der *Mensch* mehr redet und spricht vor Augen, sondern der Dämon aus ihm heraus – was für eine Vergewaltigung kommt doch da! Wie wird der arme Mensch mißbraucht! Und da gibt's unzählig viele Abstufungen. Soweit kommt's nicht bei allen Menschen, aber angepackt, beeinflusst, kann man sagen, sind doch alle Menschen von solchen unsichtbaren Mächten. Da ist Elend! Und wenn man nun weiterdenkt: Ja was sind denn die Dämonen? da meint man: das sind Wesen, die gehören ewig in die Hölle hinein. Denkt aber doch das nicht! Das sind abgestorbene Menschen, die auch Leben und Seligkeit wünschen, aber noch unter des Teufels Gewalt sind. Der macht sie so böse wie möglich. Da ist ein Abgrund von Elend und von allem Schlechten, wie man sich's nur denken kann. Und deswegen ist das Wort so schön, das der Heiland sagt: „So ich aber durch Gottes Finger die Teufel austreibe, so kommt ja das Reich Gottes zu euch“: da ist dann der andere Höhepunkt, der Höhepunkt der Hilfe. Jetzt, wenn wir nicht merken, wie elend die Menschen daran sind, dann merken wir auch nicht, daß der Heiland mit dem Reich Gottes da ist, wo dann erst der Teufel aufhört, sein Reich zu haben. Wenn der Teufel seine Gewalt verliert, dann hört's Teufelsreich auf, und das Gottesreich kommt auf; aber das versteht kein Mensch. Da fragen sie um Zeichen, Zeichen (V. 16), Zeichen! O ihr einfältigen Menschen! Ist denn das kein Zeichen, wenn ein Mensch von allen Finsternismächten befreit und erlöst wird? Kann man ein größeres Zeichen sehen und hören als das, wenn die Finsternis ihr Reich verliert und der Barmherzige, Gnädige die Oberhand kriegt? – Und es *wird* noch soweit kommen! Man kann auch sagen: Wenn man in unserer Zeit wieder merkt, daß man eine Macht kriegt wider den unsichtbaren Fürsten der Welt, dann darf

man denken: Es wird bald; denn der liebe Gott fängt jetzt an, seine Herrschaft einzunehmen! Man kann sagen: Fast seit der Apostelzeit hat man gar nichts mehr gewußt vom Austreiben der Dämonen, außer die, die selber wieder im Namen des Teufels es getan haben, wodurch es dann noch ärger geworden ist, wie es der Heiland auch ausspricht: „Wenn aber ich die Teufel durch Beelzebub austreibe – durch wen treiben sie euer Kinder aus?“ Durch wen treiben euer Kinder, d.h. Leute von euerem Geschlecht, jüdische Zauberer, die es gab, die Dämonen aus? Ja, das sind solche, die es selber wieder mit Teufelsgewalt tun, wodurch die Finsternis nur ernährt wird; das ist lauter Profit für den Teufel, wenn auf seine Art die Dämonen angegriffen werden, da man zum Aberglauben seine Zuflucht nimmt – das alles heißt: dem Aberglauben aufhelfen. Und so ist von der Apostelzeit bis auf die Gegenwart dem Finsternisreich aufgeholfen worden. Es hat sogenannte Goeten gegeben, die auf künstliche Weise Teufel austreiben wollten, die hat man überall hinkommen und ihre Geschichten machen lassen, und das ist dann fortgegangen bis auf den heutigen Tag. Es sind dann auch später viele katholische Priester solche Goeten gewesen, die es aber grad auf die Art getan haben, wie es der Teufel hat wollen, und bis auf den heutigen Tag hat man solche falsche Behandlungen und Wege, wo Teufelskraft mitwirkt und die nur dazu dienen, der Finsternismacht aufzuhelfen. Auf der einen Seite ist's, wie wenn gar keine Finsternis mehr da sei, aber nach der anderen Seite hin ist alles geschehen, das Reich der Finsternis wieder in Schwung zu bringen, und ist man heute so dick dreingekommen, daß man's gar nicht mehr sieht; aber es hat sich doch ein bißle jetzt gezeigt, daß in göttlicher Art geholfen werden kann, bei Kranken, Besessenen, von Finsternis angepackten Menschen, von denen man viele Beispiele nach und nach hat, daß der Finger Gottes wieder etwas tut. Ja! Gottes Finger tut wieder etwas! Ihr müßt denken, daß es keine größeren Zeichen gibt für Leute, die Augen haben wollen zu sehen und Ohren zu hören; daß es für solche kein größeres Zeichen gibt, das uns zu der Hoffnung berechtigt, eine große Entwicklung zu erleben und das Reich Gottes sich anbah-

nen zu sehen, wenn man einen Merks hat. Mit dem Finger Gottes richtet man wieder etwas aus gegen die Finsternis! Da darf man denken, jetzt paß auf! 1800 Jahre hat man immer das Reich der Finsternis gefördert, immer nur gefördert, denn ich weiß kein Beispiel in der ganzen Kirchengeschichte, da man auf eine befriedigende Weise nach *der Seite in diesem Gebiet des Elends der Menschen* gearbeitet hat. Es ist allerlei vorgekommen, aber es ist nichts Lauteres vorgekommen, daß man hätte sagen können: Der Finger Gottes hat etwas getan. Und das ist in neuerer Zeit wieder viel sichtbar: Der Finger Gottes tut wieder etwas. Aber man kann's noch nicht sagen; die Leute glauben's noch nicht. Aber ich weiß wohl noch, wie's gewesen ist, selbig's Mal, im Mai 1842, da bin ich des Abends um 9 oder 10 Uhr dagestanden und hab' gesehen, nachdem ich schon einige Tage vorher alles mögliche hatte mit ansehen müssen, wie die Finsternis eine gewisse Person attackierte, und die vom Kopf bis zum Fuß gemartert war, da bin ich am Ofen gestanden, im kleinen Stüble, und war schweren Herzens, weil ich schon ein paar Tage lang hab' da müssen helfen, und das Grauen ist immer größer geworden; da bin ich so gestanden, auf einmal fällt etwas auf mich herein, ich hab's ganz deutlich gespürt und gemerkt: „es ist nichts Unrechtes“; dann habe ich gesagt: „Jetzt hab' ich lang gesehen, was der Teufel tut, jetzt will ich sehen, was der Herr Jesus kann!“ und hab' so einen Blick zum Heiland getan und gebetet, und im Augenblick war alles weg! Das war's erste Mal, wo der Finger Gottes wieder etwas getan, und von selbig's Mal her ist mir oft wieder etwas vorgekommen, wovon ich hab' sagen müssen: „Der Finger Gottes hat das getan!“ Es hat zwar damals nicht lange gehebt, aber ich bin alle Tage mit Hilfe des Fingers Gottes fertig geworden, und nach 5/4 Jahren bin ich so mit dem Finger Gottes fertig geworden, daß der Teufel selber hat sagen müssen: Jesus ist Sieger! Jetzt seht, wenn ich fest sage: „Die Zeit ist da!“, wenn ich fest überzeugt bin: es kann nicht lang mehr anstehn – ich habe was erfahren von dem Finger Gottes wider die unsichtbaren Gewalten und Mächte der Finsternis –, so hab' ich des Heilands Wort für mich, denn auf solche Dinge hin sagt

er: „So ich durch Gottes Finger die Teufel austreibe, so kommt ja das Reich Gottes zu euch.“ Also jetzt geht's an. Wenn es fortgeht – und es wird fortgehn –, dann geht's Reich Gottes an! Das ist also der Hauptgrund, worauf wir in neuerer Zeit hoffen dürfen: wenn der Heiland seine Hilfe wider die unsichtbaren Mächte zeigt, dann kommt's Reich Gottes. Nur daß man auch ein klein wenig nachdenkt: Die *Worte Jesu* sind wichtig, es ist gar nicht auszudenken, wieviel in den Worten liegt, die wir da vor uns haben, und wieviel Aufschluß da gegeben wird von Anfang bis zum Ende. Mit jedem Sätzle kriegt man einen neuen Aufschluß, wer aufpaßt; aber das wichtigste bleibt immer das: ein Heiland, der die Finsternismächte vertreibt, und der Herr ist ein Heiland, der's mit allen fertigbringt, der als ein Starker, Gewappneter oder als Stärkerer über den Starken kommt, als der Stärkere über den gewappneten Fürsten der Finsternis, der über ihn kommt und ihn überwindet. Der nimmt ihm seinen Harnisch, d.h. seine Seelen, mit denen er Bosheit treibt in der Schöpfung, der Welt, und auf die er sich verlassen hat. Der Heiland ist da, und der ist immer wieder zu haben, der Stärkere; und ich hab's gewagt selbig'smal mit dem Starken, „jetzt hab' ich's gesehen, was der Teufel tut, gibt's aber nicht einen Stärkeren, als der ist!“ Freilich, ja! Es währte kaum zwei Minuten, da war die Person vollkommen frei. Nur der eine Gedanke: „Jetzt will ich sehen, was Jesus vermag!“, und fort war's! Da hat sich der Finger Gottes gezeigt, und ich hab' gemerkt, daß ich's am rechten Trömmle hab', und es geht immer bis auf den heutigen Tag. Es braucht nicht viel: ein Gebet und den Finger Gottes, so kann da viel geschehen. Ich könnte viel erzählen, wie der Heiland immer wieder seinen Finger zeigt. (Hier führte Blumhardt mehrere Beispiele göttlicher Hilfe an, die er – an andern – erlebt, in Möttlingen und in Bad Boll, u.a. auch die Geschichte des Knaben Johannes). Wenn ich oft einen Brief schreibe weit weg nach Amerika hin, so wird man da etwas vom Finger Gottes erfahren. Es ist nicht viel vor Augen, aber es ist etwas vom Finger Gottes, und wißt ihr – wenn mal der Finger Gottes anfängt, der kann fortmachen und macht auch fort! Man muß nur im *Glauben parieren* mit

dem Finger Gottes. Und wenn so der Herr selbst sich drannmacht, dann ist's ein Zeichen: Jetzt macht sich der Herr auf! Ja, so wollen wir nur ganz in der Stille immer an das denken: Wenn irgendwo etwas geschieht, an dem man sieht, daß der Finger Gottes wider unsichtbare Gewalten wieder etwas ausrichtet, wenn auch nur für Augenblicke, weil die Finsternis nicht gleich nachgibt – aber wenn man nur auch denkt: „Aha, er kriegt seine Taten! Man kommt an ihn hin!“ –, merkt man schon, hier ist der Finger Gottes tätig! Und so wollen wir auch an den Finger Gottes *glauben*! Es ist ja auch hier gerade eine – ich darf's ja wohl sagen – mit ihrer Tochter, die taub ist und so arg geplagt ist von finsternen Geistern. Da gilt's, unseren Text anzusehen. Da heißt's: „Und er trieb einen Teufel aus, der war stumm, und als der Heiland ihn ausgetrieben hatte, da redete der Stumme.“ So macht eben auch der Teufel seine Sachen mit dem armen Mädele. Ja, jetzt dürft ihr wohl alle mitbeten: Daß doch der Finger Gottes wolle mithelfen und das arme Mädele befreien, daß es von seiner Plage loswerde und nichts mehr dasein dürfe, durch das man in Sorge und Angst kommt. Da darf man wohl beten: Herr, Herr, deinen Finger wollst du bewähren, daß da geholfen werde! Ja, wenn viele glauben, wenn's so ist, daß man dem Finger Gottes was zutraut, ihr lieben Leute – was kann dann alles geschehen! Nun wohlan! Es kommen so viele Leute alle Tag, wo man sieht, der Finger Gottes muß an ihnen putzen, und Gott Lob und Dank, daß der Finger Gottes durch unseren Heiland Jesum Christum sich wieder regt, und wer weiß, wie bald die Macht der Finsternis zusammenbricht und über alles noch sein Finger, und nicht nur sein Finger, sondern sein *Arm* herrscht und regiert und sich *alles* unterwirft und viel schafft in der Schöpfung. Amen.

Wir bringen ferner noch aus der Abendstunde über Psalm 62, 6-8 folgende Stelle betreffs V. 8, Anfang: „Bei Gott ist mein Heil“ (aus *Predigtblätter 1879**, S. 5):

Es läuft alles auf ein *Heil* hinaus. Denn unser Gott im Himmel, der zu seiner Rechten unseren hochgelobten Bruder Jesum Christum hat, den gekreuzigten, auferstandenen, hoch

erhöheten Heiland, unser Gott hat nichts anderes vor, als Heil zu schaffen. Es soll nicht so gehen, daß wir nur wie mit knapper Not es noch durchbringen. Nein, bei Gott ist dein *Heil*. Da macht sich alles zu einer großen Errettung, nicht nur für dich, sondern für die gesamte Kreatur; und gerade die finstersten Wege, die wir je und je geführt werden, sind die Bahn zum Himmel. Oh, wir wollen das nicht vergessen, daß unser Gott im Himmel, der Seinen Sohn uns gesandt hat, gar nichts anderes als Heilsgedanken hat über seinen harrenden Kindern. Ihr Lieben alle, wer ihr seid, was euch in eurem Teil drückt, beunruhigt, beschwert, o vergesst das nicht, daß ihr einen Gott im Himmel habt, auf den ihr eure Zuversicht setzen dürft; einen Gott im Himmel, der alle Tage und Stunden deines Lebens an deinem Heil herumdenkt, wie Er's anzugreifen habe, dich sicher zum Heil zu bringen, und daß es ein ganz und gar liebliches und erquickendes Heil sein möchte. Einen *Heilsgott* haben wir über uns. Und wenn du etwa auch tief in Sündennot dich findest, im Gewissen beschwert bist, dich schwach fühlst, ein armer Sünder bist – liebes Kind, sollen dir die Heilsgedanken Gottes deswegen nicht gelten? Ja gerade darum bist du der Gegenstand Seiner Sorgen, weil Er dir aus allen deinen Sünden, Schwachheiten und Torheiten heraushelfen will. Das sind die Gedanken deines Gottes durch alles hindurch. Eine Errettung will Er dir schaffen, die dich von Heil zu Heil führt, daß du's in alle Ewigkeit deinem Gott nicht ausdanken kannst, was Er alles mit wunderbarer Freundlichkeit für dich tut, um *Sein Heil dein Heil* werden zu lassen. Wenn wir nun das wissen, ach, was ist das schon für eine Erquickung, für ein Trost selbst mitten in dem Ruin, in dem wir stehen! Es ist schon ein Anfang von der Verwirklichung Seines Heils an dir, wenn du dich unter allen Kümmernissen dieser Zeit mit dieser Hoffnung auf den Heilsgott tröstest, der alles herrlich (hin)ausführt.

Kapitel 23 - Reisen

Von großer Bedeutung für Blumhardts allgemeinen Beruf waren seine Reisen. Eine Erzählung derselben würde an und für sich Stoff die Fülle liefern, aber freilich auch eine jahrelange Sammelarbeit erfordern. Ich schildere daher auch diese Seite seines Wirkens nicht chronologisch, sondern nur im allgemeinen. Sein Reiseberuf entstand ihm vornehmlich aus der Zeit der Erweckung. Der Ruf derselben sowie auch der Anklang, den seine Festreden fanden, und andererseits die stets sich mehrende Zahl solcher, welche mündlich oder schriftlich ihn kennengelernt hatten, vermehrte je länger, je mehr die Ansprüche an Blumhardt in dieser Beziehung.

Seine Reisen teilen sich in einmalige oder doch unregelmäßige Besuche und in regelmäßige. So reiste er außerhalb Deutschlands einmal nach Paris, wo er mit den Monods* Stunden geistlicher Erfrischung verlebte, welche ihm in liebem Andenken blieben, einmal nach Amsterdam und öfters in die Schweiz, z.B. einmal nach Bern, nach Lausanne, mehrmals nach Zürich, Schaffhausen und Winterthur, in welchen Städten er alte Freunde besaß und immer sehr willkommen war.

In Deutschland führte ihn namentlich der Kirchentag oft in neue Gegenden. Von den größeren deutschen Städten, die er einmal besucht hat, ist mir Berlin, Nürnberg, Frankfurt, auch Altenburg (Kirchentag) bekannt und Karlsruhe, woselbst wir ihm in einem früheren Kapitel im Diakonissenhause begegnet sind. Von Nürnberg her hatte er eine sehr freundliche Erinnerung von einer Predigt, die er an einem christlichen Volksfeste in der Nachbarschaft hielt, wo ein Stein die Stelle der Kanzel versehen mußte, weshalb er jene Predigt, welche eine sehr anregende gewesen zu sein scheint, „die Steinpredigt“ zu nennen pflegte. In Frankfurt wurde er einmal von einem Freunde in eine hübsche Falle gelockt. Derselbe bat ihn auf eine bestimmte Stunde des Abends in ein Hotel zu Gaste, wohin er ihm eine Anzahl Freunde einladen wolle, die ihn kennenzulernen wünschen. Als er die versammelten Freunde ansah, waren's fast lauter Medizi-

ner, welche ihn betreffs seiner Erfahrungen im Krankheitsgebiete in ein Kreuzverhör nahmen; der Abend sei für jedermann sehr interessant und befriedigend gewesen. Einigermaßen regelmäßig, wenn auch nicht jährlich, besuchte er die großen Missionsfeste in Basel und Elberfeld, daneben aber auch eine ganze Reihe von Missionsfesten.

An Hunderten von Missionsfesten – sagt ein alter Missionar – hat er gepredigt, wie auch andererseits Möttlingen und Boll Stätten geistiger Erfrischung waren, die kaum ein Missionar aufzusuchen unterließ und wo jeder eine wahrhaft väterliche Heimat fand.

Zwei Besuche indessen waren als völlig regelmäßig wiederkehrende in seinem Kalender angeschrieben: das Kinderfest in Korntal und das Missionsfest in Calw im Mai, von wo aus er in den letzten Jahren jedesmal seine alte Gemeinde Möttlingen besuchte.

Ihm selbst war diese Gelegenheit, öffentlich von dem, wovon sein Herz voll war, zu zeugen, hochwichtig und willkommen, und es war ihm ein großes Anliegen, daß auch bei solchen Anlässen seine Zuhörer eine tatsächliche himmlische Gabe empfangen möchten, allerdings auch deswegen, weil er sich eines wehmütigen Gefühles des oft kärglichen Erfolges des Zusammenströmens auch großer Scharen nicht immer entschlagen konnte. „Wenn ich sie so in hellen Haufen beisammen sah, fragte ich mich oft, was ist's hernach?“ so konnte er etwa sagen. Diesem Ernst seiner Fürbitte für eine ganze Bevölkerung, in deren Mitte er sich begab, entsprach denn oft auch die zündende und stärkende Macht seines Wortes, wovon viele, die solchen Festreden Blumhardts beigewohnt, zu erzählen nicht müde werden können.

Monatlich besuchte er längere Zeit die Städte Stuttgart, wohin ihn auch einmal der Kirchentag führte, Eßlingen und eine Zeitlang auch Ludwigsburg. Er leitete an diesen Orten in einer Kehrordnung mit anderen eine wöchentliche Abendstunde, in welcher er dann auch einen ihm immer vertrauter werdenden Kreis von Zuhörern um sich versammelt sah.

Wie soll ich „Blumhardt auf Reisen“ schildern? Es wird überall ähnlich zugegangen sein. Dem Hause seines Gastwirts war er gewöhnlich bis zu den letzten Gliedern, Kindern und Dienstboten* durch sein trauliches, liebliches Wesen und durch die Friedenskraft, die von ihm ausströmte, unvergeßlich. Aber umsonst hatte der Gastgeber solche Freude nicht. Seine Hausflure und Treppen hatten erheblich unter dem Zudrang Hilfesuchender zu leiden, und des Abends, oder vielleicht schon des Morgens bei der Hausandacht, mußte er sich eine ziemliche Anzahl oft ungewohnter Gäste gefallen lassen. Wie war es doch Blumhardt so wohl unter jedem neuen Menschengewimmel, wo wieder neu das liebe Elend an ihn kam, wie wohl auch, wenn er wieder neue Menschen fand, welche von ihm etwas zu lernen, zu empfangen wünschten! „Im gleichen Zimmer mit mir“, schreibt er einmal seiner Frau, „ist ein lieber Vikar einquartiert, ein prächtiger Bursche, er ließ mich gar nicht einschlafen noch ausschlafen, so viel hatte er zu fragen“, und alle Mußezeit in solchen Städten wurde, wo immer möglich, zu Besuchen kreuz und quer verwendet. Die Zeit, seine Predigten vorzubereiten, fiel gewöhnlich mit der, da er zu Bette lag, zusammen. Für die nähere Schilderung solcher Tage mögen zwei Beispiele genügen: Eines Eßlinger Tages, über den uns ein Blumhardt befreundeter Augenzeuge berichten möge, und eines Tages in Calw aus meiner persönlichen Erinnerung.

Begleiten wir Blumhardt zuerst nach Calw zum Missionsfeste im Mai 1878! Schon beim Aussteigen aus dem Bahnzuge am Vorabend des Festes warteten auf Blumhardt kleinere Gruppen Hilfsbedürftiger, mit denen er auf dem Bahnhofe sofort ganz wie sonst auf dem Zimmer verkehrte. Mühsam arbeitete er in seiner Atemnot sich der Stadt zu, so daß die öftere Unterbrechung durch neue Bittsteller fast seine Erholung war, und fast zu Tode erschöpft, gelangte er endlich in das gastliche Haus Dr. Gunderts*, wo er sich an Freundesliebe und leiblicher Stärkung erquickte. Bald kamen schon abends wieder viele, die ihn sprechen wollten, doch hatte er, im Vergleich zu den Mühen des folgenden Tages, Ruhe. Des anderen Morgens strömte es von Land-

volk, namentlich vom Schwarzwalde, in die Stadt herein, und schon ziemlich frühe wogte es von Menschen gegen das Haus zu, wo Blumhardt wohnte. Die Leute des Schwarzwalds, so erzählte ja der „*Schwäbische Merkur*“, waren herbeigeströmt, ihren Vater Blumhardt wieder zu begrüßen.

Tags darauf am Vormittag war kirchlicher Gottesdienst, ein Apostelfest, wie es in der württembergischen Kirche Sitte ist. Blumhardt predigte über die Samariterin (Johannes 4, 7ff.), wo er namentlich mit großer Kraft das Wort Jesu an dieselbe: „ich bin's“ hervorhob. Er wies hin auf die Not unserer Zeit mit ihren widerstreitenden Ansichten in religiösen Dingen, wobei auch die gläubige Ansicht eben zu einer Ansicht zu verblassen und sich zu verdünnen drohe, und wies auf das schreiende Bedürfnis hin, welches der Herr gewißlich befriedigen werde, daß er einmal mit einem deutlichen Ruf „ich bin's“ unser Geschlecht wieder zu einer lebensvollen Kenntnis der Tatsachen bringe. Es ist dies natürlich nur ein Moment aus jener Predigt. Dichtgedrängt standen junge Burschen beisammen, mit Tränen in den Augen, sie verstanden ihn noch besser als wir. Nachmittags war Missionsfest, wo Blumhardt die Schlußrede und das Schlußgebet zufiel. Wieder hatte er sich, wie des Vormittags, durch solche, die ihn auf der Straße noch zu begrüßen und zu sprechen suchten, hindurchzuarbeiten. Während seiner Rede überzog sich der Himmel mit düsteren und immer düsteren Wolken, und als er zum Schlußgebete kam, konnte man sich kaum mehr einen unheilverkündenden Zorn der Elemente, des drohenden Unwetters gefährlichster Art, verhehlen. Maßvoll, bescheiden, aber mutig betete Blumhardt um Abwendung desselben, aber umsonst, immer dunkler kam's, und endlich brach's los, und die Versammlung ging unter den Strömen eines Wolkenbruches heim. Was bei solchen Erlebnissen in Blumhardts Herzen vorging, würde uns wohl erst recht einen Begriff machen von seinem steten stillen Kämpfen. Hoch flutete die Nagold daher, allerlei Beute mit sich reißend, so daß auch der für Blumhardt zu seiner Fahrt nach Möttlingen bereitstehende Wagen vor ihrer Habgier gesichert werden mußte. Die (nach Möttlingen) führende „Steig“ war

ebenfalls zum Strome geworden, der verwüstend sich auf die Stadt ergoß, und die Nagold trennte eine Zeitlang das Missionsvolk in zwei Lager, diesseits und jenseits, bis allmählich die Brücken wieder zu überschreiten waren. Nach einigen Stunden geselligen Beisammenseins mit den Missionsfreunden fuhren wir, Blumhardt, Pfarrer Bunz und ich, diese Steig hinauf. Das immer noch, wenn auch weit weniger mächtig fließende Wasser, die tiefen Risse und Gräben, welche die Flut in die Straße gerissen hatte, das hereinbrechende Dunkel, ein Kutscher, der völlig den Kopf verloren hatte, machten die Fahrt nahezu gefährlich. Auf der Höhe angelangt, erhob Blumhardt seine Stimme zum Lobgesang: „Lobe den Herrn, o meine Seele“, und so fuhren wir unter dem strömenden Regen auf der beschädigten, unsicheren Straße singend in die Nacht hinein nach Möttlingen; dort empfing uns der Lehrer an der Spitze der Schuljugend. Die erleuchteten Fenster des Dorfes und die Umriss der Köpfe zeigten uns, wie sehnlich wir erwartet seien. Kaum im Pfarrhause angelangt und von den nassesten Bestandteilen der Kleidung befreit, fragte Blumhardt den Ortspfarrer: „Brennen die Lichter schon in der Kirche?“ „Nein, Herr Pfarrer, ich meinte, Sie werden doch zuerst etwas essen!“ „Nichts da, anzünden!“ Nun, bis das geschehen war, hatten wir immer noch Zeit, etwas zu essen, dann sofort in die dichtgefüllte Kirche, kurze, mächtige Predigt in einer derben Brüderlichkeit und Herzlichkeit und mit einer so greifbaren Voraussetzung, daß der Herr Jesus Christus lebendig uns nahe sei, wie ich es noch nie gehört zu haben glaubte. Ins Pfarrhaus zurückgekehrt, sagte er: „Nun, Bunz, wo sind die Leute?“ „Ja, Herr Pfarrer, die habe ich auf morgen bestellt; ich dachte mir, Sie werden jetzt doch zu müde sein.“ „O (hier bediente er sich eines der schwäbischen Ehrentitel, mit welchen er gegen Näherstehende freigebig sein konnte), kennst du mich denn nicht, ich werd' nie müde“, und er hatte sichtlich einen leisen Verdruß niederzukämpfen. Der Abend im kleinen Kreise war aber noch sehr reich und fruchtbar. Des anderen Tages vormittags war wieder Gottesdienst, wo er nochmals seine Möttlinger, wie eine Art treue Familie, so trostreich und ebenso voller Zucht

behandelte, wie es nicht wiederzugeben ist.

Über Blumhardts Besuche in Eßlingen berichtet uns Herr Missionar Mögling* folgendes:

„Seit 1869 haben wir hier in Eßlingen fast zehn Jahre lang die Freunde gehabt, Blumhardt je am dritten Donnerstag des Monats hier zu sehen. Eine Schar trostbedürftiger Hilfesuchender, leiblich oder geistig kranker Menschenkinder warteten gewöhnlich auf seine Ankunft mit dem Göppinger Fünf-Uhr-Zug bei dem lieben Herrn Viel*, 30, 40, 50 und noch mehr; für jedes hatte er ein offenes Ohr und Herz, kräftige Fürbitte, herzliche, nach Umständen derbe Ermahnungen. Viele – ich sage dies als nüchterner, gewissenhafter Zeuge – haben ihm Gesundheit des Leibes und der Seele zu verdanken. In der Wohnung des Herrn Viel drängten sich oft die guten Leute, welche teilweise mehrere Stunden weit gekommen waren mit ihren Anliegen, welche Blumhardt mit unermüdlicher Geduld anhörte. Nach einigem Imbiß ging's dann in das Vereinshaus, welches meist gefüllt war, zu einem seiner einfachen, herzlichen biblischen Vorträge, welche, voll tiefer Erkenntnis, immer wieder etwas Neues brachten aus dem reichen Schatz seines Wissens, das er sich in lebenslänglicher Beschäftigung mit dem Worte Gottes gesammelt hatte. Seine Schriftauslegung hatte etwas Eigentümliches, man bekam frisches, wie aus einer Quelle sprudelndes Wasser, kein aus dem Brunnen gepumptes. Was er mitteilte, war nicht Erlerntes, mühsam Vorbereitetes, sondern Erlebtes, frisch aus dem Herzen Kommendes. Meist sprach er ganz so, wie er sich auch einige Jahre lang in den *Boller Blättern* schreibend mitgeteilt hat. Ein älterer Geistlicher, ein guter Theologe, welcher Boll öfter besucht hat, sagte mir über Blumhardts Predigten: ‚Immer gab er etwas Frisches, oft ebenso überraschende als natürliche Gedanken, jedesmal habe ich auch als Theologe etwas gelernt bei ihm.‘

Um 8 Uhr endigte der Vortrag im Vereinssaal, dann waren aber meist noch andere übrig, Hiesige oder Fremde, die noch auf Zuspruch oder Trost oder ein Wort der Teilnahme oder einen Segen warteten. Hatte er solche liebe Nachzügler auch noch abgefertigt, dann ging es mit uns hinüber zu der alten trauten Her-

berge bei dem lieben Herrn Stadtpfarrer Kraus, wo ein Häuflein aus der Vereinshauszuhörerschaft noch einmal sich um ihn sammelte. Es freute ihn dann, wenn ihm einzelne Fragen Veranlassung gaben, um über manches im öffentlichen Vortrag Berührte sich noch weiter auszusprechen, Einwendungen zu beantworten, insbesondere auch seine großen Hoffnungen auf baldiges Eintreten einer außerordentlichen Gnadenoffenbarung des Herrn lebendig klarzulegen und zu rechtfertigen. Aufs tiefste fühlte er das auf der Menschheit lastende Elend und die Übermacht des Einflusses, den das Reich der Finsternis auf unsere Sündenwelt ausübt, und sehnte sich immer mehr nach einer kommenden Zeit der Erquickung; seine Liebe hatte etwas Überwältigendes, in jedem Menschen sah er etwas Gutes, das aus Gott stamme; irgendeinen Menschen zu verdammen war ihm in der Seele zuwider; von Herzen begehrte er, daß allen geholfen werde, das sei ja auch Gottes Sinn, wie es die Schrift klar ausspreche, z.B. nach 1. Tim. 2, 4: ‚Dieser Liebeswille Gottes werde auch gewiß in Erfüllung gehen.‘ Einreden ließ er nicht aufkommen, er war seiner Sache zu gewiß, und wir hatten auch gar keine Neigung, mit dem teuren Gottesmann zu streiten. So ging es noch fort, bis wir anderen um 10 Uhr Abschied nahmen. Am folgenden Morgen aber hörten wir oft, der liebe Gast sei bis 11 Uhr und noch länger bei heiteren und ernsten Gesprächen aufgeblieben. Am Freitag morgen besuchte er nach dem Frühstück und der Hausandacht viele Jahre lang Fräulein F. H. auf eine halbe Stunde, um dieser lieben Kranken, welche an Zimmer und Stuhl gebunden war, eine geistliche Gabe zu bringen, bis an das selige Ende der lieben Freundin.“

Diesem Berichte möchte ich nur wenig beifügen. Das Haus des emeritierten Herrn Stadtpfarrers Kraus erinnerte in den Tagen, da Blumhardt es heimsuchte, an das Pfarrhaus Möttlingen, denn oft waren auch alle Räume, die solches gestatteten, das Studierzimmer mit inbegriffen, zu Schlafzimmern verwendet, und die Gastfreundschaft dieses Hauses sowie auch die Bereitwilligkeit des Herrn Viel trug viel dazu bei, Blumhardts Besuche in Eßlingen ihm selbst lieb und teuer und anderen fruchtbar zu ma-

chen. Seine regelmäßigen Gänge zu altbefreundeten Kranken, sei's in Eßlingen oder anderswo, sind allen, die ihn einmal auf einem derselben begleitet haben, in besonders schöner Erinnerung. Es war eine Herzlichkeit und Traulichkeit, wie man sie selten an einem Bruder finden mag, der nach langer Zeit ein erstes Mal seine Schwester wiedersieht, und eigentümlich war dabei auch, wie er gewöhnlich dieselbe Tageslosung, die er bei seinem Hauswirt besprochen hatte, bei den nachfolgenden Besuchen wieder zur Hand nahm und ihr immer wieder neue Seiten entlockte.

Das zunehmende Alter und namentlich die wachsende Schwerfälligkeit seines Körpers nötigten Blumhardt mit der Zeit, seine Reisen mehr und mehr zu reduzieren und sich schließlich fast ganz auf sein Boll zu beschränken. Die ihm dadurch wie auch durch die hilfreiche Tätigkeit seiner Söhne zufallenden Mußestunden verwandte er zu literarischer Beschäftigung, weshalb wir die Betrachtung dieses seines Tuns nun am Ende dieses Abschnittes folgen lassen.

Kapitel 24 - Der Schriftsteller

Blumhardts schwerste schriftstellerische Arbeit in Bad Boll, die dritte Auflage seines *Handbüchleins der Missionsgeschichte und Missionsgeographie**, haben wir schon im 7. Kapitel erwähnt. Die Arbeit war, dank den großen Erfolgen der Mission in den vierziger Jahren, riesengroß; aber die Größe dieser Last war ihm süß, mit heiliger Freude folgte er den Spuren des Wirkens des Weltheilandes auf dem ganzen Erdenrund, und ihn zunächst und vielleicht zumeist überwältigte der große Gesamteindruck hiervon, der ihm aus seinem Forschen und Sammeln hervorstach. Er hatte nach vollendetem Kampfe es manchen Missionsfreunden gesagt, man werde davon auch auf den Missionsgebieten etwas spüren. Und in der Tat widersprach dem die Erfahrung auf dem Missionsfelde nicht, denn seit den vierziger Jahren sind allerdings in der ganzen Missionswelt große Revolu-

tionen geschehen, und ist in unserem Menschenalter eine neue Zeit angebrochen in China, in Indien, Afrika (Madagaskar) und Amerika.

War dieses Werk eine der evangelischen Kirche geleistete *Arbeit*, so waren seine übrigen Schriften Zeugnisrufe von dem, was sein Herz bewegte, teils an den engeren Kreis seiner Bekannten, teils an den weiteren der evangelischen Kirche. An letzteren wollte sich jene Sammlung von *15 Adventspredigten*** wenden, welche 1864 erschien. Es sind dies eigentlich eine Reihe sorgfältiger theologischer Untersuchungen, denen das Predigtgewand nicht immer glücklich steht, die aber in gründlicher, möglichst erschöpfender Weise wichtige Punkte der christlichen Glaubenslehre erörtern, namentlich das Endgericht, das endliche Los der Unseligen und die Hoffnungen einer neuen Gnadenzeit. Das Los der Unseligen beschäftigt ihn im größeren Teile der ersten Hälfte der Schrift; nach allen Seiten setzt er sich mit der Ansicht mancher, als müßte schließlich alles selig werden, also mit der Hypothese von der sogenannten „Wiederbringung aller Dinge“ auseinander. Seinem Herzen würde diese Ansicht den schwersten Stein des Kammers abnehmen, aber immer wieder beweist er, daß es diese Lehre mit der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes einerseits und mit dem Ernste der Sünde andererseits zu leichtnehme und daß die Schrift selbst ihr jede Berechtigung abspreche. „Die Schrift – das ist sein Endresultat – zeigt allerdings dem Verlorenen mehr nur *Aussichtslosigkeit* als *Endlosigkeit* seiner Lage, aber uns gebührt es nicht, letztere zu verneinen, um so weniger, als damit sofort auch erstere aufgehoben wäre.“

In der zweiten Hälfte des Schriftchens tritt die hehre Gestalt Johannes des Täufers in den Vordergrund, die er an Hand der bezüglichen Adventstexte mit großer Liebe betrachtet, in einer Weise, daß er immer neues Licht gewinnt über das, was wir noch zu hoffen haben. Diese biblischen Untersuchungen sind so sorgfältig abwägend, so gleichsam mit dem Vergrößerungsglase in der Hand geführt, daß sie dadurch oft jene Leichtlesbarkeit einbüßen, die uns heute fast Bedürfnis geworden ist, eine Eigenschaft, die auch allen noch zu erwähnenden schriftlichen Bibeler-

klärungen Blumhardts anhaftet, die uns aber, sofern es uns wirklich um befriedigenden Aufschluß zu tun ist, mit der Zeit recht lieb werden kann.

Für den engeren Kreis seiner Bekannten gab er 1865 *Morgenandachten** heraus, und durch den großen Anklang, den sie fanden, ermutigt, 1868 auch für weitere Kreise *Hausandachten***; letzteres eine äußerst inhaltsreiche Schrift, die in einem Anhang noch allerlei wichtige Punkte, z.B. das Sabbatsgebot, den Spiritismus u.a. abhandlungsweise bespricht.

Wir übergehen die manchen auf seinen Reisen gehaltenen Vorträge*, die er auf Wunsch von Zuhörern veröffentlicht hat, und wenden uns zu seiner letzten, bekanntesten schriftstellerischen Leistung, nämlich den „*Blättern aus Bad Boll*“, welche wöchentlich in je einer Samstagsnummer vom 1. Juli 1873 bis 1. Juli 1877 erschienen und grundsätzlich von ihm allein redigiert wurden. Den Hauptinhalt derselben bildet eine fortlaufende Erklärung des *Evangeliums Matthäi* mit Ausschluß der Leidens- und Auferstehungsgeschichte, in welcher wir wieder jenen obenbesprochenen Charakter wahrnehmen, die aber bei der Fülle seiner eigentümlichen großen Erfahrungen um so mehr der Beachtung wert ist, weil er einerseits, um solche Erfahrungen machen zu können, vielfach genötigt war, die Evangelien ernstlicher als andere zu studieren, und weil andererseits gerade das Erfahrene wieder ihm ein besonderes Licht über dieselben gab. Es mag übrigens nicht an Lesern gefehlt haben, welche es liebten, über diesen ersten Teil des Blättchens hinweg zuerst in den zweiten zu blicken, den Teil der Andachten, wo Blumhardt wieder in behaglichem Gesprächsstil uns aufs tiefste erbaut und erhebt, oder gar wohl zu der dritten Abteilung „Fragen“, in welcher allerlei eingesandte Fragen in befruchtender Weise beantwortet wurden, oder endlich sofort zu dem vierten, kleingedruckten Teile, welcher unter der Rubrik „Verschiedenes“ immer wieder etwas Interessantes bot. Wir haben diese Blätter schon in einem früheren Kapitel kennengelernt. Es kostete Blumhardt in seinen alten Tagen und bei seiner sonst so vielfach in Anspruch genommenen Zeit übermenschliche Anstrengung, dieses Blättchen jede Woche

fertigzubringen, und da er die Leidensgeschichte zu erklären nicht für Bedürfnis hielt, so hielt er, nachdem er in der Erklärung beim Schluß von Matthäi 25 angelangt war, seine Aufgabe, die er sich gesetzt, für beendet, brachte noch einige Erklärungen über etliches aus dem Evangelium Lukas und verzichtete dann auf weitere Herausgabe dieser Blätter, hauptsächlich in dem Gefühl, er habe nun alles, was ihm zu sagen Bedürfnis war, gesagt, und bloß so für die Nachfrage nach periodischer christlicher Erbauung könne und wolle er nicht arbeiten. Diese Nachfrage war nun aber doch vorhanden, sie war gerade unter seinen Freunden durch das Erscheinen dieses Blättchens, das uns sonntäglich ein so lieber Bote war, geweckt, und so adressierte sich diese Nachfrage sofort nach Eingehen dieses Blättchens sehr deutlich an Boll. Da trat Theophil Blumhardt mit seinem Schatze nachgeschriebener Andachten seines Vaters, wie wir bereits wissen, in die Lücke und ließ fortan bis in das Jahr 1881 jährlich ein Bändchen „*Täglich Brod aus Bad Boll*“* erscheinen, welche Arbeit wir bereits kennengelernt haben. Diese Arbeit gibt Blumhardts mündliche Andachten weit getreuer wieder, als es obige ähnliche Bücher Blumhardts selbst getan, denn er selbst hätte sich nie getraut, sich schriftlich in ebendiesem ungenierten Gesprächston auszudrücken wie mündlich, und wir haben also gerade den Reiz der Naturwahrheit dieser Andachten dem Umstande zu verdanken, daß ihre schriftliche Redaktion nicht von ihm stammt. Unmittelbar von ihm selbst verfaßte Predigten oder Betrachtungen lieferte er noch bis an seinen Tod monatlich in das *Stuttgarter Evangelische Sonntagsblatt*.

Wir kommen nun auf eine andere Seite literarischer Tätigkeit Blumhardts, die uns schon in der Erweckungszeit begegnet ist, auf sein Dichten und im ferneren auf seine musikalischen Arbeiten. Blumhardt dachte groß von der Bedeutung der Dichtkunst für die christliche Kirche; fast hielt er's für Pflicht eines tüchtigen Knechtes Gottes, auch darin etwas zu leisten, weil es ein Zeichen davon oder doch im Notfall eine Anspornung dazu sei, daß man mit Liebe und Muße bei den Gedanken Gottes verweile. Er stellte eben an die Diener des Evangeliums die Anforderung,

Geist zu haben, und fand es nicht gerade christlich, wenn's mit den Lobsingen immer langweilig nach Gelesenem oder Auswendiggelerntem gehe. Das Wort „Singet dem Herrn ein neues Lied“ hatte für ihn zwar in erster Linie *die* große Bedeutung, daß wir uns nach neuen Taten des Herrn sehnen, über welche ein neues Lied erklingen dürfe, es hatte ihm aber auch nach *der* Seite hin Wert, daß dem Herrn zum Lob doch nicht immer nur alte Lieder aufgewärmt werden sollten und daß namentlich für Erfahrungen des eigenen Lebens ihm auch ein neues eigenes Lob dargebracht werden dürfe; deshalb war es ihm auch wie Ehrensache vor Gott und auch Bedürfnis für sein Herz, die großen Stationen, sei's im Kirchenleben, sei's namentlich in der Geschichte des eigenen Hauses, mannigfach mit allerlei Blumen des Geistes zu schmücken. Manchen ist wohl ein solches Blumhardtisches Hausfest, Taufe, Hochzeit oder dergleichen in lieblicher Erinnerung.

Dennoch war ihm die Gabe der Dichtung, im heutigen Sinne des Wortes, versagt. Sein nüchterner, durch und durch auf Wahrheit und Wirklichkeit gerichteter Sinn vermochte jene „gehobenen“ Stimmungen einer eigentlich nicht vorhandenen Welt, in die uns die Poesie zu versetzen pflegt, nicht zu erwecken, und für unsere hohen Ansprüche an Eleganz der Sprache hatte er im Schweiß seiner Arbeit und im Pulverdampfe seines Kämpfens vollends jeden Sinn verloren. Auch verfügte er für sich nur über das Wörterbuch des *Volks*, oder besser: über dasjenige unseres geselligen Gesprächs. Er *dachte* in der Sprache des Volks – das machte seine Rede bündig und durchschlagend, aber auch seine Dichtungen etwas nüchtern und trocken. Aber die Sprache in Reim und Rhythmus zu zwingen ohne die leiseste Konzession auf Unkosten der Gedanken – darin hat er schließlich eine seltene Meisterschaft erworben.

Das Feld, welches er in dieser seiner Weise bebaute, war dasselbe wie einst in Möttlingen. Er fuhr fort, seinem Hause biblischen Singstoff zu verschaffen; Texte aus dem Evangelium Johannis, aus den Paulinischen Briefen, aus der Offenbarung und anderen Teilen des Neuen Testaments wurden in Angriff ge-

nommen und je und je auch ein Festlied oder Missionslied oder dergleichen gedichtet.

Wir bringen nur drei Beispiele. Das erste ist der dritte Teil eines ungedruckten Gedichtes vom Herbst 1879 über *das Gleichnis von den zehn Jungfrauen* (I. das Gleichnis im allgemeinen, II. die törichte Jungfrau, III. die Braut und die Jungfrauen). Dieser dritte Teil knüpft an die im ersten gegebene allgemeine Erläuterung des Gleichnisses an und schildert im besonderen die Braut und die Jungfrauen wie folgt:

Genannt ist nicht des Bräut'gams Braut,
Kann auch genannt nicht werden.
Als Braut sind von Ihm angeschaut
Die Gläub'gen all' auf Erden,
Wie Abraham
Mit seinem Stamm
Als eines wird genommen,
Zu dem der Herr gekommen.

Um diese Seine Brautgemein'
Erweitert zu erwerben,
Hat Jesus müssen Bürge sein
Und für sie alle sterben.
Als Menschensohn
Zu Gottes Thron
Er sollte sich erheben,
Nun auch für alle leben.

Von Gottes Thron Er sammelt ein
Die Völker all' auf Erden,
Sie sollten alle insgemein
Die Brautgemeinde werden,
Um die Er kämpft,
Bis Er gedämpft
Die Feinde all' mit Siegen
Gebracht zum Unterliegen.

Doch ist auch eine kleine Schar
Auf Erden, Ihm zu dienen,
Die sich als Opfer Ihm bringt dar,
Bis durchdringt Sein Versöhnen.
An ihrer Seit'
Er führt den Streit,
Bis aus der Knechtschaft Banden
Die Welt für ihn erstanden.

Wenn endlich sind allüberall
Die Feinde überwunden,
Dann kommt der Bräutigam mit Schall
Für die, die Er gefunden.
Vom Himmelsthron
Des Menschen Sohn
Kommt, daß Er sich vereine
Mit Seiner Brautgemeine.

Die sind dann jene große Schar,
Die niemand je kann zählen
Und der Er nun sich bietet dar,
Als Braut sie zu erwählen.
Die ganze Welt
Zu Füßen fällt
Dem hehren Menschensohne,
Der kommt vom Himmelsthron.

Die Jungfrau'n steh'n zur kleinen Schar,
Die betet, kämpft und ringet,
Bis ihr's mit dem Erlösungsjahr
Für alle Welt gelinget.
Durch ihre Treu'
Wird alles neu
Im Himmel und auf Erden:
Ihr wird's gegeben werden. (Dan. 7, 18; Luk. 12, 32)

Sie sind die Witwe, die nicht ruht, (Luk. 18, 3)
 Bis sie der Richter höret;
 Die Auserwählten, die mit Mut
 Sich bis zum Tod gewehret,
 Sind Tag und Nacht
 Darauf bedacht,
 Den Kläger zu besiegen,
 Bis er wird unterliegen.

Sie sind's vornehmlich, deren Fleh'n
 Der Herr, ihr Gott, erhöret,
 Bis in der Kürze Er den Weh'n
 Vom Widersacher wehret,
 Ob zur Zeit schon
 Des Menschen Sohn
 Wird kaum noch Glauben finden,
 Der will auf Erden schwinden. (Luk. 18, 8)

Sie sind's vornehmlich, die in Riß
 Mit Ernst zu stehen wagen
 Und rein sich halten überdies
 In den Versuchungstagen.
 Sie sollen all
 Im Hochzeitssaal
 Sich an den Erstlingsgaben
 Im Reiche Gottes laben.

* Gegen das schroffe Verwerfen ärztlicher Hilfe schreibt Blumhardt in einem Briefe: „Alles Verwerfen des Arztes, namentlich in chirurgischen Dingen, ist völlig unrecht. Es ist ein Fehler, daß man so übertriebene Grundsätze aufbringt, wodurch auch das Gebet zu einer besonderen Kurart herabgestempelt wird. In unserer Zeit sind eben die Heilskräfte nicht genügend da; warum sollte man nicht in Anwendung bringen, was Menschen nach der Erfahrung einander helfen können? Da ist Eigensinn, Lieblosigkeit, auch Frechheit dahinter, die alles nur von Gott erzwingen will, auch wenn Er nicht will.“

Im Gleichnis ist es nicht berührt,
 Wer sonst die Jungfrau'n waren,
 Doch stehen sie in einer Würd'
 Vor allen Christenscharen.
 Den Bräutigam,
 Der von Gott kam,
 Vor allen sie erkennen,
 Für's Heil der Braut auch brennen.

Doch warnt auch sie der Herr mit Fleiß,
 Nicht hinkend sich zu zeigen,
 Zuletzt nach allem Arbeitsschweiß
 Zur Torheit sich zu neigen,
 Die das vergißt,
 Was nötig ist,
 Um in des Lichtes Flore
 Zu steh'n beim Jungfrau'nchore.

Ferner ein **Neujahrslied** (auf das Jahr 1877):

Mit Ängsten meist sie treten
 Ins neue Jahr heut' ein,
 Aufseufzend, daß ihr Beten
 Doch möcht' erhörlich sein.
 Wieviel ist doch gekommen
 Im nun verfloss'nen Jahr,
 Das ihnen Mut genommen,
 Weil's so empfindlich war!

Wohin wir freilich blicken,
 Ist Kümmeris und Schmerz.
 An nichts kann sich erquicken
 Nach Wunsch das müde Herz.
 Wenn wir's am besten haben,
 Wieviel liegt Pein darin;

Auch an sonst edlen Gaben
Wird selten froh der Sinn.

Es ist, als ob uns fehlte
In allem Jesus Christ
Und eben das uns quälte,
Daß er so ferne ist.
Wir können's auch verstehen,
Wenn in der Fern' er bleibt,
Unzähl'ges muß er sehen,
Das ihn von uns vertreibt.

Sollt' ihn der Glaube finden,
Wie sinkt der Glaube hin!
Sollt' Lieb' ihn an uns binden,
Wie seh'n die Lieb' wir flieh'n!
Sollt' Hoffnung fest ihn halten,
Es hoff't ja niemand mehr;
Kein Wunder, wenn nun walten
Man siehet Satans Heer.

Sollt's uns nicht heute rühren,
Wenn Jesu Nam' erschallt?
Oh, dürfte der regieren,
Wie änderte sich's bald!
Die Plagen, die uns drücken,
Verminderten sich schnell.
Wie müßt's uns dann erquickern,
Wenn's wieder würde hell!

Doch ist das nicht ein Zeichen,
Daß Jesus *bald* erscheint,
Wenn alles scheint zu weichen
Und alles stöhnt und weint,
Wenn nichts mehr fest will stehen,
Zu jähem Untergang

Wir alles reifen sehen,
Als hielt' es nicht mehr lang?

Wohlan denn! Jesus lebet,
Ja, Jesus lebet noch!
Ihr, die ihr seufzt, ergebet
Euch unter Jesu Joch,
Daß ihr an ihn euch bindet
Mit festem Glaubensmut,
Bis ihr als den ihn findet,
Der's wiederum macht gut.

Und ist die Lieb' erkaltet,
Ach, jaget ihr doch nach!
Gilt Hoffen als veraltet,
So hofft, sei's auch mit Schmach.
Wenn Glauben, Lieben, Hoffen
Uns wiederum erfaßt,
Steh'n bald die Himmel offen,
Zu wenden alle Last.

Doch tut nun, was ihr wollet;
Der Herr läßt euch doch nicht.
Hofft ihr nicht, wie ihr sollet,
Wird doch aus Nacht noch Licht.
Will alles ihn verschmähen
Und niemand denken sein,
Man wird es doch noch sehen,
Wie alles er bringt ein.

Er ist einmal geboren,
Gestorben für die Welt,
Zu Gottes Thron erkoren,
Daß er den Zepter hält.
Drum kann das glaubenslose
Geschlecht es hindern nicht,

Daß endlich schnell das große
Erlösungsjahr anbricht.

Endlich noch das Gedicht: **Die Verwandlung**, nach 1. Korinther 15, 51-58.

Wir werden nicht mehr alle
Im Tode schlafen ein,
Vielmehr beim Siegeschalle,
Der kommt, verwandelt sein.
Plötzlich – wer's hört, erstaune –
Im Nu wird's ausgeführt
Zur Zeit, da die Posaune,
Die letzte, tönen wird.

Denn unverweslich stehen
Die Toten auf alsdann,
Und wir, die leben, gehen
Verwandelt himmelan.
Verwesliches muß blühen
In Unverweslichkeit,
Unsterblichkeit anziehen,
Was sterblich ist zur Zeit.

Wenn, was verweslich, schmücket
Ein unverweslich Kleid,
Was sterblich, wird entrücket
Zu der Unsterblichkeit,
Dann ist das Wort erfüllet,
Wie's längst geschrieben steht,
Das alles Sehnen stillet,
Wenn's durch die Schöpfung geht.

„Der Tod“, heißt's „ist verschlungen
In dem gekomm'nen Sieg;
Und herrlich ist's errungen,

Daß ganz er unterlieg'.
Und bist du, Tod, gefallen,
Wo ist dein Stachel dann?
„Hölle“, wird's widerhallen,
„Wo ist dein Sieg fortan?“

Wohl mocht' bisher die Sünde
Des Todes Stachel sein.
Doch daß auch sie verschwinde,
Tritt Jesus Christus ein.
Auch vom Gesetz entbunden,
Das war der Sünde Kraft,
Sind wir durch Jesu Wunden;
Sein Droh'n ist abgeschafft.

Dann wird sich offenbaren
Des Heilands Kreuzesfrucht,
Die längst von großen Scharen
Verlor'ner wird gesucht.
Gott sei's gedankt, gegeben
Hat Sieg voraus Er schon;
Bald wird empor sich heben
Der Held von Seinem Thron

D'rum stehet fest, ihr Brüder,
Weicht nicht und steht nicht fern!
Und nehmet immer wieder
Zu in dem Werk des Herrn.
Denn nicht ist Kampf und Ringen
Vergeblich in dem Herrn,
Ihr wißt, es muß gelingen,
Der Tag ist nicht mehr fern.

Mit Anfertigung solcher Lieder, ich denke hier zugleich an die früheren *Psalmen- und Prophetenlieder**, wollte er verschiedenen Zwecken dienen: erstens hoffte er, manchen vielleicht die-

* *Predigtblätter aus Bad Boll*, enthaltend nachgeschriebene Predigten und Vorträge von Pfarrer (Johann Christoph) Blumhardt, hg. von seinem Sohne Theophil Blumhardt. I-III, Bad Boll 1879-1881.

se wichtigen Bibelworte in solcher Form angenehmer und eindrücklicher zu machen; im ferneren war es ihm, wie gesagt, um Singstoff zu tun, und man muß diese Lieder mitsingen, um ihre heilige, erfrischende Kraft kennenzulernen, zu spüren, wie man durch solches Singen unveränderter Bibelgedanken über die Jahrhunderte zurück in die Tage der Bibel versetzt wird; – der letzte Zweck aber, dem sie diente, ist ein wehmütiger. Sein Allein stehen in seinen klarsten Überzeugungen und hellsten Hoffnungen drückte ihn um so mehr, je mehr sein ganzes Wesen auf Gemeinschaft angelegt war; und in dieser seiner Vereinsamung waren ihm solche Arbeiten sein Trost und seine Stärkung. Wenn ein Besuch sein Zimmer verlassen hatte, suchte Blumhardt, bis der nächste kam, unterdessen einen Reim oder probierte am Klavier eine Tonfolge, denn Hand in Hand mit dieser Dichtarbeit ging sein Komponieren. Unter neuen Liedern verstand er nämlich auch neue Melodien. Die größere Zahl der nach unseren kirchlichen Vermaßen von ihm komponierten Melodien stammen aus Möttlingen, sie tragen eine Art kirchliches Gepräge und klingen manchmal an den Volkston unserer Kirchenmelodien an, wenn auch mitunter der Zusammenhang der Motive nicht an die Strenge reicht, die bei den großen klassischen Melodien uns begegnet. In Boll kam er auf ein neues Gebiet, das seiner Schulung und Begabung noch mehr entsprach, auf das Gebiet der Motette, d.h. er erfand Melodien für biblische Texte. Er wurde dazu auch durch seine lieben Enkelchen veranlaßt, namentlich ein kaum dreijähriges Mädchen bettelte an ihm dann und wann: „Großpapa, jetzt sollte man doch auch singen können: Lasset die Kinder zu mir kommen; Großpapa, das Hosianna kann man ja auch noch nicht singen“, und so entstanden diese wunderlieblichen Kompositionen, von denen die erstere (*Lasset die Kinder*) ein bedrörter Lockruf ist, die zweite (*Hosianna*) eine heilig schüchterne Fröhlichkeit atmet, wie es in Worten natürlich nicht wiedergegeben werden kann. Von da aus versuchte er sich auch in größeren Arbeiten in einer ein wenig an das Oratorium erinnernden musikalischen Darstellung biblischer Lobgesänge. Diese letzteren Arbeiten entquollen seinem innersten und höchsten Herzensbe-

* Adolphe Monod (1802-1856), reformierter Pastor in Lyon, später in Paris.

dürfnis, seinen heiligsten Erfahrungen und Hoffnungen. Zwei solcher Arbeiten sind namentlich entstanden, die eine über das *Siegeslied Offenbarung 12, 10-12*: „Nun ist das Heil und die Kraft und das Reich und die Macht unsers Gottes, Seines Christus geworden etc.“, ein gewaltiger, bald ein-, bald zwei-, bald vierstimmiger Triumphgesang, in den sich die Klagen über die noch vorhandene Not mischen; die andere *der Lobgesang der Maria* (Meine Seele erhebet den Herrn). Wem die musikalische Bearbeitung dieses Lobgesangs von Sebastian Bach in seinem „*Magnificat*“ in den Ohren klingt, der fühlt bei Anhören der Blumhardtschen Arbeit, wie gut es Bach zustatten kam, daß er die Maria frischweg bald Sopran, bald Tenor, bald auch Baß abwechselnd ein- bis fünfstimmig singen ließ. Blumhardt war an solcher Kühnheit durch seine historische Gewissenhaftigkeit verhindert. Um eine Mehrheit von Stimmen und einen Wechsel zwischen Solo, Duett, Chor und dergleichen zu erzielen, nimmt er zu dem Lobgesang die geschichtlich möglichen Personen hinzu, Zacharias und Elisabeth und ihrer beiden Dienerschaft, und gewinnt damit immerhin einen lieblichen, oft erhebenden Wechsel der Höhe und der Zahl der Stimmen. Soviel über den äußeren Rahmen seiner Arbeit. Was den inneren Gehalt betrifft, so glaube ich, Sebastian Bach hätte seine Herzensfreude an demselben gehabt, namentlich betreffs der seelenwollen Jubelgedanken, die darin sich ausdrücken. Gewiegte Musiker hatten ihre große Freude an Blumhardts originellen musikalischen Gedanken und rechneten es sich zur Ehre an, ihm seinen oft kühnen Satz durchzusehen und zu korrigieren. Es hat viel zum geistigen Leben in Bad Boll beigetragen, daß die tüchtigen musikalischen Kräfte des Hauses je und je solche Gesangswerke vortrugen.

Gern schließe ich unser Kapitel mit Betrachtung dieses *Lobgesanges*, dem wir noch einmal, wie einem Schwanengesang Blumhardts, begegnen werden.

Dritter Abschnitt

Abschluß

R

Kapitel 25 - Seelsorge im engeren Kreise. Neue Hoffnungen

Wir haben die Geschichte jener kleinen Schar, die von Möttlingen nach Bad Boll kam, unterbrochen, um in die Mitte dieses dritten Teiles unserer Schrift jenes Bild des „Pfarrers in Bad Boll“ zu stellen, wie es den Besuchern in den letzten drei Jahrzehnten in immer gleicher Lieblichkeit entgegentrat. Wir kehren nun wieder zu jenem engeren Kreise zurück, um wenigstens das Wichtigste aus seiner inneren Geschichte anzudeuten. Blumhardts Familie war schon während des „Kampfs“ und von

dort an unentwegt an seinem Kämpfen wider die Finsternis mitbeteiligt, was ihr schon damals und seither stetsfort, ohne daß sie es anders wollte, viele ernstliche Angriffe von jener Seite her eintrug. Die mancherlei seltsamen, oft auf raschen Tod abzielenden Krankheitsanfälle, denen in Möttlingen die Glieder der Familie, Gottliebin immer am meisten, ausgesetzt waren, und die immer ganz besonders wunderbaren Rettungen habe ich aus begreiflichen Gründen in der Schilderung jener Zeit übergangen, auch die unnennbaren Leiden der Frau Gottliebin Brodersen in Bad Boll weit kürzer dargestellt, als z.B. Blumhardt sie in seiner *handschriftlichen Biographie der Seligen* erzählt. Es war dies alles ein stilles, getrostes Martyrium, dessen Veröffentlichung keinen vernünftigen Sinn hätte. Etwa ein Jahr nun nach dem Tode der Frau Brodersen sammelten sich diese Angriffe auf eine einzelne, nicht Blumhardts engerer Familie angehörige Person jenes kleinen Kreises, ähnlich wie einst bei der Gottliebin in Möttlingen; und es nahm dies die seelsorgerliche Tätigkeit Blumhardts in einer besonderen Weise und in einem Grade wie damals in Anspruch. Er war aber nun im Besitze der Siegesfrucht, welche Frucht ihm schon in Möttlingen als eine Friedenskraft, als eine Erlaubnis, Vergebung zu verkünden, offenbar und zu eigen geworden war, und dieses gab seinem diesmaligen Ringen eine friedlich sieghafte Art; wie der Heiland als König Priester ist und als Priester König, so erfuhr ihn Blumhardt in erhebender Weise, aber eben die durch und durch seelsorgerliche, gewissermaßen beichtväterliche Natur dieses seines stillen Wirkens entzog dasselbe völlig der Öffentlichkeit. Blumhardt stand, soviel konnte man merken, auch solchen Feinden, denen er früher kriegerisch die Stirne bot, nun priesterlich gegenüber, was ihm eben gerade neu die Pflicht gänzlicher Verschwiegenheit auferlegte. Wir haben nur die merkwürdige Wirkung, welche diese Kämpfe auf Blumhardts Gemüt in stets steigendem Grade ausübten, an ihm beobachten können. Die Wolke von Schwermut und Wehmut, welche bis Anfang der siebziger Jahre auf seinem Gemüte lagerte und dem Tieferblickenden nicht entging, schwand je länger, je mehr, und es kam eine Zeit, wo es schien,

* Hermann Gundert (1814-1893), Dr. Phil., ab 1836 Missionar in Indien, ab 1862 Leiter des Calwer Verlagsvereins.

als würde er von Jahr zu Jahr jünger. Jedesmal, wenn man wiederkam, war er noch frischer, noch einfacher, fröhlicher und gewisser als das letzte Mal, und immer fruchtbarer, ursprünglicher und heller schien sein Geist zu werden. Namentlich aber gewannen in ihm seine Hoffnungen einen immer höheren Grad von Klarheit, Weite, Gewißheit und sozusagen Selbstverständlichkeit. Daß nicht schon nahezu alle Menschen im Namen Jesu Vergeltung der Sünden haben, das war ihm wie eine Unregelmäßigkeit, eine Anomalie, deren Aufhebung nur eine Frage der Zeit sei*. Eine Liebe des Heilandes zu allen Verlorenen, eine Zartheit des Verzeihens, eine friedvolle Herzlichkeit wehte ihm vom Himmel her entgegen und leuchtete auch von ihm aus auf andere; ja, in der sichtlich steigenden, wunderbar befreienden Macht, die von ihm auf die Gemüter ausging, fühlte man unwiderstehlich die Hand des Herrn selbst, der macht- und gnadenvoll die Verlorenen erfaßt. Wenn man Beispiele erzählen dürfte, wie manchmal – um im Bilde des Propheten zu reden – Wölfe gleichsam handumkehr in Lämmer sich verwandelten, so würde dies besser als das ungenügende Wort uns zeigen, wie man das Nahen eines überwältigend großen Gnadensieges zu spüren bekam.

Um die Klarheit und Gewißheit der Hoffnungen Blumhardts eher zu würdigen, darf man auch ihre Wurzeln, ihre Fundamente nicht übersehen, nämlich seinen beständig auf das Los des ganzen Menschengeschlechts gerichteten Sinn. Wie furchtbar schwer ihm seit dem Kampfe der Jammer des Menschengeschlechts, der Jammer des Verlorenseins, auf dem Herzen lag, davon macht man sich kaum einen Begriff. In der Zeit von den letzten vierziger Jahren an bis zu den Jahren, von denen wir jetzt reden, hat er über den langen Stillstand bezüglich dessen, was er hoffte, viele heiße Tränen geweint; und als in der Mitte der sechziger Jahren zutage trat, daß unser Geschlecht noch einmal die rohe Geißel des Krieges in ausgiebigster Weise zu kosten bekommen müsse, da weinte er wie ein Kind. Dieser Blick aufs Große gewann denn auch gerade durch sein neues Hoffen an bewußter Kraft und Zuversicht. Wo dem Ganzen Gefahr

drohte, sei's die Pest, sei's ein falscher Lehrer, sei's die Epidemie der Versuchung zum Königsmorde, sei's auch der Spiritismus, da stand er mit der ganzen Wucht seines Glaubens ein und ruhte nicht, bis er [nicht], oft lange bevor an der Oberfläche des Geschehens der Dinge sich eine Wendung zum Besseren gezeigt, Beruhigung erhalten hatte.

Aber seine Teilnahme, sein Kummer war seit den Tagen des Kampfes nicht mehr auf die Leidenden beschränkt. Der nun schon jahrhundert-, jahrtausendealte Jammer der Verlorenen lastete Tag und Nacht schwer auf seinem Gemüte, und wir haben bei seinen „15 *Adventspredigten*“ gesehen, wie ernst ihn die Frage, ob denn gar keine Aussicht für sie sei, bewegte. Von seinen dort geäußerten Ansichten konnte er auch nicht weichen. So ein gleichsam aus bloßer philosophischer Notwendigkeit erfolgreiches Seligwerden derselben war ihm nach wie vor eine willkürliche Erfindung. Aber nun ging ihm offenbar in seinem neuen Kampfe ein neues Licht der Hoffnung und des Trostes auf. Er sah sich – den Eindruck hatte man wenigstens von ihm – in seiner Teilnahme für diese Armen von dem Heilande überboten in einer ihn beschämenden Weise und erfuhr, daß Er als der Lebendige, als das Haupt seiner Gemeinde auf Erden, entschlossen ist, das Verlorene zu suchen, wo Er es findet, und wäre es auch in den tiefsten Verliesen des Verlorenseins, und daß Er Seine Macht, auf Erden Sünden zu vergeben, in ausgedehntester Weise verstanden wissen will und daß [dies] einmal noch in großem Sinne werde in Erfüllung gehen. „Wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll selig werden.“ „Ich glaube“, so sagte damals Blumhardt gerne, „an Jesum Christum, der vom Himmel kommen wird, zu *richten die Lebendigen und die Toten* – aber wohl gemerkt: nicht *hinzurichten*, sondern *herzurichten*.“

Dieses Licht ging ihm sicherlich *zuerst* aus der Heiligen *Schrift* auf. Die Not zwang ihn wieder, wie einst im Kampfe, zu suchen; schüchtern, zaghaft wagte er einen Gedanken der Art zu erfassen, zu erwägen, nach demselben sich zu richten; aber es ging ihm ähnlich wie jenen, die (Apg. 11, 21) in fröhlicher Unvorsichtigkeit das Evangelium auch den Heiden verkündeten,

* Herrmann Friedrich Mögling (1811-1881), Missionar in Indien, ab 1862 Pfarrer in Untergruppenbach, später Schriftsteller in Eßlingen.

von denen es heißt: – „und die Hand des Herrn war mit ihnen“. So innerlich ermutigt, fand er immer neues Licht aus der Schrift – und so erst wurden ihm seine Hoffnungen völlig klar und völlig begreifbar. Wenn auch noch das Allerschönste für ein *letztes* Menschengeschlecht zu erwarten stände, was hätte das für Sinn? Es wäre ja wie eine Ungerechtigkeit gegen alle die vorangegangenen Geschlechter. Aber er begann zu merken, daß dafür gesorgt werden wird, daß die großen Verheißungen auch nach rückwärts in Kraft gelangen. So kann dann geschehen, was der letzte Psalm verlangt: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn“; und so tritt in Kraft, was Psalm 145 sagt: „Der Herr ist allen gütig und erbarmet sich aller Seiner Werke.“

Wenn dem Abraham versprochen ist, in seinem Samen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden, so ist das nur kümmerlich und einseitig erfüllt, wenn es nur alle Geschlechter irgendeiner letzten Generation betrifft, d.h. wenn es nicht *rück-*wirkende Kraft hat. Und wenn Paulus (Römer 11, Vers 26) die gewisse Hoffnung ausspricht: „*Ganz Israel* soll selig werden“, ist denn irgendeine noch kommende Generation der Juden *ganz Israel*? „An die Verstorbenen denkt eben kein Mensch.“ Wenn aber ganz Israel, was soll aus den Milliarden werden, die ohne Gelegenheit, das Evangelium zu hören, gestorben sind? – Eines der ersten Bibelworte, das Blumhardt nach dieser Richtung hin wichtig wurde, war das Wort Jesu Joh. 12, 32: „Wenn ich erhöht sein werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen.“ Bekannt ist auch, wie er die Stelle Offenbarung 7, 9-14 in einem ganz neuen Lichte ansah betreffs jener Schar, die niemand zählen konnte aus allen Heiden, Völkern und Sprachen, die lobsingend um den Thron Gottes stehen und über welche dort verwundert gefragt wird: „Wer sind diese, und woher sind sie gekommen?“, worauf die Antwort lautet: „Sie sind gekommen aus der großen Trübsal und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes.“ Da diese Szene nach Blumhardts wohl richtiger Auffassung als vor dem Endgericht eintretend zu denken ist, so befragt man die verwunderte Frage und fragt sich: Was ist denn unter der großen Trübsal zu verstehen? Blumhardt antwortet: Es

ist der Stand der Unseligkeit der ohne Kenntnis Jesu Gestorbenen. Wichtiger noch dürfte eine andere Stelle sein. Jesaias 45, 22-24 ruft der Herr: „22. Wendet euch zu mir, so werdet ihr selig, aller Welt Ende, denn ich bin Gott und keiner mehr. 23. Ich schwöre bei mir selbst, und ein Wort der Gerechtigkeit geht aus meinem Munde, da soll es bei bleiben, mir sollen sich alle Knie beugen und alle Zungen bekennen 24. und sagen, im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke.“ Paulus hat diese Stelle Philipper 2, 9-11 folgendermaßen verwendet: „Gott hat Jesum erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes, des Vaters.“ Jenes Bekenntnis in Jesaias also: „im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke“, übersetzt Paulus in die Sprache der eingetretenen Erlösung so: „Jesus Christus ist der Herr zur Ehre Gottes, des Vaters.“ Wem legt nun der Apostel dieses Bekenntnis in den Mund? Wer wird mit gebeugten Knien dies bekennen? Jenen Worten in Jesaias: „mir sollen sich alle Knie beugen“, gibt er einen erklärenden Zusatz betreffs der Weite und Ausdehnung, in welcher dies gemeint ist. Was für verborgene Kämpfe und Erfahrungen muß der Apostel gehabt haben, was für Beziehungen von der Erde hinweg, hinauf und hinunter, was für Wünsche und Hoffnungen, um das Bedürfnis zu dieser Erklärung zu haben! Und wie denkt er sich wohl diese großartige Huldigung aller derer im Himmel, auf Erden und unter der Erde, die sie ihrem König Jesus Christus bieten? Sollen sie nach derselben wieder, jede Schar an ihren Ort, zurückkehren? Hinauf, das ist begreiflich – aber auch *hinunter*?? – Wenn also auch immerhin in dieser Stelle durchweg der Ton auf dem „im Namen Jesu“ ruht, so daß gesagt sein will, nichts, gar nichts werde für die Rettung einer Seele Geltung haben als allein die Beugung unter Ihn und das Bekenntnis Seines Namens, so ist doch andererseits schwer zu verkennen, in wie außerordentlich *weite* Kreise hinaus Paulus diese Rettungsmöglichkeit rufen will. – Wenn es nun eine begründete Hoffnung des Himmelreiches ist, daß einmal die

Knechte des Herrn sich einer Ernte von ungeahnter Größe erfreuen dürfen, so ist es hier mir sehr begreiflich, daß diese Hoffnung sich in der Bibel nur leise und gleichsam unter der Hand ausgesprochen findet und daß gegenüber uns sündigen, frechen und verstockten Menschen das Allernächstliegende, der Ernst des gerechten Gerichtes Gottes, am lautesten ausgesprochen wird; nichtsdestoweniger ist dieser Hoffnungsgedanke so im Wesen des Heilandes als des Sohnes Gottes begründet, daß er uns erst das volle, klare Licht über sein Berufswerk, ja die volle Berechtigung, an die eigene Erlösung zu glauben, gibt, und sie dürfte doch auch an hervorragenden Stellen der Schrift unleugbar zu finden sein. Mir ist namentlich eine Stelle wichtig geworden, die Stelle Kolosser 1, 19 u. 20: „Denn es ist sein Wohlgefallen gewesen, daß in ihm alle Fülle wohnen sollte und alles durch ihn versöhnt würde zu ihm selbst, es sei auf Erden oder im Himmel, damit daß er Friede machte durch das Blut an seinem Kreuz, durch sich selbst.“ Ob nun, wie ich mit von Hofmann glaube, zu denken sei, „es ist des Herrn Jesu Wohlgefallen gewesen“, oder, wie man gewöhnlich annimmt, „es ist Gottes Wohlgefallen gewesen“, trifft soviel nicht an; aber immerhin wird durch die erstere Auffassung das Verständnis des Ausdrucks „alle Fülle“ erleichtert. Es ist dies dann alles dasjenige, was in Vers 16 „als durch Ihn geschaffen“ darstellt ist, nichts Geringeres als „alles, das im Himmel und auf Erden [ist], das Sichtbare und das Unsichtbare, beides, die Throne und Herrschaften und Fürstentümer und Obrigkeiten“, d.h. also die ganze Geisteswelt, gleichviel, ob sie in ihm geblieben oder von ihm weg sich wider Gott gestellt habe. Sein Sehnen ist, daß alles wieder in ihm wohne und alles durch ihn versöhnt würde*. Dasjenige Bibelwort, in welchem dieser Hoffnungsgedanke bekanntlich am allerdeutlichsten ausgesprochen ist, steht 1. Tim. 2, 4-6: „Gott will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen; denn es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung“, wobei auch an das Wort erinnert sei: 1. Johannes 2, 2: „Christus ist die Versöhnung für unsere Sünden,

* Calw/Stuttgart 1863.

** *Fünfzehn Predigten über die ersten drei Advents-Evangelien*, zur Beförderung christlicher Erkenntniß, von (Johann) Christoph Blumhardt, Pfarrer in Bad Boll. Stuttgart 1864.

nicht allein aber für die unseren, sondern auch für die der *ganzen Welt*“, und schließlich sei noch erinnert an des Herrn hohepriesterliches Gebet Joh. 17, wo Er vom Vater für die Seinen sich alle Herrlichkeit erbittet zu dem Zwecke, daß die *Welt glaube und erkenne*, daß Gott ihn gesendet habe, d.h. daß sie aufhöre, Welt zu sein. So fand Blumhardt in der Heiligen Schrift das ausgesprochen, was ihn seine Erfahrungen ahnen ließen, und in einer Weise, auf welche die Bedenken, welche er gegen die Wiederbringungslehre hatte, keine Anwendung fanden, einmal, weil all dies als ein freies Tun des Heilandes, dem der Vater das Gericht übergeben hat, vor seinem Geiste stand, und dann, weil die Grenze dieser über alle reichenden Gnade, das Wollen oder Nichtwollen des Geschöpfes, nicht aufgehoben war. „Jesus Christus ist König, darein muß man sich schicken; wer nicht will, dem steht unter Umständen der Abgrund offen“, diese Worte sind für seine Auffassung bezeichnend.

Groß und immer größer wurde ihm im Lichte dieser Hoffnungen die Menschenwerdung Christi und namentlich auch sein Kreuzestod. Die Erlösung ist die Rache Jesu an allen seinen Feinden. Alle Bosheit, auch die der unsichtbaren Welt, hat sich über ihn ausgegossen und [sich] an ihm verschuldet, er hat ein Racherecht auf alle, und seine Rache ist: Vergebung, Erlösung.

Aber das lebte in Blumhardt nicht kühl und beschaulich. Das Werden der großen Dinge, wie er's im Geiste sah, zersprengte ihm schier sein Herz vor Freude, Sehnsucht, Hoffen. Hören wir ihn noch zum Schlusse, wie er gegen den Schluß des Jahres 1878 oder 1879 über Jesaias 40, 27-31, im besonderen über das Wort: „die auf den Herrn harren“, sprach:

„Die auf den Herrn harren, bringen das vorerst zustande, daß ganz im stillen und verborgenen der liebe Gott unermeßlich viel tut. In tiefstem, verborgenstem Grunde kann der ewige Gott schaffen, daß es kein Mensch merkt, und zwar so vieles, so Großes und Wunderbares, daß, wenn uns die Augen geöffnet wären, wir wahrlich staunen würden. Ja, ich habe den Eindruck, daß die letzten Jahre, und so auch das nun verflossene, bereits Gnadenjahre in der Geschichte der Menschheit sind, deren in Ewigkeit

* *Sammlung von Morgen-Andachten* nach Losungen und Lehrtexten der Brüdergemeine, gehalten zu Bad Boll von Pfarrer (Johann Christoph) Blumhardt, Bad Boll 1865; 380 S.

** *Haus-Andachten*, enthaltend Kurze Betrachtungen nebst vielen Zusätzen über Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeine, von (Johann) Christoph Blumhardt, Pfarrer. Stuttgart, Liesching, 1868, 528S.

noch gedacht werden wird über dem, was vom Herrn im verborgenen geschehen ist auf die endliche Erlösung hin durch das Harren derer, die ‚auf den Herrn harreten‘. Glaubet ja nicht, daß wenig geschehen sei auch im verflossenen Jahre und daß alles immer gleich arm fortlaufe. Ja, auf der Oberfläche kann es aussehen, wie wenn kaum ein Gott im Himmel wäre; aber in der Tiefe sieht niemand, und will Gott einstweilen auch niemand hineinsehen lassen. Aber wenn wir etwas erwarten, eine neue Zeit, eine Erlösungszeit, so dürfen wir nicht meinen, die könne nur so über Nacht kommen ohne Vorbereitung. Wieviel aber auf das Seufzen der ganzen Kreatur hin der liebe Gott auch im verflossenen Jahre vorgearbeitet habe, das möchte mit keinem Verstand begriffen werden, bis es ausbricht. Vielleicht, ja gewiß, können wir mit großer Befriedigung dieses Jahr schließen, wenn man alles wüßte, was im verborgenen die wunderbare Gottes-hand getan hat. Was ich jetzt nur sagen will, ist das: Glaubet an einen im verborgenen unermesslich vieles und Wunderbares tuenden ewigen Gott im Himmel. Es heißt: ‚Er wird nicht müde und matt‘, d.h.: Er braucht keinen Rasttag wie wir, um sich auf weitere Arbeit und Anstrengung zu stärken und zu rüsten; Er macht fort; auch in der Zeit, wo auf der Oberfläche alles rastet und ruht, rastet *Er* nicht. Und unser Herr Jesus Christus hat sich ja zur Rechten Gottes erhöht und herrscht, bis daß Er alle Seine Feinde zum Schemel Seiner Füße lege. Merkt ihr das, wie Er’s tut? Kommt das in euern Sinn? Oder meint ihr, der liebe Gott lasse es euch sehen, wie der Herr Jesus einen Feind nach dem anderen zwingt, eine Herrschaft und Obrigkeit der Finsternis um die andere niederlegt, mehr und mehr alle Kreatur im Himmel und auf Erden zu dem Bekenntnis drängt, daß Jesus Christus der Herr ist zur Ehre Gottes, des Vaters? Oder steht, weil ihr es nicht merket, wie’s geschieht, umsonst geschrieben: ‚Er herrschet, bis daß Er alle Seine Feinde zum Schemel Seiner Füße lege‘? Unser Harren, das ist wahr, gehört dazu, und daß wir bitten: Herr, geh’ dran! Herr, mach’ dich auf! Herr, rette uns von unserm Widersacher! Auf diese Bitte kommt es an; und diese Bitte wird von vielen zum Herrn gerichtet in diesen Tagen und nicht

* *Predigten und Vorträge* von (Johann) Christoph Blumhardt, Pfarrer in Bad Boll. 2. vermehrte Aufl., Bad Boll 1865.

zum wenigsten auch von uns in unserem Hause. Meinet ihr, diese Bitten seien vor Gottes Angesichts spurlos vorübergegangen, und sie gelten Ihm nichts? Nimmermehr! Auf diese Bitten hin legt Er Hand an, und ich bin fest überzeugt: Er *hat* Hand angelegt und wird Hand anlegen, und mit einem Mal, über kurz oder lang, wird’s ausbrechen! Harren wir des Herrn, auch wenn wir nichts sehen. Er arbeitet fort wie ein Minengräber, Er untergräbt das ganze Bollwerk der Finsternis, bis auf einmal es sich lichtet und die Herrlichkeit Gottes offenbar werden wird über dem Israel, das jetzt noch so kläglich tut, so jämmerlich seufzt, bis es auf einmal hell wird über ihm. Lassen wir unseren Gott nur gutes Muts fortzimmern, fortarbeiten, fortsiegen, formachen: mit einem Male wird Sein Tun offenbar, daß die ganze Kreatur jauchzen wird über den großen Gott, der sich noch größer machen wird durch die Wiederherstellung Seiner Schöpfung, als Er sich groß gemacht hat mit der Schöpfung durch das Wort: *Es werde!*“

Kapitel 26 - Sterben

Wir nahen dem Schlusse dieses reichen Lebens, und zwar einem Blumhardt unerwarteten – seinem Sterben! Seinem Geiste stand die schöne Zeit, die er hoffte, so nahe, er sah sie so sehr schon im Kommen begriffen, daß er sie zu erleben hoffte, zumal in den letzten Jahren die Sehnsucht danach sein Herz fast zersprengte. So war denn seine Stimmung in der zweiten Hälfte des Jahres 1879 eine immer gehobenere, und es war ihm Herzensbedürfnis, das Lob des Herrn über Siege seines Reiches zu singen, die ihm teils als schon geschehen, teils als sicher bevorstehend vorschwebten. Hatte ihn dieses Gefühl früher geleitet, *das Siegeslied Offenbarung 12*: „Nun ist das Heil und die Kraft und das Reich und die Macht unsers Gottes, seines Christus geworden“, zu einem musikalischen Kunstwerk zu verarbeiten, so beschäftigte er sich nun in ähnlicher Weise mit jenem *Lobgesang der Maria*, in welchem er einst nach dem denkwürdigen Siege seines ersten

* *Täglich Brod aus Bad Boll*, bestehend in einem Bibelwort mit kurzer erbaulicher Betrachtung auf alle Tage des Jahres von (Johann) Christoph Blumhardt, Pfarrer in Bad Boll, nach stenographischen Aufzeichnungen hrg. von seinem Sohne Theophil Blumhardt. Band I-IV, Bad Boll/Heilbronn 1878-1881.

Kampfes seinen Dank ausgeströmt hatte, und mit tiefer Bewegung hörte er an der Weihnacht 1879, genau 36 Jahre nachher, diesen Lobgesang nach seiner eigenen reichen Komposition, wobei er im stillen von ganz ähnlichen Siegesgefühlen durchdrungen war wie damals. Jenes Fest aber war ein Höhepunkt, von welchem an es mit seinem Leibesleben sichtlich, wiewohl er sich's nicht gestehen wollte, abwärts ging. Gerade die Wochen vor Weihnacht war er geistig ganz besonders frisch und gehoben gewesen. „Fast immer“ – so erzählt uns sein Sohn Theophil – „auch wenn wir nach Tische oder abends gemütlich feiernd mit ihm zusammensaßen, kam es zu einer Unterhaltung entweder über schwierige biblische Stellen oder über sonstige geistliche Dinge. Wenn's nicht zu einem solchen Gespräch kam, so war er stets unzufrieden und machte, ruhig sitzen bleibend, lieber ein Schläfchen, während die Gesellschaft um ihn her über Äußerliches sich unterhielt, war aber augenblicklich wieder ganz bei der Sache, wenn das Gespräch eine Wendung aufs Geistliche nahm. Viele Freunde, die in letzter Zeit uns besuchten, können es bezeugen, welch reichen geistlichen Gewinn man in diesen Stunden im Rauchkabinett, wie er sagte, davontrug und wie viele Gedanken quellartig hervorsprudelten und gleich Lichtlein Dunkles und Rätselhaftes erhellten. Besonders kam das Verheißungswort der Schrift immer und immer wieder vor mit seinen großen Hoffnungen, die seinen Geist immer frisch und lebendig hielten und ihm stets neue Nahrung gaben.“

Der Tod, dem der Herr auf seine Fürbitte manche verfrühte Beute entrissen hatte, meldete sich bei ihm an. Es war allerdings nicht das erste Mal; schon manches Jahr litt sein an und für sich sehr schwerfällig gewordener Körper an Gebrechen, denen gegenüber seine Munterkeit und Tätigkeit wie ein Rätsel erschien; aber er hatte in diesem Punkte an seinem Hause und an anderen so Großes erfahren, daß er diesen neuen Angriffen auf seine Gesundheit eine nur zu trotzige Tapferkeit und Nichtbeachtung entgegengesetzte. Wir dürfen ihm und seinem Kreise eine gewisse Streitergesinnung gegen den Tod nicht verargen. Wie manches Grab auf dem Gottesacker des Bades Boll, z.B. das der Gott-

* Calw/Stuttgart 1863.

** *Fünfzehn Predigten über die ersten drei Advents-Evangelien*, zur Beförderung christlicher Erkenntniß, von (Johann) Christoph Blumhardt, Pfarrer in Bad Boll. Stuttgart 1864.

lieb, des Julius Brodersen, der Mina Braun, des Söhnchens Nathanael und anderer, ist ein Denkmal heißen Ringens um das Leben dieser Teuren, eines Ringens, das immer im Zusammenhang mit dem großen Ganzen geübt wurde und das jedesmal, obwohl es mit einer äußeren Niederlage endigte, neue Hoffnungsblicke auf einen endlichen Sieg eintrug. So beachtete also, wie gesagt, Blumhardt sein an ihn gekommenes Leiden, nämlich einen bald mehr, bald weniger stark auftretenden Husten, wenig, zuwenig. Wenn den Greisen die Schwäche nachgeredet wird, daß sie sich nichts einreden lassen, so war dies auch bei Blumhardt immer dann der Fall, wenn die Zumutung an ihn gestellt wurde, er solle sich schonen; und gegen seinen festen Willen, z.B. den Gottesdienst selbst zu versehen, ließ sich nichts machen; so wurde er immer müder, dennoch aber immer emsiger und tätiger. Diese Tätigkeit erstreckte sich auf ein bei ihm fast unerhörtes Gebiet: mit Hilfe einer Tochter des Hauses machte er sich nämlich daran, alles, was in seinen beiden Studierzimmern sich an Büchern, Schriften, Briefen etc. befand, durchzusehen und zu ordnen. Schäfte, in denen sich seit vielen Jahren her Briefe und andere schriftliche Sachen befanden, wurden von oben bis unten durchmustert und alles darauf Befindliche durchgesehen und zu rechtgelegt, damit ja nicht irgend etwas unaufgeräumt bliebe. „Ich muß eilen, daß ich fertig werde“, sagte er öfters, dabei bewahrte er aber die wohlthuendste Ruhe, auch heiteren Sinn und Gemütlichkeit, so daß niemand Anlaß bekam, sorglich zu werden. Auch sprach er von nichts weniger als von seinem bevorstehenden Tode. Im Gegenteil, er wehrte sich gegen den Husten; er konnte wohl oft sagen: „Ich fühle, der Tod will an mich“, aber ohne dabei unruhig und sorglich zu werden, daß es der Tod gewinnen könnte. Vielmehr sprach er es bis in die letzte Zeit aus, er hoffe eine bevorstehende Wendung der Dinge zum Besseren noch zu erleben, „und“, konnte er allerdings oft hinzusetzen, „wenn nicht ich, so doch jedenfalls ihr“.

Es war etwas wehmütig Rührendes, dieses Zimmer, in welchem es sonst so außerordentlich gelehrt aussah, nach seinem Tode völlig umgestaltet, nämlich alles in demselben aufs pünkt-

* *Sammlung von Morgen-Andachten* nach Losungen und Lehrtexten der Brüdergemeinde, gehalten zu Bad Boll von Pfarrer (Johann Christoph) Blumhardt, Bad Boll 1865; 380 S.

** *Haus-Andachten*, enthaltend Kurze Betrachtungen nebst vielen Zusätzen über Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde, von (Johann) Christoph Blumhardt, Pfarrer. Stuttgart, Liesching, 1868, 528S.

lichste geordnet zu sehen. Wozu diese Tätigkeit? Er hatte den bestimmten Eindruck, mit der großen Aufgabe seines Lebens fertig zu sein, sowie auch, daß wir in allernächster Zeit großen, vielleicht schweren Ereignissen entgegengehen würden. Er redete denn auch sehr bestimmt von einem nahe bevorstehenden großen Schrecken, der alle und auch uns treffen würde und als ein erstes Zeichen einer neuen Zeit genommen werden müsse. Einmal sagte er sehr ernst zu einem seiner Söhne: „Am Ende trifft uns der Schreck am empfindlichsten.“ Diese Ahnung machte ihn aber, sooft er auch davon redete, durchaus nicht traurig, weil er sich dabei einen Fortschritt in der Sache des Herrn und eine darauffolgende Gnade dachte. „Wenn ihr auch noch so sehr erschreckt“, äußerte er sich in einer Morgenandacht, „Angst dürft ihr doch keine haben, sondern dürft getrost bleiben; denn in den kommenden Schreck ist lauter Gnade eingewickelt; der Schreck geht vorüber, die Gnade bleibt.“ Aber *fertigsein, gerüstetsein* wollte der teure Knecht des Herrn, er wollte nicht, daß ihn sein Herr schlafend und in der Unordnung, sondern wachend und wohl gerüstet finde.

Nebenbei fuhr er in seiner uns schon bekannten Ordnungstätigkeit fort, Gedanken aus der Schrift in Verse zu bringen, und namentlich fertigte er in aller Stille eine Sammlung in Verse gebrachter Erklärungen wichtiger Stellen der Heiligen Schrift an, in der Hoffnung, seine beiden theologischen Söhne eines Tages mit dieser Gabe überraschen zu können. Am Schlusse dieser Arbeit, nämlich soweit er sie gebracht hat, steht der *Vers*:

Schreibe: Selig sind die Toten,
 Welche sterben in dem Herrn,
 Die im Glauben den Geboten
 Jesu nachgegangen gern.
 Selig sind von nun an sie,
 Ruh'n von ihrer Arbeit Müh';
 Ihre Werke folgen ihnen,
 Glänzend durch des Bluts Versöhnen.

* *Predigten und Vorträge* von (Johann) Christoph Blumhardt, Pfarrer in Bad Boll. 2. vermehrte Aufl., Bad Boll 1865.

* *Täglich Brod aus Bad Boll*, bestehend in einem Bibelwort mit kurzer erbaulicher Betrachtung auf alle Tage des Jahres von (Johann) Christoph Blumhardt, Pfarrer in Bad Boll, nach stenographischen Aufzeichnungen hrg. von seinem Sohne Theophil Blumhardt. Band I-IV, Bad Boll/Heil-

Bei all diesem „Warten und Eilen“, so erzählt sein Sohn Theophil, blieb Blumhardt voll reger Teilnahme für jedermann, der ins Haus kam, und scheute keine Mühe, jedem wohlzutun mit freundlichem Umgang, wo er nur konnte, auch mit überaus teilnehmendem Anhören eines jeden, auch eines Bettlers. Durch diese seine wahrhaft himmlisch verklärte Freundlichkeit, die schon auf seinem Angesichte wie ein Sonnenglanz ruhte, machte er noch in seinen letzten Lebenstagen viele, ja alle, die ihm nahekamen, glücklich. Leute, die ihn nur wenige Stunden sahen und sprachen, empfingen die tiefsten Eindrücke, daß sie wie erschüttert waren von der stillen Gewalt seiner Freundlichkeit. Auch trat eine erhöhte Pünktlichkeit und Sorglichkeit bei ihm hervor bezüglich der ihm in die Fürbitte befohlenen Personen. Mehr und gewissenhafter als je schrieb er sich die Namen von angemeldeten Kranken auf Zettelchen, um sie in Gemeinschaft mit seinen Söhnen öfters des Tags vor den Herrn zu bringen. Hilferufe, die der Telegraph täglich von den entferntesten Gegenden brachte, wurden stets und sogleich mit tröstenden Worten telegraphisch erwidert, und oft genug, ja in letzter Zeit fast regelmäßig, verkündigte auch der Telegraph bald darauf die erfolgte Hilfe. Einen Eifer um bedrängte Seelen, eine Teilnahme für Kranke, ein brennendes Verlangen nach Hilfe für die ihm zur Fürbitte Nahegebrachten legte er an den Tag, daß man nur staunen mußte.

In den ersten Wochen des Jahres sah man trotz seiner Selbstüberwindung seine Kräfte unter dem Anstürmen des Leidens schwinden. Am Sonntag, den 15. Februar, es war der allgemeine kirchliche Bußtag Württembergs, hielt er in seinem lieben Kirchlein die letzte Predigt über den vorgeschriebenen Text, Psalm 27, 8. 9. „Mein Herz hält dir vor dein Wort: ‚Ihr sollt mein Antlitz suchen!‘ Darum suche ich auch, Herr, dein Antlitz usf.“ Ausnahmsweise hatte er auf diesen Tag zugleich Abendmahlsfeier angeordnet. Die Predigt sowohl (in den *Predigtblättern 1880* gedruckt) als die Abendmahlsfeier war ganz besonders gesegnet, so daß er selbst immer wieder auf die besondere Nähe des Heilandes zu reden kam, die sich da kundge-

geben. Die Woche darauf war schwer; am Donnerstag arbeitete er noch bis 2 Uhr frühe eine Betrachtung über die Fußwaschung Christi für das *Stuttgarter Sonntagsblatt* aus; aber in jener Nacht begannen die Leiden sehr ernst zu werden. Am Samstag stellte sich Lungenentzündung ein, aber trotz alledem ließ er sich's nicht nehmen, noch die liebe Samstagabendstunde zu halten, über Psalm 46, 2: „Gott ist unsre Zuversicht und Stärke in den großen Nöten, die uns getroffen haben.“ Ergreifend, aber unter großer Erschöpfung sprach er noch und konnte den Vortrag zu Ende führen, aber bald war klar, daß diese Leistung über seine Kräfte gegangen. Fieber ergriff ihn, und fortan war er ein Kranker, der mit dem Tode rang. Immer war er in seinen Hoffnungen. „Dein Reich komme!“ betete er oft, oder er rief: „Der Herr wird seine Sache herrlich (hin)ausführen.“ Ein Herzensanliegen, das ihn in den letzten Jahren viel bewegt, trat besonders stark auch in seinen kurzen Bitten hervor: daß es so möchte werden, daß niemand verloren werde und daß ein im Wege stehender „Zorn“ vorübergehe. „Gnade, Gnade!“ rief er, für sich und für jene. Einmal, als seine Söhne ins Zimmer traten, erhob er sich mit letzter Kraft vom Stuhle und rief: „Der Herr wird seine milde Hand auf tun zur Barmherzigkeit über alle Völker.“ An seinem Todestage, Mittwoch, 25. Februar 1880, lag er – bei seiner Körperschwere – wie angenagelt in seinem Bette, ohne daß man ihm seine Lage erleichtern konnte. Als ihm, in kurzem Gespräche über den Kampf seines Lebens, sein Sohn Christoph sagte: „Papa, es *wird gesiegt*“, da antwortete ihm Blumhardt: „Ich segne dich zum Siegen“ und legte mit letzter Kraftanstrengung ihm die Hand auf sowie auch nachher seinem Sohne Theophil. Abends 10 Uhr nahm er noch einen Löffel Weins, einen zweiten wies er ab und verschied.

Seine Gattin war über diese ganze Zeit so ernstlich und gefährlich krank, daß sie in einem von dem seinigen entfernten Zimmer liegen mußte, und so konnten die, die im Leben einander so treu zur Seite gestanden, einander in diesen ernsten Tagen des Scheidens nicht sehen. Es war dies ein Bild der vielen Entsayungen, die ihnen in ihrem Familienleben auferlegt waren.

[Am] Samstag, den 28. Februar, war die Leichenfeier. Die kirchliche Trauerhandlung wurde von dem Ortspfarrer des Dorfes Boll, Herrn Pfarrer Schmid, vollzogen, der auch das Bild des Seligen in feinen Zügen zeichnete. Durch die am Sarge sonst noch auftretenden Redner waren ungesucht diejenigen Kreise vertreten, welche durch diesen Verlust am schwersten betroffen waren: Möttlingen durch Herrn Pfarrer Bunz daselbst, die gläubigen Kreise Württembergs durch Herrn Stadtpfarrer Theurer von Stuttgart, die Freunde des Bades Boll durch mich, die Familie durch Christoph Blumhardt. Nach dem Gesange des Verses: „Jesus ist der Siegesheld“ wurde der Sarg von den herbeigekommenen Möttlingern zur Ruhestätte getragen, gefolgt von der Palmen in den Händen tragenden Kinderschar.

Kapitel 27 - Nachwort

Wir stehen am Grabe des Seligen stille und überblicken nochmals sein reiches Leben. „Er war ein Mann der *Liebe*“, so tönte es aus aller seiner Freunde Mund, so haben ihn uns schon seine Jugendfreunde geschildert, so hat er sich aber vollends in den

* Einem Bedienten schenkte er ein Büchlein mit der Zuschrift: „Der Diener dem Diener“.

letzten 35 Jahren seines Lebens in staunenswerter Weise erwiesen. Wie er sich diese lange Zeit hindurch Tag und Nacht unermüdlich für andre drangegeben hat, davon gibt eigentlich auch diese Schrift einen nur ungenügenden Eindruck. Und wie viele, die aus gewichtigen Gründen an sich verzagten, hat er schon bloß durch die Macht seiner Liebe wieder emporgehoben! Wie treu bis ins einzelste hinein und Jahrzehnte hindurch, auf Kind und Kindeskind hinaus, hat sich seine fürbittende Liebe betätigt! Und diese Liebe wuchs heraus aus einem durch und durch *wahren* Wesen, dessen Gewebe gleichsam aus *einem* Stoffe gewoben erschien. Mancher große Mann verliert bedeutend, wenn man ihn ganz in menschlichster Nähe sieht; vor Blumhardt aber hatten gerade die Seinigen, gerade diejenigen, welche sein Leben Tag und Nacht beobachten konnten, eine Hochachtung, die vielleicht, wenn sie in Worten ausgesprochen würde, kaum Verständnis finden dürfte.

Aber wenn nach außen vornehmlich seine *Liebe* leuchtete, so leuchtete inwendig in ihm vornehmlich sein *Glaube*. Der selige Goßner* antwortete einem ihn besuchenden Manne, der im Gespräche mitteilte, er komme von Blumhardt: „Von Blumhardt? *Der Mann hat Glauben!*“ Wie demütig, kindlich, aber auch wie trutziglich hat er geglaubt! Was ihm das für andere eintrug, wissen wir; aber auch ihm selbst brachte es viele Frucht, namentlich auch die Frucht fortwährender Erneuerung im Geiste seines Gemütes, einer beständigen geistigen *Verjüngung*. Welche Wandlung haben doch auch wir nun an ihm erblicken können, wenn wir den Schöntaler Schüler mit dem Vikar in Dürrmenz oder dem Pfarrhelfer in Iptingen vergleichen, dann den Helden im Kampfe sehen, dann den Prediger der Erweckung und endlich den lebenswürdigen Hausvater des Bades Boll! Und wie jugendlich war er noch als Greis!

Aber in dem Namen, mit dem er mag im Himmel angeschrieben sein, wird vielleicht eine dritte Seite seiner Gesinnung noch stärker betont sein: sein *Hoffen*. Mancher wohl hat, wenn er Blumhardt kennenlernte, sich gestanden: „Bisher habe ich gemeint zu lieben und auch zu glauben, aber hier sehe ich erst,

was Lieben und Glauben ist.“ Vom *Hoffen* jedoch, d.h. einem das Herz hebenden Hoffen fürs große Ganze, hat ebendieser vielleicht in seinem bisherigen Gesinntsein gar nichts, nicht einmal ein Surrogat vorgefunden. Während aber nach Blumhardts Tode aller Mund des Lobes voll war von seinem Glauben und Lieben, ist man über sein Hoffen vielfach mit – Pietät hinweggegangen. Aber Blumhardts Hoffen ging, wie wir sahen, mit innerer Notwendigkeit aus seinem Glauben und Lieben hervor, darum, weil beides aufs *Allgemeine, Ganze* ging. Ein großer Mann unserer Tage, den sein Herrscherberuf nötigt, ebenfalls die christlichen Gedanken in großem Stile zu denken und im Geiste auf das Allgemeine anzuwenden, und der als Greis noch sich leserlich in die Bücher der Geschichte eingeschrieben, hat in einem bekannten ‚Töchter-Album des Jahres 1880‘ der deutschen Jugend mit eigenhändigen Schriftzügen den Wahlspruch ans Herz gelegt: „Im Glauben ist Hoffnung.“ Ich wüßte kein Wort, das auch Blumhardts festen Hoffungsgrund treffender bezeichnen könnte. Und hierbei dürfen wir wohl schließlich noch an etwas erinnern, das seiner Hoffnung immer neue Nahrung gab, an seine unaufhörlichen Erfahrungen großer Hilfe des Herrn. Ihm machten dieselben den bestimmtesten Eindruck, sie geschähen um *seinetwillen*, ihn zu stärken, zu bestärken, sie seien ein Gruß aus der Höhe an ihn, des Sinnes: „Nur fortgemacht, fortgehofft! Du bist auf dem rechten Wege.“ Allerdings täuschte er sich, wie es ja dem Hoffenden, auch wenn er Richtiges hofft, gehen kann, immer und immer wieder über das „Wann?“. Aber das entmutigte ihn begreiflicherweise nicht. Wir dürfen aber daran eines anknüpfen zur Rechtfertigung für uns andere, die wir [mit] dem Fluge seiner Hoffnungen wenigstens nicht Schritt hielten: es bildete sich in Blumhardt, meist infolge seines Alleinseins, vielleicht auch infolge körperlicher Ermüdung, zuletzt etwas fast einer Schwäche Ähnliches aus an seinem Hoffen und eine Ungeduld wie die eines Kindes, das nach Nahrung schreit. Sein Sehnen und Harren, genährt einerseits von dem Elende der vielen, das auf ihm lag, andererseits noch weit mehr von der Herrlichkeit dessen, was er hell und klar als im Anzuge begriffen er-

blickte –, zersprengte ihm schier das Herz, und dies läßt uns vielleicht auch in die Bedeutung seines Scheidens einen Blick tun. Er war so eifertig, fast möchte man sagen: so pressant geworden, daß eine ermüdende Spannung von ihm ausgehen mußte; und alle Entwicklungen des Reiches Gottes sind doch geistig vermittelt, wachstümlich, erfordern seitens der Beteiligten Geist und deshalb Freiheit und um des letzteren willen nach einer Seite hin auch Stille und Ruhe. So können auch wir, die wir seine Hoffnungen teilen, uns wenigstens in etwas darüber beruhigen, daß er nun – wie es ein Trauerbrief so schön ausspricht – nicht mehr zu den *Erwartenden*, sondern zu den *Erwarteten*, d.h. zu der Schar der Engel und Seligen, mit denen der Herr kommen wird, gehört.

Gerne gebe ich durch Auszüge aus solchen Trauerbriefen noch anderen Freunden Blumhardts das Wort. So schreibt einer aus einer Seestadt: „Blumhardt ist eine Sonne unter den Menschen gewesen, welche von Bad Boll aus ihre freundlichen Strahlen weit hinaus in alle Lande scheinen ließ, um überall, soweit sein Wirken reichte, durch seinen Trost es hell und friedlich zu machen, wo es zuvor finster und trübe war. Wie alle Menschen sich an der Sonne freuen und erquicken, so war das Antlitz Blumhardts verklärt von dem Widerscheine geistlichen und himmlischen Lichts, und alle, die nach Boll kamen und für Göttliches empfänglich waren, freuten sich daran.“ – Von einem hohen Schlosse kam der Klageruf: „So fern und tief ich auch stehe, muß ich doch schreiben – das Herz ist mir zu voll, es ist mir, als müßte ich ausrufen: ‚Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter!‘ Der treue Vater ist geschieden, diese Gebetsmauer dem armen leidenden Volke genommen, Ihnen die Krone vom Haupt, dem gesegneten Boll der Mittelpunkt!“ – Vom Kap der Guten Hoffnung schreibt ein englischer Archidiakon (in der Jugend Bewohner des Möttlinger Pfarrhauses): „Die Trauer verbreitet sich sicherlich über die weite Welt, denn in allen Weltteilen war er bekannt, nicht allein durch seine eifrige Missionstätigkeit, sondern auch durch die Kunde seines Glaubenswerkes, die überall verbreitet ist. Er hat viel für seine

Umgebung und für sein Vaterland getan, aber er hat auch vieles für die ganze christliche Welt getan. Er hat den Glaubenskampf gegen Satan gekämpft, und der Geist, der ihn beseelte, ist gewiß durch ihn auch anderen mitgeteilt worden, und das ganze Kriegsheer der Gläubigen ist von ihm – vielleicht teilweise auf unbewußte Art – neu belebt worden.“

Zwei dichterische Nachrufe folgen am Schluß.

Ein Gedanke geht mit überraschender Einstimmigkeit durch die Mehrzahl der Trauerbriefe: „Boll bleibt, was es war: eine Zufluchtsstätte bedrängter, hilfesuchender Seelen.“ Der Gedanke: „Elias' Mantel ist zurückgeblieben“ kehrt immer wieder. Manchen Fernerstehenden möchte dies befremden, denn das Reich Gottes kennt ja keine geistlichen Dynastien. Wer aber unsere „Geschichte des Hauses“ las und wer in den letzten Jahren in Bad Boll war, dem wird das fast Selbstverständliche dieses Gedankens einleuchten. Es lag in Blumhardts gemeinschaftsbedürftiger Art, daß er sich allmählich wie zu einem Kollektivbegriffe ausgestaltete, d.h. daß seine Gattin und im weiteren der kleine, stille Kreis um ihn herum mit ihm für sein Wirken in eins zusammengewachsen waren. Sein Sohn Theophil war – wie wir sahen – schon längst Blumhardts Mund gegenüber der Leserschaft, und so war Christoph seine rechte Hand innerhalb des Hauses, und unter jenem „Zimmer“, das man so gerne besuchte, wurde in den letzten Jahren fast noch mehr Christophs als Blumhardts Zimmer verstanden, wie derselbe auch schon seit Jahren dem Vater den größeren Teil der Korrespondenz abgenommen hatte. So wuchs er in des Vaters Stellung und Wirksamkeit noch bei Lebzeiten desselben hinein und führte sie dann nach dessen Tode in allen Teilen fort. Während sein Bruder Theophil nunmehr als Pfarrer des Dorfes Boll ihm zur Seite steht, ist er ein Pfarrer „des Bades Boll“, d.h. der Familie des Seligen und ihrer Gäste. Die Treue Gottes, „dessen Gerechtigkeit waltet auf Kindeskind bei denen, die Seinen Bund halten“, sie

* Einem Bedienten schenkte er ein Büchlein mit der Zuschrift: „Der Diener dem Diener“.

waltet auch sichtlich über dem Hause des seligen Blumhardt. Jener wunderbare Gottessegner, der ihn umschwebte, Licht und Trost, Friede und Heil ausströmend, er ist noch wirksam und gibt dadurch nur um so heller kund, daß er nicht menschliches Produkt ist, sondern ein freies, zielbewußtes Walten des Herrn, und daß die *Hoffnung*, mit der dieser Segen als an die unerläßliche Bedingung unzertrennlich verknüpft ist, nicht Menschenfund sei, sondern etwas von Gott Gewolltes und von Gott Gegebenes. So hat Blumhardts Hinschied zwar ihn in der sehnsüchtigen Eilfertigkeit seines Hoffens scheinbar beschämt, aber *sein Wirken* und gleichsam *die Lebensgeschichte seiner Hoffnungen* keineswegs abgeschlossen, sondern umgekehrt nur auf eine höhere Stufe gehoben für Ausdehnung und Ausbreitung derselben auf weitere Kreise, auf das Allgemeine. „Gott wird sich noch unseres Geschlechtes, dessen Glied Sein Sohn geworden ist, in der großen Weise annehmen, wie sie die Bibel von Anfang bis Ende verkündet, um die Geschichte der Menschheit ihrem heilig seligen Ziele entgegenzuführen.“ Dieser Gedanke, den Blumhardt als den Ertrag seines Lebens und die Seele seines Wirkens obwohl einsam, doch demütig und mutig vertrat – dieser Gedanke bricht sich heute auch unabhängig von ihm mehr und mehr in den Gemütern Bahn als ein Gemeingut der Gläubigen, als eine Abstrahlung dessen, was kommen soll, ja als eine Vorbereitung desselben.

Dem Familienleben des Bades Boll fehlt seit dem 6. Juli dieses Jahres nun auch die Witwe des Seligen, die „Großmama“, die nun auch selige Frau Pfarrer Doris Blumhardt. Der Leser hätte von mir erwarten können, daß ich in den letzten zwei Dritteln dieser Auflage, welche erst nach ihrem Tode unter die Presse kamen, nun auch *ihr* Bild deutlicher und ausgeführter hätte hervortreten lassen. Allein *der* Aufgabe, dieses zarte Bild zu zeichnen, bin ich nicht gewachsen. Ich verweise daher lieber auf das schon so vielen liebgewordene Schriftchen ihres Sohnes, Pfarrer Christoph Blumhardt („*Erinnerung an unsere selig vollendete Mutter Doris Blumhardt geb. Köllner*“, Bad Boll, im Selbstverlag des Verfassers [1886]), und begnüge mich, für Schil-

derung ihres Waltens als Witwe noch zwei darauf bezügliche Stellen aus demselben anzuführen. Die erste Stelle (Seite 38ff.) schildert ihr inneres Leben nach einer wunderbaren Errettung aus einer Krankheit, die bis hart an den Tod geführt hatte (gegen Ende 1881). „Wie weiß doch“ – schreibt da ihr Sohn – „der Heiland seine Kinder so treu zu führen und durch schwere und schwierige Ereignisse hindurch immer und immer wieder dahin zu stellen, wo Er sie haben will. Das war nun“ – so fährt er fort – „der Gedanke, in welchem alles Leben der sel. Heimgegangenen in den folgenden Jahren ruhte, und wie schmerzte es sie, wenn eines der Ihrigen das nicht erkannte und die Geduld Christi nicht verstehen lernen wollte, um in diese sich auch geduldig zu schicken unter den Unbequemlichkeiten und Ungeradheiten des Lebens. Ihr war in der Folge nur noch *das* die Hauptsache, wie sie sich innerlich richtig stelle, und hatte sie bis daher noch nach ihren angeborenen Talenten manche Neigung verspürt, durch äußere Einrichtungen den inneren Menschen zu heben, so war sie jetzt nur noch darauf gerichtet, das Äußere mehr und mehr schwinden zu lassen und nur nach innen das Rechte zu suchen, dabei ihr immer der Spruch vorschwebte: ‚Unser Wandel ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilandes Jesu Christi, des Herrn.‘ Alle ihre Ermahnungen an die Ihrigen gingen auch darauf hin, daß nur jedes bei sich selber den Fehler suche, wenn es glaubte unzufrieden sein zu müssen mit seiner Lage. Ja, es war ihr oft ganz unbegreiflich, wenn jemand das nicht verstehen wollte und nicht imstande war, auch die Fehler anderer zu tragen und Schuld auf sich zu nehmen, auch wo man äußerlich recht hatte, sich zu entschuldigen. Dabei vernachlässigte sie übrigens nicht, mit behutsamem Auge darauf zu achten, was die Pflicht erforderte. Darum nahm sie auch nicht ab in ihrer Stellung bezüglich der Führung des Hauswesens, wuchs vielmehr an Einfluß und Kraft, welche von ihr ausging. Es war auch, als wollte der liebe Gott beweisen, wie Er das Alter zur Jugend machen könne. In den folgenden Jahren tat es die doch höherbetagte Mutter allen jüngeren Frauen voraus in jugendlicher Frische, Gesundheit und Beweglichkeit im Verkehr mit al-

len Menschen. Es hob sich auch um sie her das Leben des Hauses; wieder können wir eine neue Epoche unseres Gesamtlebens nicht verkennen; obwohl Hauptpersonen, an welche früher alles gekettet schien, heimgegangen waren, war es doch, als ob niemand fehlte. Auch innerlich war ein Schaffen des Geistes Gottes zu bemerken, und wie freute sich die liebe Heimgegangene an jedem Wort der Heiligen Schrift, das sie in Andachten und in der Kirche hörte, daß sie oft sagte: Jetzt erst sei ihr das ganze Licht i[m] Wort Gottes aufgegangen, seitdem sie gelernt habe, alles bis ins kleinste nicht nur zu hören, sondern auch ins Tun umzusetzen. Wir behalten von der lieben Heimgegangenen aus ihren letzten schönen Jahren hauptsächlich dieses Bild einer in sich mächtigen Persönlichkeit, welche dem Willen des Heilands ganz gerecht werden wollte und sich in keiner Weise schonte, wenn es galt, den Willen Gottes an sich selbst durchzuführen. Groß war es, wie demütig klein sie dabei sich machen konnte, besonders wenn sie dachte, sie habe einen Fehler gemacht. Es erfüllte sich wirklich an ihr das Wort, daß sie jetzt in ihrer stillen Größe ‚aller Knecht‘ wurde.“ Die zweite Stelle zeichnet uns die Art und Weise, wie ihr Geistesleben mit den Hoffnungen verwachsen war, welche ihr und ihrem Gatten aufgegeben waren als eine Dankeschuld für die so reichlich erfahrene Güte Gottes. Ihr Sohn schreibt hierüber (Seite 42 unten ff.): „Eine stille Vorbereitung auf die Kämpfe, in welche die liebe Heimgegangene durch ihre letzte Krankheit gestellt wurde, lag übrigens schon in vielen Erfahrungen der verflossenen Jahre; von Möttlingen her war ein Geisteslicht, welches den seligen Vater begleitete, auch ihr Leitstern geworden, und in diesem Lichte bildete sich mehr und mehr die Fähigkeit aus, glaubensvoll ebenso sehr die Sehnsucht nach dem Himmlischen im Herzen zu behalten und darüber [sich] auch in den schwierigsten Lagen des Lebens zu überwinden, als auch das Irdische wahrzunehmen und bis ins kleinste im Auge zu behalten, nicht um seiner selbst willen, sondern um es sozusagen als Heimat des Heilandes bereitzuhalten. Dieses Geisteslicht war in Möttlingen damit aufgegangen, daß der selige Vater sich nicht begnügen konnte mit der Erweckung und

Johann Christoph Blumhardt: *Psalmlieder, oder die Psalmen*, in singbare Lieder umgesetzt. Stuttgart 1848, 1864². Sowie: *Prophetenlieder nach Jesaja, nebst ausgewählten Psalmliedern*, nach dem biblischen Texte bearbeitet, Reutlingen 1850.

Neugestaltung seiner Gemeinde, sondern anfang, nach Erweisungen des Heiligen Geistes in neuer Kraft und Stärke auszuschaun und es den Seinigen zur Pflicht zu machen, um eine Ausgießung des Heiligen Geistes zu bitten. Das war auch aus der Seele der lieben Heimgegangenen gesprochen, denn bei der Lauterkeit ihres Wesens wurde es ihr ebenso klar wie dem seligen Vater, daß ohne einen neuen Regen von oben tieferes geistliches Leben keine dauernde Gestaltung auf Erden hervorzubringen vermöchte. Möttlingen und Bad Boll ist von diesem Lichte immer begleitet worden, und nicht ohne Erfolg; wenigstens leise Erhörungen machten sich von Zeit zu Zeit geltend. Jedenfalls bekam im Lauf der Jahrzehnte die ganze Sache eben in dieser Bitte einen festen Halt, und schon das Bitten um den Heiligen Geist brachte die Gemüter derer, die es redlich meinten, dem Heiligen Geiste wenigstens nahe. Die liebe Heimgegangene besonders lebte und webte mit fröhlicher Zuversicht in diesem Bitten und sah in jeder Freundlichkeit des Lebens einen Gnadenwink von seiten Gottes, als Antwort auf dieses Bitten. So kam es denn auch zu einem beständigen Warten; so reich auch das Leben in Möttlingen und Bad Boll an Gelegenheit war, zu arbeiten und unter der Arbeit für schon vorhandene Bezeugungen des Geistes Gottes zu danken, so sehr wurde doch ein beständiges Warten auf himmlische Kräfte zu allem und jedem Tagesgeschäfte der lieben Heimgegangenen zur anderen Natur. Ganz von selbst bekam dieses Warten das Ziel auf die letzte Erscheinung Jesu Christi. Ein wartendes Glaubensleben regierte alles Denken und Arbeiten, und im Lauf der Zeiten auf den verschiedenen Stufen, auf welche der Heiland die liebe Heimgegangene stellte, klärte sich dieses wartende Glaubensleben mehr und mehr ab als eine in ihr selber liegende reine Gotteskraft, vom Heiland selbst gegeben, so daß alles irdische Leben davon umglänzt wurde. Je harmloser und einfältiger die liebe Heimgegangene daran festhielt, desto wirksamer drang dieser Sinn und Geist durch alles hindurch, so daß auch fremdere Persönlichkeiten, mit denen sie in freundschaftlichen Verkehr kam, großen Eindruck davon bekamen.“

Diese Schilderungen geben uns die willkommene Erklärung für den freundlich ernstesten, wohltätigen Einfluß, der von ihr ausging. Wie die „goldne Abendsonne“ bestrahlte ihr stilles Wesen alles mit sanftem, feierlichem Lichte; doch glänzten diese Strahlen – im Einklang mit obiger Schilderung – mehr und mehr wie Morgenlicht, und besonders war ihr letzter Kampf, ihr schweres, schmerzhaftes Leiden, welchem ein wunderbarer Aufschwung zur Genesung folgte, und dann ihr unerwartet rasches, fast unmerkbar erfolgendes Scheiden von solchem Morgenlichte umweht.

Damit sei das reiche Lebensbild des seligen Blumhardt abgeschlossen. In Hebr. 13, 7. 8 sind wir ermahnt, beim Andenken an heimgegangene Gottesmänner zu bedenken, daß der eigentliche Kern und Inhalt ihres Wesens, Jesus Christus, uns bleibe, denn Er sei gestern und heute und in Ewigkeit derselbe. Das haben auch unsere lieben Freunde in Bad Boll erfahren dürfen.

Mich dünkt aber, in dem Leben, das wir nun betrachtet haben, ist uns vielfach Jesus Christus entgegengetreten, um uns in neuem Lichte zu zeigen, wer E r w a r, w e r E r i s t, wer E r s e i n w i r d.

Diesem Zwecke hat Blumhardt sein Leben geweiht, und für denselben war es sichtlich von höchster Hand bestimmt. Es hat reichlich dazu dienen dürfen, daß Jesus Christus als der Heiland der Welt zum Heile der Verlorenen verherrlicht werde, und wird noch weiter dazu dienen und an seinem Teile dazu beitragen, daß bald geschehe, was mir bei Schluß der ersten Auflage die Tageslosung in die Feder gab (Psalm 72, 19):

„Alle Lande müssen Seiner Ehre voll werden. Amen, Amen.“